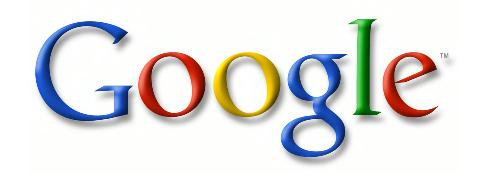

Google



c

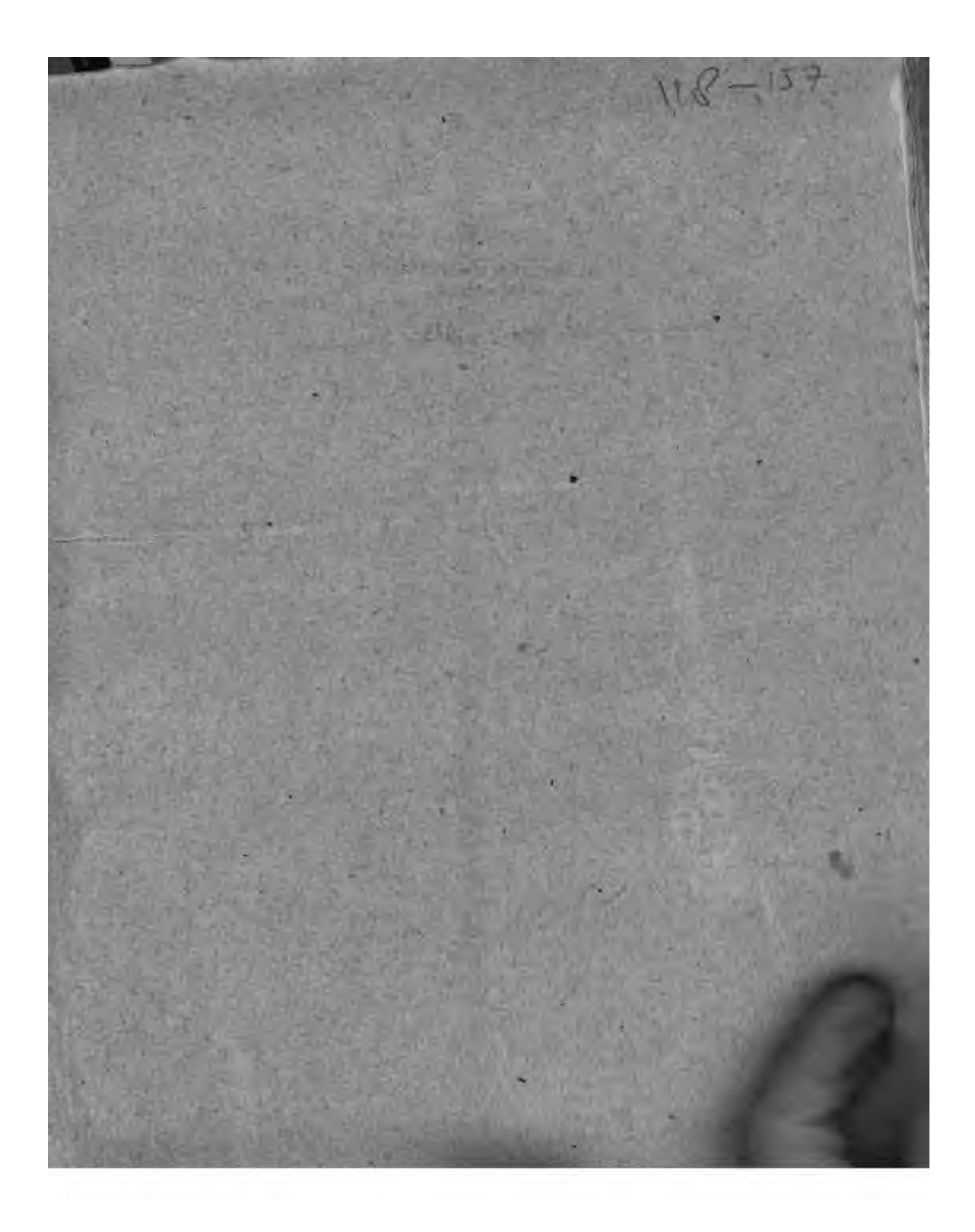
Bnatzeum –

Franz Petter'sche

Volks- und Schulbibliothek

N° 256.




118-137

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 1. und Mittwoch den 3. October 1810.

Immer sichtbarer wurde der Übergang aus den Zeiten ausschließlicher Größe der Burgen und Klöster in solche, wo Würde und Genuß allgemeiner verbreitet wurde, wozu das Beyspiel der schweizerischen Freyheit sehr viel beytrug. Die Sterblichen, welche die nie stillstehende Arbeit der Natur nach dem Maßstabe ihres Daseyns beurtheilten, erschöpften sich auch damahls in vergeblichen Klagen und Kämpfen über das Werk der Zeit. Aber was geschehen sollte, wurde, wie immer, durch den Widerstand nur noch befördert. Die Freyheit nach jenen alten Begriffen war eine von Willkühr unabhängige, inwohnende Würde des Menschen; der Adelstand, die Classe freyer Landeigenthümer, in deren Hand hauptsächlich die Landwehre war. Angestammte lebenslängliche Bereitschaft zu Selbstaufopferung für die Erhaltung des Ganzen war die Auszeichnung und nächst geschickter Waffenführung reine Geisteshoheit die Haupteigenschaft der edlen Ritter. Von dem Blute, von der ersten Bildung des Mannes, dessen Väter nie sich knechtisch hingeworfen, wurde höherer Sinn erwartet. — Dadurch fiel der Adel, weil er in dem Wahn, zu allem geboren zu seyn, der Mühe unwerth glaubte, es zu verdienen, und, über seinen Ursprung unwissend, gegen die neue Zeit mit Rohheit kämpfte, oder der Herabwürdigung sich hingab.

Johann von Müller.

(118 und 119.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1530.

Am 22. März nahm der Kaiser seinen Weg über Castelfranco, am 23. über Correggio, und am 24. über Gonzaga nach Mantua, wo selber vom 25. März bis auf den 20. Aprill verblieb, und die Markgrafschaft Mantua zu einem Herzogthum erhob. Hier starb der Oberst-Stallmeister Graf von Montfort.

Am 20. Aprill kam der Kaiser nach Peschiera, am 21. nach Dolca, am 22. nach Ala, am 23. nach Roverbella, vom 24. bis 28. war derselbe zu Trient, und war am 28. zu Neumarkt, am 29. zu Botzen, am 30. zu Brixen, am 2. May zu Sterzing, am 3. zu Matrey, und am 4. zu Innsbruck, wo der Cardinal Gattinara starb und dem Herrn von Granvella die kaiserlichen Siegel übergeben wurden.

Am 5. Juny kam selber nach Schwatz, wo 14000 bewaffnete Bergknappen paradirten, am 7. nach Kufstein, am 8. nach Rosenheim, am 9. nach Balley, und vom 10. bis 14. war selber zu München, an diesem letztern Tage zu Bruck, und kam endlich am 15. Juny nach Augsburg, wo er dem zweyten Reichstage persönlich beywohnte, und bis auf den 23. November verblieb.

Auf der Rückreise nach den Niederlanden erfuhr der Kaiser den Todfall der Erzherzoginn Margarethe zu Cöln, wo er für selbe die Exequien abhalten ließ. Daselbst wurde auch sein Herr Bruder Ferdinand zum römischen König erwählt.

1531.

Am 7. Jänner erhoben sich der Kaiser und römische König nach Bergham, waren am 8. und 9. zu Jülich, und kamen am 10. nach Aachen, wo die Krönung des römischen Königs erfolgte, welcher zu Aachen zurück blieb, der Kaiser aber nahm den 15. Jänner sein Nachtlager zu Mastricht, verblieb am 16. und 17. zu Lüttich, war am 21. zu Namur, und verblieb vom 28. Jänner bis auf den 13. März zu Brüssel, vom 13. bis auf den 16. März aber zu Löwen, von 17. bis auf den 20. zu Mecheln, den 20. zu Antwerpen, den 24. zu Gent, den 3. Aprill zu Termond, und vom 4. Aprill bis 26. November zu Brüssel, vom 28. Nov. bis auf den 12. December zu Dornach, wo der Kaiser sein drittes Capitel vom goldenen Vließe hielt.

Den 12. kehrte der Kaiser zurück nach Ast, kam am 13. nach Eggen, und verblieb vom 14. Dec. bis auf den [illegible]. Jänner des folgenden Jahres zu Brüssel, daselbst ward der Herr Johann von Hainn, Herr von Bosse, zum Oberst-Stallmeister, der Herr von Rie zum ersten Somelier, und der Herr von Peloux zum Kammerherrn ernannt. Se. Majestät versammelte die niederländischen Stände, stellte ihnen die neue Statthalterinn Königinn Maria, seine Schwester vor, traf die nöthigen Anstalten zur Verwaltung der verschiedenen Provinzen, und beurlaubte sich von den Ständen.

1532.

Am 17. Jänner nahm der Kaiser von seiner in Brüssel zurück gebliebenen Frau Schwester Abschied, und begab sich nach Löwen, am 18. nach Diest, am 19. nach Tongern, am 21. nach Mastricht, am 23. nach Aachen, am 24. nach Jülich, und blieb vom 25. bis auf den 29. zu Cöln, und am 29. zu Bonn, am 30. zu Andernach und am 31. Jänner zu Coblenz

Am 1. und 2. Februar war selber zu Boppart, am 3. zu Bergbingenhelm, und vom 4. auf den 9. zu Mainz. Am 9. zu Birhis, am 10. zu Neuschloß, am 13. zu Heidelberg, am 15. zu Bichingen, am 16. zu Stuttgard, am 17. zu Schorndorf, am 18. zu Gemünd, den 20. zu Dosimd, am 21. zu Dünkelsbühl, am 22 zu Gengenbach. Am 23. zu Stein, am 24. zu Neumark, am 26. zu Sesenburg, am 27. zu Linnflecken, und vom 28. Februar bis auf den 8. September zu Regensburg, wo selber seinem dritten Reichstage beywohnte.

Auf einer Jagd hatte sich der Kaiser während der Reise am Fuß stark verletzt. Am 8. Sept. kam der Kaiser mit dem römischen König nach Straubing, am 9. nach Osterhofen, am 10. nach Passau, und traf am 4. October zu Wien ein. Von wo selber am 13. November nach Bologna abreiste, und bis auf den 28. Februar des folgenden Jahres daselbst verblieb.

1533.

Am 28. Februar kam der Kaiser von Bologna auf Modena, am 2. März auf Reggio, und verblieb vom 28. März bis auf den 9 Aprill zu Genua, wo er sich nach Spanien zurück einschiffte. Am 10. bestieg die Herzoginn von Savoyen mit ihrem ältesten Prinzen zu St. Remo das Schiff, mußte aber am 11. wieder ans Land fahren, weil sie das Meer nicht ertragen konnte.

Der Kaiser setzte seine Reise mit dem Prinzen bis in die Gegend von Marseille fort, wo ihm der Graf von Trede, Gouverneur der Provence, und der Capitän Jonas, im Nahmen des Königs von Frankreich ihre Dienste anbothen, Se. Majestät nach Marseille einluden, und mit Erfrischungen bedienten, da selber aber die Flotte nicht verlassen wollte, den Marchese del Guasto, den Commendator Major d'Alcantara, den Herrn de la Chaux, und andere in Marseille herrlich bewirtheten. Als der Wind günstig wurde, setzte der Kaiser seine Reise fort, und erreichte am 21. Aprill die Küste von Roussillon, wo er nur mit dem Herzog von Alba, dem Grafen von Benevent, und einigen Herren von seiner Hofstatt sich an das Land setzen ließ, und mit Postpferden zu der Kaiserinn nach Barcellona fuhr, wohin am 15. Aprill die übrige Flotte nachkam und wo man bis auf den 10. Juny verblieb. Aber schon am 19. Juny war der Kaiser wieder nach Barcellona gekommen; weil seine Gemahlinn gefährlich erkrankte. Am 8. July kam selber nach Montison zurück, und verblieb daselbst bis auf den vorletzten December.

1534.

Am 15. Jänner kam der Kaiser nach Madrid, am 12. Februar nach Toledo. Am 20. July war selber zu Morad, am 22. zu Portillo, am 24. zu Val S. Martino, vom 27. bis auf den 5. October zu Palenzia, und vom 10. October bis auf den 2. März des folgenden Jahres zu Madrid.

1535.

Am 2. März war der Kaiser zu Alcala, vom 13. März bis auf den 18. May aber zu Saragossa, an welchem Orte die Vermählung des Pfalzgrafen Friederichs *) mit der Prinzessinn Dorothea von Dännemark zu Stande kam.

Se. Majestät kam nach Barcellona, um den Zug nach der Barbarey vorzunehmen, und den König von Tunis wieder einzusetzen, welches Reich Barbarossa gewaltthätig an sich gerissen, und die benachbarten Seeküsten beunruhigt hatte. Am 1. May kam Doria mit 20 Galeeren zu Barcellona an; zur nähmlichen Zeit erschien Alvaro de Bassan, Capitän der 12 spanischen Galeeren, und etwas später der Vicekönig von Granada mit 50 Schiffen, 5 Caravellen und einer Galeere, welche der König von Portugall dem Kaiser zu Hülfe schickte. K. Carl wollte der Musterung seiner Edelleute am 20. März persönlich beywohnen, deren 1500 waren. Er bestieg am 3. May zu Majorca die Flotte, und kam den 3. Juny nach Mahon, einem kleinen Ort in Minorca. Am 10. überfiel den Kaiser ein so heftiger Sturm, daß am 11. kein Schiff vom andern einige Wissenschaft hatte. Am 12. landete selber mit seiner Flotte zu Cagliari in Sardinien, wo 12,000 Mann Deutsche, Italiener und Spanier neben der bereits auf der Flotte befindlichen, eine gleiche Anzahl ausmachenden Bemannung eingeschifft wurden. Hier vereinigten sich auch die übrigen Schiffe mit der Flotte in einer solchen Anzahl, daß Se. Majestät mit 300 Segeln am 6 Juny zu Carthogo in Afrika anlangte. — Da die Geschichte der Eroberung von Tunis hinlänglich bekannt ist, so beschränke ich mich hier anzuführen, daß der Kaiser am 17. August wieder auf seinem Schiffe übernachtete, und am 22. zu Trapani in Sicilien landete, wo selber bis auf den 1. September verblieb, und am obigen Tage nach Arcamonta kam. Vom 3. bis 12. blieb selber zu Montreal und sodann bis auf den 13 Oct. zu Palermo. Die hier versammleten sicilianischen Stände bewilligten dem Kaiser neben der gewöhnlichen Steuer 150,000 Ducaten in 3. Terminen zahlbar. Hier verblieb Don Fernando de Gongaza als Vicekönig zurück. Vom 21. October bis 2. November verweilte der Kaiser zu Messina, passirte an diesem Tage die Meerenge am Faro, und übernachtete in Calabrien. Vom 25. November bis auf den 22. März 1536 residirte selber zu Neapel, wo viele Turniere, und andere Lustbarkeiten abgehalten wurden.

In Neapel kam die Nachricht vom Tode des Herzogs von Mailand, und von jenem der Königinn von England.

In Neapel erfolgte auch die Vermahlung des Herzogs Alexander von Medicis, mit der natürlichen Tochter des Kaisers, Margarethe, Herzoginn von Parma. Auch vermählte sich Philipp von Lannoy, Prinz von Salmona, Sohn des Vicekönigs Miegovals, mit der Wittwe des Ludwig Gonzaga, Isabella Colonna, Herzoginn von Trajetto.

1536.

Am letzten März langte der Kaiser in dem Kirchenstaate zu Terracina an, wo ihm ein Erzbischof und 3 Bischöfe von Seite des Papstes entgegen kamen. Am 1 Aprill traf selber zu Beletrie ein, und fand zu seinem Empfange die Cardinäle Trivulci und S. Severino. Am 2. Aprill kam der Kaiser nach Simonette, dem Hause Orsini gehörig, am 3. nach Arena, dem Ascanio Colonna zuständig, wo die zwey Cardinäle Farnese und Santa Fiora ihm im Nahmen des Papstes entgegen kamen, am 4. nach S. Paulo bey Rom, wo zwölf Cardinäle erschienen, und am 5. nach Rom. Außer der Stadt erwarteten den Monarchen die Consuln, der Adel und die Bürgerschaft, die gesammte Clerisey, der päpstliche Hofstaat, und Cardinäle, mit Ausnahme von zweyen, welche bey dem

*) Seine erste, unglückliche Liebe war des Kaisers Lieblingsschwester Eleonore, nachher Königinn von Portugall und dann von Frankreich, und zwischen diesen Ehen, Bourbons Braut.

Papste verblieben, der den Kaiser auf der Treppe vor der Peterskirche erwartete.

Am Osteronntag den 16. Aprill war der Kaiser bey der feyerlichen, päpstlichen Messe zugegen, und sang das Evangelium.

Am 17. Aprill hielt der Kaiser in Beyseyn des Papstes, des Collegiums der Cardinäle, der Gesandten von Frankreich und Venedig, auch mehrerer Herren und Prälaten die berühmte Rede, wo er das Betragen des Königs von Frankreich von Anfang seiner Regierung her anführte, und entweder einen standhaften Frieden, oder einen Zweykampf antrug, dessen Preiß entweder Burgund oder Mailand für den Sieger werden sollte.

Den 18. Aprill nahm der Kaiser von Sr. Heiligkeit Abschied, und wurde von den gesammten Cardinälen bis an die Gränzen des Kirchenstaates begleitet. Das Nachtlager war zu Monte Rosa. Am 21. war selber zu Aqua pendente, am 22. zu Peruggia, am 23. zu Monasterio bey Siena, wohin der Oberst-Hofmeister, Graf von Roeux, auf der Post nachfolgte, am 27 war der Kaiser zu Siena, wo der Cardinal von Lothringen, von Seite des Königs von Frankreich, anlangte, und noch an diesem Tage nach Rom abreiste; der Kaiser aber nahm sein Nachtlager zu S. Cassiano, und traf am 28 zu Florenz ein. Auf dem Wege erschienen auch der Herzog Wilhelm von Bayern, und der Herzog von Braunschweig, auch der Markgraf von Brandenburg bey Sr. Majestät.

Am 4. May kam der Kaiser von Florenz auf Pistoja, am 5. nach Lucca, wo der Cardinal von Lothringen zurück eintraf. Am 13. nach Volari, von wo dieser Cardinal nach Frankreich zurück kehrte, am 14. nach Pontremole, wo der Bischof von Chalons eintraf, am 16. zu Fornovo, wo der Bruder des Herzogs von Ferrara, Don Francesco in kaiserl. Dienste trat.

Am 26. May war der Kaiser zu Asti, von welchem Orte aus der französische Gesandte, Volly, durch einen kaiserlichen Trompeter bis an die Gränze von Frankreich begleitet wurde.

Hierher kam auch der Pfalzgraf Philipp, die Herzoginn von Savoyen und Mantua, und der Pfalzgraf von Saluz, welcher in französischen Diensten war, und nun zu seinem natürlichen Herrn zurück kehrte. Am 22. Juny brach der Kaiser zu Asti auf, und kam nach Alba, am 23. nach Savigliano, wo auch die Cardinäle Trivulci und Caraccioli eintrafen, deren ersterer zum König von Frankreich, letzterer aber zum Kaiser, als päpstliche Legaten bestimmt waren. Hier kam auch der kaiserliche Gesandte am französischen Hofe, Herr von Likerte zurück. Von Savigliano aus wurde ein Corps zur Belagerung von Turin abgeordnet. Der Kaiser hielt auch Fossano belagert, wo sich der Herr von Montpesat ergeben mußte, und mit seiner Besatzung freyen Abzug nach Frankreich erhielt. Zu dieser Zeit nahmen die Franzosen den Georg Capusman mit 300 leichten Pferden gefangen, welcher in französische Dienste trat, im Jahr 1537 bey Terouane gefangen, und zu Wilword geköpfet ward. Hier wurde nach verschiedenen Berathschlagungen der Zug nach Frankreich beschlossen, und mit einer sehr beträchtlichen Macht aufgebrochen. Der Kaiser zog bey Nizza vorbey, und kam bis nach St. Lorenz in der Provence, wo die ganze Macht zur See und zu Lande zusammen traf, und ein großer Kriegsrath über die künftigen Operationen gehalten wurde. Vor seinem Abmarsche erhielt der Kaiser Nachricht, daß der Fürst von Melphi und Salerno, Antibes hinweg genommen hatte. Doria nahm in selber Gegend sein Nachtlager, marschirte sodann nach Feria, und bekam den Rapport, daß Fernando Gonzaga bey Brignoles auf die Herren von Montezan und Boissy mit 300 Lanzen und 600 wälschen Infanteristen unter dem Paul Rienzo gestoßen sey, und solche geschlagen habe, worauf der Kaiser am folgenden Tage in Brignoles seinen Einzug hielt, und über St. Maximin nach Aix kam, wo sich der Kaiser lagerte, und durch 23 Tage zuwartete, ob ihm der König von Frankreich eine Schlacht liefern würde, nachdem er schon auf 55 Meilen in seinem Lande vorgedrungen war. Indessen nahm Don Fernando de Gonzaga bis an die Thore von Arles Streifereyen vor. — Der Kaiser selbst wollte die Lage von Marseille in Augenschein nehmen, und kam an einem Morgen bis an die Stadtthore. Er hatte nur zwey Personen zu seiner Begleitung, nähmlich den d'Andelot und den Hauptmann Milort. Nahe an der Stadt nahmen sie drey Feinde gefangen. Zu dieser Zeit starb Anton de Leyva, und im August Cesare Fregoso.

Da von der Annäherung des Königs von Frankreich nichts zu vernehmen war, und sich hingegen der Winter näherte, so marschirte der Kaiser am 12. September an der Seeküste in ordentlichem Marsche nach Genua, wo selber bis auf den 18. November verblieb, und sich an diesem Tage nach Spanien einschiffte, aber auf der Seefahrt mehrere Schiffe verlor, und am 26. December zu Barcellona landete, von dort hingegen sich zu der Kaiserinn nach Valladolid begab, und sich daselbst bis auf den Aprill des folgenden Jahres aufhielt.

1537.

Im Monath Aprill begab sich der Kaiser von Valladolid nach Montison, wo die Stände versammelt waren.

In der Zwischenzeit hatte der König von Frankreich Hesdin eingenommen. Hingegen marschirte der niederländische General aus Arras nach St. Pol, das er nach 6 Tagen mit Sturm einnahm, wo 400 Edelleute und hommes d'armes blieben, von dort kam er vor Montreul, welches sich mit Capitulation ergab, und belagerte sodann Terouane.

Die zwey Schwestern des Kaisers, die Königinn von Frankreich (Eleonore), und die Statthalterinn der Niederlande, verwittwete Königinn von Ungarn (Maria), vermittelten hierauf den Waffenstillstand von 9 Monathen, welcher durch die kaiserlichen Commissarien von Molenbay, und von Likerke mit dem französischen Abgeordneten Mr. de S. Andre zu Bonny bey Terouane verabredet, und durch den Bastard von Faillaip über Frankreich dem Kaiser bekannt gemacht wurde. Von Seite des Königs von Frankreich kam der Herr von Vely nach Montison, welcher einen Waffenstillstand von drey Monathen für Italien zu Stande brachte, in welchem Zeitraume der Herr von Granvella und der Commendator Major von Leon mit kaiserlicher Vollmacht zu Siennes, auch der Cardinal von Lothringen, und der Connetable, mit königlicher Vollmacht zu Leucate eintreffen, und ihre Sitzungen an dem französisch-spanischen Gränzorte Caucgou de Cyton eröffnen sollten, um einen standhaften Vergleich zu schließen, welche auch ihre erste Sitzung am 29. December hielten, und nach einigen Zusammenkünften einen ferneren Waffenstillstand auf weitere drey Monathe verabredeten. In der Zwischenzeit sollte der Kaiser in Villa franca,

der Papst, welcher sehr eifrig an den Frieden arbeitete, zu Nizza, und der König von Frankreich zu Villanova eintreffen, worauf sich die Gesandten nach Hause begaben.

Von Montison verfügte sich K. Carl zu der Kaiserinn nach Valladolid.

(Die Jahre 1538 und 1539 finden sich bereits in der Nummer 3. vom 5. Jänner dieses Archives.)

1540.

Am 1. Jänner kam dieser erhabene Verein (Carl V. und Franz I. ꝛc.) auf Mittag nach St. Antoine des Champs, und Abends nach Paris.

Der Kaiser stieg zu Notre Dame de Paris ab, und begab sich sodann in den königlichen Pallast, wo die Zeit bis auf den heil. drey Könige Tag in Lustbarkeiten zugebracht wurde.

Am 7. Jänner kam die ganze Gesellschaft auf Mittag nach Madrid*), und auf die Nacht nach St. Denis, am 15. endlich nach St. Quentin, wo der Kaiser seinen Abschied nahm, und am 20. in Gesellschaft des Dauphins, Herzogs von Orleans, Cardinals von Chatillon, Connetables, der Herzoge von Vandome und Nevers, und anderer französischer Herren, mit 1000 Pferden auf Mittag nach St. Martin, und auf die Nacht zu Cambray anlangte. Hier kam Sr. Majestät der Herzog von Archot, welcher das Wort führte, der Prinz von Oranien, der Graf von Roeux, Oberst-Hofmeister, der Graf von Büren, der Prinz von Chimay, der Graf von Bergen, der Graf d'Espinoy, der Herr de Beüre, Admiral, der Herr von Praet, der Herr von Brederode, der Seneschall von Hennegau und andere niederländische Herren, der Herr von Courieres mit den 100 Arcieren alle in tiefer Trauer gekleidet, mit 2000 Pferden entgegen. Der Kaiser speiste im Quartiere des Dauphins. Am 21. kamen sie nach Valenciennes, wo sie von der verwittweten Königinn Maria und der Herzoginn von Mailand mit einem zahlreichen Gefolge, empfangen, und bewirthet wurden, bis die französischen Prinzen und Herren am 24. ihren Rückweg nach Cambray nahmen, wohin sie von dem Prinzen von Oranien, den Herzog von Archot, und anderer Herren begleitet wurden.

Am 26. Jänner kam der Kaiser und die Königinn Maria auf Mittag nach Bossy, auf die Nacht nach Mons, am 28. auf Mittag nach Rouex, auf die Nacht nach Nitrels, und verblieb vom 29. Jänner bis 9. Februar zu Brüssel, wo er sodann nach Ast kam. Am 10. war selber zu Terremonde, und am 14. zu Gent, wo er mit der Königinn, vielen niederländischen Herren, den hommes d'armes, und 5000 Deutschen zu Fuß den Einzug hielt, und bis auf den 12. May verblieb. Hier wurden 13 Hauptanführern der Rebellion die Köpfe abgeschlagen, und eine Citadelle zur Zähmung der unruhigen Stadt erbauet. In der Zwischenzeit kam der römische König Ferdinand nach den Niederlanden, auch starb daselbst der Graf von Hogstraten. Am 12. May traf der Kaiser in Vanlo ein, und kam am 13. nach Antwerpen, wohin auch der Churfürst von Cöln kam. Am 25. May war K. Carl zu Lyern, am 26. zu Mecheln, am 29. zu Löwen, am 31. May zu Bürn, am 1. Juny zu Grönendal, und vom 3. bis auf den 15. zu Brüssel. Am 15. zu Termond, am 16. zu Gent, am 19. zu Eschere, am 21. Juny zu Brüge. Am 13. July kam er über Meer nach Vliessingen, am 14. nach Middelburg, am 16. nach Vern, am 17. nach Tirguso, am 18. nach Zirisee, am 19. nach Vinstope, am 20. nach Nieuherre, am 21. nach Dordrecht, am 23. nach Rotterdam, am 24. auf Mittag nach Delft, auf die Nacht nach Haag. Am 11. Aug. auf Harlem, am 12. nach Amsterdam, am 14. nach Utrecht, am 19. nach Gorkem, am 20. nach Hesden in Brabant, am 22. nach Herzogenbusch, am 23. nach Lierre, am 25. nach Breda, am 27. nach Bergen, am 29. nach Antwerpen, am 30. nach Mecheln, und am 31. nach Brüssel, wohin die gesammten Stände der Niederlande berufen waren. Nachdem Se. Majestät die nöthigen Anstalten getroffen hatte, wurde auf die deutschen Reichsgeschäfte der Bedacht genommen.

*) Das von Franz zur Eludirung des Versprechens, sich in Madrid zu stellen, erbaute und so benannte Lustschloß.

Im October ging der Herr von Granvella von Brüssel nach Worms, zu dem Religionsgespräche ab, traf daselbst am 22. Nov. ein, und hielt in dem Convente eine lange Rede in Absicht auf die Herstellung der christlichen Einigkeit.

Am 27. October nahm der Kaiser eine Promotion im Orden des goldenen Vließes vor, und kam am 29. nach Alost, am 31. October nach Gent, am 2. November nach Udenard, am 3. nach Gorkum, am 5. nach Dornach, am 7. nach Lille, am 9. nach Ipern, am 13. Nov. nach Cassel, am 14. nach Gräveling, am 15. nach St. Omer, am 18. nach Aire, am 20. nach Bethune, am 21. nach Alen in Artois, am 22. nach Arras, am 25. nach Bapaulmeder, am 26. nach Douay, am 28. Nov. nach Valenciennes. Am 18. Dec. nach Quesnoy, am 20. nach Arennes, am 22. nach Beaumont, am 23. nach Flery, am 24. nach Namur, am 27. nach Senan, am 28. nach Manseen Famine, am 29. nach la Roche, am 30. nach Bastaigne, und am 31. December nach Arlon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich und Katt.

(Fortsetzung.)

Der Kriegsrath ward indeß am 1. November versammelt. Da ich ohnehin Unruhe genug hatte, verbarg es mir meine Hofmeisterinn um so mehr, da sie wußte, daß meines Bruders Schicksal darin entschieden werden sollte. Obschon ich damahls mit dem, was sich begab, nicht bekannt war, will ich, um den Faden der Geschichte nicht zu unterbrechen, die Entwicklung jener schrecklichen Begebenheit hierher setzen.

Das Kriegsgericht ward in Potsdam gehalten; es bestand aus zwey Generalmajoren, zwey Obersten, zwey Oberstlieutenants, zwey Majors, zwey Hauptleuten und zwey Lieutenants. Die ganze Armee mußte das Loos ziehen, denn jeder entschuldigte sich, dabey zu seyn. Es traf die General-Majors Dönhoff und Linger; die Obersten Derchow und Pannwitz; der Oberstlieutenants und Majors erinnere ich mich nicht mehr, aber die Hauptleute waren Einsiedel, und ein anderer aus dem Regimente des Königs. Sie gaben alle ihre Stimme durch eine Stelle aus der heiligen Schrift. Dönhoff und Linger stimmten auf Verzeihung, aber Einsiedel, Derchow und die andern, lauter Kreaturen von Grumbkow und Günstlinge des Königs, verurtheilten meinen Bruder und Katt zum Schaffot — ein unerhörtes ungeheures Urtheil für ein polizirtes Land. Nun machte Seckendorf den Vermittler, bath um Gnade für die beyden Verbrecher,

besonders für meinen Bruder, die er aber nur sehr mühselig erhielt, denn die Wuth meines Vaters war aufs höchste gestiegen, und für Katt konnte er nichts erlangen. Sein Urtheil ward ihm also verkündigt. — Ohne das Gesicht zu verändern, hörte er es mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit an. „Ich unterwerfe mich, sagte er, dem Willen des Königs und der Vorsehung. Ich kann ohne Schrecken sterben, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen, und sterbe für eine schöne Sache." Darauf bereitete er sich mit Ergebung zu dieser schaudervollen Prüfung vor. Den folgenden Tag meldete man ihm, daß der König für gut fände, sein Urtheil an einem andern Orte vollziehen zu lassen. Diese Nachricht schien ihn in Verwunderung zu setzen, er gewann aber seine Fassung bald wieder. Sobald er allein war, rief er den wachthabenden Offizier, gab ihm die Dose, in welcher sich meines und meines Bruders Bildnisse, von seiner Hand gemahlt, befanden, und sagte: Behalten Sie sie, und gedenken Sie meiner zuweilen; zeigen Sie aber diese Gemählde niemand, das könnte nach meinem Tode den erhabenen Personen, die sie darstellen, Schaden thun." — Nachher schrieb er drey Briefe: an seinen Großvater, seinen Vater und seinen Schwager. Wie der Geistliche zu ihm kam, sagte er: „Ich habe vor Gott sehr gefehlt. Mein zu großer Ehrgeitz hat mich zu vielen Fehlern verleitet, die ich von Herzen bereue. Ich traute meinem Glücke, die Gunst des Kronprinzen verblendete mich dergestalt, daß ich mich selbst nicht kannte. Jetzt fühle ich die Eitelkeit aller irdischen Dinge, ich bereue meine Sünden, und wünsche den Tod als den einzigen Weg zu einem sichern und ewigen Glücke." — Der Tag ging mit solchen Gesprächen hin. Gegen Abend kam der Major Schenk mit Thränen in den Augen, und sagte zu ihm: „Alles ist zu Ihrer Abreise bereit. Der König hat mir befohlen, bey Ihrer Hinrichtung gegenwärtig zu seyn, und Sie an den Ort, wo sie Statt haben soll, zu begleiten. Ich habe das traurige Amt zwey Mahl abgelehnt, allein der König trug mirs so ausdrücklich auf, daß ich gehorchen muß. Wollte doch Gott, sein Herz hätte sich gewendet, und ich hätte Ihnen Gnade verkünden können." Katt antwortete: „Sie sind sehr gut; aber ich möchte mein Schicksal nicht tauschen. Ich sterbe für einen Herrn, den ich liebe, und gebe ihm dadurch den größten Beweis von Ergebenheit, den man fordern kann, und mich erwartet eine Seligkeit ohne Ende." — So stieg er lächelnd und heiter in den Wagen, und sagte mehrern Offiziers und gemeinen Gensdarmes, die sich, ihn vorbeygehen zu sehen, versammelt hatten, Lebewohl. Erst früh um 9 Uhr kam er nach Küstrin. Das Blutgerüst war vor den Fenstern meines Bruders errichtet; vor diesem hatte man die Gitter abgenommen, und es erweitert, damit man mehr sehen konnte; das Gerüst war von gleicher Höhe, wie das Fenster, und nur einige Schritte davon entfernt. Sobald sie innerhalb der Festung waren, sagte Schenk: „Seyn Sie standhaft, lieber Katt, Ihnen steht eine grausame Prüfung bevor. Sie sind in Küstrin, und werden den Kronprinzen sehen." — Sagen Sie vielmehr, rief Katt, daß mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken konnte. — Mein unglücklicher Bruder hatte indeß den Tag zuvor alle diese Vorkehrungen treffen sehen, ohne ihren Endzweck zu errathen, er erwartete sein eigenes Todesurtheil. Früh kam der Festungs-Gouverneur, General Lepel, und der Präsident Münchow in sein Gefängniß, und bemühten sich, ihn so gut als möglich zu der traurigen Nachricht, die sie ihm zu überbringen hatten, vorzubereiten. Man brachte ihm ein braunes ganz einfaches Kleid, ganz von demselben Stücke, wie das, welches Katt trug — er hat es nachher nie mehr ablegen wollen, bis es ihm stückweise vom Leibe fiel. — Kaum hatte er gehört, was ihm bevorstand, als die schrecklichste Verzweiflung ihn ergriff, aber sie stieg noch viel höher, wie man ihn nöthigte, an das Fenster zu gehen. Er wollte sich herausstürzen — man hielt ihn zurück. Nun rief er in der heftigsten Angst: „Um Gottes Willen, verschiebt die Hinrichtung! Ich will dem König schreiben, ich will mit aller Feyerlichkeit der Krone entsagen, wenn ich nur Katts Leben erhalte. Wie er ihn das Gerüst besteigen sah, rief er: „Ich bin unglücklich, theurer Katt! Ich bin Ursache an deinem Unglück! O wäre ich doch an deiner Stelle!" — Hätte ich tausend Leben, mein gütiger Fürst, ich opferte sie Ihnen auf, antwortete Katt, indem er niederkniete. Einer seiner Bedienten wollte ihm die Augen verbinden: er litt es nicht, erhob seinen Geist zu Gott und rief: Mein Gott, ich befehle dir meine Seele: — Kaum hatte er diese wenigen Worte ausgesprochen, als sein Kopf zu seinen Füßen lag, aber noch im Fallen streckte er seine Hand nach dem Fenster aus, wo mein Bruder stand. Der arme Prinz war in Ohnmacht gefallen; man trug ihn auf sein Bett, wo er mehrere Stunden sinnlos lag, und bey seinem Erwachen überfiel ihn ein heftiges Fieber. Sein Zustand ist nicht zu beschreiben! Katts Leichnam war so gelegen, daß er seinen Anblick gar nicht vermeiden konnte. Da man sich gar nicht zu helfen wußte, und die Ärzte für sein Leben fürchteten, berief man einen Geistlichen; allein alle diese heftigen Bewegungen beruhigten sich nicht, ehe seine Kräfte völlig erschöpft waren. Eine gänzliche Schwäche besänftigte einigermaßen seinen stürmischen Schmerz, er vergoß Ströme von Thränen, und blieb lange in tiefer Schwermuth versunken; selbst jetzt darf man dieses schrecklichen Trauerspieles nicht gegen ihn erwähnen. Katts Leichnam blieb bis Sonnenuntergang auf dem Blutgerüste liegen, dann ward er in einem Winkel der Bastionen zur Erde bestattet.

Die Hunde als Hülfstruppen.

Die Engländer haben im Jahre 1658 die Insel Jamaika von den Spaniern erobert. Der Admiral Penn und der General Venable leiteten mit Glück diese Unternehmung.

Die Spanier hatten kurz vor dieser Eroberung 1500 schwarze Sclaven eingeführt, die sich, sobald ihre Herrn die Insel an die neuen Eroberer übergeben hatten, in die Gebirge flüchteten.

Die englischen Offiziere, welche die Grausamkeit dieser von allen Gesinnungen des moralischen Gefühls ganz entblößten Schwarzen kannten, sagten dem Gouvernement voraus, daß diese Leute für die Colonie der Europäer, die man jetzt zu stiften Anstalt mache, eine ewige und unerträgliche Geißel seyn würden.

Der Erfolg bestätigte die Vorhersagung. Die entlaufenen Wildlinge siedelten sich in unzugänglichen Anhöhen, Waldungen und Felsen an, brachen von dort unversehens aus, raubten, plünderten, mordeten Menschen, und zündeten die Zuckerrohrfelder, die Magazine und Häuser der Pflanzer an.

Durch Entführung der schwarzen Sclaven aus den Pflanzungen, oder auch durch Flüchtlinge, die sich zu ihnen begaben,

wuchs ihre Zahl nach und nach beträchtlich, und pflanzte sich durch die Weiber, die sie bey sich hatten oder aus der Colonie raubten, ansehnlich fort. Auf diese Weise bildete sich im Herzen des Landes ein höchst gefährlicher, sittenloser und gesetzloser Raubstaat.

Man gab diesen Leuten den Nahmen **Marons** oder **Maronen**, dessen Ursprung eigentlich nicht bekannt ist; er müßte denn von **Marrano** herkommen, welches in der spanischen Sprache ein junges Schwein bedeutet, oder von **Simaran**, das soviel als Affe heißt.

Die **Maronen** lebten meistens von der Jagd, und bauten auf ihren Aufenthaltsorten, doch nur spärlich, einige eßbare Gewächse, Baumfrüchte und Wurzeln an; z. B. den oder die Ignames.

Vergebens bothen die Engländer jedem Maron völlige Freyheit und das Eigenthum von zwanzig Acres Land an, wofern sie sich unter den Colonisten ansiedeln und ruhig verhalten wollten. Sie fanden ein freyeres und unabhängigeres Leben gemächlicher, hatten in ihren unermeßlichen Waldungen einen reichen Unterhalt von der Jagd, und litten auch nicht, daß die Pflanzungen der Weißen sich nahe an ihre Wälder dehnten, ohne daß sie bey guter Gelegenheit dieselben sogleich durch Mordbrand vernichteten.

Nun war um der gemeinschaftlichen Sicherheit Willen nichts mehr zu thun, als sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und auf ihre völlige Vernichtung bedacht zu seyn. Allein die Unternehmung war nicht so leicht, als die Colonisten sich das vorstellten. Die Maronen, die alle Schlupfwinkel in ihren Gebirgen und Waldungen wohl kannten, thaten den englischen Truppen im Detail unbeschreiblichen Schaden, ohne daß sie selbst in Masse erreichbar waren, oder ausgerottet werden konnten. Sie wußten sich auch mit Feuergewehr und Pulver zu versehen, und ihr Augenmaß und Schuß war so geübt, daß nie einer seinen Mann fehlte, den er ein Mahl aufs Korn genommen hatte. Die kühnsten und tapfersten Engländer wurden meistens in dem gefährlichen Hinterhalt getödtet, den ihnen die wilden Krieger gelegt hatten.

Man sah sich also immer genöthiget, mit ihnen wieder Friede zu machen, und die Ruhe durch Aufopferungen zu erkaufen. Ein solcher Friede ward ein Mahl im Jahre 1738 geschlossen, der doch immer durch neue Räubereyen und Neckereyen unterbrochen ward. Vergeblich war die Bemühung, diesem wilden Volke Begriffe von Moralität und Religion beyzubringen. Ihre dürftige Sprache war ein Gemisch von allen Dialecten der Westküste von Afrika. Alle blieben dem dümmsten Aberglauben dieses Landes zugethan, die einzige Erbschaft, die von ihren Voreltern auf sie gekommen ist. Doch wirft man der englischen Regierung auch vor, daß sie bey weitem nicht alles gethan habe, um ihren moralischen Zustand durch Unterricht von Missionarien, die man unter sie hätte senden sollen, zu verbessern.

So blieben sie dann in einem habituellen Zustande von Wildheit, der sich noch durch große Unbarmherzigkeit gegen ihre Weiber auszeichnete, die alle schweren Arbeiten außer der Sorge für die physische Erziehung der Kinder verrichten mußten, während die Männer sich dem schändlichsten Müßiggange ergaben. Aber dieß ist einmahl das Loos für das schwächere Geschlecht bey allen ungebildeten Wilden.

Im Jahre 1795 brach unversehens ein neuer und mörderischer Krieg zwischen den **Maronen** und den **Pflanzern** auf **Jamaika** aus. Zwey Maronen wurden auf einem Diebstahle ertappt, den sie an Schweinen verübt hatten. Das Verbrechen war nicht zu läugnen, und jeder der Schuldigen ward nach dem Gesetze vor dem Jury verurtheilt, in dem Zuchthause zu Montebo neun und dreyßig Streiche auf den bloßen Rücken mit der Peitsche zu erhalten. Die Strafe ward von einem Zuchtmeister, welcher der gewöhnliche Aufseher der Gefangenen in diesem Hause ist, vollzogen. Nach ausgestandener Züchtigung schickte man die zerfetzten Diebe zu ihren Landsleuten ins Gebirge zurück.

Auf der Heimreise stießen sie gegen die Weißen Drohungen und teuflische Verwünschungen aus. Bald stimmten sie ihre Landsleute zu gleicher Wuth, denn diese nahmen es insbesondere höchlich übel, daß die Bestrafung im Zuchthause von einem Sclavenaufseher und im Angesicht der Sclaven vollzogen worden.

Wer hätte geglaubt, daß diese Wilden ein solches Ehrgefühl hätten. Sie schickten dem englischen Gouverneur einen feindlichen Absagebrief nach Montebo zu. Der Krieg nahm sogleich einen äußerst schreckbaren Charakter an. Pflanzungen wurden niedergebrannt, Weiber und Kinder ohne Schonung gemordet, und an den Gefangenen abscheuliche Grausamkeiten ausgeübt.

Die Tapfersten der Soldaten und Colonisten, die waffenfähig waren, fielen sogleich bey der Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthums. In allen Familien herrschte Trauer und Verzweifelung.

Vergeblich waren alle Anstrengungen der Truppen, die Maronen in ihren Lagern zu überraschen. Sie legten dieselben abwechselnd zwischen und auf Gebirgen an, wohin meistens nur ein einziger schmaler Fußsteig an den schrecklichsten Abgründen hinführte. Dorthin flüchteten sie ihre Weiber, Kinder, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Ihre jüngern Krieger machten geheime Ausfälle, und erschossen die Engländer im Hinterhalte, ohne daß man ihnen selbst, die der Wege so kundig und gleich wieder flüchtig waren, Schaden zufügen konnte. Zuletzt zog sich der größte Theil des wilden Volkes an einen unzugänglichen steilen Ort zwischen Felsen zusammen, wo sie in Höhlen volle Sicherheit genoßen.

Die Engländer machten nun nach unzähligen Mühseligkeiten den Plan, sie in den Schlupfwinkeln einzuschließen, sodann die Lebensmittel und Jagd ganz abzuschneiden. Um nun diejenigen, die ihnen aus den Hinterhalten so unzählig vielen Schaden zufügten, aufzuspüren, geschah in der Colonialversammlung der Vorschlag, **daß man Hunde kommen lassen solle, die auf diese Gattung von Jagd abgerichtet wären.**

Man erinnerte sich, daß es in den spanischen Amerika eine Art von diesen Hunden gäbe, die zu einer solchen Aufspürung abgerichtet wären. Die Spanier bedienten sich ihrer in Cuba, um damit die wilden Stiere aus den unzugänglichen Gebirgen und Waldungen herauszuziehen, wohin kein menschlicher Fußtritt zu gelangen vermag. Die ausgetriebenen werden erlegt, und mit ihren Häuten treibt man einen vortheilhaften Handel.

Die Colonialversammlung sah wohl ein, daß der Gebrauch dieser hündischen Hülfstruppen in der Hauptstadt ihres Mutter-

landes, in London, keinen Beyfall finden würde. Eine lange Erfahrung hatte sie ohnehin belehrt, daß alle ihre Maßregeln zur Erhaltung der Colonie einer eifersüchtigen Mißbilligung und allen Declamationen der Unwissenheit, des Neides, der Bosheit, einer angeblichen Humanität, und im Grunde eines wahren Fanatismus unterworfen wären.

Man verbarg sich nicht, daß man ihnen die Nachahmung der Grausamkeit, welche sich die ersten spanischen Eroberer in Amerika durch den Gebrauch dieser Hunde zu Schulden kommen lassen, zum Vorwurf machen würde. Und in der That, es war höchst zu mißbilligen, daß Christen, unwürdig dieses Nahmens, diese wüthenden Thiere auf ein friedliches und harmloses Volk, wie die ursprünglichen Einwohner des alten Amerika's waren, losgelassen haben. Diese barbarische Handlung hat also diejenigen mit einem ewigen und unauslöschlichen Schandflecken gebrandmarkt, die sich nicht gescheut hatten, dieselbe auszuüben.

Es waren demnach viele von den Colonisten der Meinung, daß die Beyhülfe dieser verächtlichen Thiere zu den militärischen Operationen den Maßregeln der Regierung von Jamaika nicht nur einen Anstrich von Grausamkeit, sondern auch von Niederträchtigkeit und Feigheit geben würde.

Auf diesen Einwurf ward von andern geantwortet, daß die Sicherheit der Insel und das Leben der Pflanzer so grausamen und unmenschlichen Feinden nicht Preis gegeben, und abgeschmackten, unverdienten Aufbürdungen und den Verläumdungen geopfert werden müßte, die man in dem Schooße des Mutterlandes gegen die neue so unglückliche Colonie wohl erfinden, aber nicht rechtfertigen könne. Die eiserne Nothwendigkeit gebiethe die Maßregel. Man könne einmahl ohne Ungerechtigkeit nicht den Grundsatz aufstellen, daß man keine Thiere als Kriegswerkzeuge gebrauchen dürfe.

Die Übung und die Sitten der gebildeten Völker sprächen hier das Wort. Man habe den asiatischen Völkern nie ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie der Elephanten im Kriege sich bedienten, sowohl zu Angriffen als zur Vertheidigung, ja daß dieselbe sich deren noch bedienen. Wenn man den gegentheiligen Grundsatz annehmen wolle, so dürfte man sich eben so wenig der Reiterey in dem Kriege bedienen, die nur durch die Geschwindigkeit der Pferde ein in Unordnung gebrachtes Fußvolk erreicht, zusammenhaut oder gefangen nimmt. Der Krieg, sagten einige, wäre ein Kampf der Gewalt zwischen zwey feindseligen Parteyen, die keinen gemeinschaftlichen Obern erkennen. Wenn nun diese Gewalt durch keinen weder öffentlichen noch stillschweigenden Vertrag beschränkt sey, so habe sie keine andern Gränzen, als dort, wo die Gewalt selbst sich beschränkt, sey es durch die Vernichtung oder den Tod desjenigen, gegen den sie angewendet wird. Freylich dürfen Grausamkeiten, die keinen eigentlichen Zweck haben, im Kriege nicht angewendet werden, weil sie durch die Übung aller gesitteten Völker verworfen wurden. Unter diese Classe gehörten solche wuthvolle Handlungen, die nur dazu dienen, den Schmerz empfindlicher zu machen, so wie Beleidigungen, die nur den Haß vergrößern können; z. B. unbarmherziges Abschlachten der Gefangenen, Peinen, die man ihnen anthäte, Beschimpfungen der Weiber, Zernichtung oder Zerstümmelung von Kunstwerken, die weder zum Angriffe noch zur Vertheidigung dienten.

Solche Handlungen der Barbarey hätten die weißen Colonisten gegen die Maronen nie ausgeübt, aber wohl umgewandt diese gegen die Weißen. Der Grundsatz einer übertriebenen Humanität wäre also übel angewendet, um eine Maßregel zu hintertreiben, durch die man allein einen immer flüchtigen, verborgenen und aus einem undurchdringlichen Hinterhalt unversehens ausfallenden Feind auf die Spur kommen und ihn besiegen könne.

Die Maronen wären keineswegs eine schwache, wehrlose, friedfertige Gesellschaft von Menschen, wie die alten Amerikaner gewesen sind, sondern ein feindseliger Haufen von Räubern und Mördern. Schonung und Mitleid sey also hier eine Grausamkeit, die man wider die schuldlosen Colonisten ausübt.

Während man über den Grundsätzen mit einander haderte, ob man Hunde aus der Insel Cuba zur Aufspürung der Maronen in ihren Schlupfwinkeln kommen lassen sollte oder nicht, ward in Abwesenheit des Gouverneurs ein Generalmajor als Anführer der Truppen gewählt.

Es gelang diesem wachsamen, tapfern und unermüdlichen Offizier, daß er die Maronen in starke unzugängliche Orte hintrieb, wo sie zwar nicht wohl angreifbar waren, jedoch aber weder Quellen noch Bäche hatten. Man sah voraus, daß das Wasser, welches von dem periodischen Regen sich in hohlen Felsen gesammelt hatte, in diesem heißen Klima bald verbraucht seyn würde; dann hatten die Maronen nur noch ein einziges Mittel, ihren Durst zu löschen, eine Pflanze, die man Tillandsia maxima nennt.

Diese Pflanze, die unter die Schmarotzergewächse gehört, schlägt Wurzel, und schlingt sich um den Stamm der wilden Baumwolle. Durch die sonderbare Bildung ihrer Blätter, einem halb hohlen oder konveren Gefäße ähnlich, empfängt und bewahrt die Pflanze die Regentropfen, so daß jedes Blatt fast eine Pariser Pinte Wassers aufbewahrt, das sich im Schatten rein und kühl erhält. Es scheint, als wenn die Vorsicht der Pflanze diese wunderbare Form verliehen habe, um den Eingebornen oder auch verirrten Reisenden, mitten unter den felsigen quellenlosen Anhöhen eines der Glühehitze ausgesetzten Erdgürtels, einen erfrischenden Labetrunk zu verschaffen. Allein auch diese Hülfsquelle im eigentlichsten Verstande ward in kurzer Zeit erschöpft. Die Colonisten schnitten alle Verbindungen dieser Einöde mit der Insel ab, und die Entbehrungen der Maronen, verschärft durch Hunger und Durst, brachten sie jetzt zur Verzweifelung.

Die bewaffneten Colonisten litten auf der andern Seite nicht minder. Sie hatten einen Umkreis von zwanzig englischen Meilen zu bewachen, und es ist unmöglich, eine genaue Schilderung der Mühseligkeiten zu ertheilen, denen sie ausgesetzt waren. Das Wort Defileen, wie es in der Soldatensprache heißt, gibt hier keinen richtigen Begriff. Die natürliche Verschanzung, in der sich die Maronen befanden, hieß Cockpits; nur ein enger Fußpfad führte dahin, längs einem Felsen, der 150 Fuß senkrechte Höhe hatte. So seltsam und unglaublich es auch scheint, so ist es doch zuverlässig, daß die Maronen durch die Kraft ihrer Muskeln und die Übung ihrer Fußzehen, deren sie zum Klettern wie die Affen sich bedienten, die unzugänglichsten Höhen bestiegen, dann auf ihre Belagerer mit Pfeilen oder Büchsen herabschossen, und sich immer sicher und unverfolgt in die Höhlen zurückzogen, wo sie ihre Kinder, ihre Weiber, und ihren Mund- und Kriegsvorrath verborgen hielten.

Endlich aber erreichte bey ihnen Hunger und Durst den

höchsten Grad. Diese Lage nöthigte zu mehr versöhnlichen Gesinnungen. Sie ließen jetzt ihre Sinnesänderung durch einige Negersclaven anmelden, die die Maronen geraubt und genöthigt hatten, in ihre Dienste zu treten. Diese sagten aus, die Feinde wären entschlossen, auf jede Bedingniß zu unterhandeln, Todesstrafe und Deportation ausgenommen. Sie wollten ihre Waffen und die geraubten Sclaven abgeben, und sich unter den freyen Negern auf jedem Theil der Insel wo es dem Gouvernement beliebig wäre, niederlassen.

Viele von den Colonisten, und, wie man behauptet, einer der Generale selbst, waren geneigt, auf diese Bedingnisse abzuschließen; allein andere widersetzten sich dieser Stimmung. Sie behaupteten, es wäre unmöglich, diese wilden und grausamen Räuber je zur Moralität und zum Frieden zurückzuführen. Viele würden demungeachtet in die Gebirge sich verkriechen, und sie bedürften nichts als einer Fackel, um die Zuckerrohrfelder ganzer Kirchspiele und das Glück ganzer Familien in einer Nacht zu vernichten. Man bliebe also immer der Gewaltthaten dieser feindseligen und unversöhnlichen Barbaren ausgesetzt. Es scheint vielmehr, daß sie Zeit zu gewinnen suchten, um ihre Standquartiere an einem andern Orte aufzuschlagen. Was dieser Behauptung Gewicht gab, war die Entdeckung, daß die Maronen noch immer unter der Hand daran arbeiteten, eine Empörung unter den Negern zum Ausbruch zu bringen.

Zum Glück beyder Parteyen, die in ihren Meinungen getheilt blieben, kamen (am 15. Dezember) die Commissarien von Havanna in Begleitung von vierzig spanischen Jägern und einer Kuppel von hundert amerikanischen Hunden zurück, die in der Gestalt weiter nichts Fürchterliches hatten, als daß sie die Größe und fast auch die Form der englischen Schäferhunde besaßen.

Bald aber verbreitete der Ruf unter ihnen fürchterliche Gerüchte von dem Aussehen und dem wilden Naturel dieser sonderbaren Hülfstruppen. Die Maronen, die diesem Gerüchte vollen Glauben beymaßen, geriethen in einen unerwarteten und unbesiegbaren Schrecken.

Eine beträchtliche Anzahl dieser Räuber eröffnete jetzt im Ernste Unterhandlungen, und endlich schloß man mit ihnen (21. Dezember) auf folgende Bedingnisse ab: 1) Die Maronen werden auf den Knien die Verzeihung des Königs anflehen. 2) Sie werden in einem Theil der Insel ihren Aufenthalt nehmen, den ihnen die Regierung anzuweisen für gut findet. 3) Sie werden alle Negersclaven ausliefern, die sich mit ihnen vereiniget haben.

Unter diesen Bedingnissen sagte man ihnen Sicherheit des Lebens und Befreyung zu, und gab ihnen zehn Tage, ihre Familien zu sammeln und den Vertrag zur Vollziehung zu bringen.

Allein diese Unglücklichen benutzten die ihnen gegebene Frist und anerbothene Verzeihung nicht. Nur ein und zwanzig unter dem ganzen Maronenvolke stellten sich in der bestimmten Zeit ein, und dreyzehn andere fanden sich drey Tage später ein.

Der General gab also Befehl, gegen sie aufzubrechen. Die Truppen griffen am 14. Jänner an; aber aus Menschlichkeit hielt man die Hunde bey der Arrieregarde. Kaum war das Heer in die Waldungen eingerückt, so ergriff den Feind Schrecken. Es kamen Bitten über Bitten, und bald ergaben sich 260 Rebellen unter keiner andern Bedingniß, als nur um Schonung des Lebens zu erhalten. Es war jetzt tröstlich zu sehen, daß seit der Ankunft der Hunde nicht ein einziger Tropfen Menschenblut mehr vergossen ward. Indessen aber hielt sich ein großer Theil der maronischen Jünglinge noch immer verborgen, und nur im Monath März konnte man es dahin bringen, daß die ganze maronische Bevölkerung sich ergab. Aber weder dann noch vorher ward nicht ein einziger flüchtiger Neger an die Weißen ausgeliefert.

Durch die fruchtlose Verstreichung der Frist hatten die Maronen sich der Wohlthaten, die ihnen im ersten Vertrage zugestanden waren, verlustig gemacht. Doch wollte der General aus Gründen der Klugheit für sich nichts beschließen. Es verwies die Entscheidung ihres Schicksals an den Rath der Colonialversammlung; diese setzte einen geheimen Ausschuß nieder, und mit der Mehrheit von ein und zwanzig Stimmen gegen dreyzehn fiel die Entscheidung dahin aus:

„Die Maronen, die sich nicht in der bestimmten Frist ergeben haben, sollen, jedoch als freye Leute, aus der Insel deportirt werden; doch an einem Ort, wo es ihnen nicht leicht seyn wird, zurückzukommen."

„Sie erhalten Kleider und Bedürfnisse für ihre Reise, und werden auf Kosten der Colonisten eine hinreichende Zeit an dem Orte ihrer neuen Ansiedelung verpflegt.

„Diejenigen von ihnen, die nach ihrer Übergabe sich durch Reue, geleistete Dienste, und gute Aufführung ausgezeichnet haben, werden der Gnade des Gouverneurs empfohlen, um mit den Weibern und Kindern in der Insel zu verbleiben."

Dieses Urtheil, geschöpft nach einem so gerechten Kriege, fand unter den Colonisten Beyfall. Wären die Maronen auch ganz unterjocht, und nicht anderswohin verpflanzt worden, so würden sie doch immer ihren verbissenen Haß genährt, und sich beflissen haben, die Negersclaven insgeheim zur Empörung zu reitzen. Keine Nation wird auf ihrem Gebiethe eine Gesellschaft Menschen dulden, die sich nicht den Gesetzen auf eine Art unterwerfen will, wie es die Sicherheit des Ganzen erheischt: ruhige Neigungen von den Maronen erwarten, würde die größte Unbekanntschaft mit ihren feindseligen Neigungen voraussetzen.

Im Anfange des Juny 1796 wurden die Maronen, auf zwey Schiffen; nach Hallifax in Nordamerika transportirt. zwey Commissarien begleiteten sie, um ihnen Gelände in Neu-Holland, Canada und sonst überall anzukaufen. Auch hatten die Commissarien den Auftrag, so lange für ihren Unterhalt besorgt zu seyn, bis sie sich an das Clima gewöhnt hätten. Die Colonisten von Jamaika hatten hierzu 25000 Pfund Sterling bewilligt. Im Monath July kamen die Colonisten in Hallifax an, wo sie sehr gut aufgenommen, und alle Maßregeln für ihre freye Ansiedelung genommen waren.

In einem Briefe vom 10. November 1796 gab von ihnen ein Augenzeuge folgende Nachricht:

„Die Maronen sind wohl angesiedelt; ihre Lage bessert sich täglich. Sie sind stille, ruhig und zufrieden. In diesem Lande können sie kein Übel thun; sie haben auch nicht einmahl den Gedanken dazu. Man hat einen Missionär, und noch zwey Geistliche ernannt, um sie in der Religion zu unterrichten, und um ihre Kinder lesen, schreiben und rechnen zu lehren."

„Die Maronen sind bey dem Gottesdienste sehr aufmerksam, und geneigt sich unterrichten zu lassen. Eine fortschreitende Zivilisation ward bald die Belohnung für die Anstrengungen seyn, die man auf die Verbesserung ihres Zustandes verwendet hat.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 5. und Montag den 8. October 1810.

Wenn unter der Menge, welche Kleinigkeiten nachjagt, Einer ist, welcher große Dinge liebt, so wird ihn seine Einsamkeit kühn machen in seinen Planen, original in der Ausführung derselben, sonderbar in den gewöhnlichen Handlungen des Lebens. Alle großen Männer wird er lieben, in der Meinung, sie würden seine Bemühungen gebilliget haben; er wird stolz werden auf ihren Ruhm, denn in ihnen erkennt er seine wahrhaften Altvordern. Aber während seiner Bewunderung für alle Gattungen von Größe, ungewiß über die Wahl edler Unternehmungen, wird er zu gleicher Zeit weinen vor der Statue des Cicero, auf dem Grabe Gustav Adolphs und beym Lesen des Tacitus, er wird mit Winkelmann die Künste lieben, die Leyer des Horatius rühren wollen, und niederfallen vor dem Genie Montesquieu's. Anfangs wird er unglücklich seyn, wenn aber Natur und Erfolg ihn gegen die Urtheile des Volkes gestählt haben, wird er ausrufen: „mögen sie doch reden, sie werden sterben, und Ich nicht!"

Johann von Müller.

(120 und 121.)

Über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten.

(Aus einer akademischen Rede, von Friedrich Jacobs.)

Das alte Griechenland ist zwar gleichsam den Gränzen entwichen, welche vormahls seine freyen und geistreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regsamsten aller Völker ist ausgestorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnsitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunst, sie sind zu traurigen Dörfern herab gesunken, in denen ein beschränktes und dürftiges Volk seine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahndung und meist ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüsse, zum Theil mit ihren ehemahligen Nahmen genannt, schleichen traurend durch ein verödetes Land; die Götter sind von ihnen gewichen, die vormahls an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Gesänge sind verhallt, welche die Geschichte einer jeden Quelle, der Berge und Hayne, dem lauschenden Ohre eines freyen und empfänglichen Volkes erzählten. So ist auch ihre starke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklange übrig; und sie, die vormahls, fast in jeder Gestalt, Herzen und Ohren bezauberte, schleppt sich ohne Würde und Wohllaut, in lockern Verbindungen, arm und einförmig, durch geistlose und weitschweifige Werke hin. Aber was das alte Land und seine entarteten Bewohner nicht mehr biethen, das biethet die Erinnerung an seine glorreiche Vorzeit noch jetzt in reichlicher Fülle. Noch blühen die Thaten der hellenischen Vorwelt in allen Gemüthern; noch sind die Überbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besitz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unversiegbaren Quellen ihrer Wissenschaft; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormahls das glaubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht stillt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der hellenischen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reitz ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist des hellenischen Alterthums über dem ganzen Gebiethe der neuern Kunst und Wissenschaft waltet, so weht auch aus seiner Sprache noch jene höhere Vollendung uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüthen der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden, den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes überhaupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen, oder den Einfluß zu würdigen, den das Studium des hellenischen Alterthums auf die neue Welt haben kann und soll; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will er erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von den weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meint den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und classischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lange als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literarischer Cultur die ganze Nation umschlang; als sich fast alle literarische Thätigkeit auf die Ergötzung und Belehrung kleiner Volks-

massen beschränkte, und nur einzelne genialische Menschen, nicht aber ein ganzer Stand, an Sitten und Bildung verschieden, über jene Masse hervorragte; ein Stand, der sich, wie in andern Dingen, so auch in einer eigenthümlich gestalteten Sprache von der Menge trennte. Denn nicht so bald hat sich unter einer Nation ein Mittelpunct der Cultur erzeugt, nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammen gethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus *Einer* Mundart erwachsen, doch *über* allen Mundarten schwebt. Bald wird diese edlere Tochter der Cultur und Begeisterung das Organ aller, die wirkliche Bildung besitzen, oder sich doch, wie die vornehme Welt, an dem Schein derselben erfreuen; die Landessprache wird gemein, und verliert das Recht, sich in dem Kreise der gelehrten und vornehmen Stände hörbar zu machen. Nur der Menge bleiben die Mundarten zurück; und da sie nun bald nur in Gemeinschaft mit derber Sinnlichkeit erscheinen, und im Gebrauche immer tiefer sinken, je höher die gebildete Sprache steigt, so scheinen sie bald nur als ein Werkzeug der Belustigung, oder höchstens als ein Organ naiver Gefühle tauglich. So bemächtigt sich eine allgemeine Sprache, die *keiner Provinz*, sondern der *ganzen Nation* angehört, der obersten Gewalt, und behauptet ein ausschließendes aristokratisches Recht auf dem Gebiethe der höhern Bildung. Unter mehreren Völkern ist so das Besondere in dem Allgemeinen untergegangen; die Werke, welche einzelnen Provinzen angehörten, sind verschwunden, nur wenige blieben in den Händen des Volks; einige verwandelten sich sogar mit dem Fortgange der Zeit in Gegenstände gelehrter Forschungen der Grammatiker und Geschichtschreiber.

Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nähmliche war, so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigner Weise frey gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstab römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildeteste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten noch behauptete die *jonische* Sprechart in dem *epischen* Gedicht ihr Recht, und die homerische Sprache war längst in dem Munde der redenden Menschen verklungen, als sie noch in Helden- und Götter-Sagen wiedertönte. Wie aber die Epik den *jonischen*, so hatte sich die Lyrik den *äolischen* und *dorischen*, und die *dramatische* Poesie den *attischen* Dialect als *ihr eigenthümliches Organ* zugeeignet.

Bey dieser Erscheinung ist nun zweyerley zu erwägen: einmahl, *wie es überhaupt gekommen, daß sich in Griechenland mehrere Mundarten zu einer classischen Vortrefflichkeit ausgebildet*; dann aber, welches das wichtigste ist, *wie sich ihr Gebrauch in gewissen Zweigen der Kunst, auch außer ihren Gränzen und über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus erhalten habe*.

Was nun das erstere betrifft, so ist es aus der eigenthümlichen Verfassung der hellenischen Nation erklärbar. Die verschiedenen Stämme, aus denen sie bestand, getrennt durch Sprache, Gebräuche und politische *Einrichtungen*, knüpften wohl zuweilen, auf kurze Zeit, ein *politisches* Band unter sich; aber nie flossen sie zu gemeinsamen Staaten zusammen. Selbst in den einzelnen Stämmen stand fast jede Stadt für sich, und nur in gemeinschaftlichen Festen und feyerlichen Spielen erkannten sie sich als Zweige des nähmlichen Stamms. Da war kein Herrscher und kein Beherrschter zu finden; jedes Einzelne entwickelte sich eigenthümlich und frey; jedes gestaltete sich, wie es wollte und konnte. So geschah es, daß jeder Stamm, in dem erhebenden Gefühl seiner Unabhängigkeit sich selbst schätzend, wie alles, was ihm eigen war, so auch seine Sprache eifersüchtig behauptete, und daß, wie Praxinoa beym Theokritos sagt:

Doriern immer vergönnt war nach dorischer Weise zu reden.

Mehr als ein Mahl wechselte die Hegemonie unter den Staaten von Griechenland. Aber es mochte nun Sparta oder Athen, oder Thebä, später als beyde, an der Spitze der griechischen Staaten stehn, nie hat der Einfluß der politischen Überlegenheit die Rechte der Sprache gekränkt. Und so wie diese ohne Erfolg blieb, so auch, was weit wunderbarer ist, die Überlegenheit der Cultur. Der Ruhm der jonischen Bildung erfüllte die Welt; die Werke ihrer Poesie und Prosa erfreuten jedes empfängliche Gemüth; aber dennoch blieb der freye Geist der attischen Sprache, obschon der jonischen auf das engste verschwistert, ungefesselt. Sie trat mit der ältern Siegerinn kühn in die Schranken, und gewann tausendfache Kränze des Ruhms, ohne daß die Kränze der Schwester verwelkten. Und schon stand der Ruhm von Athen in seiner Mittagshöhe, schon war die Sprache von Attica in mannigfaltigen Werken zur Bewunderung der Welt ausgebildet, da lehrten noch die Pythagoräer ihre Weisheit in dorischer Mundesart, und Archytas, der edelste von allen, gab in seinen Werken der angestammten Sprache die höchste Vollendung.

Man würde aber durchaus irren, wenn man glaubte, daß die Unabhängigkeit der griechischen Staaten von einander allein hinreiche, das aufgegebene Problem zu erklären, oder daß der Nationalstolz allein dem Gebrauche der gebildetern Mundart den Eingang verbothen habe. Herodotos, obgleich von dorischer Abkunft, faßte doch seine Geschichte in jonischer Prose ab; und in früherer Zeit hatte der Kumäische Hesiodos seine Leyer nach der Tonart Homers gestimmt. Auf gleiche Weise schrieb auch der Dorier Hippokrates jonisch. Mehrere Beyspiele anzuführen, würde unnütz seyn. Es ist aber hier vornähmlich das Beyspiel der Dorier wichtig, weil dieser Stamm von allen der stolzeste, und folglich am wenigsten geneigt war, das Fremde sich anzueignen.

Ehe wir indeß den Grund dieser Ausnahmen aufsuchen, müssen wir noch ein Mahl auf die erste Frage zurückkehren, welche durch die Bemerkung der äußern Verhältnisse der Stämme gegen einander noch keineswegs zur Befriedigung aufgelöst ist.

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, müssen wir auch das innere Leben der Hellenen erwägen. Zwey Dinge aber sind es, welche hier betrachtet werden müssen; erstlich, die innere Verfassung, deren erstes Element in allen Staaten Freyheit und Gleichheit war. Nur die Bürger bildeten den Staat; alle übrigen Einwohner des Landes waren seine Werkzeuge. Diejenigen aber, die den Staat bildeten, waren sich gleich. Mochten immer einige Geschlechter den Vorzug des Reichthums oder einer ältern

und ruhmvollern Abkunft behaupten, nie bildeten sie einen besondern Stand; und selbst Sparta's Könige waren nur als Feldherrn und Obrigkeiten höher gestellt; in allem übrigen war ihnen auch der letzte der Spartaner gleich. Meist auf die nähmliche Weise und durch die nähmlichen Mittel gebildet, durch Religion, die ein gemeinsames Gut war; durch das Beyspiel der Alten, welches alle vor sich hatten, und durch das Leben selbst, standen die meisten auf derselben Höhe, und keine Classe ragte über der andern empor. Und so wie die Hallen und Märkte, die Tempel der Götter und ihre Haine, die Gesetze und Rechte allen gemein waren, dem ersten wie dem letzten, so war auch eine Sprache allen gemein. Nur der tiefere und eindringendere Geist, die größere Fülle der Gedanken, der vollere Fluß der Rede, die sorgfältigere Wahl der Bilder und Worte, unterschied den Tüchtigern von dem Schlechtern, aber die äußere Form der Sprache war in der Rede des einen, wie des andern, die nähmliche. Und so wie noch jetzt in den democratischen Cantonen Helvetiens eine Sprache den Herrn und den Knecht vereint, und niemand ungestraft im Verkehr mit den Einwohnern seines Landes die angeerbte Sprache der Väter verläßt, so würde sich auch ein Bürger in den Freystaaten Griechenlands durch den Gebrauch eines fremden, wenn schon gebildetern Dialects, gleichsam als eines selbstgenommenen Privilegiums, aller Ansprüche auf Vertrauen und Einfluß beraubt haben. So geschah es denn, daß, da auch die Geistreichsten und Edelsten ihre Landessprache ehrten, und sie von keiner Art des Gebrauches ausschlossen, ein jeder Stamm, sobald er sich zu geistiger Bildung erhob, seine angeerbte Sprache bis zur classischen Vortrefflichkeit veredeln konnte.

Das zweyte, welches hier erwogen werden muß, ist die Beschaffenheit der öffentlichen Mittheilung in den griechischen Staaten. Sobald sich in der neuern Welt ein Stand von Schriftstellern erhob, so war damit zugleich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Schriftsprache ausgesprochen. Das geschriebene Wort wendet sich an die Welt, die Rede an die nächsten Umgebungen. Jedes bedarf also ein allgemein geltendes Organ; diese begnügt sich mit dem, was in ihrem Umkreise verstanden wird. Nun ist aber die Schriftstellerey ein spätes Erzeugniß der griechischen Cultur. Fast fünf Jahrhunderte verflossen, ehe man die Gesänge Homers in Schriftzeichen fesselte; und auch dann gingen sie lieber, ihrer ersten Bestimmung eingedenk, von dem Munde zum Ohr. In einem Bürgerstaat, so lange die Verfassung in ihrer Reinheit besteht, pflegt auch die Mittheilung der Ideen bürgerlich zu seyn; auch der Edelste mischt sich in die Masse seiner Mitbürger; das Individuum schmilzt mit dem Ganzen zusammen; und so wie jeder sein irdisches Gut gern als ein Darlehn des Staates betrachtet, und alle Güter nur ein gemeinsames scheinen, so betrachtet er auch seine geistige Errungenschaft als ein Gemeingut, dessen Ertrag zuerst und vor allem seinen Mitbürgern nützen müsse. So war ursprünglich alle geistige Mittheilung mündlich. Wie hätte sie also anders geschehen können, als in der Mundart des Volkes, dessen Geist und Gemüth bewegt werden sollte? wie anders als in den Tönen, in denen es seine ersten Ideen empfangen hatte, und mit denen es seine innersten Gefühle auszusprechen gewohnt war? So war also die älteste Poesie, so war die älteste Beredsamkeit schon darum nicht sowohl national, als recht eigentlich populär. Nicht jeder Schriftsteller aber will in diesem Sinne populär seyn. Je mehr die mündliche Mittheilung an Werth und Würde verliert, was doch in Griechenland zum Heil der Cultur erst spät geschah, jemehr sich der bürgerliche Sinn der Ersten und Edelsten auflöst, und das Individuum sich von der Masse sondert, desto mehr sinkt auch jene Popularität, und die Anzahl derer vermehrt sich, welche sich zu vornehm dünken, mit dem Volke nach seiner Weise zu reden. Die Schrift besiegt und tödtet die Rede. Die Leyer verstummt und lebt nur noch als Symbol in geschriebenen Liedern fort; der Gesang erstirbt in dem Tonzeichen; und das lehrende Wort strebt stolz und kalt über die nächsten Umgebungen nach einer fern stehenden und zerstreuten Welt, oft auch über die Gegenwart unmittelbar zu der Nachwelt hin.

Das Nächste, was uns zu erörtern obliegt, ist die schon oben berührte Erscheinung, die mit unsern bisherigen Bemerkungen in Widerspruch zu stehen scheint; daß nähmlich manche Arten der geistigen Mittheilung, wie zum Beyspiel das Epos, von dem allgemeinen Gebrauche abweichen, und unter allen Stämmen auf einerley Weise in derselben, also in einer fremden Mundart, behandelt wurden; und, was damit eines ist, daß einige Schriftsteller in ihren Werken die Landessprache gegen eine fremde vertauschten.

Diese Anomalie, wie gemeiniglich geschieht, durch das Ansehn einiger Schriftsteller zu erklären, welche die andern an sich gezogen, und ihnen ihre Mundart gleichsam aufgedrungen hätten, ist zwar leicht und faßlich, aber keineswegs genügend. Denn warum wäre das Beyspiel des Herodotos in der Geschichte nicht eben so wirksam geworden, als es das Beyspiel Homers in der Epik war? oder warum hätte Pindaros den dorischen Dialect dem angestammten äolischen vorgezogen, in welchem seine Lehrerinn, die treffliche Korinna, sang, und vor ihm die größten Lyriker gesungen hatten? Auch wäre in der übrigen Geschichte der griechischen Kunst eine solche Anmaßung der Autorität durchaus ohne Beyspiel. Wenn irgendwo der freye Geist sein Recht behauptete, so war es hier, wo betretene Pfade weder mühsam aufgesucht, noch ängstlich vermieden wurden; wo man den Vorgängern nicht nachahmte, sondern nacherfand; wo nur das, was das Wesen der Kunst und jede ihrer Arten forderte, nicht aber ihr zufälliger Schmuck stehende Form ward; wo vornähmlich die redenden Künste, in ihrem weitesten Umfang, die Sprache mit einer Sicherheit und Sorgfalt wählten, welche das Joch der Autorität auf keine Weise vertrug. Schwerlich ist irgendwo der Grundsatz, daß das Reich der Kunst den Zufall ausschließe, so vollkommen anerkannt worden, wie in Griechenland, wo auch das, was der Zufall both, wie etwa der Chor des Drama, bald so mit dem Kunstwerk verschmolzen ward, daß es ihm, wie ein organischer Theil, erwachsen schien. Und nur der Zufall, der den Sänger der Ilias unter dem Himmel Joniens geboren werden ließ, sollte der Epopöe auf ewige Zeiten die jonische Mundart angebildet, und ein noch größerer Zufall, etwa die Laune des Augenblicks, sollte den sinnigen Herodotos bewogen haben, dieselbe Sprache der dorischen, die ihm angeboren war, oder der attischen, die gerade damahls ihre schönsten Zweige trieb, vorzuziehn?

Wir müssen uns also nach einem andern und würdigern Grunde umsehen.

Es ist von allen, welche die hellenische Bildung mit Aufmerksamkeit betrachtet haben, anerkannt, daß sie sich, wie sonst

nirgend, organisch entwickelt, und ihre höchsten Blüthen nicht eher gezeigt habe, als bis sich jeder andre Theil des wundervollen Gewächses auf das vollkommenste entfaltet hatte. Wie in keinem andern Lande, und unter keinem andern Geschlecht, verfolgte in Hellas die Menschheit den natürlichsten Gang ihrer Entwickelung. Als ein heiteres Kind erwachte sie unter dem weichen Himmel Joniens. Hier erfreute sie sich des mühelosen Daseyns bey schönen Festen und in feyerlichen Zusammenkünften, voll Empfänglichkeit, froher Lebenslust, unschuldiger Neugier und kindlichen Glaubens. Der Außenwelt hingegeben, und allem, was durch Neuheit, Schönheit und Größe an sich zog, geneigt, horchten sie hier vornähmlich auf die Geschichte der Männer und Helden, deren Thaten, Abenteuer und Irren die Vorwelt mit Ruhm, und wenn sie in Liedern wiederklangen, die Brust der Hörer mit Entzücken erfüllten. So ergriffen hier die Dichter zuerst jene Helden-Sagen als den günstigsten Stoff, und aus der Sage erwuchs allmählich das epische Gedicht. Die Erzählung war, wie es der Jugendsinn der Zeit und des hörenden Volkes heischte, sinnlich, gestaltvoll, mannigfaltig und ausführlich. Daß sich die That in dem Liede spiegle, daß jede Gestalt klar und lebendig hervortrete, daß auch in dem einzelnen Theile das Ganze sich kund thue, daß, mit einem Worte, die herrliche Heldenwelt sich in voller Würde und heiterm poetischen Glanze bewege, das war das Streben des epischen Dichters, wie eines jeden, in dessen frischer und kräftiger Fantasie ein beseelter Stoff zur Mittheilung sich drängt. Diesem Streben aber entsprach die jonische Mundart auf das vollkommenste. Wie der Hexameter das eigenthümliche Versmaß der Epopöe ist und seyn muß, so kann auch der jonische Dialect als ihr eigenthümliches Organ betrachtet werden; nicht bloß, weil er den größten Reichthum sinnlicher und bildlicher Ausdrücke, sondern auch die größte Mannigfaltigkeit der Formen darbiethet. Wie der Hexameter sich unter allen Versmaßen am freysten innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt, so genießt auch der Jonismus der größten und gemüthlichsten Freyheit in seinen Auflösungen und Zusammenziehungen. Das ganze Wesen desselben ist auseinandergehend, entfaltend, spielend und episodisch, wie das Wesen der Epopöe selbst, die in ihrem freyen episodischen Gang nach nichts so sehr als nach objectiver Entfaltung strebt. Nachdem nun dem empfänglichen Sinne der Griechen diese Angemessenheit einmahl durch die homerischen Gesänge in ihrer ganzen Vollkommenheit kund geworden war, hat es ihnen nie einfallen können, das, was zusammen erwachsen war, von einander zu trennen, oder einen organischen Theil mit einem andern willkührlich angebildeten vertauschen zu wollen. Von neuem aber konnte sich in einer spätern Zeit, und in einer minder sinnlichen Sprache das epische Gedicht auf keine Weise gestalten; und was in der Kinderwelt aufgeblüht war, mußte, wenn es bis zum männlichen Alter dauerte, in seiner ersten und ursprünglichen Einfalt verharren. Daher hat es kein attisches, noch dorisches Epos gegeben oder geben können, sondern es blieb, was es in seiner Entstehung gewesen war und seyn mußte, jonisch an Geist, Klang, Sprache und Versmaß.

Hieraus aber erklärt sich auch ohne Mühe die Erscheinung der jonischen Mundart in den Musen des dorischen Herodotos. So wie die Rhapsodien Homers das Epos der Poesie sind, so ist das wunderbare und reitzende Werk Herodots das Epos der Historie. Wie dort die Irren des *vielversuchten* Odysseus den ganzen Umfang der damahls bekannten oder geahndeten Welt, und viel große Thaten der Helden, viele Sitten der Menschen und Völker, Länder und Städte umfaßt, so mischt auch jener in dem reichen und klaren Gemählde, das er uns aufrollt, die Thaten der ältern und neuern Zeit, den Wandel der Völker und ihrer Könige, wunderbare und anmuthige Abenteuer, weise und vielbedeutende Reden, merkwürdige Sitten und Lebensweisen der Völker, und seltne Erscheinungen der Natur und des menschlichen Kunstfleißes. Auch hier ist alles gestaltvoll, lebendig und ausführlich. Aber diesem epischen Geiste war die dorische Mundart kein passendes Organ; und sie zu diesem Zwecke umzugestalten mochte zu jener Zeit, wo ihr Charakter schon fest stand, unmöglich scheinen. So nahm er, was sich von selbst darboth, die dem Epos geweihte, und folglich auch seinem geschichtlichen Epos analoge, jonische Mundart auf. Und nie ist eine Wahl glücklicher gewesen. Wer möchte die Musen Herodots in einer andern Sprache lesen; oder wer ist alles Sinnes für Analogie so beraubt, um Herodots Jonismus, der sein ganzes Werk vom Anfang bis zum Ende durchdringt, in eine andere Sprache, etwa die attische, auflösen zu wollen? Denn auch hier zeigt sich, was überhaupt die griechische Kunst auf eine so herrliche Weise auszeichnet, jener wundervolle Zusammenklang des Inhalts und der Form, jenes Zusammentreffen der innern und äußern Musik, dieser ersten und nothwendigsten Bedingung zur Schönheit, die von den Neuern oft vernachläßigt, häufig verkannt, ja wohl gar mit einer, nur Barbaren zustehenden Gefühllosigkeit abgeläugnet wird. Denn eben darinnen thut der Barbar sich kund, daß er, die Form vernachläßigend, nur an dem Stoffe hängt, beydes vereinzelt, und ihr harmonisches Zusammenseyn weder beachtet, noch würdigt.

Als nun die Periode der Kindheit von Hellas sich in das Jünglingsalter verlor, und die erste frische Begier nach dem Neuen und Wunderbaren gestillt war, als der Jüngling in sich selbst erwachte, und in sein Inneres zu schauen begann, da ward durch die näher liegende, kräftig erregte Welt seiner innern Natur der äußern ein Theil ihres Glanzes entzogen, und die epische Periode machte der lyrischen Raum. Andere Blumen, tiefer gefärbt und von einem kräftigern Wohlgeruch, gingen jetzt in dem Garten der Dichtkunst auf. In den klangreichen Liedern einer Sappho, eines Alcäus, einer Erinna sprach sich das innerste Gemüth tiefer Gefühle aus, die Seele trat in die äußere Gestalt, und auf den Wellen des Wohllauts getragen, strömte das begeisterte Wort in die Herzen der Zuhörer über, und öffnete ihnen, tief bewegend, ihre innerste Welt. Wie nun die Lyrik den Menschen in sich hinabdrängt, und eben dadurch über sich selbst erhebt, so bedarf sie auch einer tiefern, gedrängtern und schwebendern Sprache, wie die äolische und dorische war, die eben so das eigenthümliche Organ der Lyrik wurden, wie die jonische das Organ der epischen Poesie. Derselbe Charakter größerer intensiver Kraft, der sich in den volleren Lauten, den tiefern Tönen, und den härtern Wortformen des Dorismus ankündigt, empfahl ihn auch, wie es scheint, der pythagoräischen Schule, obschon ihr Stifter ein Jonier war; indem ihr hoher und begeisterter Styl eben so der Lyrik entsprach, wie die spielende und fantasirende Physik der jonischen Schule der epischen Poesie.

Aber noch waren die Tugenden dieser frühern Perioden nur eine einseitige Vortrefflichkeit. Das männliche Alter kam mit dem Flore der attischen Zeit, und mit ihm schloß sich der Kreis der Kunst. Hier fanden die einzelnen Strahlen der Vortrefflichkeit ihren Mittelpunct. Die heitere Ausführlichkeit der jonischen Epik, und die tiefe Fülle der dorischen Lyrik trafen im Drama zusammen, in welchem sich der epische Stoff von der Zufälligkeit reinigte, und die subjective Einseitigkeit des lyrischen Gedichtes durch seine Vermählung mit dem dramatischen Stoff eine objective Allgemeinheit erhielt. So wie die Poesie in dieser ihrer höchsten Blüthe, so ward in Attica alles und jedes, was in frühern Zeiten und in andern Gegenden von Griechenland begonnen hatte, zur Vollendung gebracht. Hier trat die Prosa mit der Verskunst in die Schranken, und erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerst die freye Sprache zur harmonischen Rede, und die Wohlredenheit zur Beredsamkeit ward. Hier wurde zuerst die Kunst der Mittelpunct aller Bestrebungen, und wie der Altar der Vesta alle Bürger derselben Stadt, so vereinigte der Altar der Kunst alle höhern Geister in jeder Art ihrer Thätigkeit. Hier gründete die Philosophie ein würdigeres Heiligthum, welches die Erde mit dem Himmel verband, wo die Grazien der Überredung und Harmonie mit der verschwisterten Dichtkunst, den lachenden Satyrn und dem begeisterten Eros den flammenden Altar der Weisheit umtanzten. So erwuchs auch auf diesem classischen Boden die Geschichte von neuem in einer höhern und würdigern Gestalt. Wie sich die attische Tragödie zu dem jonischen Epos verhält, so verhält sich die attische Geschichte des Thucydides zu der jonischen Herodots. Wie das Trauerspiel, so entsagt auch die attische Geschichte dem freyen episodischen Gange; sie sucht nicht die Ergötzung des Augenblicks, sondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; sie will nicht mehr die Welt darstellen, sondern den Menschen und die Gottheit der Welt. Wenn die jonische Geschichte und Epopöe dem glatten Spiegel eines stillen und weiten Sees gleicht, dessen Tiefen ein heiterer Himmel mit seinem zarten und sonnigen Gewölk, und die mannigfaltige Natur seiner lachenden Ufer verklärt entstrahlt, so gleicht das attische Drama und die Geschichte einem mächtigen Strom, der in festen Ufern still hinabzieht, jeden Widerstand kräftig besiegt, nirgends abschweift von seinem Weg, das blühende Ufer wie das traurige mit gleicher Würde begrüßt, und sich endlich nach einem langen und ernsten Lauf mit dem Weltmeer vermischt. So wie nun in den frühern Epochen, so trachtet auch in diesem Zeitraum der höchsten Vollendung die Kunst nach einer innigen Harmonie der äußern Form mit dem innern Wesen. Die attische Mundart vereinigte in sich alle Vorzüge der andern Dialecte, ohne ihre Mängel zu theilen. Nicht minder belebt als ihre jonische Schwester vermeidet sie ihre lockern Verbindungen; und theilt die Fülle und Innigkeit des Dorismus ohne seine Härte und Rauhigkeit. Männlich gebildet und doch jugendlich frisch, reich und volltönend, zart und schlank, gleich gestimmt zu Ernst und Scherz, schmiegt sie jeder Form sich an, und vermählt sich mit gleicher Liebe der Poesie und Beredsamkeit. Wie das attische Drama der höchste Gipfel der alten Dichtkunst ist, so ist der Atticismus die Blüthe der hellenischen Sprache, und in gleichem Verhältniß mit innerer Tiefe und äußerm Leben begabt. So mußte er nothwendig die Sprache der vollendeten Kunst werden, und es so lange bleiben, als man die Vollendung der Kunst erkannte. Aber die Lyrik blieb auch mitten in Attika dorisch, so daß selbst in dem lyrischen Theil des attischen Drama der Dorismus vorherrschend ist. So blieb auch das Epos jonisch, und die Elegie, die den Charakter der verweilenden Entfaltung mit dem Epos theilt.

So ist es also geschehen, daß sich die verschiedenen Mundarten der griechischen Sprache, so weit es ihre Natur verstattete, zur classischen Vortrefflichkeit ausbildeten, und mehrere neben einander, in ihrer eigenthümlichen Gattung, selbst bis über die Zeit ihrer physischen Dauer hinaus, blühen konnten. Keines von beyden war eine Wirkung des Zufalls. Vielmehr offenbaret sich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organischen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunst geheiligt war. Fern war von ihnen die Unsitte, immer das Neuste dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehn. Formen, welche einmahl glücklich geschaffen und vollendet standen, waren für ewige Zeiten bestimmt; und selbst jener Gebrauch der Mundarten in ihren eigenthümlichen Gattungen trug dazu bey, daß, indem die äußere Form festgehalten ward, auch das innere Wesen einer jeden Gattung heiliger und unverletzlicher stand.

Jener zarte und tiefe Sinn, der sich in dem hier erklärten Phänomen, so wie in allen Theilen der hellenischen Kunst so wundervoll kund thut, ist eine der herrlichen Eigenschaften, durch die sich jenes ewig merkwürdige Volk vor allen andern Völkern der Erde ausgezeichnet hat. In ihm offenbaret sich, wenn irgendwo, die höchste Blüthe des Geschmacks, der selbst wiederum die reinste Blüthe der Humanität ist. Diese zu pflücken, mit ihrem Samen unsern Geist zu befruchten, ist uns der Garten der hellenischen Musen geöffnet. Keine andere Nation biethet ein ähnliches Beyspiel der Vollendung in so mannigfaltigen Formen dar, noch ein solches harmonisches Zusammentreffen und Durchdringen der verschiedensten Elemente in denselben Werken; selbst die Deutsche nicht, die wohl in andern Bedingungen zur Kunst am ersten mit den Hellenen wetteifern möchte. Aber sie ermangelt der natürlichen Entwicklung, die den Griechen zu Theil ward; und statt alle ihre Kraft auf die Pflege des edeln Naturgewächses zu wenden, erschöpft sie den größten Theil derselben um das Fremdartige abzuwehren, das sich ihr immer von neuem anbilden will. Nichts kann daher, bey übriger Ähnlichkeit, einen stärkern Contrast bilden, als der feste Gang der hellenischen, und der schwankende der deutschen Kunst; indem jene nur von dem Ziele der Vollkommenheit angezogen, diese hingegen jeden Augenblick durch irgend eine zufällige Annäherung in ihrem Laufe gestört wird. Darum ist es bis jetzt unmöglich gewesen, daß sich in Deutschland der innere Sinn für das Schöne und Vollendete auf eine sichere Weise entwickele; und es ist unsern, in einer engern Sphäre gebildeten Nachbarn nicht gerade zu verargen, wenn sie uns der Barbarey noch nicht ganz entwachsen glauben.

Wenn es aber je einen Zeitpunct gegeben hat, wo man hoffen konnte, den oftmahls getäuschten Wunsch erfüllt zu sehn, daß der Wissenschaft und Kunst ein sicheres Reich in Deutschland gegründet, und dadurch zugleich der Sinn für das Schöne und Große lebendiger erregt, und ohne willkührliche Beschränkung befestigt werde, so ist es der gegenwärtige. Die kräftige

Bewegung, die das geistige Gebieth der Wissenschaften in dem ganzen Umfange seiner Gränzen erschüttert; die gegenseitige Anziehung ihrer verschiedenartigen, sonst so getrennten Elemente; das immer mehr entzündete Streben der Besten nach einem Höhern; die allgemeiner verbreitete Liebe zur Kunst — dieses und andres läßt eine schöne Blüthe der Bildung erwarten. Wir dürfen noch hinzusetzen, daß die mannichfaltigen Unfälle, welche die Nation erlitten, ihre Elasticität, statt sie zu schwächen, vermehrt, und sie angefeuert hat, indem sie sich um das flammende Panier ihrer Sprache fester zusammen schließt.

Bruchstück einer Reise in die Marmaroscher Gespannschaft.

Von Joseph Rohrer.

(Fortsetzung.)

Sie erhalten also versprochener Maßen noch einen Brief aus Körös-Mezö, und, wie ich höre, wird eine reitende Briefträgerinn mein Schreiben weiter fördern. Ich kam eben von einer Alpenreise in meine Wohnung zurück. Ich war nähmlich an den Quellen der schwarzen Theiß (der Fekete Tisza). In ihrer Nähe besah ich manche reitzende Waldpartie, und fühlte mich so glücklich, umlispelt von Wässerchen, welche muthwillig über Steine auf und ab schlüpften, als sich schwerlich ein Städter im Gewirre lärmender Unterhaltungen befinden kann. Immerhin verstecke sich der vogelscheue Großstädter in seinen Mauern; ich beneide ihn um seine künstlichen Umklammerungen nicht, und singe mit Horaz

Tu nidum servas, ego laudo ruris amoeni
Rivos, et musco circumlita saxa, nemusque.

Doch wohin ziehst du mich, lieblich formende Fantasie, die in ländlichen Scenen kurzweilt, und fesselt! — Ich hatte es doch ernstlich mir vorgenommen, auch ein Mahl ein staatsbürgerliches Wort mit ihnen zu reden, und keineswegs in fließende Verse den Strom der Empfindungen auszugießen.

....

Wenn die Pariser nun in der, auch bereits in ihre Landessprache übersetzten Darstellung Ungarns, welche der von uns ausgewanderte, vormahlige k. k. Fähnrich Demian lieferte, lesen werden, daß die Theiß schon in einer Entfernung von nicht mehr als 1000 Schritten von ihrer Quelle mit 3400 Zentner Salz beladene Schiffe trägt, so muß ich sie mit allen jenen unter uns bedauern, die ein solches Naturwunder glauben. Ob ich gleich schon ehedem stark an der Wahrheit dieser Bemerkung zweifelte, so bin ich nun ganz von ihrem Ungrunde überzeugt. Von dem, was man in der Schiffersprache ein Schiff zu nennen pflegt, kann hier gar keine Rede seyn. Erst eine ganze Tagereise weiter von Körösch-Mözö, zu Szigeth sind, wie man mich versichert, Schiffe zu sehen, welche zu 600 Centner Steinsalz zu fassen pflegen. Nicht an der Quelle der Theiß, sondern erst dann, wenn dieser Fluß die meisten Gewässer Siebenbürgens, die nach Ungarn entfließen, aufnahm, beynahe gegen das Ende seiner Laufbahn, und vor seiner Ergießung in die Donau, trägt er Lasten zu 3, 4 ja bis 5000 Centner. In Szegedin werden erst so große, dergleichen Gewichte aufnehmende Schiffe gebaut, obgleich auch bereits in Szolnok der Schiffbau nicht unbeträchtlich ist. In Körös-Mezö sowohl, als in Raho, neben welchem Orte die Theiß fließt, werden nur Flöße oder Plätten gemacht; und selbst diese könnten von Körös-Mezö nicht weiter fahren, wenn unsere Regierung nicht an der Theiß so genannte Clausen angelegt hätte.

Überhaupt werden Sie von nun an fast eine beständige Apologie unserer Regierung lesen. Alles in der Marmaroscher Gespannschaft ausgeführte bedeutendere Gute ist ganz ihr Werk. Ich möchte fast sagen, die Marmaroscher müßten Hungers sterben, (ein Fall, der auch wirklich nicht selten eintrat, ehe Joseph II. die nordöstlichen Comitate Ungerns besuchte!) hätte ihnen nicht die Regierung sich etwas verdienen gelehrt; hätte sie nicht während der Arbeiten die nöthige Unterhaltung, so wie alle möglichen Vorauslagen auf sich genommen.

Hätte man in der Marmarosch zu angeblichen Gunsten der Bewohner dieses Comitats das viel gewöhnte Laissez nous faire adoptirt, dann wäre der Wallache und Rußniake vielleicht noch jetzt nicht viel besser daran, als sein Vieh; er wäre ohne Beystand in Zeiten des Mißwachses; er müßte auswandern, und es wäre gegenwärtig hier wahrscheinlich nichts als eine verödete Wüste. Doch deutscher Regierungsgeist half, und Deutsche waren es, welche seit Carl VI. der Regierung beystanden. Nun ist, ich möchte fast sagen, jeder Ort der königlichen Kammer in der Marmaroscher Gespannschaft ein Platz, wo der cultivirte Mensch gewiß mit Vergnügen ausruhen wird. Die folgenden Bemerkungen liefern einen langen rühmlichen Beweis des Gesagten.

....

Wären in der Marmarosch keine Clausen angelegt worden, so würde das viele Holz dieser Gebirge ein beynahe werthloser Gegenstand seyn. Da zumahl die österreichischen Deutschen in Ober-Steyermark und Oberösterreich diese künstlichen Wassersammlungen und Schwellungen, in deren Anlegung vorzüglich die Tyroler sich auszeichnen, schon kennen; so bedarf es wohl keiner weitläuftigen Zergliederung dieser unschätzbaren Vorrichtung, um das in der Nähe vorhandene viele Bau- und Brennholz in die entferntesten holzarmen Gegenden Nieder-Ungarns zu bringen.

Alles, was ich in der Runde um mich sehe, besteht aus Holzschlägern, Holzflößern, mit einem Worte, aus Menschen, denen das Holz den Stoff zur Industrie aller Art darbiethet. Wohl uns, daß man einsehen lernte, daß auch der Holzschlag eine Kunst sey, die nicht jeder treiben könne, obgleich ehedem, bevor österreichische Leitung eingriff, die große Masse der Wallachen, Rußniaken und Madjaren wahrscheinlich kaum geahndet haben mag, daß zum Holzschlagen etwas mehr, als gesunde Hände gehören.

Sicher hatte man früher schon, als Deutsche nach der Marmarosch kamen, unzähliges Holz gehauen; aber was ein so genannter dunkler, was ein Sprungschlag, was Schlagewirthschaft überhaupt sey, das wußte man gewiß nicht. Nur cultivirte Menschen konnten den Marmaroschern Holzcultur lehren. Erst seitdem unter Marien-Theresien und Joseph II. Oberösterreicher dem Aufrufe ihres Landesfürsten und den erhaltenen ehren- und gewinnvollen Versprechungen gemäß, sich in der Marmarosch seßhaft zu machen herbey ließen, weiß man, wie nach erlangter Haubarkeit die Waldtheile abzutreiben sind. Die Thei-

sung der Arbeiten, — dieses so lange verkannte Arcanum menschlicher Kunst, welches unendlich mehr, als ehedem, und auf eine weit bessere, schnellere und weniger kostspielige Art möglich macht, und welches der Engländer, Adam Smith, am ersten in seinen Schriften zum Behufe der politischen Ökonomie heraus gehoben zu haben, das Verdienst hat, — ist nun auch schon in der Marmarosch durch Deutsche, wenigstens in Beziehung auf das Holzwesen eingeführt. Die Arbeiten, rücksichtlich desselben, wie mich mein guter Landsmann versichert, sind nur in acht verschiedene untergetheilt. Jeder so genannte Holzarbeiter unterzieht sich einer der ihn angewiesenen Unterabtheilungen; und so, heißt es, geht die Arbeit viel geschwinder vom Fleck. Ich will Ihnen wenigstens die Benennung dieser verschiedenen Arbeiten, seitdem der Holzschlag kunstmäßig in der Marmarosch getrieben wird, anführen, ohne mich darum zu kümmern, ob der ehrwürdige Joachim Heinrich Campe diese Nahmen in seinem so reichhaltigen Wörterbuche der deutschen Sprache gedacht hat. Sie heißen Abfällung, Abwipflung, Ummwendung, Abästung, Abschrotung, Abriesung, Aufmagulirung, Schichtung.

Gerade heute erwartet man aus Szigeth den Assessor der königlichen Cameral-Administration, Herrn von Meciner, um zu bestimmen, auf welcher Seite der so mannichfaltigen Gebirgs-Verkettungen die Jahreshiebe sollen vorgenommen werden. Es werden in dieser Hinsicht von der kön. Kammer mit den Unterthanen Contracte geschlossen. Da die Rußniaken von den Deutschen bereits den Holzschlag nach allen seinen Theilen ablernten, so erschienen auch sie bey dem abzuschließenden Vertrage. Derjenige aus diesen beyden, die Umgegend bewohnenden Nationen, welcher um den kleinsten Preis das Holzschlag-Geschäft nach der vorgeschriebenen Ordnung zur Vollendung zu bringen sich herbeyläßt, und auf eine gesetzlich annehmbare Art verbürgt, wird sogleich an Ort und Stelle auf ein Jahr hierzu angenommen. Des Cameral-Assessors und des ihm unterstehenden Waldamts-Personale Sache muß es seyn, mit Benutzung der Magnetnadel (einer nicht wenig neuen Erscheinung in der Marmarosch!) zu bestimmen, wo und wie die Jahreshiebe vorgenommen werden sollen, ohne dadurch den Abendwinden Blößen zu geben. Vorzüglich wird dieser Umstand von Bedeutung bey Abtreibung der hier so häufigen Fichtenwälder.

Eine sehr erfreuliche Überraschung war es für mich, mitten in Köröśch-Mezö, fern von der Straße, ein großes Vorrathshaus zu sehen, in welchem der Fichtensamen dieser Gegend, welcher seiner Güte wegen berühmt ist, aufbewahrt wird. Es geschehen bereits nicht seltene Bestellungen hierauf von solchen Herrschaften, welche die künstliche Cultur der Fichtenwälder durch die Drillsaat versuchen wollen.

Für die natürliche Holzzucht erinnere ich mich seit langem nicht so schöne Einleitungen ausgeführt gesehen zu haben, als in der Marmarosch. Wenn man die gräßliche Desolation der Bergwälder auf galizischer Seite gesehen hat, und wenn man nun in der Marmarosch auf einmahl die herrlichste Waldordnung ausgeführt erblickt, wenn man sich überzeugt, mit welcher Genauigkeit hier die Waldungen in Reviere und Jahreshiebe eingetheilt, und wie trefflich hier die Sections-Linien zur Vermeidung der Windstürme, welche zumahl der Fichte, wegen ihrer auf der Oberfläche des Bodens fortlaufenden Wurzeln, so schädlich werden, abgesteckt sind, dann kann man nicht umhin, das lauteste Lob der kön. Cammeral-Administration in Szigeth zu zollen.

Das Floßwesen ist in der ganzen Marmarosch musterhaft, und ein im strengsten Sinne staatsmerkwürdiger Gegenstand, weil es erst einem ihrer vorzüglichern Producte, dem Holze, das sonst Mangel an Anwerth hatte, einen hohen Preis zusichert.

Da die Marmarosch keinesweges aus sich selbst den hinlänglichen Fruchtvorrath zur Beköstigung ihrer Einwohner zu erzeugen vermag, so ist das nicht fern von dem schon genannten Vorrathshause errichtete, Fruchtmagazin in Körös-Mezö eine wahre Wohlthat für die Leute dieser Gegend, welche bey langem Winter gewöhnlich in großer Noth darben, bis endlich die königliche Kammer, als der einzige bedeutente Capitalist dieser weitläuftigen Umgegend, sich entschloß, auf eigene Kosten für hinlänglichen Vorrath in guten Jahreszeiten zu sorgen, welcher aus dem benachbarten Galizien auf Saumrossen herbey geschafft wird. — Besorgen Sie nicht, daß die Regierung hier zum Wucherer an ihren eigenen Unterthanen wird, oder sich zum Alleinhändler aufschwingen will; denn sie benimmt niemanden das Recht, für sich selbst sorgen, und nach Belieben seine Speculationen erweitern zu wollen. Was demnach auch mit Recht wider Staatsmagazine in der Regel vorgebracht werden mag, paßt nicht hierher. Die besondern climatischen Verhältnisse fordern eine scheinbare Ausnahme in diesen obern Bezirken (Processen) des Marmaroscher Comitats.

Da alle Monathe, wie ich höre, von der königlichen Kammer aus Szigeth lediglich nach Köröśch-Mezö, ohne andere Ortschaften für jetzt zu berühren, dreytausend Gulden abgeschickt werden, um das beym Defluitations-Geschäfte angewendete Personale zu zahlen, so können Sie sich von selbst vorstellen, welch ein Leben, welch ein Waarenumlauf durch diese, für eine einst so geldarme Gegend so bedeutende, Summe um Körös-Mezö erzeugt wird! Aber um Betriebsamkeit in diesen Gegenden, ja in der ganzen Marmarosch, unter das Volk zu bringen, gehörte wahrlich auch nur ein solches Betriebs-Capital hierzu, als ein so liberaler Hof, wie der österreichische ist, verwenden kann und will!

Es ist in der Marmarosch, von Köröśch-Mezö angefangen, gebräuchlich, daß man den Arbeitern um einen sich gleich bleibenden Preis die Lebensmittel liefert. Es mag sich, wie immer, der Zahlwerth der Papiermünze von der Conventionsmünze losgerissen haben, so bekommt man dennoch für fünf Courant-Gulden noch jetzt so viel, als man ehedem für die gleiche Summe in Conventionsgelde bekam. Dieß finde ich sehr gut, es ist eben so viel, als hätte man ihnen eine gleiche Menge Frucht von jeher statt des Geldlohnes gegeben. Dadurch wird der Zustand der Arbeiter gleich erhalten, und das Schwanken, das durch die Verrückungen des Werthes des neuen Geldes gegen den Werth der übrigen Waaren eintritt, und den Arbeitslohn zu erhöhen pflegt, oder, wenn dieser nicht erhöht wird, die Lage der Arbeitsleute zu verschlimmern pflegt, hat bey der oben erwähnten Einrichtung, weniger empfindlichen Einfluß auf die arbeitende Classe.

Man rechnet im Durchschnitte, daß in jedem Jahre dritthalb tausend Flöße von Köröśch-Mezö auf der durch das Clausenwerk geschwellten Theiß abgehen. Jeder rußniakische Familien-Hausvater ist ein Flößer, der zugleich sich der Verfertigung dieser Plätten, so oft ihn die Reihe trifft unterziehen muß,

und, wie sich von selbst versteht, auch die so benannten Holzflößwieden aus fichtenen oder tannenen Stangen, wodurch die Baumstämme zusammenhängen, sich selbst zubereiten kann. Doch ist diese scheinbare Frohnarbeit, die nun einmahl jeden hausansässigen Mann trifft, nicht ganz ungelohnt. Denn es werden für einen jeden nach Szigeth geschifften Floß, wenn ich nicht sehr irre, 8 oder wenigstens 5 Gulden ausbezahlt. Die Wasserfahrzeuge dienen, um in der Folge Salz aufzuladen, dann wieder zerlegt und als Bauholz angewendet zu werden. Es sind hier die Langholzflößen üblich. Will man kurzes Brennholz weiter fördern, so wird es auf diese geladen. Bald werde ich auf einem derselben der rauschenden Theiß mich anvertrauen, und über den Fluthen an neuen Ideen brüten, die ich Ihnen gelegentlich mittheilen will!

Miscellen.

Salaheddin, Sultan von Ägypten und Syrien, der Wiedereroberer des von den Kreuzfahrern genommenen Jerusalems, war der größte Fürst des Orients im zwölften Jahrhundert, und ist noch jetzt der Gegenstand unserer Bewunderung. Tapfer, glücklich, unwiderstehlich an der Spitze seiner Heere, dennoch bescheiden, mäßig, gerecht, human. Hundert schöne Züge sind von dem Edelmuth seines Herzens aufbewahrt. Und bis zum letzten Athemzug blieb sich der große Mann gleich; keiner wie dieser philosophische Fürst, hat von der menschlichen Größe und dem Werthe der Dinge so gesunde Begriffe gehabt unter allen Beherrschern der Moslemim.

Als er, des Todes gewärtig, auf seinem Sterbebette da lag, befahl er, vor den Pforten seines Pallastes die Fahnen hinweg zu nehmen. Statt dessen geboth er, ein Mann solle dahin treten mit dem einfachen Leichentuche, in welches er bald gewickelt werden würde; und es dem Volke zeigen und von Zeit zu Zeit rufen: Seht! seht! mehr nimmt Salaheddin, der Überwinder des Orients, von allen Eroberungen nicht mit!

....

Julius Cäsar, so erzählt uns Dio Cassius, da er nach Besiegung aller Nebenbuhler vor Roms Senat erschien, sprach unter andern also:

„Wer hat zum Wohlthun mehr und größere Pflichten, als der am meisten vermag? Wem wird ein Fehler weniger verziehen, als dem Gewaltigern? Wem soll weiser Gebrauch der Glücksgaben heiliger seyn, als dem die meisten zufielen? Wem ist Klugheit unentbehrlicher in Anwendung vorhandener Vortheile, als dem, der ihrer am meisten hat, am meisten bey ihrem Verlust einbüßt?

„Es ist kein Glück von Dauer, als das sich auf gesunde Denkungsart stützt; keine Macht von bleibender Größe, als die in den Gränzen der Mäßigung verharrt! — Glück und Macht, so gebraucht, gewinnen uns im Leben ungeheuchelte Liebe, im Tode ungeheucheltes Lob, und dieß ist von allem das Wichtigste, was dem entgeht, der sich ohne innern Werth erhebt. Wer aber brutal seine Macht allein geltend machen will, der muß Verzicht thun auf herzliche Zueignung und auf seines Werkes Sicherheit. Öffentlich werden ihm Schmeicheleyen von der Falschheit gebracht, Verachtung und Abscheu insgeheim. Selbstherrischer Willkühr vertraut keiner; den launischen Gebiether fürchten alle, die ihm zunächst stehen, am meisten."

„Dieß alles soll nicht leeres Wortgepränge seyn. Ich fühle es, ich weiß es, noch rühmlicher ists, so zu denken, als zu reden."

....

Duelle, was auch die Menschlichkeit, die Religion, die bürgerlichen Gesetze selbst dawider sagen mögen, sind und bleiben heutiges Tags noch immer Ehrensache.

Bey den Römern ließ man zu des Pöbels erlaubter Gemüthsergötzung Sclaven den Zweykampf machen, und viele hundert, vielleicht tausend Schlachtopfer fielen alljährlich in den vornehmsten Städten des Reichs bey diesen blutigen Schauspielen. Cicero tadelte sie schon, doch wie es einem Demagogen mitunter geziemt, fein glimpflich. Seneca erklärte sich als Mann von Gefühl und Verstand mit empörtem Unwillen gegen diese Metzeleyen. Constantin der Große erließ ein förmliches Edict gegen die barbarische Sitte. Umsonst, die Gladiatoren und Duelle waren nicht zu verbannen.

Was der Tadel keines römischen Consuls, die Vernunftgründe keines Weisen, die Gesetze keines Kaisers konnten, bewirkte ein armer asiatischer Mönch. Ich spreche vom heiligen Telemachus.

Der Triumph des Honorius, des Kaisers der Römer, und seines Feldherrn Stilicho, sollte im Jahre 404 unserer Zeitrechnung in der alten Hauptstadt der Welt gefeyert werden. Stilicho's Sieg über Alarich und die gothische Nation in den Feldern von Pollentia verdiente die Ehre.

Von der milvischen Brücke, bis an den palatinischen Hügel war Roms Bürgerschaft in glänzendem Gewimmel verbreitet, die Pracht des feyerlichen Zuges anzustaunen. Dann eilte die trunkene Menge zu den öffentlichen Spielen — zum Wagenrennen, Jagen wilder Thiere u. s. w. Aber die größeste Volksmenge trug das römische Amphitheater, als die Fechter hervortraten, um zur Belustigung des Volks ihr Blut zu verspritzen.

Schon waren diese im gräßlichen Handgemenge; da stürzte mit edelmüthiger Kühnheit Telemach unter die Kämpfenden und trennte sie. Erbittert um die Störung seiner Freuden hob der Pöbel Steine auf, und zerstörte Mauern, um den heldensinnigen Mönch zu zerschmettern. Er fiel in seinem Blute, als Märterer für die heilige Sache der Menschheit. Doch bald erlosch des Volkes Grimm. Man beklagte den heiligen Mann, und verehrte lange das Andenken des Telemach. Auch ward von dieser Zeit an das Amphitheater Roms nie wieder durch freywillig vergossenes Menschenblut befleckt. (Theodoret. 5. Buch, C. 26.)

....

Als die englische Küste mit einer Landung bedroht, und stark mit Truppen besetzt wurde, befand sich unter diesen ein Regiment Bergschotten, nebst noch einigen andern Infanterie-Regimentern, im Standquartiere in der Nähe von Edinburg. Bekanntlich ist der englische Soldat sehr gut bezahlt. Er hatte einen Schilling des Tags. Der Engländer wußte kaum damit auszureichen; allein der Bergschotte, arm und genügsam, wie er ist, mußte sogar gezwungen werden, Fleisch zu essen; denn er wollte sich mit Haberbrod und Grütze begnügen. Dennoch ersparte jeder binnen eines halben Jahrs ein Beträchtliches, zumahl, da sie einst Kopf für Kopf drey Pfund Sterling als Gratification erhielten. Die Compagnien und Regimenter waren alle aus einer Gegend. Sie beschlossen daher, die ersparten Summen ihren Ältern und Anverwandten zu schicken, der Eine mehr, der andere weniger. Sie griffen zu einem Mittel, das die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Redlichkeit zugleich beurkundet. Sie nahmen weder Tratten vom Banquier, noch Papiergeld zu Hülfe, sondern jeder band sein Erspartes in ein Säckchen, und fügte die Addresse bey. Alle diese Säckchen wurden in einen großen Sack gethan, und diesen trug, mit Genehmigung des Regiments-Chefs, ein Beurlaubter der Compagnie in ihr Heimwesen. Die Ehre erfordert, daß dieser Abgeordnete weder eine Controlle erhält, noch einen Empfangschein zurück zu bringen nöthig hat.

....

Wie mit vielen alten Moden, die wieder aufkommen, ist es auch mit den französischen Rebus. Vor ungefähr vierhundert Jahren ließ ein Dauphin, der Sohn Carls VI. einem Frauenzimmer, das er liebte, zu Ehren, eine Standarte verfertigen, worauf ein K, ein Schwan (Cigne), und ein L zu sehen war; dieses sollte bedeuten: Mademoiselle Cassinel.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 10. und Freytag den 12. October 1810.

Aus Liebe zur Freyheit wünschte ich in allen Ländern die oberste Gewalt zu befestigen, der Volksregierung in Unterwalden, den Senat zu Venedig, in Frankreich das königliche Ansehen, in England die Constitution. Die Feinde der Verfassung möchte ich erinnern, daß gerade die Athenienser, welche sich unter allen Griechen durch die Eifersucht der Freyheit auszeichneten, lange vor den Spartanern in Knechtschaft verfielen, und in Rom das Volk nie gewaltiger war, als da dem Casar ein Unternehmen gelang, das dem Appius, dem Cassius, dem Manlius, das Leben gekostet hatte. Nicht Miltiades, noch der ältere Brutus, noch der Ritter von Erlach, aber die, welche die Freyheit nicht besitzen, und die, welche im Begriff sind, sie zu verlieren, reden am wärmsten von der Freyheit. Die, welche allen Ländern die Verfassung von Appenzell geben möchten, stellen sich vor, daß die gleiche Kleidung in Rom und Novazembla schicklich seyn möchte. Die, welche mir die Gallier Cäsars entgegen setzen, will ich durch die Siege Cäsars wiederlegen.

Johann von Müller.

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1541.

Am 1. Jänner war der Kaiser zu Arlon, am 2. zu Luxemburg, am 8. beurlaubte er sich bey der Königinn, und nahm sein Nachtlager zu Thionville = Dietenhofen, am 10. kam selber nach Metz, am 13. nach St. Anort, am 14. nach Salleburg, am 15. nach Steinbrugg, am 16. nach Kaiserslautern, am 17. nach Neustadt, und blieb vom 18. Jänner bis 5. Febr. zu Speyer, wohin der Herr von Granvella von dem Convent zu Worms zurück kam. Am 5. Febr. kam der Kaiser nach Heidelberg, am 23. nach Regensburg wo am 26. Febr. der Herzog und die Herzoginn von Bayern von ihm einen Besuch erhielten. Im März traf auch der päpstliche Legat Contarini daselbst ein. Am 10. März kam der Pfalzgraf Friederich mit seiner Gemahlinn zum Kaiser.

Am 2. Aprill um 6 Uhr morgens langte der Cardinal Churfürst von Mainz zu Regensburg an, welchem der Kaiser den Herrn von Praet, und den Bischof von Arras (dem jüngern Granvella) entgegen schickte, der Churfürst erschien am Tage seiner Ankunft bey dem Kaiser.

Am 5. Aprill begab sich der Kaiser mit den Ständen und seinem Hofstaate in die Domkirche, und von dort auf das Rathhaus, wo er die sächsischen Gesandten, den Landgrafen von Hessen, und andere fand. Nachdem der Kaiser auf seinem Throne, und jeder andere auf seiner Stelle Platz genommen hatte, fing der Pfalzgraf Friederich im Nahmen des Kaisers den Vortrag an, welchen der kaiserl. Rath Naves sodann bis an das Ende ablas, und die Reichsversammlung sich in Abschrift erbath.

Auch erhielten von katholischer Seite Dr. Eck, Gropperus und Julius Pflug, von protestantischer Seite aber Melanchton, Pistorius und Bucer unter dem Vorsitze des Pfalzgrafen Friederichs und Granvellas den Auftrag eine Ausgleichung zu verabreden.

Am 12. Aprill kam der Churfürst von Brandenburg an, welchem der Herr von Praet mit den Hof-Cavalieren entgegen kam, und ihm als Reichsherrl. obersten Erbkämmerer der Schlüssel zum kaiserl. Cabinete übergeben ward.

Am 4. Aprill begab sich der Kaiser auf Straubingen auf die Jagd, und nahm auf den ersten May das Nachtlager bey den Carthäusern, wo der Jahrstag für die Kaiserinn gehalten wurde. Am 2. kam selber nach Regensburg zurück.

Am 8. May soupirte der Kaiser bey dem Pfalzgrafen mit der Pfalzgräfinn seiner Nichte, der Herzoginn von Bayern, den Herzogen von Bayern und Braunschweig, und dem Landgrafen von Hessen. Nach der Tafel erschienen der Prinz von Salerno, Don Francesco d'Ast, Don Loys d'Avila, die Herren von Condé und de la Chaux in Maske.

Am 17. May kamen der Churfürst und die Markgrafen von Brandenburg, die Pfalzgrafen Otto, Heinrich und Philipp, der Landgraf und mehrere Fürsten zu dem Kaiser, um Gerechtigkeit wider den Herzog von Braunschweig anzusuchen, welcher seinen Bruder schon bey 18 Jahren gefangen hielt. Se. Majestät erwiederten, daß dieses und andere Geschäfte würden vorgenommen werden, sobald das Hauptgeschäft erledigt seyn würde.

Am 26. May als am Himmelfahrt Christi Tag war der Kaiser in der Benedictiner-Kirche, wo der Leib des heiligen Dionysius aufbewahret wird.. Hierbey ergab sich zwischen dem Markgraf Georg von Brandenburg, und dem Pfalzgrafen Otto

Heinrich, und Philipp, auch dem Herzog von Braunschweig ein in die Augen fallender Rangstreit, welcher am 1. Juny beygelegt ward.

Am 28. May haben die Theologen geendet, worüber sie sich einverstehen konnten, und hatten sodann am 31. May alle bey dem Kaiser um 10 Uhr Vormittags eine zweystündige Audienz. Nachdem sie abgetreten, hielt der Kaiser mit dem Pfalzgraf Friederich, den Herrn de Praet und Granvella, dann dem Naves eine Rathssitzung von mehreren Stunden, sogleich nach dem Speisen vernahm er den Herzog Georg von Bayern, dann gab er den Churfürsten von Brandenburg, auch den Markgrafen Georg und Albert, dem Fürsten von Anhalt, und mehreren, dem Herzoge von Lüneburg mit einander Audienz, hernach erschienen die Pfalzgrafen, sodann vernahm er den Churfürsten von Mainz ganz allein, und endlich besprach er sich mit dem päpstlichen Legaten.

Am 5. Juny (Pfingstfest) war der Kaiser bey dem Hochamte zugegen, welches der Churfürst von Mainz hielt, hier wollte der Legat des Papstes zuerst zu Opfer gehen, welches die Churfürsten nicht zugeben wollten. Der Kaiser entschied, daß dieser Opfergang ganz zu unterbleiben habe und ging allein. Am 8. Juny machte der Pfalzgraf Friederich in Nahmen des Kaisers den in seinem Speisesaale versammelten Ständen wegen eines Schlußes über die Unterredung der Theologen einen mündlichen Vortrag, welchen sie schriftlich verlangten, und am 9. ihre Antwort hierüber ertheilten. Hierauf ertheilte der Kaiser in Gegenwart der Stände den österreichischen und ungarischen Gesandten Audienz, welche um Hülfe wider den Türken ansuchten.

Am 10. Juny versammelten sich die Stände Vormittags auf dem Rathhause. Nach der Tafel erschienen der Churfürst von Mainz, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Trient, der Herzog von Bayern und Braunschweig in Nahmen der Stände bey dem Kaiser.

Am 11. Juny kamen dem Kaiser nach Regensburg Nachrichten über die Expedition des See-Capitains von Neapel, Don Garcias de Toledo in der Barbarey, wo selber 6 Orte erobert hatte.

Am 13. nahm der Landgraf (Philipp von Hessen) bey dem Kaiser Abschied, der mit ihm wohl zufrieden war.

Am 21. um 4 Uhr in der Frühe kam der römische König (Erzherzog Ferdinand, König von Hungarn und Böhmen) welcher am 25. den Kaiser, und die in einem Saale versammelten Stände um Beystand wider den Türken bath. Am 28. kamen die katholischen Stände zu Sr. Majestät, und bewilligten monathlich 80,000 Gulden wider den Türken auf drey Monathe, den nähmlichen Tag erklärten sich die Protestanten zu einem noch einmahl so viel betragenden Kriegsbeytrag, versprachen auch gegen Erhaltung ihrer Gewissensfreyheit, mit Leib und Leben beystehen zu wollen.

Auf den 3. July war Versammlung wegen der eiligen Türkenhülfe, auch brachte der Kaiser Nachmittag den Ständen seine Klagen wider den Herzog von Cleve vor, der ihm Geldern vorenthielt.

Am 5. erfolgte die sehr feyerliche Belehnung mit Pommern.

In der Versammlung der Stände vom 12. July ließ der Kaiser durch den Pfalzgrafen eröffnen, daß er von den Bewegungen der Türken gegen Italien Nachricht habe. Er wäre demnach genöthiget, sich persönlich dahin zu verfügen, und würde längstens bis auf den 24. aufbrechen, wornach sich die Reichsstände richten könnten, wenn selbige in einigen Geschäften noch einen Schluß zu fassen gedächten. Auch bath der Herzog von Savoyen um Gehör und Beystand.

In der Versammlung vom 21. July bathen die Stände den Clevischen Gesandten, welche sich um die Belehnung ihres Fürsten mit Geldern meldeten, auf welches der Kaiser selbst Ansprüche hatte, ein gnädiges Gehör zu verleihen. Der Kaiser erwiederte, daß sich die Stände in einem Zeitraume von fünf Monathen seines Aufenthaltes nicht über vier oder fünf Puncte entschließen konnten, welche das gemeine Beste betrafen, in der Angelegenheit seines Widersachers aber sich in drey Tagen vereiniget hätten, in welchen der Kaiser sich nun auch nicht zu entschließen gesinnt sey.

Am 22. July hatte der französische Gesandte bey der Reichsversammlung in der Savoyischen Angelegenheit Audienz, welche seinen Vortrag schriftlich verlangte, um sodann ihre Erklärung von sich zu geben, und am Ende den Schluß faßte, eine Intercession für den Herzog von Savoyen an den König in Frankreich zu erlassen.

Der Kaiser hatte am 28. bereits seinen ganzen Hofstaat mit Ausnahme der Kammerherren und Räthe abgefertiget, als die Stände bey ihm erschienen; als sich aber fand, daß die Geschäfte nicht zu Ende gebracht werden konnten, so entschloß er sich, bis auf folgenden Tag zu verbleiben, wo sodann der Reichsabschied zu allgemeiner Zufriedenheit zu Stande kam. Ungeachtet des guten Einvernehmens wurde doch auf einen zwar unvermutheten Fall eine katholische Ligue geschlossen.

Nachdem alles in Ordnung war, nahm der Kaiser am 19. July bey Churfürsten, Fürsten und Ständen Abschied, worauf diese auch alle einzeln kamen, sich zu beurlauben. Der römische König begleitete ihn sodann mit mehrern Fürsten auf eine Meile weit, und der Kaiser nahm sein Nachtlager zu Weinsberg bey dem Herzog von Bayern mit den Herzogen Otto, Heinrich, Christoph von Würtemberg, und dem Markgrafen von Baden. Am 30. kam der Kaiser nach Freysing und am 31. nach München. Am 1. August war der Kaiser zu München auf einer Jagd, und Abends in einem Lustgarten bey einem Souper, begab sich aber zeitlich nach Hause, und schickte den Damen kostbare Geschenke, so wie er auch in Regensburg die Pfalzgräfinn, auch die Markgräfinn von Brandenburg, und ihre Tochter beschenkt hatte.

Am 2. August speiste der Kaiser zu Wolfahrtshausen, und verblieb zu Benedictbayern über Nacht. Am 3. kam selber nach Mittewald, am 4. auf Mittag nach Seefeld, und auf die Nacht nach Innsbruck. Die zwey Prinzen des römischen Königs kamen ihm auf eine Stunde weit entgegen, und in der Burg an der Treppe erwarteten ihn sechs junge Erzherzoginnen sammt dem dritten Prinzen, den man noch auf dem Arme trug, welche den Kaiser in sein Zimmer begleiteten, der die älteste, als Braut des pohlnischen Prinzen am Arme führte.

Von Innsbruck kamen Se. Majestät am 7. auf Sterzing, am 8. auf Brixen, am 9. auf Botzen, am 10. auf Trient, wo dem Kaiser der Duka de Camerino, und hernach der Bischof von Trient entgegen kam. Den 14. speiste der Kaiser zu Borgetto an der Gränze von Tyrol, wohin ihn der Herzog von

Ferrara auf der Post entgegen eilte. An der Gränze erwarteten Se. Majestät 100 leichte Pferde, und 200 Schützen zu Pferde unter den Befehlen des Marchese del Quasto, auch kamen fünf Gesandte von Venedig entgegen, der Kaiser übernachtete zu Dolsco, in welcher Gegend der Senat eine Brücke, in Form einer Triumphpforte errichten ließ; am 15. war der Kaiser zu Peschiera, am 16. zu Modesta, wo ihm der kleine Prinz mit dem Cardinale von Mantua entgegen kam. Am 18. traf der Kaiser zu Cremona, am 19. zu Pizzighetone, am 20. zu Lodi, am 21. zu Marignano, und am 22. zu Mailand ein.

Hier kam Sr. Majestät der Sohn des Schloßhauptmanns mit 200 leichten Pferden entgegen, dann folgte der Marchese del Vasto mit 200 in blauen Damast gekleideten Edelleuten zu Fuß, und zwey hundert ganz geharnischten Edelleuten zu Pferd, auch 200 leichten Pferden; diesen folgten alle adelichen Vasallen des Herzogthums in carmoisinfarbenen Seidenstoff und Drapd'or zu Fuß, und die Rathsherren in violettblauen Atlas zu Pferde, endlich die Universität und Geistlichkeit. Der Zug ging durch mehrere Triumphbögen in die Kirche, und sodann in den Pallast. Am 25. kam der Herzog von Urbino und der Duca de Melphi zum Kaiser, welcher am 26. das Schloß in Augenschein nahm.

Am 27. August verfügte sich der Kaiser mit den Cardinalen Contareno, und von Mantua, und seinem ganzen Hofstaate in den Dom, wo selber das Kind des Gouverneurs del Vasto aus der Taufe hob. Bey der Zurückkunft fand der Kaiser die Marchesinn Mutter mit allen Damen von Mailand in einem Saale, wo selbe ein großes Banket veranstaltet hatte. Am 29. war K. Carl zu Pavia, und am 31. August zu Alexandria. Am 3. Sept. befand sich selber zu Genua, wohin ihm der Herzog von Florenz entgegen kam, auch fand sich der Principe Doria, und in der Folge die Cardinale Grimaldi und Doria daselbst ein.

Am Sonntag landete der Prinz von Piemont, und am 7. Sept. schickte der Kaiser den Herrn von Granvella nach Lucca zum Papste.

Am 9. beurlaubte sich der Herzog von Savoyen und der Prinz von Piemont bey dem Kaiser, und begaben sich nach Nizza. Am Sonnabend den 10. gegen 5 Uhr Abends bestieg der Kaiser sein Schiff, und richtete mit 17 Galeeren den Lauf gegen Lucca. Am Sonntag gegen 9 Uhr stieg selber zu Porto Venere an das Land, und wohnte im Kloster der Messe bey. Am Abend erschien der Vicekönig von Neapel mit 13 Galeeren, und machte dem Kaiser mit dem bey sich habenden zahlreichen Adel die Aufwartung. Um 1 Uhr in der Nacht stach die Flotte in das Meer, und kam am 12. Sept. bey Tagesanbruch nach Viareggio, wo die von Lucca Se. Majestät empfingen, und einen Triumphbogen in das Meer hinein errichtet hatten, auch 400 Pferde zur Reise nach Lucca in Bereitschaft hatten. Hier kam dem Kaiser der Herzog von Ferrara, und auf dem halben Wege von Seite des Papstes der Cardinal von Croce rc. entgegen; bey dem Stadtthore von Lucca aber waren alle Cardinäle versammelt, welche den Kaiser in die Domkirche begleiteten, wo sich der heilige Vater im päpstlichen Ornate befand.

Nach dem Mittagsspeisen kam die Herzoginn von Parma, natürliche Tochter des Kaisers. Den 13. Sept. um 4 Uhr Nachmittag verfügte sich der Kaiser mit seinem Hofstaate zum Papste. Auf dem Wege fand er die Cardinäle Farnese und Santa Flora, welche ihn in das päpstliche Zimmer einführten, wo selber bis um 7 Uhr verblieb. Am 14. hatte K. Carl abermahl eine lange Unterredung mit Sr. Heiligkeit. Am 15. hatte der am römischen Hofe residirende französische Gesandte mit einem am vorigen Tage auf der Post aus Frankreich angekommenen Edelmann bey dem Kaiser Vormittag Audienz. Se. Majestät hatten sodann nach Mittag bis in den späten Abend eine Conferenz mit P. Paul III., welcher am 16. Nachmittag um 3 Uhr in einer Sänfte mit den Cardinalen Borghese, S. Giacomo, Gambara, Farnese, Santa Croce, Santa Flora, und Sambello den Kaiser, welcher ihm bis in den Saal entgegen kam, einen Besuch von 5 Stunden abstattete, den der Kaiser am 17. erwiederte, am 18. Nachmittag aber bey dem heiligen Vater Abschied nahm, und von den Cardinälen, welche bey dem Abschiede alle zugegen waren, bis über die Stadt hinaus begleitet wurde.

Der Kaiser nahm sein Nachtlager zu Pietra Santa, und kam am 19. nach Porto della Spezzia, wo indessen die Malteser Galeeren eingetroffen waren, welchen der Kaiser ein Geschenk von 6000 Thalern machte. Am 24. Sept. schickte K. Carl den Herrn von Granvella zu Sr. Heiligkeit um die Beschuldigung wegen der Ermordung des Fregoso und Rincons von sich, und seinen Ministern abzulehnen, und den Papst als Schiedsrichter zur Untersuchung dieses Vorgangs zu erbitten, wozu sich aber der König von Frankreich nicht verstehen wollte. Am 26. Sept. wohnten Sr. Maj. der Einschiffung der 6000 Deutschen auf 13 Schiffen bey, und begab sich am 28. um drey Uhr Nachmittag selbst auf das Meer, wo bey dem Auslaufen die 6 Galeeren des Anton Doria sich beygesellten, so von Genua kamen.

Am 29. ankerte der Kaiser bey stürmischem Meere mit 7 Galeeren in Corsica um 7 Uhr Abends, wo er am 30. Sept. wegen des fortdauernden Sturms verblieb.

Am 1. October versuchte der Kaiser gegen Ponente zu segeln, mußte aber wegen widrigen Windes auf die vorige Stelle zurück, wo er diesen Tag verblieb. Montags am 3. kam er nach Porto di Sant Bonifacio wo er sich zu Land begab, und am 6. auf Mittag wieder die Galeere bestieg, und nach Sardinien segelte, und bey der Insel Genere, welche nur von Hirschen, und Wildschweinen bewohnt ist, zu Nachts vorbey fuhr. Der Kaiser stieg am 7. zu Porto del Ponte an das Land, begab sich am Morgen auf die Jagd, und verfügte sich Mittags wieder auf das Schiff, und kam in seine Stadt Cagliari, wo er einen Einzug hielt, und übernachtete. Am 8. kam der Kaiser nach Porto del Ponte zurück, wo die neapolitanischen Galeeren mit dem Don Garcia de Toledo angekommen waren, welche nun 43 Galeeren ausmachten. Am 9. schiffte der Kaiser auf Minorca zu, und machte 300 Meilen in 43 Stunden. Nach Mitternacht fuhr selber zu Mahon ab, und kam den 13. in der Frühe um 9 Uhr nach Majorca, wo er den Vicekönig von Sicilien mit 7 Galeeren und 8000 Spaniern antraf, welche auf 60 Schiffen aus Italien anlangten. Auch waren 6000 Italiener aus Livorno angekommen. Am 18. erreichte der Kaiser die unbewohnte Insel Cabrera. Am 19. von Tagesanbruch an befuhr der Kaiser den Golfo, bekam am 26. October die Barbarey zu Gesicht, und befand sich um 7 Uhr Morger
Entfernung von 7 Meilen von Algier. Nach
vereinigten sich auch die spanischen Galeeren mi

welche die Lastschiffe auf 30 Meilen zurück gelassen hatten, solche aber sogleich abhohlen mußten.

Als beynahe die ganze Flotte versammelt war, schickte der Kaiser den Gianettino Doria in die Nähe von Algier, und Nachmittag legte sich der Kaiser mit allen Galeeren auf einen Kanonenschuß weit von der Stadt vor Anker. Es entstand aber in der Nacht ein solcher Sturm, daß man einen Sturm auf der Rhede befürchten mußte, worauf sich die Flotte auf 15 Meilen hinter die Meerspitze Metaphuß genannt zurück zog. Hier verblieb man bis auf den 22., wo Leute an das Land gesetzt wurden, um frisches Wasser zu hohlen.

Am 23. in aller Frühe wurden die Truppen auf das Land gebracht, und gegen 9 Uhr Morgens folgte auch der Kaiser mit seinem Hofe nach, welches die Araber mit ungeheurer Anstrengung und Übermacht, jedoch vergebens, zu verhindern trachteten, worauf das Lager auf 3 Meilen an diesem Tage vorrückte, und der Kaiser sein Gezelt am Fuße eines Berges aufschlagen ließ. Wo selber von der Höhe des Berges herab gegen Mitternacht durch ein Chor von 800 Mohren und Türken beunruhigt wurde, welche den Ort seines Aufenthaltes leicht mit Schußgewehre erreichen konnten. Am 24. October rückte der Kaiser mit dem Lager bis auf eine Meile von der Stadt vor. Se. Majestät mit dem Adel nahmen in den Weingärten auf der Ebne Posto, die Spanier wurden auf einem Berge, und die Italiener an einer Brücke postirt, die Deutschen aber waren theils auf der Ebne, theils auf einem andern Berge vertheilt. Gegen 9 Uhr Abends fingen Regen und Wind an, welche gegen den Morgen immer stärker wurden, so daß ein Sturm zur See und Land entstand, worauf sich der Kaiser auf 3 Meilen gegen das Meer zurück zog um Lebensmittel und Geschütz ausschiffen lassen zu können, welches jedoch nicht möglich war. Selber zog sich sodann neuerlich auf 5 Meilen zurück, und marschirte am 28. durch eine morastige Gegend, wo er einen beträchtlichen Fluß zu passiren hatte, auch auf den Flanken und der Arriergarde beständig von den Arabern beunruhigt wurde. An diesem Tage wurde die Ernennung des Herzogs von Alba, zum Obersthofmeister bekannt gemacht. In der Folge langte man zu Metaphuß an, wo die vom Sturm übrig gebliebenen Galeeren vor Anker lagen.

Am 1. Nov. (Allerheiligen Tag) ging die Einschiffung vor sich, und am Donnerstage, 3. November, schenkte der Kaiser dem Doria 13 zu Barcellona ausgerüstete Galeeren, verlieh ihm auch die Bedienstung eines Proto-Notars zu Neapel, welche jährlich 3000 Ducaten erträgt, als einen Schadenersatz für seine verunglückten Schiffe. Als ein neuer Sturm sich zu erheben drohte, verließ der Kaiser diese fatale Küste, nachdem einige Lastschiffe von der Rhede von Algier hinweg gebracht, und in die offene See gegangen waren. Zu Hinwegbringung der Übrigen ließ der Kaiser 5 spanische Galeeren zurück, welche sie mit Rudern auf das hohe Meer bringen sollten. Der Kaiser segelte unter einem fürchterlichen Sturm die ganze Nacht hindurch, und fuhr am 4. Nov. Vormittag in den Port von seiner Stadt Bugia auf dem festen Land von Afrika, wohin auch die 5 spanischen zurück gebliebenen Galeeren am 6. nachkamen, da sie den Lastschiffen vor Algier keine Hülfe leisten konnten. Zu Bugia war die kaiserliche Flotte in größter Gefahr, durch Sturm, oder Hunger zu Grunde gerichtet zu werden. Es wurden demnach am 11., 12 und 13. Nov. öffentliche Bethgänge gehalten, um die Abwendung ferneren Unheils zu erflehen. Am 15. befahl der Kaiser ein Bollwerk bey diesem von den Mohren schon ganz umgebenen Orte aufzurichten; fertigte auch den Vicekönig von Sicilien, und die Galeeren von Monaco, Sinigallien und Maltha nach Hause zurück, welche am 16. absegelten. Am 17. nach Mittag ruderte die Galeere des Kaisers aus dem Hafen hinaus, mußte aber wegen widrigen Windes zurück kehren.

Gegen Mitternacht machte der Kaiser einen zweyten Versuch, kam auch ungefähr auf 80 Meilen weit, wurde aber am 19. wieder auf Bugia zurück getrieben, wo er bis auf den 23. auf der Galeere verblieb. Um 10. Uhr Nachts aber endlich abfuhr, und am 26. Abends zu Majorca an das Land stieg. Am 27. fertigte K. Carl den Andreas Doria mit seinen — dann des Antonio Doria, und des Conte d'Aquilara Galeeren nach Genua zurück.

Am 28. bestieg der Kaiser um 4 Uhr Abends die Galeere, und kam am 29. zu Mittag mit 15 Galeeren nach Porto di Sant Antonio auf der Insel Iviza, am 1. December aber endlich nach Cartagena, wo selber bis auf den 5. verblieb, und zu Musia das Nachtlager nahm. Am 9. kam selber nach Seisa, am 10. nach Elin, und traf am 18. in Occoiga ein, wo den Kaiser seine Prinzessinnen Töchter mit unaussprechlicher Freude empfingen, und auch der Infant, Don Philipp, mit dem Cardinal von Toledo angekommen war. Am 31. Dec. befand sich der K. Carl zu Toledo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik.

(Fortsetzung.)

Von Joseph Rohrer.

Daß die Bevölkerungsplane nicht selten überflüßig sind, dieses will ich zuerst beweisen.

Ich berufe mich hier auf sehr schätzbare Authoritäten, einen Price, Petty, Malthus und mehr andere, deren vorurtheilfreye Beobachtungen oder Beobachtungsnachrichten darin zusammen treffen, daß in Nordamerika, (wo die Menschen keinesweges bisher, wie in Europa, mit Mangel an Nahrungsmitteln zu kämpfen hatten, wo Friede und höhere Sittenreinheit herrscht,) die Bevölkerung innerhalb 25 Jahren sich verdoppelt; ja daß in den westlichern nordamerikanischen Provinzen, wo der Ackerbau häufiger ist, und lasterhafte Gewohnheiten noch entfernter gehalten werden, die Verdoppelung der Volkszahl schon innerhalb 15 Jahren vorfiel. Man würde aber sehr irren, wenn man bloß den nordamerikanischen Weibern die Zeugungskraft von 9 bis 12 Kindern als Alltäglichkeit einräumte. Nach Langdorf gebärt eine Portugieserinn wohl auch zwanzig Kinder nach einander, ohne die Zwillinge dabey eingerechnet zu haben. Auf ein Dutzend, wenn nur Auskommens da ist, dürften unsere schwäbischen Ansiedlerinnen in der Temescher Gespannschaft wohl auch die Wette bestehen. Um Kinder darf also keiner Regierung bange seyn, wenn nur so viel Nahrungsmittel da sind, daß alle verpflegt werden können, und wenn nur so viel Arzneymittel und Heilärzte vorhanden sind, um den Krankgewordenen beyzustehen, damit sie nicht noch

vor erreichter männlicher Reife dahin sterben, welches leider allerwenigstens bey der Hälfte der Fall ist!

Eine der auffallendsten, meine obige Behauptung bestätigenden Erscheinungen bleibt unstreitig die österreichische Monarchie. — Seit 1787 bis 1810, also durch 23 Jahre führen wir fast immer Krieg, oder leiden wenigstens an dessen Nachwehen. Dennoch ergibt sich nirgends, daß es dem Staate an Nachwuchs fehle. Ist es nöthig, so stehen neuerdings in wenig Wochen vier Mahl hundert tausend Streitmänner schlagfertig an der Gränze, und bereit auf jeden Wink ihres Monarchen noch weiter zu ziehen. So wenig sich die Jeremiaden des Herrn d'Ivernois rücksichtlich Frankreichs, welches so viel im letzten Jahrzehend nach dessen Calcul an Menschenzahl verloren haben soll, bestätigten; eben so wenig war dieß auch im Ganzen innerhalb des österreichischen Kaiserstaates, ich rede nicht von einzelnen Provinzen, der Fall, wenn gleich die süddeutschen Zeitungen von Stuttgard bis Nürnberg und von da bis München nachhallten, daß sich Österreich kaum in fünfzig Jahren erhohlen kann!

Ein Glück ist es noch, trotz alles Unglückes, (welches allerdings unsere Herzen und zwar mit Recht mehr fühlen, als es, bloß aus physischem Gesichtspuncte den Verlust betrachtet, nöthig wäre,) daß nicht auch die Frauen den Krieg mitmachen durften, sondern fern von der Armee bleiben. So lange das ganze weibliche Geschlecht bey Hause bleibt, so lange dürfen wir vollends nicht um Nachwachs besorgt seyn! Je mehr durch die im Kriege oder in Lazarethen Umgekommenen andern Männern Platz gemacht wird, desto mehr werden sich entschließen, Gattinnen zu wählen und Kinder zu zeugen. Höchst auffallend bleibt es, daß der Zeugungstrieb nach großen Länderverwüstungnn, wenn wieder Ruhe und Ordnung an die Stelle gemeinschaftlicher Unfälle trat, doppelt, ja dreyfach wirksamer sich gezeigt hat. Ehrwürdige Männer, ein Messence und Expilly, bestättigen es, daß nach jener Pest vom Jahre 1720, welche Marseille zur Wüste machen zu wollen schien, die Ehen ohne allen Vergleich gegen das Vorderjahr kinderreicher ausgefallen sind. Wenn demnach der selige k. preußische geheime Rath, Theodor Schmalz, in seinem Handbuche der Staatswirthschaft eine außerordentlich zunehmende Volksmenge unter die sichersten Zeichen des Staatswohlstandes rechnet, so können wir ihm keineswegs beypflichten. Eine Regierung kann durch Unvorsichtigkeit, durch zu weniges Berechnen der eigenen und gegnerischen Kräfte, durch zu leichtgläubiges Vertrauen auf andere, Beystand versprechende Mächte manchmahl zu blutigen Kriegen veranlaßt worden seyn, welche äußerst nachtheilig auf den öffentlichen Wohlstand wirkten, den Handel hemmten, den National-Wohlstand untergruben. Dennoch füllt sich oft nach Kriegen sehr schnell die einheimische Menschenmasse, ohne daß man eine wesentliche Änderung im Charakter der Regierung zu bemerken, im Stande wäre, oder daß das National-Vermögen bedeutend sich im Lande gehoben hätte. Auch schon die halbwegs sichere Aussicht auf Frieden, macht schon, daß die Landeseinwohner sich freudiger dem Fortpflanzungstriebe in die Arme werfen. Eine äußerst schnell sich vermehrende Volksmenge, so lange man sie nicht bey ihrer Höhe zu erhalten vermag, beweiset demnach in meinen Augen eben so wenig für die planmäßige Güte einer Regierung und die Größe des National-Wohlstandes, als eine ungewöhnlich starke Ernte für die Geschicklichkeit und die hohen Vermögenskräfte eines Wirthschaftsunternehmers. So wie keineswegs die möglich höchste Production, welche ohne Schonung der Bestellungskosten erzielt ward, sondern der reine, die gehabten Geldauslagen weit überwiegende Gewinn, wenn er dauerhaft fortfließt, für den Wohlstand und die Fähigkeiten eines Landwirthes entscheidet; eben so kann, nach meiner unmaßgeblichen Überzeugung, eine hohe augenblickliche Bevölkerung nichts zu Gunsten der einheimischen Staatswirthschaft entscheiden, so lange sie nicht als Folge daurender (nachhaltiger) Bodenverbesserungen sich erprobt.

....

Der Fall, daß die meisten Versuche zur Volksvermehrung, welche durch unmittelbares Wirken der Regierung eingeleitet werden, mißlingen, und in die Länge als unausführbar sich erproben, indem sie fast alle Augenblicke zerstört zu werden, Gefahr laufen, — dürfte allerdings der bey weitem häufigste seyn.

Drey Umstände machen, daß man selten bey einem neuen Bevölkerungs-Projecte, das man jetzt noch in Europa (den russischen Coloß ausgenommen) zu realisiren Lust haben könnte, auf glückliche Vollendung, auch nur mit einigem Grunde rechnen wird können, und daß man demnach besser thun wird, lieber vor der Zeit vom Versuche abzulassen, als noch nach geschehener Hälfte der Arbeit von neuem anfangen zu müssen. So lange man es nähmlich nicht dahin bringen kann, daß alle jene Menschen, die zum Leben im Vaterlande aufgerufen werden, auch hinlänglich Nahrung finden können, um weiter zu leben, so lange man ferner nicht Krankheiten zu entfernen weiß, welche nach Tausenden zugleich wegraffen; so lange endlich Kriege anzufangen oder fortzusetzen keineswegs mehr in der Willkühr des größten Theils der Staaten liegt, und folglich gerade der mannhafteste Theil der Einwohner auf das Schlachtfeld geschleppt wird: so lange gebe es die Regierung auf, zum ersten Grundsatze ihrer Operationen den Satz der Volksvermehrung zu erheben, weil nähmlich dessen Realisirung von äußerst vielen Zufällen abhängt, rücksichtlich deren auch nicht einmahl eine Wahrscheinlichkeits-Rechnung entworfen werden kann.

Weit sicherer, so scheint uns, würden schon jene Staatsverwaltungen zu Werke gehen, welche die Sorge für Lebensmittel im Geiste des alten Confuz zur obersten Maxime erhöben. Mit der Vermehrung genießbarer Producte, welche keineswegs lediglich von der Menschenmenge abhängt, würde sich die letztere von selbst vermehren. Wir wollen uns nicht in vorschnelle Entscheidungen einlassen, ob die Cammeralisten, welche den Regierungen rathen, die Möglichkeit der physischen Coexistenz der Menschen vor allem durch Vermehrung der Production sich angelegen seyn zu lassen, oder ob die Juristen aus einem richtigern Gesichtspuncte die Politik ansehen, welche von den Staatsverwaltungen verlangen, daß ihr erstes und letztes Augenmerk dahin gerichtet seyn müsse, das rechtliche neben einander Seyn der Unterthanen durch Gesetze möglich zu machen. Wir sind vielmehr überzeugt, daß beydes gleiche Aufmerksamkeit verdiene, und daß wahrscheinlich bey der beyderseitigen Meinungen nach genauerer Prüfung mehr Wort- als Sachverschiedenheit sich ergeben würde. Eben so müssen wir es einem andern Orte vorbehalten, uns über einen höhern moralischen Gesichtspunct zu äußern, dessen wir allerdings die Regierungen in der Ausübung ihrer Pflichten fähig halten. Hier kann nur nach dem Zwecke dieses Aufsatzes vom körperlichen Seyn und

Wohlseyn der Menschen die Rede seyn, in welcher Hinsicht vielleicht die folgenden Betrachtungen nicht wenig reichhaltigen Stoff zum Nachdenken geben dürften.

Wenn unsere Plusmacher irgendwo hören, wie sehr sich ein Samenkorn im Blumentopfe eines Fensters vervielfältigt habe; dann zweifeln sie auch nicht weiter mehr an einer außerordentlichen Vervielfältigungs-Fähigkeit der Nahrungsmittel. Allein dergleichen Politiker kränkeln leider an einem nur zu sehr verbreiteten und eingewurzelten Vorurtheile, vermöge dessen die Natur an Lebensmitteln unerschöpflich ist, und nicht nur gleichen Schritt mit dem Bedürfnisse der Menschen zu halten vermag, sondern einem noch weit größern Bedarf oder Vorrath aufstellen kann, als man zu verzehren im Stande ist. Schön klingt es freylich wenn Goldsmith singt:

> Nie zögert die Natur, wenn Fleiß mit rüst'gen Händen
> Um ihre Gaben fleht, sie mütterlich zu spenden;
> An Idra's Klippen, wie am Arnostrand, gebrach
> Dem Ackerbauenden der Nahrung Nothdurft nicht.
> Mag auch der jähe Fels das enge Thal bedräuen,
> Mit der Gefahr vertraut, verlernt man sie zu scheuen.

Allein die wirkliche Welt zeigt uns oft einen nur zu widerlichen Abstand von der Dichterwelt, welche Alles mit Strahlen der Morgensonne durchdringen läßt, die Wiesen mit hohen Grase bepolstert, und goldene Saaten in strotzender Fülle ausstreut! Welch ein Unterschied, wenn man einen Landsmann des vorhin benannten Dichters, Herrn T. R. Malthus, daneben hört; wenn man das Werk **An essay on the principle of population** liest!

Wie staunt man, wenn man den Beweis weitläufig ausgeführt findet, daß der Zuwachs an Nahrungsmitteln kaum sich in arithmethischer Progression, wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, in die Länge erzielen lasse, indeß allerdings, wenn Mangel an Nahrungsmitteln nicht sammt andern Hemmungen im Wege läge, die Vermehrung der Menschen in geometrischer Progression, wie 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128 vorgehen könnte! Wie nahe muß wohl dieser Mann der Wahrheit seyn, wenn er einen so entsetzlichen Abstand darstellt, da selbst bey den so kunstfleißigen brittischen Landwirthen nach Young das **medium generale** der Vermehrung des Saatkorns lediglich

beym Weitzen . . .	$9\frac{80}{100}$
beym Roggen . .	$10\frac{38}{100}$
bey der Sommergerste	$9\frac{12}{100}$
beym Hafer . . .	$8\frac{26}{100}$
bey den Bohnen . .	$8\frac{52}{100}$ ist!

Wenn Parmentier die Wundergeschichte des Plinius, daß nähmlich ein Weitzenkorn 400 Ähren getragen habe, ohne Bemänglung wiederkaut, möchte man nicht beynahe über seine Kenntniß der Landwirthschaft im Großen einige Zweifel erheben, und die Leichtgläubigkeit seiner Landsleute bewundern, die so was ohne Kritik dahin gehen lassen? Jeder deutsche unbefangene Prüfer würde wohl selbst sich über die Schriften des alten Bundes wagen, und es laut sagen, daß sich die in denselben berührte hundertfältige Rückgabe der Äcker Israels wenigstens von Halmfrüchten kaum denken lasse. Selbst im gelobten Arabien und in dem kornreichen Ägypten paßt ein solcher Maßstab vollends nicht. Man hält das zwanzigste Weitzenkorn für eine äußerst seltene Fruchtbarkeit nach Niebuhr in dem erstern; im zweyten Lande aber sollen die vom Nil getränkten Felder das Saatkorn nur zehnfach wiedergeben. „Eine Ernte, schreibt Schwerz, die sich im Durchschnitt zur Aussaat

beym Weitzen — —	wie	$13\frac{8}{10}$	zu 1
beym Roggen — —	wie	$16\frac{3}{10}$	zu 1
beym Hafer — —	wie	$20\frac{1}{10}$	zu 1
bey der Wintergerste	wie	$17\frac{6}{10}$	zu 1
bey den Bohnen —	wie	$9\frac{5}{10}$	zu 1

verhält: eine solche Körnervermehrung, sage ich, ist eine der bedeutendsten, die der Mensch durch seinen Fleiß vom Schooße der Erde erwarten darf. „Wenn in Belgien das Medium des Ertrages nach österreichischem Körper- und Flächenmaße rücksichtlich des Weitzen 23 Metzen 13 Maßl, und rücksichtlich des Roggens 26 Metzen 13 Maßl vom Joch ist: so möchten wir wohl kühn fragen, welch ein Volk unterm Monde erreicht in dieser Hinsicht die betriebsamen, einst österreichisch benannten Niederländer? Aber schon jetzt ist ihre Provinz, wie z. B. das herrliche Land von Waes gleich einem Garten bearbeitet. In der Campine, welche in frühern Zeiten eine Sandwüste war, vor nicht langem aber noch mit dem schönen Nahmen **Jardin de Marie Therese** von den Einwohnern zu Ehren ihrer Landesmutter belegt wurde, ist bereits allgemein die Brache abgeschafft, und die Landleute dieser Gegend sind des Glaubens, daß, wenn sie nicht Schlag auf Schlag eine neue Production hervorzubringen suchten, der Boden sehr bald wieder zur alten Unfruchtbarkeit zurückkehren würde. Allein schon jetzt können sie kaum in Beziehung auf Agricultur mehr leisten, als bisher ihre mit Überlegung verbundene Betriebsamkeit geleistet hat. Der Acker der Belgen wird von dem berühmten Schilderer ihrer Landwirthschaft mit einem Manne verglichen, der über die Kinderjahre hinaus zu seiner vollen Reife gedieh. Wird einmahl der Boden gartenartig bearbeitet, dann ist er seinem höchsten Ertrage äußerst nahe. Nun läßt sich zwar die Gränze dieses Ertrags keineswegs mit Linien und Ziffern bestimmen und bezeichnen, aber so viel bleibt denn doch gewiß, daß die Größe der Feldernte keineswegs eine ins Unendliche Vervielfältigungsfähige sey.

Die wackern Bewohner von Nievole im Toskanischen erzeugen zwar nicht weniger als $54\frac{3}{4}$ Metzen türkischen Weitzens auf einem Joche unsers Maßes; allein schon umgraben sie ihren Boden, gleich einem Blumengarten, mit der Schaufel. Das höchste, was unser rühmlich bekannte Professor der Landwirthschaft, zu Klagenfurt, Burger zu erzielen vermochte, waren 67 Wiener-Metzen Mais auf einem Joche. Bey Gelegenheit dieser Angabe macht dieser Schriftsteller in seiner Abhandlung über die Cultur des türkischen Weitzens Seite 290 folgende, sehr beherzigenswerthe Bemerkung. „Da man den Mais dichter säen und beträchtlich mehr Pflanzen auf einem Joch erzielen kann, als ich so eben annahm, so würde man schließen dürfen, daß sich in eben dem Verhältnisse der Ertrag auch vermehren, und um so größer werden müsse, je mehr man Maispflanzen am Acker gezogen hätte. Indessen lehrt doch die Erfahrung, daß sich dieß nicht so verhalte, da ich auf dem nähmlichen Acker, wo der Mais 22 Zoll gedrillt worden war, und wo auf vier Quadrat-Klafter statt 72 Pflanzen bald 96 bald 89 Stämme standen, doch nicht mehr als 67 Metzen producirte, weil sich in eben dem Verhältnisse, als man die Menge der

Pflanzen über ein gewisses Maß vermehrt, die Größe der Fruchtähren vermindert."

Es ist nichts in der Welt leichter, als den Leuten zu predigen, damit sie mehr aussäen, um mehr zu ernten; allein ein solcher Rath kann nur von sehr kurzsichtigen Menschen kommen, die es nicht wissen, daß bey einem zu engen Raume der Same zu sehr in das Stroh schießt, oder, wie man auch zu sagen pflegt; niederschlägt; das heißt, daß eine Pflanze der andern die Nahrung entziehe, und der Gehalt und die Schwere der Frucht mit der Dichtheit der Aussaat fast im umgekehrten Verhältnisse zu stehen scheint.

Wir haben, wie uns dünkt, durch das bisher auch nur Angedeutete, dennoch schon die Wesenheit der Sache in ihrem Innersten aufgegriffen. Man denke doch ja, daß man durch alle Maßregeln für Volksvermehrung das Volk um nichts glücklicher macht, und daß, wenn ja eine Maßregel zu ergreifen ist, diese auf Vermehrung der Lebensmittel gerichtet seyn sollte. Vergeßt doch ja nicht, Regierer und Machthaber an der Spree und Oder, oder wo ihr immer seyn mögt! daß euer Unterthan sich nicht, gleich dem Epidendron flos aeris am Ganges, von der Luft nähren kann.

Wahrlich schon das Schicksal derjenigen, die da sind, und auf eigenem Boden von selbst entstehen, ist keineswegs das Beste; wollt ihr durchaus noch mehr Menschen in euer Land gebracht wissen! Möchtet ihr doch, Gewalthaber im Großen! folgende kleine Stelle des Königsberger-Philosophen in seiner Kritik der Urtheilskraft eures Nachdenkens würdigen, wenn wir gleich selbst dieselbe mit nichten über alle Kritik erhaben ausgeben: „Was das Leben für einen Werth hat, wenn dieses bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt, (und das thun ja unsere Politiker, welche bisher Sicherheit und Bequemlichkeit des Lebens zum höchsten Staatszwecke machten!) ist leicht zu entscheiden. Es sinkt unter Null, denn wer wollte das Leben unter gleichen Bedingungen, oder auch nach einem neuen, selbst entworfenen, doch dem Naturlaufe gemäßen Plane, der aber auch bloß auf Genuß gestellt wäre, aufs neue antreten?"

Dahin wird es nun freylich nicht mehr so leicht in unserm, auf seine Civilisation stolz seyn wollenden Europa kommen, daß die Männer ihre eigenen Weiber und Kinder aufzehren, wie dieß schon, um dem Hunger zu stillen, auf den Marquesas Inseln der Fall soll gewesen seyn; oder daß man gleich mit der sterbenden Mutter auch das neugeborne Kind eingräbt, weil man diesem die gehörige Nahrung geben zu können verzweifelt, wie das auf Neu-Südwales nicht ungewöhnlich ist; — Aber ich frage, ob ein solches Leben, wie so Mancher führen muß, wohl besser in Europa ist, als der Tod, welchen in dem äußerst bevölkerten China ein Kind stirbt, noch ehe es zur Besonnenheit erwacht, und für das Licht gleichsam die menschlichen Augen öffnet. *)

Bey den Verhältnissen, worin wir unterm Monde schweben, und bey dem Dreyfelder-System, welches nun einmahl bis jetzt bey uns das Vorherrschende war, finde ich demnach im Vorbeygehen gesagt, das sogenannte Dreykinder-System, wie es großen Theils unter den Siebenbürger-Sachsen herrschend zu seyn scheint, gar nicht schlecht, wenigstens besser, als die Dreyfelder-Wirthschaft. Wenn unsere sächsischen Schildbürger im Nordost der österreichischen Monarchie auch keine großen Politiker sind, so sind sie doch wenigstens kleine, und auch das ist einer Ehrenerwähnung werth! Sie haben noch das altdeutsche Sprichwort „Sich strecken nach den Decken" nicht aufgegeben. Da sie nicht absehen, wie sie hinlänglich Nahrung und Geld aufbringen, um viele Kinder groß zu ziehen: da sie so wirthschaftlich sind, daß sie manchmahl auf Tage voraus kochen, um nur etwas an Holz zu ersparen; da sie jede Handlung, die sie begehen wollen, wenigstens in der Regel überlegen: so muß man sich dadurch ihre Mäßigung erklären. Schon in Bistritz war mir die Seltenheit der Kinder, welche doch sonst in Städten häufiger zu seyn pflegen, außerordentlich auffallend gegen die große Menge von Kindern, welche ich bey dem benachbarten, sorglosen Walachen in Borgo fand. Wahr ist es, der letztere begnügt sich mit noch schlechteren Gerüchten; er beschränkt unter allen Getreidearten seine Nahrung einzig auf den türkischen Weitzen, den man walachisch Poromb nennt. Allein auch Er und die Seinigen ringen oft, gleich den Metayers in Frankreich und Italien, mit dem Mangel des von Schwaben sogenannten Wälschkorns. Würde es einst dahin kommen, daß auch der Walache bey sich die Reihensaat allgemein einführte, wie sie der nördliche Tyroler überall, schon lange realisirt hat; so wäre freylich der Boden des Siebenbürger-Walachen dem Gartenlande, aber mit diesem auch dem Maximum des Ertrages näher: und die Hoffnung, die Cultur noch weiter treiben zu können, müßte, selbst bey vorausgesetzter Betriebsamkeit, merklich schwinden!

Man erlaube mir bey dieser Gelegenheit noch ein vaterländisches Beyspiel! Ich kenne einen, um Wien wahrhaft gartenartig benutzten Grund, in einer Gegend, die wenig besucht wird. Es ist der Althangrund neben der Rossau. Es lohnt die Mühe, die dortigen fleißigen Gärtner zu besuchen. Schwerlich kostet irgendwo eine Quadratklafter Bodens in der Monarchie mehr, als hier. Aber die Kultur ist auch exemplarisch! Doch haben kaum diese Leute vor 10 Jahren weniger Gemüse gewonnen, als gegenwärtig; sie scheinen schon der höchsten Stufe der küchengärtnerischen Industrie sehr nahe zu seyn! Ein Ertrag biethet dem andern die Hand. Alles wird aufgebothen; kein Geld wird gespart.

*) Wenigstens in der Note verdient eine interessante, hierher Bezug habende Erzählung und Äußerung des berühmten Macartney aus der Berliner Übersetzung seiner Gesandtschaftsreise nach China ausgezogen zu werden! „Jeder (heißt es im II. Th. S. 135) heirathet hier. Wenn aber alle Aussichten zum Unterhalte fehlen, so dürfen bey fernerer Vermehrung der Familie, Ältern sich der neugebornen Kinder entledigen. Wie vielen Kampf das auch im Anfange den Müttern gekostet haben mag, so ist doch jetzt die Schrecklichkeit der Sache durch die angenommene Vorstellung gemildert, daß ein solches Kind nicht eigentlich ersäuft, sondern dem Flußgotte zum Opfer dargebracht werde. Sie werden nähmlich mit einem Kürbis an den Hals gebunden, in den Fluß geworfen."

„Man scheint zu glauben," setzt der Graf fort, „daß das Menschenleben erst dann einen Werth habe, wenn durch Entwickelung seiner Fähigkeiten der Mensch zu einem vernünftigen Geschöpfe geworden ist; wogegen es, obwohl schmerzlich, doch keine Gewissenssache sey, ein Kind aus der Welt zu schaffen, so lange es nicht mehr, als bloß ein Thier ist. (!!!) Das Loos ausgesetzt zu werden, trifft gewöhnlich die Mädchen. Die Aussetzung geschieht unmittelbar nach der Geburt, ehe nähmlich die Gesichtszüge der Kinder noch Ausdruck haben, und auch um deswillen die Ältern sie liebgewinnen [illegible]n!"

Ich glaube schon durch das bisher Gesagte auf einen sehr beherzigenswerthen Umstand hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben, daß nähmlich der Fall nur zu leicht eintreten könne, jene Bevölkerung, die schon da ist, mit Mangel an Lebensmitteln kämpfen zu sehen, und daß die Regierung demnach sich selbst durch ihre directen Beförderungen der Vermehrung des Volks ein arges Spiel mache, wenn sie nicht vorläufig von einer, der Volkszahl entsprechenden, Quantität der Feldfrüchte überzeugt ist. Ich fürchte aber, diese Überzeugung dürfte nur sehr selten auf standhaften Gründen beruhen, da, wie bekannt, wenigstens im Österreichischen zwey Mißjahre in einem Jahrzehend nichts ungewöhnliches sind. — Wenn demnach der in so vieler Hinsicht für die in seiner National-Ökonomie aufgestellten, lehrreichen Sätze Dank verdienende Graf von Soden Seite 312. des 1. Bandes den Gedanken äußert, daß in einem ackerbauenden Staate wirklicher Mangel nicht wohl denkbar sey; so gestehen wir, daß uns diese Meinung zu gewagt scheine, und daß wir lieber folgenden, dieselbe wiederlegenden Äußerungen des Hildesheimischen Tribunal-Rathes, Heinrich Wilhelm Crome beypflichten würden, welche Seite 431 seiner Abhandlung über Ackerbau, Getreidehandel, Kornsperren und Landmagazine abgedruckt sind. „Gesetzt auch, meine Berechnung wäre hier und da auf unrichtige Grundsätze gebaut; so wird es doch einem jeden einleuchten, welch ein übergroßer Defect entstehen muß, sobald eine Ernte nur den halben Mittelertrag gibt. Denn sollte dieses nicht der Fall seyn; so müßte ich annehmen, daß ein Land entweder bey gewöhnlichen Ernten den doppelten Bedarf producire, oder aber, daß in dem Lande die Hälfte, oder doch wenigstens ein Drittel des jährlichen Bedarfs von frühern Ernten vorräthig läge. Ich zweifle aber, daß es ein Land in der Welt gibt, wo der Regel nach — ich will nicht von einzelnen außerordentlichen Fällen sprechen, einer von jenen beyden Fällen eintritt. So lange aber keiner von beyden Statt hat; so lange muß in einem jeden Lande eine Ernte, welche nur den halben Mittelertrag gibt, (Überall ist hier nur vom Getreide die Rede!) wirklichen und großen Mangel erzeugen!"

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Bey einem Kriege der Türken ließ die Pforte unter andern auch ein Corps von zweytausend Juden ausheben, und beorderte selbes von Constantinopel zur Hauptarmee. Die Straße dahin führte zwischen Ponte piccolo und Ponte grande durch ein ödes Thal, das von einer Räuberbande, die einst in einem kleinen Wäldchen daselbst, die Reisenden anfiel, Haramidere genannt wird. Als das jüdische Corps in der Nähe dieses Wäldchens anlangte, machte es Halt, und schickte Abgeordnete an den Sultan Achmet, daß er ihm zum sicheren Geleite durch das schauerliche Thal — zwey Janitscharen! — beygeben möchte; allein der Großherr fand es für gerathener, die wackern Israeliten wieder zu ihren friedlichen Geschäften heimziehen zu lassen.

....

Unter den Frauen, die während der Schreckenszeit in Frankreich ihren Tod durch einen bewundernswürdigen Heldenmuth besiegelten, gehören die Carmelitterinnen eines Klosters nahe bey Compiegne.

Das Revolutions-Tribunal verurtheilte sie alle zur Guillotine.

Als sie auf die Karren gesetzt, und, begleitet von einem wüthenden Pöbel, zum Richtplatz geführt wurden, sangen sie mit eben so ruhiger Hingebung das Salve regina, als wenn sie noch in ihrer Kirche gewesen wären.

Während die eine nach der andern das Blutgerüst bestieg, fuhren die andern in ihren religiösen Gesängen ununterbrochen fort, und dieser heilige Gesang endete nur, als die Äbtissinn zuletzt unter dem Beil des Henkers ihr Leben aushauchte.

Diese erhabene Standhaftigkeit so vieler frommen Opfer der Pöbelswuth machte einen so tiefen Eindruck auf die Menge, daß man von diesem Augenblick an bey den Hinrichtungen nicht mehr, wie vorhin, in die Hände klatschte, und nach und nach wurde das Volk zu menschlicheren Gesinnungen umgestimmt.

....

Zufolge der neuesten Aufnahme und Zählung erhielt man folgende statistische Größen der vormahls hannöverischen, nun dem Königreich Westphalen einverleibten Provinzen:

Fürstenthum Callenberg mit 18,385 Feuerstellen und 137,504 Seelen, Herzogthum Lüneburg mit 30,488 Feuerst. und 241,731 Seelen, Grafschaft Hoya und Diepholz mit 12,677 F. und 101,202 S., Herzogthum Bremen mit Hadeln 28,979 F. und 108,507 S., Fürstenthum Verden mit 2,998 Feuerstellen und 22,556 Seelen.

Lüneburg enthält 200, Bremen und Verden 118, Hoya 49, Calenberg 48, Lauenburg 26, Diepholz 12, Hadeln 6, Grafschaft Spiegelberg 1 Quadrat-Meile, zusammen 460 und mit Ausschluß von Lauenburg 434 Quadrat-Meilen.

Von den Städten hatten: Hannover 2,074 Feuerstellen mit 19,444 Seelen, Hameln 674 F. mit 5,064 S., Neustadt am R. B. 159 F. mit 1,260 S., Wunstorf 254 F. mit 1,690 S., Münden 158 F. mit 983 S., Springe 200 F. mit 1,348 S., Bodenwerder 227 F. mit 1,264 S., Lüneburg 1989 F. mit 10,093 S., Uelzen 358 F. mit 2,521 S., Harburg 515 F. mit 3,625 S., Lüchow 251 F. mit 1,853 S., Dannenberg 192 F. mit 1,426 S., Walsrode 242 F. mit 1,360 S., Hitzacker 104 F. mit 752 S., Celle 1,310 F. mit 8,784 S., Soltau 140 F. mit 846 S., Nienburg 350 F. mit 3,348 S., Stade 515 F. mit 4,106, Buxtehude 335 F. mit 1,849 S., Otterndorf 346 F. mit 1,687 S., Verden 594 Feuerstellen mit 3,599 Seelen.

....

Nach der englischen Marine-Liste vom July l. J. waren in See: 99 Linienschiffe, 14 Schiffe von 50 Kanonen, 133 Fregatten, 144 Sloops, 6 Bombenschiffe, 139 Briggs, 33 Cutter, 66 Schooner, zusammen 606. — Die Zahl aller englischen Kriegsschiffe mit jenen in den Häfen und auf den Werften beträgt 1139.

....

Das Capital der brittischen Häringsfischerey-Compagnie zu London beträgt 500,000 Pfund Sterling in 5000 Actien. Keiner darf mehr als 20 Actien haben.

....

Den größten Fang über die Engländer, während des ganzen Seekrieges machte am 19. July der dänische Capitän Krieger, der mit 5 Briggs in den norwegischen Gewässern eine englische, aus der Ostsee kommende, mehrere Millionen an Werth betragende Convoy von 47 Schiffen nahm und nach Christiansund aufbrachte.

....

Die ersten Erfinder des Telegraphen und der Kuhpockenimpfung sind Deutsche. Über letztere schrieb 1769 ein Unbekannter im Götting. Magazin, — über die Grundsätze der Telegraphie aber, sogar mit Angabe der einzelnen Details der Vorrichtung, C. L. Hoffmann, Arzt zu München, in seinem vor 30 Jahren erschienenen Buche: Über den Scharbock (S. 11.), wo man so etwas freylich nicht suchen würde.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 15., Mittwoch den 17. und Freytag den 19. October 1810.

Die Zwietracht hat Griechenland verdorben; die Gracchen waren Vorläufer der Triumvirate; durch den Neid unter edlen Geschlechtern, hat Florenz die Aristokratie verloren, durch Parteyungen die Demokratie, endlich die Freyheit durch ein Übermaß von Freyheit. Aus gleicher Ursache war Genua bisweilen unterthan. Pohlen, vereinigt, wäre nicht vertheilt worden. Wenn unsere Altvordern zu Felde zogen, wählten sie Heerführer; Ungehorsam gegen diese war Verrätherey gegen das Vaterland. Die Fürsten und die Häupter der Freystaaten sind die Wächter der Freyheit von Europa. Wie können sie den Adel unterstützen, das Land bevölkern, bereichern, waffnen, ehe sie sicher sind, des Schwerdes der Edlen, der Herzen des Volks?

Johann von Müller.

(124 — 126.)

Prüfung des so benannten Bevölkerungs-Princips in der Politik.

(Beschluß.)

Von Joseph Rohrer.

Krieg, Pest und Hungersnoth sind es, die einander gewöhnlich folgen. Wir hatten einiger Maßen uns schon über die Wirkungen ausgebreitet, die aus dem Mangel an Lebensmitteln, oder wenigstens aus nicht hinlänglicher Menge derselben für die Bevölkerung entstehen müssen. Die üble Seite der Kriege ist zu neu, und uns immer noch, wenigstens in der Rückerinnerung zu empfindlich, als daß wir diese neuerdings aufzuführen brauchten. Wer von uns Österreicher hat nicht Verwandte und Bekannte, die am Schlachtfelde vor der Zeit ihr Leben dahin geben mußten! Es kann hier um so weniger in Beziehung auf den Zweck dieser Prüfung, die Rede von den guten Folgen des Krieges seyn, welche trotz aller bösen, weit mehr bekannten, dem scharfsinnigern, unbefangen die Verhältnisse und Lagen der Menschheit wiegenden Forscher keineswegs entgehen werden. Unter jenen wäre wohl Eine der vorzüglichsten diese, daß wir erst unsere Kräfte durch deren Reitzung kennen, und unsern Werth, der sich auch im Unglücke vor ganz Europa durch die rühmlichste Anhänglichkeit an das Gemeinbeste unserer Staatsverwaltung erprobt hat, fühlen lernten. Nur ein Gegenstand verdient noch, in Beziehung auf das Bevölkerungs-Princip heraus gehoben zu werden; es ist die Pest! Manche Menschen unter uns welche den Nahmen dieser so grausamen Menschenwürgerinn nicht nennen hören, bereden sich auch, daß die Sache nicht existire. Wir gestehen an diesem für uns so günstigen Vorurtheile, oder wie vielleicht helle Ärzte sagen möchten, an diesem gemeinschädlichen Vorurtheile keineswegs zu kränkeln. Wir sind, durch aufmerksame Beobachtung der uns umgebenden Zustände, leider überzeugt, daß wir nicht etwa bloß eine morgenländische Pest, die aus Asien über die europäische Türkey zu kommen pflegt, oder eine abendländische Pest, (das so benannte gelbe Fieber, das aus Westindien sich herschreibt,) sondern weit mehr die europäische Pest zu fürchten haben, die sich alle Tage vor unsern Augen in Spitälern, in Kerkern, in Kasernen, in Waisenhäusern, ja selbst in Wirthshäusern, welche zu sehr mit Mannsvolk bey Tag und Nacht überhäuft sind, und zu wenig der Lufterneuerung genießen, erzeugen kann! Was ist wohl der ansteckende so genannte Typhus anders, welcher im Gefolge der russischen und französischen Truppen unser Galizien, Ungarn und Österreich überzog, welcher sich überall, bey Freund und Feind zugleich einfand, und für beyde Theile gleichverheerend war?! Das Verdienst, den ansteckenden Typhus mit allen seinen, so großen und wichtigen Einfluß auf Menschenzahl und Menschenloos dargestellt zu haben, gehört einem würdigen Manne unter uns, dem k. k. Rathe und Professor, Johann Valentin von Hildenbrand an.

Seit der ersten Pest dieser Art, welche sich aus Ungarn im Jahre 1528 über einen großen Theil Europens ausbreitete, und daher auch den Nahmen Febris hungarica und pannonica erhielt, wie oft hat sie uns Europäer nicht schon besucht? War es nicht dieselbe, welche im Jahre 1679 allein zu Wien 80470 Menschen dahin raffte! Aber freylich hat sich wieder Alles sehr bald, ungerufen und ungebethen, in der Residenz, wegen Gelegenheit zum Verdienste ersetzt! — Bedarf es etwa noch der Beweise eines Rennebaum aus Culmbach, eines Schäfer aus Regensburg, eines Hufeland aus Jena und Berlin, was für Verheerungen im letzten Jahrzehend dieser Typhus angerichtet hat, den man bloß Nervenfieber zu nennen beliebt hat, um vielleicht nicht unsern Nervenschwachen und siechen Männern und Frauen durch einen ihnen fremdern Nahmen zu viele Angst einzujagen! Dank sey es den Einsichtsvollern in unserm Kaiserstaate, daß wenigstens Sie dieses Übel keineswegs für so un-

bedeutend hielten! Es kann hier unser Zweck nicht seyn, alle in dieser Hinsicht verdienten Männer auszuheben. Wir erinnern nur auf den wackern Benditsch zu Gratz in Steyermark, welcher die, durch diese ansteckend gewordene Krankheit in seinem Vaterlande während der Jahre 1794, 1797, 1799 und 1806 hervor gebrachte, bedeutende Mortalität keineswegs verheimlicht hat. Was Wien und Österreich überhaupt durch dieselbige Krankheit an Menschen in den Jahren 1759, 1771, 1772, 1805 und 1809 verlor, ist gleichfalls wegen der vielen Schriften hierüber kein Geheimniß mehr. — Wahrlich Hildenbrand hat Recht, wenn er nebst Pocken, Scharlach, Croupe, Influenza, Lungensucht und Pest den Typhus einen der sieben menschenfressenden Köpfe der schrecklichen Hydra nennt, welche dem Europäischen Menschengeschlechte immerfort Elend und Tod drohen, und im Allgemeinen die größte Sterblichkeit verursachen. Aber, gestehen wir es nur, nicht etwa bloß im Meere, sondern in der ganzen physischen Welt, folglich auch beym Entstehen und Verschwinden der thierischen Organisationen, zeigt sich eine gewisse Ebbe und Fluth, welche wir schwerlich durch Menschenwerk je ganz heben werden, wenn gleich die Verdienste und menschenfreundlichen Beobachtungen eines Jenner, Howard, Berchtold, Hildenbrand kein unbefangener Schätzer dessen, was der Menschheit wohl thut, je verkennen wird. Nur der Geist ist es, der wenn nicht allen Gefahren, doch wenigstens vielen zu begegnen vermag, und dem, man möchte sagen, alle Augenblicke eine neue Güterwelt zu Gebothe steht. Seine Wirkungen sind unvertilgbar. Nur Er allein vermag jede Bemühung der Regierung mit Erfolg zu krönen; ohne ihn fällt mehr, als ihre rechte Hand weg. Nach ihm aber verdient der Grundboden volles Augenmerk; seine erhöhte Cultur vermag kein vorüber ziehender Feind zu vernichten. Selbst das Sengen und Brennen scheint dem Boden nur neue Kraft zu geben. Dieß Handwerk, das sich an Grund und Boden übt, erhebe der Staat zur Kunst und Wissenschaft; und, wenn er dieß thut, wenn Volksbildungs-Politik und Gewerbs-Politik nicht bloß in Büchern als Lückenbüsser figuriren; wenn man für die Pflege des Geistes der Vaterlandsgenossen und des vaterländischen Bodens noch ernstlichere Sorge tragen wird, als man bisher gethan hat: dann sey ihm auch um die Bevölkerung nicht bange. Wohl aber ist eine Population ohne Pflege des Geistes und Bodens, fast ohne Werth. Auf jeden Fall ist letzteres die Bedingung! Die Bevölkerung steigt nur bedingt in ihrem Werthe, je mehr nähmlich die Menschen und der Boden cultivirt sind. — So lange unsere Staatswirthe nicht ihre Plane zu Vermehrung und Eroberung von Land und Leuten fahren lassen; so lange sie nicht die schlichten Worte des Palladius, eines alten römischen Landwirths „Foecundior est cultu exiguitas, quam magnitudo neglectu" mehr erwägen und beherzigen: so lange ist auch nicht abzusehen, wie das Glück der Menschen mehr versichert, mehr empor gehoben werden könne!

....

Ich bin meinen leidigen Beweis, um der guten Sache der Menschheit willen, weiter auszuführen verpflichtet, daß die Anwendung des Bevölkerungs-Princips nicht bloß manchmahl überflüssig, manchmahl wieder unthunlich sey, sondern daß sie auch da, wo dieselbe versucht wurde, meistens mit sehr vielen Widerrechtlichkeiten, und Unwilligkeiten verknüpft war, daher auch fast immer nur gemeinschädlich ausfallen konnte!

Sobald einmahl in der Regierungswissenschaft die Maxime der Bevölkerungsvermehrung als die Krone aller Staatskunst aufgestellt und gepriesen wird, dann ist nicht wenig zu besorgen, daß man alle Wege, wären es auch mitunter sehr schiefe, versuchen wird, um sich dieses politischen Arcanums zu versichern. Finden einmahl die Machthaber, daß nur viele Leute dem Staate Dauer verschaffen können, dann werden sie wohl auch nicht lange sich besinnen, da, wo nur irgend ein kleiner Funke von Hoffnung ihnen leuchtet, neues Land mit ihren Truppen zu besetzen, bloß um mehrere Menschen für ihren Staat sich eigen zu machen. Sie werden kein Bedenken tragen, heimliche Werber in fremden Staaten zu unterhalten; sie werden vor dem Rechte unerlaubte Mittel mit dem Titel der Staatsklugheit zu rechtfertigen suchen. Es wird bey ihnen am Ende dahin kommen, daß sie, so wie Stewart selbst die Sclaverey der Alten um der Bevölkerung willen zu rechtfertigen versuchte, jede Vergrößerung ihres Staatsgebiethes jede Unterjochung kleinerer Völker als nothwendig zu beschönigen versuchen werden. Warum demnach den Gewalthabern eine Maxime noch vorpredigen, die ihrem Gemüthe ohnehin nur zu oft vorschwebt?! Würde unser Sonnenfels — Er, der durch sein ganzes Leben der Humanität aus heißer Brust das Wort sprach, und noch in seinem hohen Alter die Rechte der Menschheit, wie ein feuriger Jüngling, mit seiner geistvollen Feder vertheidigt, — würde sage ich, dieser edle Mann mit mir gesehen haben, wie Rußland seine Auswanderer behandelt, wenn es dieselben entdeckt. — Er selbst würde eine seiner Meinungen aufgeben, welche ohnehin keineswegs in sein übriges politisches System, das so oft die schöne Mittelbahn ergreift, unauflöslich verwebt ist! — Mir schaudert die Haut, da ich nur die Vorrichtungen mir zurück denke, welche im vorigen Jahre manche russische Unterbehörde bey der Inhabung unsers Königreichs Gallizien traf, wenn man einen greisen Bauer hier Landes fand, welcher sich aus seinem Staate auf unser Gebieth entfernt hat!

Die Bevölkerung im Lande empor zu bringen, hat man oft sonderbare Mittel eingeschlagen. Im allgemeinen Gesetzbuche für die preußischen Staaten werden die Erbschaften der Hagestolzen bald zum zehnten bald zum 6ten Theile den Armen zugesprochen. Wenn ein ähnlicher unbeweibter Verstorbener auf rechtliche Art sein Geld erwarb, mit welchem Rechte entzieht der Staat seinen Erben einen Theil des Ganzen; verdienen sie wirklich beeinträchtigt zu werden, weil es nun einmahl dem Hagestolzen nicht beliebt hat, die Welt mit Kindern zu versehen?

Wenn die Römer den Verheiratheten bessere Plätze im Theater angewiesen haben, so mag eine ähnliche unschuldige Auszeichnung hingehen. Aber wenn ihre Regierung, welche nur einem gesetztern Alter gewisse Dienste vorbehielt, dennoch den Candidaten um Ämter eben so viele Jahre ihrer Minderjährigkeit nachsah, als sie sich Kinder erzeugt zu haben auswiesen: dann will uns die gute Seite einer ähnlichen Bevölkerungs-Politik keineswegs einleuchten. Das klingt um nichts besser, als wenn man im neuesten Europa hier und dort den unmoralischen Mädchen Palläste baut, um niederkommen zu können, indeß die ehrliche Taglöhners-Frau ihr Schmerzenlager in dunkler Hütte auf dumpfen Stroh aufschlagen muß. (!!?) Hat vielleicht das Argument „wo viele Kinder sind, hat der König viele Rekruten" veranlaßt, daß Häuser für Lustdirnen mitten in

Berlin*) bis in das neueste Jahr geduldet wurden, wo die Polizey dieselben in abgelegene Vorstädte zu versetzen sucht? — Wenn das preußische Gesetzbuch, um die Ehelosigkeit der höhern Stände zu mindern, ihnen Ehen zur linken Hand erlaubt, in welchen sich das Weib zu so vielen Erniedrigungen herbeylassen, auf so viele Rechte Verzicht thun muß; reißt eine solche Bevölkerungs-Politik nicht jene Bande entzwey, welche die Staatskunst innigst an Recht und Moral schließen sollten? **) Oder wird man da wo eigene Heirathskassen existiren, nicht noch mehr loses Gesindel in eheliche Verbindungen zusammen bringen? — Oder wenn Jene noch eine Prämie bekommen, welche 10 bis 12 Kinder in ordentlicher Ehe zeugen; und wenn man den Kindern sogar noch Pensionen auswirft: heißt das nicht, dem Landmanne, der am Felde sich mit saurem Schweiße Geld erwarb, und bey Hause mäßig und sparsam war, dieses mit Gewalt nehmen, um städtischen Wollüstlingen, die in den Tag hinein leben, das Leben zu versüßen?

....

Unsere zumahl letztern Äußerungen scheinen mehr das Nachtheilige zu erweisen, welches aus dem Mißbrauche, als welches aus dem Gebrauche des Princips der Volksvermehrung entstehen könnte. Wir wollen demnach noch folgende Bemerkungen des sowohl um die Wissenschaft der Politik, als um unsern Kaiserstaat hochverdienten Sonnenfels ausheben, und dann mit unsern Betrachtungen diesen Aufsatz schließen.

„Ich komme, schreibt der Herr Verfasser zu der Anwendung des Grundsatzes der Bevölkerung auf die einzelnen Zweige der Staatswissenschaft."

„Je größer die Menge des Volkes, desto größer ist in dem Falle eines äußern Angriffes das Maß des Widerstandes, das Maß der Vertheidigungskraft, worauf die äußere Sicherheit beruhet; folglich der Hauptgrundsatz der so genannten Kabinets-Wissenschaft."

„Je größer die Menge derjenigen ist, auf deren bereiten Beystand man zählen darf, wenn man auf was immer für eine Art zunächst und einzeln angegriffen wird, desto weniger hat man von einem zu fürchten; folglich der Hauptgrundsatz der Staatspolizey."

*) Wenn der achtungswerthe Prediger Jenisch in seinem universalhistorischen Überblick des Menschengeschlechtes, nachdem die Wiener ganz gnädig mit einer kleinen Lection abgefertigt werden, wörtlich das geldarme, aber tugendreiche Berlin heraus hebt; soll dieß wirklich ein unbefangener Blick seyn? Ist das etwa eine Kleinigkeit, wenn man in der benannten Hauptstadt im Jahre 1806 unter 7 Geburten zwey uneheliche zählte? Man wird uns freylich Stockholm entgegen stellen wollen, wo Ein uneheliches Kind auf drey eheliche im Durchschnitte gerechnet wird.

**) Ganz anders dachte Joseph II. über ähnliche Verbindungen! In einem Handschreiben an den Grafen Kollowrat, welches in der Anleitung des Herrn von Sonnenfels zum Geschäftsstyl abgedruckt ist, sagt der edle Monarch: „Ahnenstolz und gesellschaftliches Vorurtheil haben die Mariages de conscience erfinden machen; diese können und sollen in Zukunft dahin aufgehoben seyn, daß sie dem Aufgebothe und allen andern, aus Contracten entstehenden Verbindlichkeiten, wie andere Ehen unterliegen. Wer erröthet, eine Handlung öffentlich zu thun, soll sie auch in Geheim unterlassen. Wer, überzeugt von seinem zeitlichen Glücke und Vergnügen, eine Gattinn aus einer untern Classe zu nehmen sich entschließet, muß auch standhaft genug seyn, den Vorurtheilen Trotz zu biethen. Nach diesem Grundsatze ist künftig vorzugehen, und sind die geistlichen und weltlichen Behörden zu belehren."

„Je mehrere Menschen, desto vermehrter sind die physischen und moralischen Fähigkeiten hervorzubringen von einer, desto vermehrter die Bedürfnisse der Verzehrung von der andern Seite. Da nun die Bedürfnisse des Einen immer Erwerbungswege für den Andern werden, so müssen, je mehr durch die Volksmenge die Bedürfnisse zunehmen, desto vervielfältigter auch die Nahrungswege werden. Je mehrere Fähigkeiten und Hände, desto häufiger werden die Erzeugnisse des Erdbaues und Kunstfleißes, und mit denselben der Stoff zur äußern Vertauschung; folglich der Hauptgrundsatz der Handlungswissenschaft."

„Endlich je mehrere Bürger, desto größer ist die Anzahl derjenigen, die zum öffentlichen Aufwande beytragen, desto kleiner wird dann der Antheil eines jeden beytragenden insbesondere, ohne Verminderung der öffentlichen Einkünfte selbst."

Hält man diese Bemerkungen gegen die etwas frühern eines Mirabeau in seinem L'ami des hommes, ou traité de la population; so sieht man sogleich, wie viel der deutsche Mann vor dem französischen Marquis an Bündigkeit in der Darstellung und an Gedrungenheit des Stiles voraus habe. Doch so wenig mich der Witz des letztern zu blenden vermochte, eben so wenig konnten die Gründe des zuerst genannten Verfassers, ungeachtet meiner Verehrung seiner Person, überzeugen. Die Achtung, welche der Römer gegen Plato und Aristoteles fühlte, hinderte ihn keineswegs, noch inniger die Wahrheit, als seine Freundinn, zu umfassen; nur um dieser Willen verehrte er ja jene. Aber bedarf es wohl selbst dieser kleinen Entschuldigung vor unbefangenen Lesern?

....

Wir wollen auf jeden der obigen vier Puncte antworten. — Was den ersten Punct rücksichtlich der äußern Sicherheit betrifft, so haben wir uns durch nicht geringes Studium der ältern und neuern Geschichte überzeugt, daß keineswegs die Vielheit der Menschen als oberste Instanz, für Staatenbestand entscheide. Ein einziger Mensch vermag oft mehr, als ein ganzes Heer. Des Feldherrn Gemüthsgaben geben erst dem Volke das Übergewicht über den Feind. Man erinnere sich Epaminondas aus der Geschichte der Vorzeit*) Als Pelopidas, der einen liederlichen Sohn hatte, jenem den Vorwurf des Coelibats machte, antworte Epaminondas auf folgende Art: Sieh zu, daß du nicht übler durch deinen ungerathenen Sohn dem Vaterlande berathest! Auch fehlt es mir keineswegs an Nachlaß. Denn von mir stammt die Schlacht bey Leuktra. Man erinnere sich eines Agesilaus; unansehnlich war sein Körper; er hinkte mit einem Fuße. Allein, so ungünstig die Natur für ihn in dieser Hinsicht war, um so mehr stattete sie ihn mit hohen Gemüthseigenschaften aus. Diese erhoben ihn zum Sieger, wo er nur in Asien einhertrat; mit diesen schlug auch Miltiades zehn Mahl größere Heere eines Darius bey Marathon. In den neuesten Zeiten entscheidet selbst dann die Menge der Soldaten nicht, wenn sie mit persönlicher Bravour beseelt ist. (?) Die Truppe muß nicht bloß Unerschrockenheit besitzen. Man braucht

*) Cornelius schrieb von ihm: Hujus de virtutibus, vitaque satis erit dictum, si hoc adjunxero, quod nemo eat inficias, Thebas et ante Epaminondam natum, et post ejusdem interitum, perpetuo alieno paruisse imperio; contra ea, quamdiu ille praefuerit reipublicae, caput fuisse totius Graeciae. Ex quo intelligi potest, unum hominem pluris quam civitatem fuisse.

noch weit mehr! Die Befehlshaber müssen auch Tactik und Strategie verstehen; sie müssen zu überflügeln wissen; sie müssen die Puncte auswählen können, um das feindliche Geschütz zu demontiren. *) Indessen wollen wir auch durch das, was wir hier sagten, keineswegs läugnen, daß unsere Feldherren in mancher Hinsicht noch von den griechischen und römischen lernen könnten. Man muß das keineswegs alltägliche Talent haben, mit den gemeinen Leuten reden, in sie Geist hinein bringen, und dieselben zu Großthaten entflammen zu können! Man muß das Ehrgefühl dieser Leute nicht zur Friedenszeit durch barbarische Strafen, (oft thun kleine, unverdiente Mißhandlungen noch weit weher! **) allmählich ersticken; und die Officiere müssen nicht bloß aus einer privilegirten Kaste***) genommen werden; wie dieß im alten Frankreich selbst mit den Marine-Officieren der Fall war, und in Rußland noch immer bey der Armee der Fall ist. Auch hat sich leider durch die neuesten Vorfälle mit Preußen erwiesen, daß, um einem Feinde zu widerstehen, es nicht genug sey, eine gut dressirte Mannschaft durch Handgeld und andere Methoden selbst aus fremden Ländern auf heimischen Boden verpflanzt zu haben. Können wohl dem Staate noch so viele Menschen nützen, welche zwar für das Kriegshandwerk in Eidespflicht genommen worden sind, aber dennoch bey erster Gelegenheit die Gewehre wegwerfen, oder zum Feinde fliehen, oder sich krank machen, oder es darauf anlegen, um in Kriegsgefangenschaft zu gerathen, und keine Lust bezeigen, um sich zu ranzioniren! Wahrlich unsere braven National-Truppen konnten hier wohl nicht gemeint seyn!*) Wo kein Gemeingeist ist, da nutzen noch so viele Hände und Füße nichts! Wenn aber dieser sich zum Gemeingute aller Bürger empor hebt, dann wohl der Regierung! Der Staat steht unerschütterlich, oder wird wenigstens von keinem treuen Bürger überlebt. — Hätten die Römer nicht ihren Staat über Alles, selbst mehr, als ihr eigenes Blut geliebt; wie hätte sich derselbe so bald zur Weltmonarchie aufschwingen können? — Alle noch so mächtigen Gefühle mußten bey dem Nahmen Vaterland schweigen. Wer erinnert sich nicht im Anfange der emporstrebenden Republik eines Horatius, der seine eigene Schwester niederstößt, weil sie ihren im Schlachtfelde getödteten Verlobten aus Feindes Land betrauert**) Aus allem diesem folgt, daß eine weit höhere Sorge der Regierung dahin gerichtet seyn müsse, dem Geiste ihrer Unterthanen eine bessere Richtung zu geben; so lange dieser in seiner vollen Wirksamkeit ist, so lange möchte man sagen, sey der Staat wegen seiner Volksmenge unbesorgt. Jeder Soldat focht bey Sacile und Aspern als Held; und nicht bloß die alte Schweizergeschichte stellt mit dem Griffel Johanns von Müller einen Stüssi, — diesen ehrwürdigen Mann hoher breiter Statur, — freywillig, allein, mitten auf die Brücke, um dem Feinde das Herübergehen zu wehren oder wenigstens den Ehrentod für's Vaterland zu sterben.

Der Gemeinspruch „wenn nur einmahl Leute da sind, das andere wird sich schon finden," kommt mir um nichts besser vor, als andere saubere Sprüchelchen ähnlicher Art, die man wenigstens in der Praxis für bewährt erklärt, wie zum Beyspiel „wenn's nur einmahl geheirathet ist, dann kömmt die Liebe von selbst," oder „wem Gott einmahl das Amt gab, dem gibt er auch den Verstand!" Wir meinen mit Baco, so was findet sich leider nicht von selbst! — Auch ist es nicht bloß für die Kabinets-Politik genug, schöne Leute zu haben, um sie in das Ausland zu schicken; sondern es bedarf vor allem (wären es auch nur wenig,) guter Köpfe und gebildeter Leute zu diplomatischen Missionen! Es macht den Engländern Ehre, wenn sie schon im Jahre 1539 unter Nicolas Bacon***) auf eine eigene Erziehungsanstalt zur Bildung hoher Staatsdiener dachten, und einen Vorschlag of a Seminary for Ministers of State zu begründen suchten. Es kommt unendlich viel darauf an, wer

*) Vor allem: sie müssen haben, was kein Buch und keine Erfahrung zu geben vermögen, natürliches Genie — aber wo der Mann für das Heer da ist, und er hat die Überzahl, so ist der Sieg unfehlbar, und der Mann, wie wir ihn meinen, ist nur ein Ersatz des Abgangs an Zahl oder andern Mitteln. — Wer auf einen Punct das Gefecht zu concentriren, wer auf diesen Punct größere Massen, ihrer Beweglichkeit unbeschadet, hinzubringen weiß, wer die letzte Reserve hat — ist der nicht in der Regel allemahl Sieger? Welch' große Überzahl entschied nicht bey Marengo, bey Ulm, bey Jena, bey Wagram? A. d. H.

**) Die Franzosen haben bey ihrer Armee äußerst wenige Strafarten; entweder zeitliche Entfernung aus dem Kreise der Braven (Arrest), oder ewige (den Tod.) Der Franzose ist von Natur munter und lebhaft; und es ist eine herrliche Politik, ihn immer bey gutem Muthe zu erhalten. Eine Nation, welche alles Ernstes behauptet „on ne meurt point de douleur," und welche lächelnd sich bey wirklichen Gefahren noch zusingen kann: „Mon Dieu, qui aimera ma femme, quand je serais mort," ist gemacht, um Widerstand jedem Feinde zu leisten. Das Ehrgefühl bey dem Soldatenstande immer aufrecht zu erhalten, muß eine Haupt-Maxime ihrer Befehlshaber seyn; ein Umstand, worauf sich auch die Französischen trefflich verstehen; welchen aber bis jetzt die russischen weniger erwogen zu haben scheinen! Wir hatten in Lemberg Officiere dieser Macht gesehen, welche den gemeinen Mann, der am Ehrenposten auf der Hauptwache stand, wegen eines kleinen Versehens in der Kleidung, der Haltung nicht etwa bloß mit Maulschellen behandelten; sondern so unter das Kinn hinauf stießen, daß das Blut aus dem Munde floß! Wir haben es gesehen, wie man selbst Cürassiere vom Leibregiment der Kaiserinn, die hier Anfangs zu Fuß Dienste thaten, ohne allen Proceß, bey erster aufwallender Laune des Obern, vom Posten auf der Wache niederlegen, abprügeln, und dann gleich wieder ins Gewehr treten hieß!

***) Vor der französischen Revolution gab kein Staat wie Österreich so viele Beyspiele, daß man durch Verdienst oder Glück aus den untersten Classen in die höchsten Stellen hinaufrückt, zumahl Ausländer. A. d. H.

*) Was muß das für ein Mensch seyn, der vor sich selbst nicht erröthete, in den vertrauten Briefen über Österreich (angeblich Stralsund 1809 bey Gräffe) öffentlich abdrucken zu lassen, daß das bairische Volk seit 1793 bis 1801 zwanzig tausend Österreicher debauchirt, und durch Versehung mit Kleidungsstücken zur Entweichung der letztern beygetragen zu haben sich freuet?! Wir haben eine zu hohe Meinung von jedem deutschen Volke, um irgend eines dazu geeignet zu glauben. Ein solches, österreichischen Landeskindern angedichtetes Benehmen sticht freylich nicht wenig von dem officiellen Daten ab, daß unter 36,930 Mann, welche 1805 in die französische Gefangenschaft geriethen, sechs und dreyßig tausend freywillig im Jahre 1806 auf österreichischen Boden zurück gekehrt sind, und daß wahrscheinlich nur der Tod oder Krankheit den übrigen ihren vaterländischen Boden wieder zu betreten, unmöglich gemacht hat.

**) Abi hinc, läßt Livius diesen Römer zu seiner Schwester sprechen, cum immaturo amore ad sponsum, oblita fratrum mortuorum, vivique, oblita patriae. Sic eat, quaecumque Romana lugebit hostem.

***) Who was afterwands one of the wisest Ministers, that ever this Nation bred. S. The history of the reformation of the Church of England, by Gilbert Burnet. Lond. 1679.

die Subjecte sind, die man dem Feinde gegenüber stellt, aber auch nicht minder, wer die Männer sind, die man zu Unterhandlungen auswählt. Es ist nicht zu verkennen, daß die Engländer ehehin (und wie nicht das alte, vielbestürmte Venedig) in der Auswahl ihrer Negotiators immer mit der größten Behuthsamkeit vorgingen. Der Verfasser des Pangloß meint freylich „Tout est bien, puisque toute est," aber so eine Wahrheit erhält keine Macht fest! Lieber weniger Soldaten und Beamte; aber diese gut: dann wird es um die äußere und innere Politik aller Staaten besser stehen. *) Mit vielen Mittelmäßigen schleppt der Staat sich selbst auf schlechten Krücken; wenn er auch fällt, sie stehen noch immer, gaffen und gähnen, hat anders nicht der Hunger die Beine gerüttelt!

....

Der zweyte Punct, daß mit der größeren Menge derjenigen, auf deren bereiten Beystand man bey versuchten Angriffen gegen Einzelne zählen darf, auch um so weniger, für den Staat im Innern zu fürchten sey, — dieser Punct, so wahr er auch an sich ist, scheint uns, keineswegs als beweisend zu Gunsten des aufgestellten Hauptgrundsatzes der Vergrößerung der bürgerlichen Gesellschaft durch Beförderung der Bevölkerung aufgeführt werden zu dürfen. Denn mit der Vermehrung der Volksmenge steigt keineswegs nothwendig die Summe derjenigen, auf deren Bereitwilligkeit man im Falle der Noth zählen kann. Nimmt die moralische Bürger-Gesinnung nicht im gleichen Grade zu mit der vermehrten Menschenmasse, so ist nicht abzusehen, wie der Staat dauerhaft durch die letztere gewinnen könne. Uns scheint demnach der hier aufgeführte specielle Satz eben so wenig unmittelbar auf das Hauptprincip zurück bezogen werden zu können, als er füglich aus demselben abgeleitet werden kann.

Wir sehen nicht, daß gerade in jenem Orten, wo die meisten Menschen zusammen fließen, die größte innere Sicherheit herrsche. In London, dessen Bevölkerung von dem ehemahligen Friedensrichter Colquhour zu 1,250,000 angeschlagen wird, **) werden die alljährigen Diebereyen von demselbigen Verfasser zu 2,100,000 Pfund Sterling (das ist fast auf 19 Millionen Conventions-Gulden sich belaufend!) angeschlagen, zwanzig Tausend Menschen stehen, nach Ihm, alle Tage auf in dieser Stadt, ohne noch zu wissen, wovon sie bey Tage leben werden! Könnte es der Staat dahin bringen, daß jeder im Staate hinlänglichen Erwerb, und durch diesen hinlängliches Brod fände, (aber dazu gehört freylich weit mehr, als die Bestimmung eines Maximums der Preise, wie es von der französischen Schreckensregierung, betrübten Andenkens versucht ward!) dann dürfte er auch nicht besorgen, daß die Person und Habe der Einzelnen angegriffen werde. Die Sorge für die Vermehrung der Lebensmittel ist weit wichtiger, als jene für die Vermehrung der Bevölkerung. Der Ackerbau sey die erste, wenn ich so sagen darf, der auf das Physische Beziehung habenden Sorgen der Regierung; er ist es, der sich im Innern des Staates seinen Markt selbst schafft, der uns mit der Production Consummenten zeugen und locken wird. Die Volksmenge kann ohnehin, wie wir uns durch Beyspiele überzeugten, im verdoppelten Maße steigen; wozu also noch künstliche Nachhülfe? Ist der Vermehrungstrieb nicht schon heftig genug im menschlichen Wesen; soll man ihm etwa auch durch politische Gründe unterstützen? Das Voreilen der Menschenmasse über die vorhandene Masse von Lebensmitteln findet ohnehin nur zu oft Statt; wir überzeugen uns leider, daß Menschen heranwachsen, ehe noch die Frucht reift, wovon sie sich nähren könnten! — Dann sey aber auch eine nicht minder wichtige Angelegenheit für Regierungen, welche den Umfang ihrer Pflichten kennen, die Sitten-Cultur ihrer Unterthanen. Je mehr letztere für die feinern Genüsse empfänglich sind, desto weniger ist zu befürchten, daß der Bauch ihr Götze wird, welchem zu Liebe sie betrügen und rauben. Selbst die Pohlen, die doch, wie bekannt, nicht von den billigsten Gesinnungen gegen Deutsche beseelt sind, bekennen doch, daß der bey ihnen im vorigen Jahre einquartirte Russe ohne Vergleich mehr verzehrte, als je Deutsche und sogenannte Wallonen (so heißen die bey uns noch dienenden Belgen,) zu essen vermochten. Man kann unmöglich verkennen, daß, je roher die Sitten einer großen Volksmenge sind, desto mehr Gefräßigkeit, Unersättlichkeit, Plünderung, ungestümes Wesen und Mißhandlung friedlicher Hausbürger an der Tagesordnung sey! Endlich möchten wir den Regierungen nach zurufen, wenn sie anders uns hören wollten, und unsere Stimmen als das Organ der öffentlichen Meinung zu erkennen, nicht Anstand nähmen: sorget nebst der Vermehrung der Erzeugungen der Erde und der Vermehrung der Gesittetheit eurer Unterthanen auch noch für die Vermehrung ihrer staatsbürgerlichen Gerechtsame; dann sey euch für Menschenvermehrung nicht bange. Ohne aber für die drey oben benannten Prämissen gesorgt zu haben, ist jeder Volkszuwachs, wir möchten sagen, ein wahres Unglück für den Staat. Denn was soll wohl eine Regierung dabey gewinnen, wenn in ihrem Staate eine Verfassung existirt, welche nur dem kleinsten Theile der Bürger das Recht auf Grund und Boden, und unter einem die Gewalt gibt, die größte Mehrheit zu Fröhnern zu benützen, sich aber als Eigner der Früchte aufzuwerfen, und ihren Werth beliebiger Maßen auch außer Landes zu verschwenden?! Und wenn es dergleichen Verfassungen in unserm, auf seine Cultur stolzen, Europa wirklich gibt, von denen sich wenigstens eine oder die andern Regierung noch gebunden erachtet, kann man wohl noch wünschen, daß solche hinter dem Kreislauf der Zeit zurückgebliebene Mißgeburten von Verfassungen sich über eine noch größere Volkszahl verbreiteten?

*) Ein Landsmann des Voltaire, dem Boden, aber nicht dem Geiste nach, ein ehemahliger Finanzminister vor der letzten Umwälzungs-Periode, hat freylich in dieser Hinsicht eine andere Meinung gegen den später zum königlich preußischen Minister erhobenen Herrn von der Horst geäußert. Nach ihm „on à de la peine a s'imaginer, combien c'est une affaire facile, que le maniement des finances. J'ai mon sécretaire: celui ci a ses commis, c'est bien une centaine; ils lui font leur rapports: il en fait des extraits et me les présente: c'est alors l'affaire d'une demi heure." S. Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, von Busch. Hamburg 1796. Dieser hohe Postenmann hielt also wohl eine Finanzwissenschaft, wie sie unser von Sonnenfels noch bey einsamer Nachtlampe entwarf, für überflüssig; er klebte an dem süßen Wahne, daß die ganze Art de regner in vielen Centainen von Beamten bestehe. Doch seine Regierung überlebte nicht lange diesen Höfling.

**) S. dessen von Volkmann ins Deutsche übersetztes Werk: Über Londons Polizey. Dieser scharfsichtige Britte fand das zu seiner Zeit erschienene österreichische Strafgesetzbuch so merkwürdig, daß er einen vollen Auszug aus demselben aufnahm; was würde er erst zu dem Franziszischen Straf-Coder sagen, um dessen Verfassung ein Zeiller und ein Sonnenfels sich so hoch verdient machten?

Unzählige Beweise sagen es, daß keineswegs die Wohlhabenheit mit der zunehmenden Menge der Menschen gleichen Schritt zu halten pflege. — Vermehrt sich aber nur die Menge der Nothleidenden, dann ist der innern Unsicherheit Thür und Thor geöffnet. Noth kennt kein Geboth! — Hat man den Mangel an Lebensmitteln vorgebeugt, und die Arbeitslust durch Hoffnung des Absatzes gespornt; nur dann wieder findet sich der Mensch in das schönere Gleis der Bürgerbestimmung zurück geführt, und nur dann kann sich eine Regierung schmeicheln, die herrlichste Prüfung ihres Regierungs-Talents bestanden zu haben. Schon der mit dem Beyfalle eines Socrates gekrönte Cephalus bemerkt es nach Plato, daß der Reiche am besten daran ist, indem er weder zu lügen noch zu betrügen, Ursache hat, und Göttern und Menschen das Schuldige abtragen kann. Ganz anders verhält es sich mit armen Leuten, wenn diese das Gros der Nation bilden. Unter den Lazzaroni's und Tiberbewohnern finden sich starke Parthien hiervon. Der wackere Bonnstetten behauptet mit trübem Unmuthe, in den dort befindlichen vielen Bettelklöstern (sie sind, nebst manchem Besseren, seit wenigen Wochen nicht mehr!) die sichersten Wahrzeichen einer allgemeinen Bettelhaftigkeit gefunden zu haben *). Erst studiere demnach die Regierung die Mittel, wie der Wohlstand der Menschen, die schon da sind, vermehrt werden könne, und dann sey ihr um Vermehrung der Sicherheit nicht bange.

Das also sey eine der ersten Staatsangelegenheiten jeder Continental-Macht, damit sie den Anbau solcher Früchte befördere, welche verhältnißmäßig zu andern genießbaren Producten auf gleicher Bodengröße sich stärker und schneller vermehren, und die sonst üblich gewesenen an nachhaltender, sättigender Kraft übertreffen. Würde bey unserer Armee der Genuß des türkischen Weitzens, statt der Kartoffeln, eingeführt, würden die Officiere beytragen, dem gemeinen Mann durch eigenes Beyspiel der Verzehrung des Maiskoches (welches dem so genannten Weitzengrieskoche nicht viel nachgibt,) vorzugehen; würde jede Stadt- oder Dorfgemeinde, wo Soldaten liegen, sich herbeylassen, nur einen kleinen Theil ihrer so unnützen Huthweiden diesen Kriegern einzuräumen, damit letztere sich im Frieden selbst ihre Nahrung durch eigener Hände Fleiß, der das Vieh größten Theils ersetzt, vergrößern und verbessern könnten; und würden diese wenigen Zeilen nach Verdienst erwogen, und nicht bloß als die Ausgeburt eines müßigen Kopfes angesehen: dann würde ich mich glücklich schätzen! Der Staat könnte nicht bloß Millionen Gulden ersparen, indem er auf diese Art seine kostspieligsten Consumenten zu wohlthätigen Producenten zugleich umgeschaffen hätte, sondern er würde, was noch schätzbarer ist, vielen tausend Menschen dadurch erst ihre Existenz werthvoll machen.

Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Regierers Seele kühn geworfen
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand! — So könnte,
Was erst so grillenhaft euch schien, sehr zweckvoll
Und sehr besonnen seyn!

Lehrt den Soldaten die Erde liebgewinnen, die unter seiner Hand Maisstängel Manns hoch empor treibt; dann wird er auch den vaterländischen Boden seiner Brüder ehren, und die Klagen der Bauern, als würden ihnen von bewaffneten Leuten Kartoffeln und Rüben mitten vom Felde genommen, werden als grundlos sich bewähren. Werden einmahl unsere Soldaten den größten Theil des Jahres mehr auf freyem Felde, als in Casernen zubringen; dann werden sie auch aufhören in jeder Woche einen Transport den Spitälern zuzuliefern, und die Gottesäcker werden weniger schnell durch sie bevölkert werden. Die erhabenen Brüder unsers menschenfreundlichen Monarchen, ein Johann und Rainer, haben sich selbst auf ihren Reisen in niedrigen Hütten, deren Eintritt sie nicht verschmähten, überzeugt, mit welcher dankbaren Freude der Landmann überall wo er nur die Maisfrucht kennt, ihr außerordentlich ergiebiges Mehl als seine vorzüglichste Speise anerkennt. Ich hoffe zu Gott, der oben mit wenigen Worten gemachte Vorschlag werde, wenn er an den rechten Mann gebracht wird seinen Eindruck nicht verfehlen.

....

Auf den dritten Punct möchten wir Folgendes antworten: Allerdings ist es wahr, daß, je mehrere Menschen sind, desto vermehrter auch die physischen und moralischen Fähigkeiten zum Hervorbringen seyen; aber aus diesem folgt dennoch keineswegs, daß wirklich mehr hervorgebracht werde. Denn es kann sich sehr wohl der Fall bey mehreren Menschen, bey ganzen Völkern, wie bey Einzelnen ereignen, daß ihre Fähigkeiten mit einem ewigen Schlummer umhüllt sind. Wenn man in Hinsicht auf Staats- und Weltklugheit die Menschen betrachtet, das heißt, bloß die Vortheile abwiegt, welche durch dieselben ihren Mitgesellschaftern, oder den Erdbürgern überhaupt zu Theil werden; dann mag der Königsberger Weltweise wohl recht haben, wenn er in seiner Kritik der teleologischen Urtheilskraft die Frage aufwirft, ob es wohl nöthig sey, daß Menschen, wie die Neuholländer oder Feuerländer sind, existiren. — Der Mensch, der seine Fähigkeiten nicht in Anwendung bringt, ist für den Staat und die Welt gerade so viel, als besäße er sie gar nicht; der Werth seines Daseyns, die hohe Würde seiner Bestimmung fällt fast ganz weg. Nun aber werden tausend Kräfte desselben zeitlebens ungenützt bleiben, und nie zur vollen Entwickelung gelangen, so lange kein Capital da ist, welches dieselben zur Wirksamkeit ruft, und den Industrie-Lohn bezahlt. Selbst ein noch so großes Genie unterliegt, wenn die Unterstützung zu lange ausbleibt. Wir haben, wie wir glauben, hier eine zweyte sehr interessante Saite berührt, ohne deren Berücksichtigung das Bevölkerungs-Princip Blößen der Einseitigkeit zu geben scheint. Das Capital muß auch nebst den Menschen existiren, und unter sie gehörig vertheilt seyn; sonst steht es keineswegs gut um das Gewerbswesen überhaupt, und die Handelsgeschäfte insbesondere, deren Leitung der Herr Vice-Präsident als einen vorzüglichen Theil der Staatsverwaltung heraushebt. Mit noch so viel Fähigkeiten und Händen wird nichts von Belang im großen Gütertausche der Nationen erzielt, wenn Niemand sein Geld herleiht, das Talent zu bilden, welches dadurch gleichsam ein neues Kenntniß-Capital bey sich selbst (trotzend allen Stürmen der Zeit und jeder Zerstörungssucht unlauterer Machthaber!)

*) S. dessen Voyage sur la scene des six derniers livres de l'Eneide, suivi de quelques: Observations sur le Latium moderne.

gt; wenn niemand Geld zum Ankauf der Instrumente und
Melioration des Grund und Bodens darreichen will. Je mehr
Capital wegen Zuwachs an Menschen in viele kleine Theile
plittert wird, desto mehr verliert es auch an Vollkraft.
Zutrauen auf die liebe Noth, daß diese schon erfindsam
he, dünkt mir eben so viel, als das Zutrauen auf einen
geschickten, hinkenden Bothen, daß er die übrigen rüstigen
nner erreichen werde. In einem Lande, wo der Gemeinsatz
den vollen Backen einiger Wenigen als unfehlbar mir auf-
ungen würde, daß die ärmsten Bauern die fleißigsten und
n sind, in einem solchen Lande möchte ich keineswegs die-
kurze Erdenleben zubringen wollen. Da, wo die Armuth
bloß Folge von physischen Conjuncturen, sondern von Un-
rückungen ist, da benimmt sie jeden echten Muth zur Ver-
rung der Production. Solche Menschen werden am Ende
leichgültig für das genußreiche Leben, als sie es beym ge-
osen Leben scheinen; hohl ist ihr Schädel, wie jene sind,
am alten Kirchhofe über einander geworfen liegen! Das
blem der Göttlichkeit auf ihrer Stirne finden zu wollen,
vergebens seine Prüfungsgabe martern! Wenn derglei-
Menschen doch ein Capital genannt werden wollen, so sind
wenigstens ein Capital, das nur bewußtlos Zinsen trägt,
ihrem Staate und der Menschheit wenig Ehre macht! —
ch ein Unterschied zwischen römischen Bauern, wie sie ein
Victor von Bonstetten auf den Boden des alten Latiums traf
fzehn Personen starben 1802 Hungers zu Ardea!) und zwi-
englischen Landpächtern, wie sie der von König Ferdi-
aus Sicilien in die brittische Insel geschickte Professor
amo fand; wie groß ist nicht das Betriebs-Capitale der
rn, wenn sie eine Wirthschaft übernehmen!

Auch scheint es uns keineswegs richtig, wenn man an-
mt, daß mit der Vermehrung der Menschen die Zahl der
ürfnisse und Erwerbswege parallel sich vermehre. Hat aber
Summe des Erwerbs und die Masse der Lebensmittel nicht
Gleichgewicht mit dem Menschenzuwachse, dann möchten
wissen, wozu der letztere wohl dienlich seyn soll, und ob
ch am Ende nicht selbst wieder aufzehre. Kann nicht ein
zelner weit mehr Bedürfnisse haben, als zehn andere, und
ich auch weit mehr Menschen mit gutem Verdienste verse-
? Wie wohlthätig sorgte nicht für die jungen Künstler aller
ionen in Rom Lord Bristol, und für die Wiener Bürger
st Galiczin! Nur derjenige, der mit Capitalien ausgestat-
ist, kann vortheilhaft in die innern Güter eingreifen, und
Staatsbeste thätig fördern! Auch richtet sich keineswegs
Menge der Erwerbenden nach der Menge der Bedürfen-
sondern nach der Menge der Zahlungsfähigen. Nicht eine
e, sondern eine hohe Nachfrage gibt Sporn und Kraft.

Eben so macht nicht bloß die Vielheit der Menschen,
viele Waare durch ihre Hände zu Stande kommt. Weit
wird in dieser Hinsicht eine kleine Menge, aber überleg-
Männer ausrichten, welche die Arbeiten gehörig zu verthei-
und zur Verstärkung des Effects am rechten Orte Ma-
en anzubringen versteht. Auch werden wenige Arbeiter,
he man gut zahlt, folglich gut nährt, und mit einer ver-
rten Aussicht zum Lebensgenusse selbst für die Ihrigen be-
, weit freudiger, besser, behender und mehr arbeiten, als
schlecht oder gar nicht gezahlte, bloß gegen dürftige Kost
Kleidung dienende Leute.

Die Größe des National-Reichthums ist mit Nichten eine Folge der Volksgröße. Alles hängt davon ab, daß die Einzelnen im Volke, die da sind, gern und mit Überlegung arbeiten. Dann wird durch ihre Industrie die Arbeit von doppelt so vielen Händen erspart, welche immer nach dem alten Schlendrian, Jahr aus Jahr ein, gleich viel, oder vielmehr gleich wenig arbeiten. Alles hängt ferner davon ab, damit der zweyte Theil des Volkes nicht zu stumpfsinnig sey und Jahrhunderte hindurch bleibe, um die Kunstarbeiten seiner Mitbürger nach dem innern, wahren Werthe beurtheilen zu können. Dem Staate muß ungleich mehr an dem Umstande liegen, daß seine Unterthanen, die schon da sind, viel speculiren und auszuführen wünschen, als daß er die Summe derselben vermehre. Wenn ich so sagen darf, geistigere, cultivirtere Menschen um sich zu sehen, dieß sey sein höchster Stolz; nur dadurch vermag er zu triumphiren! Oft hat schon der speculative Engländer in den Pflanzen, Thieren und Mineralien aller Welttheile Stoffe zu neuen Volksvermögen gefunden, welche vor ihm mit trägem geistlosen Blicke angesehen, oder wohl gar kalt und grausam mit Füßen getreten worden sind. Er hat sich dadurch weit mehr, als die Spanier mit ihren Silberflotten bereichert. Ja, Er ist es, welcher aus seinen kleinen Insellande mit seinem Handelsschiffen den größern Theil der Erde beherrscht, und, weil ihm dennoch öfter seine eigene Bevölkerung zu groß schien, neue Gegenden dieses Planeten mit seinem betriebsamen Volke befruchtet hat.

Nur dann, wenn jeder im Volke sich viele Zwecke vorzusetzen und viele Mittel hierzu auszusinnen vermag, hat der Staat den wahren Weg ergriffen, um gleichsam selbst die leblose Welt für sein Bestes zu begeistern. Eine andere Güter-Sphäre erscheint vor dem, im edlern Sinne des Wortes regierten, Volke; ihre Radien verbreiten sich, gleich jenen der Sonne, von keinem engbrüstigen Neider aufhaltbar, und bilden mit jedem Morgen einen neuen Strahlenkreis, nach welchem sich jeder Mann von Kopf und Gefühl hinsehnt. — Nur das Vervielfältigen der geistigen und technischen Vollkommenheiten an den Subjecten, die schon da sind, aber keineswegs das Vervielfältigen der Menschen an sich, kann einen Staat reich und blühend machen. Es ist freylich nichts leichter, als den Engländer ein Schooßkind des Glückes zu nennen, als sich und die Regierungen mit dem Gedanken einzuschläfern, daß nicht wir, daß nicht sie daran Schuld sind, wenn es um Staatenwohlstand schlecht aussieht; und daß nur der Zufall es war, welcher jenes kleine Insulaner-Volk zum wohlhabendsten und mächtigsten der Welt macht.

....

Zum Schlusse muß ich bekennen, daß auch der letzte Punct mir nicht einleuchten will. Wenn die Volksmenge sich mehrt, so werden nach meiner unvorgreiflichen Meinung auch die Regierungsschwierigkeiten sich vermehren; und eben, weil man die Theile des großen Ganzen, wegen der Vielheit der Individuen, schwerer übersieht, und die Reibungen unter ihnen größer seyn werden, wird auch der Staatsaufwand um so beträchtlicher ausfallen. Da die Regierung zu wenig Zeit hat, um bey ihren Untersuchungen bis in das tiefe Detail zu dringen, und mit kleinen Ersparungen sich zu befassen, so wird dieselbe einen um so größern Theil des National-Einkommens, ohne wesentlichen Vortheil der Nation, verschlingen. Mich däucht ferner, daß

wenn selbst unsere bessern Köpfe, welche, wie billig, die Mathematik hoch in Ehren halten, fortfahren, da, wo von Staatsgröße und Volksstärke die Rede ist, die Schätzung bloß nach Zahlbegriffen und Linienausdehnungen, das heißt lediglich nach dem Maßstabe der Sinnlichkeit zu versuchen, dieses kein gutes Omen für unsere Staaten sey, und jene Denker mit Traurigkeit erfüllen werden, welche in der bürgerlichen Gesellschaft etwas mehr, als bloß den körperlichen Koloß betrachtet wissen wollen.

Es scheint mir endlich zu gewagt, die Begründung der öffentlichen Staatswohlfahrt von einer einzigen Ursache herschreiben, und behaupten zu wollen, die Bevölkerung allein enthalte alle Mittel, um den Staatsendzweck zu erreichen. Ich halte es für richtiger zu behaupten, daß eine noch so große Volksmenge an sich, eine noch so große Geldmasse für sich, und ein noch so ausgebreiteter, selbst fruchtbarer Grundboden, so lange keinen bedeutenden Staatswerth haben, als dessen Einwohner aus sich selbst nichts zu machen verstehen, als sie das Geld nicht in gehörigen Umlauf zu bringen wissen; als endlich sie keinen Werth aus dem Grundboden herauszubringen, nicht das geistige und materielle Vermögen in hinlänglicher Fülle besitzen. Ich erinnere mich hier an jene Bemerkungen eines Thaer in seinen Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft, welche er rücksichtlich der Hervorbringung einer einzigen vollständigen Kornähre macht. Vier Stoffe und Potenzen wußte man, nach ihm, schon ehedem, welche an der Erzeugung mitwirken; nun rechnet man noch vier andere hinzu (Luft, Licht, Sauerstoff und Kohlenstoff,) und noch zweifelt dieser unschätzbare Gelehrte, ob es wohl bey den von ihm näher erörterten, acht einwirkenden Ursachen, sein Bewenden habe, um eine vollkommene Ähre erscheinen zu machen. Soll etwa das schöne Phänomen eines dauerhaft begründeten Staats, einer glücklichen, bürgerlichen Gesellschaft die Wirkung ungleich weniger, vereinigter und in einander verschlungener Ursachen seyn? Sollte nicht auch hier das von Thaer ausgesprochene sich bewähren: „wenn deren (der Ursachen) neun beysammen sind, und die zehnte fehlt, so erfolgt auch die Wirkung nicht, oft die ganz entgegen gesetzte."

Doch es ist Zeit abzubrechen, damit der Satz an mir nicht wahr werde; was zu viel beweiset, beweiset nichts. Ich unterschreibe übrigens mit Vergnügen die Überzeugung, daß ein so heller Denker, wie Herr von Sonnenfels, ohne allen Zweifel, da er von Beförderung der Volksgröße schrieb, den Satz früher und besser als ich, wenigstens bey sich erwog, daß in Beurtheilung der Größen man nicht bloß auf die Vielheit, sondern auch auf die Großheit der Einheiten zu sehen habe, und daß wahrscheinlich nur die Voraussetzung eines geschicktern, denkenden Lesepublicums den Herrn Verfasser abhielt, seinen Satz mehr von allen Seiten zu beschneiden und zuzurunden; daß demnach nicht so wohl an ihn, sondern an seinen Lesern die Schuld lag, wenn daß von demselben herausgehobene Princip so viele Mißdeutung bisher erregt hat. — Bey aller dieser tiefen Überzeugung aber vermag ich dennoch auch eine zweyte nicht zu bergen, daß ein Satz, wie das Princip der Volksvermehrung, welcher so vieler Einschränkungen bedarf, nicht geeignet sey, um den Fundamental-Satz an der Spitze der Politik zu bilden. Habe ich geirrt, waren meine vorgetragenen Bedenklichkeiten und Gründe unzulänglich, und verdiene ich wirklich zu fallen: dann wünsche ich meinen Fall wenigstens durch eine edle Hand beschleunigt; ich kenne keine edlere, als die jenes Mannes, dessen politische Hauptmaxime, in wie fern sie aus seinen öffentlichen Schriften bekannt ward, ich um des Gemeinbesten Willen zu prüfen, mich verpflichtet hielt. Was konnte ich wagen, da die allbekannte Gesinnung dieses vaterländischen Staatsgelehrten keineswegs mit der Denkart einer Regierung zu vermischen ist, von welcher der verblichene Schiller spricht:

In ihren Münzen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stämpel, die nicht diesem gleichen.
So will's der Krone Politik.

Neu-Idria.

So verdient das neu entdeckte, reiche und mächtige Quecksilber-Bergwerk, nahe beym landesfürstlichen Markte Kappel im Klagenfurter-Kreise (in Kärnthen) genannt zu werden, das zwar seit drey Jahren schon betrieben wird, dessen Mächtigkeit sich aber erst im späten Herbst des vorigen Jahres aufdeckte, als Idria durch den Wienerfrieden abgetreten wurde.

Dieses Bergwerk, dessen Entdeckung sein Besitzer, Herr Johann Fux, einem Hirten zu verdanken hat, liegt in der südlichen Kalkgebirgskette, die den Klagenfurter-Kreis von Krain scheidet. Das Erzlager, welches nach dem Gebirgzuge von Abend in Morgen zwischen Thonschiefer und Übergangskalk streichet, ist bereits in einer Seigerhöhe von zwölf, und einer Mächtigkeit von neun Fuß aufgeschloßen; und da der Erzgang an der Sohle des eingetriebenen Unterbaues mächtig und edel anstehet, so kann man mit aller Wahrscheinlichkeit auf Dauer und Ergiebigkeit rechnen, so zwar, daß dieses Bergwerk allein mehr als den inländischen Bedarf an Quecksilber und seinen Präparaten zu liefern im Stande seyn wird.

Das Erz selbst ist lichtrother Zinnober, hält im Zentner zehn bis zwanzig Pfund Quecksilber, und da der Zinnober mit Kalk gemischt bricht, so wird die Reduction des Metalls dadurch außerordentlich erleichtert, weil jeder Zusatz überflüssig ist.

So wie die Aussichten gegenwertig stehen, dürfte die Ausbeute jährlich 1500 bis 2000 Zentner Quecksilber betragen.

Leichter verschmerzen wir nun Idria mit seinem kostspieligen Schachtbau, um so mehr, da die Ausfuhr dieses Metalls nach Spanien durch den Seekrieg ganz gehemmt ist, und auch in der Folge beym Frieden unter den gegenwärtigen Verhältnissen nie mehr in der Quantität von daher gefordert werden dürfte wie vormahls.*)

Das Kampfspiel des Suero de Quinones.

(Ein Beytrag zur Geschichte des Ritterwesens in Spanien.)

Es ist bekannt, wie bey den ritterlichen Kampfspielen beglaubigte Schreiber zugegen waren, welchen oblag, die Thaten der Kämpfer aufzuzeichnen, um Jedem, der es verlangte, ein schriftliches Zeugniß seiner Tapferkeit geben zu können, der Gerechtigkeit und der Wahrheit gemäß. Eine Urkunde dieser Art

*) Aus den trefflichen vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat.

ist: Libro del passo honroso, defendido por el excelente cabellero Suero de Quinones, copilado de un libro antiguo de mano, por Juan de Pineda. Das Buch ward zuerst 1588 und zum zweyten Mahle Madrid, 1783, 4. herausgegeben. Es ist das nur in unwesentlichen Dingen abgekürzte Protokoll, welches der königliche Schreiber, Juan Rodriguez Delena, als erbethener Notar, bey dem Kampfspiele führte. Dieses Kampfspiel war ein sogenannter pas d'armes, wie es in Frankreich hieß. Sainte-Palaye's Abhandlung über das Ritterwesen Band I. S. 281 nach Klüber's bereicherter Übersetzung und die Mémoires tirés d'une grande bibliotheque, Vol. C. S. 103 — 107 beschreiben, diese Ritterkämpfe und den Unterschied derselben von Turnieren. So bekannt die Gebräuche des französischen Ritterthums durch fleißige Sammler geworden sind, so unvollständig kennt man das Ritterwesen in Spanien, wo die Nationalität und der Einfluß maurischer Sitten dieser interessanten Erscheinung des Mittelalters manche Eigenthümlichkeit gaben, welche die in den Chroniken zerstreuten Nachrichten aufhellen. Ich lasse dem Augenzeugen des berühmten Kampfspiels die einförmige Umständlichkeit, die ihm seine Amtspflicht geboth, um ihm nur die Züge nachzuerzählen, welche für die Sittengeschichte des Zeitalters merkwürdig sind. Man findet hier ganz die sonderbare Mischung von Liebe, Tapferkeit und Religion, welche das Ritterthum auszeichnete.

....

Als König Joann II. mit seiner Gemahlinn Donna Maria, seinem Sohne und Erben Don Heinrich, und dem erlauchten und berühmten Herrn Alvaro de Luna, Großmeister von Santiago und Connetable von Castilien, und vielen andern Prälaten und Rittern seines Hoflagers, in der edeln Stadt Medina del Campo am Neujahrstage 1434 Nachts gegen ein Uhr in seinem Saale ein fröhliches Fest feyerte, da näherte sich dem Platze, wo der König saß, ehrerbiethig sich beugend, Suero de Quinones mit seinen neun Rittern, alle von altchristlicher Herkunft,*) alle ganz gewapnet, küßte ihm Hand und Füße, und ließ ihm durch einen Herold eine Bittschrift überreichen folgenden Inhalts: „Es ist ein billiges und gerechtes Verlangen, daß diejenigen, welche in Gefangenschaft sind, Freyheit begehren, und wie ich, euer Vasall und geborner Unterthan, seit langer Zeit einer edeln Frau dienstbar bin, und zum Zeichen jeden Donnerstag dieß Eisen um den Hals trage, das ist bekannt geworden durch Herolde an eurem Hofe, in eurem Reiche und im Auslande. Jetzt aber habe ich im Nahmen des Apostels Jacob meine Auslösung verabredet, welche darin besteht, daß ich und diese geharnischten Ritter dreyhundert Lanzen mit mailändischen Spitzen im Schafte brechen; mit jedem Ritter nähmlich, welcher des Weges kommen wird, drey Lanzen, so daß diejenige, welche verwundet, für gebrochen soll gehalten werden. Es soll dieß geschehen fünfzehn Tage vor dem Feste des Apostels Jacob, des Schutzheiligen eurer Unterthanen, und fünfzehn Tage nachher, wofern nicht vor dieser Frist meine Auslösung vollbracht wäre. Ich werde mich an der Straße befinden, welche die meisten Reisenden zu wählen pflegen, die zu dem Begräbnißorte des Heiligen wallfahrten, und allen fremden Rittern und Edeln, welche dort erscheinen werden, will ich verkünden, daß sie Rüstungen, Pferde, Waffen und Lanzen finden sollen, deren sie sich bedienen können, ohne Furcht, durch einen leichten Stoß dieselben zu zerbrechen. Allen achtbaren Frauen aber sey kund, daß jede, welche dahin kommen wird, wo ich mich befinde, wenn sie keinen Ritter hat, der für sie kämpfen kann, den Handschuh der rechten Hand verliert. Aber das Gesagte versteht sich unter der Bedingung, daß Euer königl. Hoheit nicht soll gehalten seyn, jene Proben zu bestehen, so wenig als der erlauchte Herr Connetable Alvaro de Luna."

*) De limpia sangre, von reinem Blute, wer keinen Mauren oder Juden in seinem Stammbaum hat — ein hoher Ruhm in Spanien.

Als der Herold dieß Gesuch gelesen hatte, berieth sich der König mit seinen Edeln, und da er fand, daß man's gewähren müßte, gewährte und bewilligte er die Bitte, wie sie vorgetragen war, auf daß der wackere Suero de Quinones sich also befreyen möchte. Darauf sprach der Herold mit lauter Stimme im Saale; „Kund sey hiermit allen Rittern und Edeln unsers erhabenen Königs, daß er diesem Ritter Erlaubniß zu diesem Unternehmen gibt, unter der Bedingung, daß weder der König noch sein Connetable darein verwickelt werde."

Nach dieser Verkündung trat Suero zu einem der Ritter, die im Saale tanzten, bittend ihm den Helm abzunehmen, ging darauf zu dem Sitze, wo der König und der Kronprinz saßen, und dankte für die erhaltene Erlaubniß. Er entfernte sich alsdann mit seinen ritterlichen Gefährten, sich zu entwaffnen, und als sie ihre Leibröcke angelegt hatten, wie die Sitte verlangte, kehrten sie in den Saal zurück, um zu tanzen. Sobald der Tanz geendigt war, ließ Suero die Gesetze des Kampfes vorlesen, welche also lauteten:

„Im Nahmen Gottes und der heiligen Jungfrau, unserer Frau, und des heil. Apostels Jacob, mache ich Suero de Quinones, Ritter und Vasall des erhabenen Königs von Castilien, und von der Familie des erlauchten Herrn Connetable, die Bedingungen meines Unternehmens bekannt, das ich am Neujahrstage vor gedachtem großmächtigsten Könige angekündigt habe. 1) Es wird allen Rittern und Edeln, welche von dieser Waffenthat hören werden, verkündet, daß ich mit neun Rittern, die mir bey der Erlösung aus der Gefangenschaft beystehen, an dem Passe bey der Brücke von Orbigo, ein wenig seitwärts vom Wege,*) mich befinden werde, fünfzehn Tage vor dem Jacobsfeste, und fünfzehn Tage nachher, wenn nicht früher meine Befreyung vollbracht wäre. Sie besteht darin, daß dreyhundert Lanzen mit starkem Eisen in kriegerischer Rüstung gebrochen werden, und zwar ohne Schild und Tartsche, auch soll kein Theil der Rüstung mehr als doppelt liegen. 2) Alle fremde Ritter werden dort Harnische, Pferde und Lanzen finden, ohne daß dabey ich und meine Gefährten einen Vortheil erhalten. 3) Mit jedem Ritter, welcher erscheinen wird, werden drey Lanzen gebrochen, und jede ist für gebrochen zu achten, die einen Reiter aus dem Sattel hebt und Blut fließen macht. 4) Jede achtbare Frau, welche bey jenem Orte, oder in der Entfernung einer halben Stunde vorüber geht, und keinen Ritter hat, der für sie den Kampf bestehen will, verliert den rechten Handschuh. 5) Wenn zwey Ritter oder mehrere kommen, den Handschuh einer Dame zu lösen, soll nur der Erste zugelassen werden. 6) Da es Manche gibt, die nicht wahrhaft lieben, und begehren möchten, den Handschuh von mehr als einer Dame zu befreyen, so soll es nicht verstattet seyn, wenn die drey Lanzen mit ihm gebrochen sind. 7) Es werden von mir

*) Sechs Stunden von Leon und drey von Astorga.

drey Frauen aus diesem Reiche durch Herolde ernannt werden, um bey dem Unternehmen zugegen zu seyn, und durch ihr Zeugniß zu bekräftigen, was vorgeht; aber ich versichere, es soll nicht ernannt werden die Dame, der ich angehöre, unbeschadet der Achtung gegen ihre großen Tugenden. Der erste Ritter, welcher auftreten wird, den Handschuh einer Dame von mir zu lösen, soll einen Diamant erhalten. 8) Da einer oder zwey von uns, die wir den Paß beschützen, von so Vielen zum Kampfe könnten gefordert werden, daß sie solcher Arbeit nicht gewachsen wären, oder, wenn sie's wären, den übrigen Waffengefährten keine Gelegenheit zum Kampfe bliebe; so sey allen kund, daß Niemand Jemanden herausfordern darf oder wissen soll, mit wem er kämpfet, bis die vorgeschriebene Zahl von Lanzen gebrochen ist; aber jeder sey versichert, daß sich ihm ein Ritter oder Edler entgegen stellen soll mit untadeligen Waffen. 9) Wenn aber Jemand, nachdem die drey Lanzen gebrochen sind, noch mit Einigen der Paßvertheidiger besonders zu kämpfen begehrte, so mag er seinen Wunsch kund machen, und es soll, wofern die Zeit es erlaubt, noch eine andere Lanze mit ihm gebrochen werden. 10) Wünscht einer der Ritter, die sich zum Kampfe stellen, eines von den vorgeschriebenen Stücken der Rüstung abzulegen, so mag er's mir sagen lassen, und es wird ihm gewillfahrt werden, wenn Zeit und Umstände es gestatten. 11) Mit keinem Ritter wird gekämpft werden, der nicht zuvor gesagt hat, wer er ist und woher. 12) Sollte einer der Ritter beym Kampfe Schaden nehmen an seiner Person oder Gesundheit, wie's bey Waffenspielen wohl zu geschehen pflegt, so will ich dort, damit er geheilt werde, sorgen wie für mich selbst, so lange als nothwendig und länger. 13) Wenn einer der Ritter, die sich mit mir oder meinen Gefährten versuchen, einen Vortheil über uns erlangte, so versichere ich ihn auf Ritterwort, daß er weder von uns, noch von unsern Verwandten und Freunden, deshalb soll zur Rede gestellt werden. 14) Jeder Ritter oder Edle, der auf dem geraden Wege die heilige Wallfahrt (nach Compostela) macht, ohne sich dem Passe zu nähern, den ich vertheidige, kann ungehindert von mir und meinen Gefährten seine Reise fortsetzen. 15) Jeder Ritter, der von dem geraden Wege ausbeugend zu dem Passe kommt, den ich beschütze, kann nicht weggehen, ohne zuvor die drey Lanzen zu brechen, oder eines von seinen Waffenstücken, oder den rechten Sporn zurück zu lassen, mit der Verpflichtung, nie wieder jene Waffe oder jenen Sporn zu tragen, bis er eine eben so gefährliche, oder eine gefährlichere Waffenthat bestanden. 16) Wenn einer meiner Gefährten einem der Kämpfer, welche sich einfinden, ein Pferd tödtet, werde ich's ihm bezahlen; wofern aber diese einem von uns ein Pferd tödten, so sollen sie Ersatz leisten, wenn sie unredlich mit dem Gegner verfahren. 17) Wenn einer der Ritter im Anrennen das Pferd des Gegners trifft, und dieser mehr oder weniger auf den Harnisch stößt, soll die Lanze für gebrochen gehalten werden, wegen der Unredlichkeit des Gegners, der auf das Pferd gestoßen. 18) Wofern einer der Ritter, die zum Kampfe erscheinen, nachdem eine Lanze gebrochen ist oder zwey, nicht weiter sich versuchen wollte, soll er die Waffe oder den rechten Sporn einbüßen, als ob er hätte gar nicht kämpfen mögen. 19) Alle inländischen Ritter, welche bewaffnet zu Pferde erscheinen, den Kampf zu bestehen, sollen Waffen erhalten, und nicht mit den ihrigen, noch auf ihren eigenen Streitrossen kämpfen, um allen Vortheil aufzuheben. 20) Wenn ein Ritter beym Kampfe durch die erste oder zweyte Lanze verwundet würde, so daß er an diesem Tage nicht weiter kämpfen könnte, wollen wir nicht gehalten seyn, den Kampf mit ihm zu erneuern, obgleich er es für einen andern Tag verlangen möchte. 21) Damit kein Ritter oder Edler aus Besorgniß, daß ihm nicht nach Verdienst seiner Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahre, unterlassen möge, bey dem Passe zu erscheinen; so sollen zwey alte, in Waffenthaten erprobte und glaubwürdige Ritter und zwey Herolde zugegen seyn. Die Kämpfer, welche sich einstellen, müssen denselben eidlich versprechen, ihnen in Allem, was wegen des Kampfspieles befohlen werden möchte, Folge zu leisten; wogegen ihnen die Kampfrichter und Herolde schwören, sie gegen Trug zu schützen, und wahrhaft nach Billigkeit und Kampfrecht zu urtheilen. Sollten aber neue Zweifel, welche nicht aus meinen Kampfgesetzen gelöset werden können, sich erheben, so wird jenen Männern die Entscheidung überlassen, damit die Vorzüge oder die Vortheile, die Jemand durch die Waffen sich erwirbt, nicht verborgen bleiben. Die Herolde werden jedem, der es verlangt ein schriftliches Zeugniß geben, wie es nach seinen Thaten der Wahrheit gemäß ist. 22) Kund sey es allen Herren in der Welt und allen Rittern und Edeln, welche von diesen Kampfgesetzen hören werden, daß, wenn die Frau, der ich ergeben bin, des Weges käme, sie frey gehen soll, ohne daß ihre rechte Hand den Handschuh verliere, und außer mir soll kein anderer Ritter für sie kämpfen; denn es ist Niemand in der Welt, der es mit so gutem Fug könne als ich."

Als dieß vorgelesen war, übergab Suero dem Wappenherolde des Königs von Castilien einen Brief, worin er denselben bath, allen Königen, Fürsten und Herren, in deren Gebieth er käme, zu sagen, wie Suero dreyhundert Lanzen zu seiner Befreyung zu brechen wünschte, und da ohne den Beystand von Rittern, die mit ihm und seinen Gefährten kämpften, diese Erlösung nicht möglich war, so sollte der Herold allen das Gesuch eröffnen, daß sie „aus Höflichkeit und um der Liebe zu ihren Damen willen" ihm zu Hülfe kommen möchten.

Der Wappenherold versprach, den Brief an die Höfe der Könige zu bringen und öffentlich lesen zu lassen, durch ausgewählte Herolde aber denselben an andern Orten bekannt zu machen. Während der sechs Monathe, die von dem Tage, wo die Erlaubniß gegeben war, bis zu dem Anfange des Kampfspiels verflossen, ward in der ganzen Christenheit die Kunde von den Unternehmen verbreitet. Suero benutzte diese Zeit, Waffen, Pferde und die übrigen Bedürfnisse herbey zu schaffen. Es ward viel Holz gefällt in den Wäldern bey der Brücke von Orbigo zu dem Baue der Bühnen, der Kampfbahn und des Saales. Nahe an der Straße war ein angenehmer Wald, in dessen Mitte man eine große Kampfsbahn von Holz, die 146 Fuß lang war und Lanzenhöhe hatte, erbaute. Um die Schranken waren sieben Bühnen errichtet. Die eine, an dem einen Ende derselben, war für Suero und seine Gefährten bestimmt, wenn sie in den Augenblicken, wo sie nicht selber kämpften, dem Waffenspiele zusehen wollten. Voran standen zwey andere, wo die fremden Ritter vor und nach dem Kampfe sich aufhalten sollten. Mitten in den Schranken aber erhoben sich zwey Bühnen, von welchen die eine den Kampfrichtern, dem Wappenkönige, den Herolden, den Trompetern und Schreibern, die an-

n edeln Rittern bestimmt war, welche das Unternehmen ihre Gegenwart ehrten. Die beyden andern Bühnen wa- en übrigen Zuschauern, den Trompetern und Dienern Ritter, die am Kampfe Theil nahmen, angewiesen. An n Enden der Schranken waren Thüren, von welchen die den Vertheidigern des Passes zum Eingange diente, und war das Wappenschild der Quinones in dem aufgepflanz- Banner zu schauen; durch die andre Thüre aber tratan die lichen Abenteurer herein, welche den Lanzenkampf bestehen en, und auch hier war ein Banner des Suero de Qui- es aufgerichtet.

Es ward ferner ein Herold aus Marmor gebildet, welchen auf ein marmornes Gestell setzte. Schön geschmückt mit ändern und Hut, stemmte er die linke Hand in die Seite, deutete auf die Landstraße mit der Rechten, auf welcher rieben stand: Hierher geht's zum Passe. Dieser rne Herold ward jenseits der Brücke von Leon an der straße aufgestellt am 10. Julius, dem ersten Tage der pfspiele. Am demselbigen Tage wurden zwey und zwanzig errichtet. Die beyden größten standen an dem Eingange Schranken, welcher den fremden Kämpfern angewiesen war, dienten diesen, sich darin zu bewaffnen. Die übrigen wa- Wohnungen für die ritterlichen Abenteurer, für die Paß- eidiger, die Zuschauer, und für das Gefolge und die Die- der Kämpfer. Mitten unter diesen Zelten war ein hölzer- Saal von Gitterwerk errichtet, ganz behangen mit köstli- französischen Teppichen. Es standen darin zwey Tische, ine für Suero und die ritterlichen Kämpfer, der andre die übrigen vornehmen Gäste. Im Hintergrunde war ein besetzter Schenktisch, und nicht weit von dem Saale floß der Flüsse, welche den Wald umgaben. Viel edle Herren n das Kampfspiel durch ihre Gegenwart, und Suero irthete alle in einigen nicht weit entfernten Örtern, welche m Vater gehörten. Auf Suero's Gesuch sandte seine tter gleich Anfangs eine edle Frau, Elvira Alvarez, die tinn eines wackern Ritters, zu dem Passe, wo sie mit andern Frauen als erste Krankenwärterinn die Ritter, he bey den Kampfspielen verwundet würden, verbinden pflegen sollte.

Am selbigen Tage, Sonnabends den 10. Julius, melde- der Wappenkönig und der Herold dem Ritter Suero den Kampfrichtern, es wären bey der Brücke von Orbigo Ritter, welche den Lanzenkampf zu bestehen begehrten. eine war ein Deutscher, Nahmens Arnold von Roth- ld, (Arnaldo de la Floresta bermeja) aus der Mark Bran- urg, die andern zwey Brüder aus Valencia. Erfreut über Ankunft so mannhafter Ritter, ließ Suero sie in sein einladen. Sie erschienen, und Suero empfing sie ehrerbie- am Eingange der Kampfbahn in Gegenwart der beyden ter. Sie sagten, es hätte die, in der ganzen Christenheit reitete, Verkündung sie herbey gerufen, und sie wünschten Kampf zu beginnen, ehe andere kämen. Die Kampfrichter en den Wappenkönig und den Herold an, den drey Rittern, sie fünfzig Schritte von den Schranken vorüber gezogen en, die rechten Spornen abzunehmen, bis die Kampfspiele fangen hätten, wo man sie allen zurück geben wollte. Die rnen wurden abgelegt, und feyerlich an einen französischen pich aufgehängt, der sich auf der Bühne der Richter befand.

Am folgenden Tage bey Anbruch des Morgens, ertönten die Trompeten und andre Blasinstrumente, und entzündete mit Kampflust die Herzen der Krieger. Suero de Quinones erhob sich mit seinen neuen Gefährten, und als sie Messe gehört hatten, zogen sie auf den Kampfplatz in die Schranken. Suero erschien auf einem kräftigen Rosse, das mit blauer Decke geziert war, worauf seine Devise und das Halseisen in Stickerey sich zeigten, und über jeder Devise standen die Worte: Il faut délibérer. Er trug einen Waffenrock von olivengrünem Sammet, Beinkleider von Scharlach nach italienischem Schnitt, eine hohe Scharlachmütze und reich vergoldete italienische Spornen. In der Hand hielt er das vergoldete entblößte Schwert. Am rechten Arme war um den Muskel ein Bild von seiner Unternehmung in Golde gearbeitet, zwey Finger breit gewunden, und umher stand mit blauen Buchstaben:

Si à vous ne plait de avoyr mesure,
Certe je dis,
Que je suis
Sans venture.

Ihm folgten auf schönen Pferden drey Pagen, auf deren blauen Waffenröcken die Devise des Ritters erschien. Die Pferdedecke des ersten Pagen war von buntem Damast mit Zobel verbrämt, und mit dicken silbernen Rollen gestickt. Auf dem Haupte trug der Page einen Helm, über welchem ein großer vergoldeter Baum mit grünen Blättern und vergoldeten Früchten stand, an dessen Fuße sich eine grüne Schlange empor wand — wie an dem Baume, woran Adam sündigte — und mitten durch den Baum ging ein Schwert, worauf die Worte standen: Le vray ami. In der Hand trug er seine Lanze.

Vor Suero ritten seine neun Waffengefährten, einer hinter dem andern, in scharlachenen Waffenröcken und Beinkleidern, und alle trugen in Stickerey das Sinnbild ihres Anführers, so wie auf den blauen Pferdedecken den Wahlspruch: Il faut délibérer. Vor ihnen ward von zwey schönen Pferden ein Karren voll Lanzen gezogen, welche von dreyerley Art waren, dicke, mittlere und dünne, die aber alle einen ziemlichen Stoß aushalten konnten. Über die Lanzen waren blaue und grüne Decken gebreitet, auf welchen Oleanderbäume mit ihren Blumen gestickt waren, und auf jedem Baume war ein Papagey abgebildet. Oben saß ein Zwerg, der den Karren lenkte. Den Anführer begleiteten mehrere Ritter zu Fuße, wovon einige sein Pferd am Zügel führten, um ihre Ehrerbiethung oder ihre Ergebenheit ihm zu bezeugen.

So erschien Suero in den Schranken, und als er sie zwey Mahl umritten hatte, hielt er beym zweyten Ritte mit seinen Waffenbrüdern vor der Bühne der Richter, welche er bath, ohne Freundschaft oder Feindschaft über alles, was hier vorgehen möchte, zu urtheilen, allen gleiche Waffen zu geben, jeglichem die Ehre und den Ruhm zu ertheilen, den er durch Tapferkeit und Geschicklichkeit verdiente, und die Fremden zu schützen, wenn sie, wegen Verwundung eines Paßvertheidigers, von andern sollten angegriffen werden. Früh am Montage — wie an jedem Tage, so lange die Kampfspiele dauerten — hörte Suero mit seinen Waffenbrüdern und ritterlichen Gästen die Messe in dem großen Zelte, wo er eine Kapelle und einen Altar mit köstlichen Reliquien und reichen Verzierungen hatte. Darauf gingen die Kämpfer in ein anderes Zelt, um sich zu waffnen, und Suero ließ die Richter einladen, auf daß sie

sehen, mit welchen Waffen er sich rüstete. Er sandte sie dann in das Zelt, wo sich die deutschen Ritter rüsteten. Ritter Arnold zeigte seine Waffen und sein Pferd, und die Richter waren zufrieden, obgleich des Deutschen Pferd besser als Suero's Streitroß war. Der Kampfplatz ward von mehrern Schildknappen, Armbrustschützen und Pilenträgern gesichert, und als die Richter auf ihre Bühnen gestiegen waren, ließen sie am Fuße derselben große, mittlere und kleine Lanzen aufstellen, damit ein jeder sich nach Belieben wählen möchte.

Suero erschien zuerst beym Klange der Musik in der Kampfbahn, und ihm folgte bald der deutsche Ritter, begleitet von den Brüdern aus Valencia und andern Rittern, die ihn ehren wollten. Darauf befahlen die Kampfrichter dem Wappenkönige und dem Herolde, durch einen Ausruf zu verkünden, daß Niemand, was auch einem Ritter begegnete, durch Worte ihm Rath, oder mit der Hand ihm ein Zeichen zu geben sich erdreisten sollte, mit der Drohung, jedem der geredet, die Zunge, jedem der einen Wink gegeben, die Hand abschneiden zu lassen. Der Admiral von Castilien und viele andere Ritter verbürgten sich, daß keinem Kämpfer, wenn er seinem Gegner Wunden oder den Tod gegeben, jemahls Leides geschehen oder Rechenschaft abgefordert werden sollte. Darauf ließen die Richter alle Instrumente laut ertönen, das Zeichen zum Kampfe zu geben, und durch den Wappenkönig und den Herold ausrufen:

Legeres aller
Legeres aller
Et fair son deber.

Suero de Quinones und der deutsche Ritter legten ihre Lanzen ein, und als sie fünf Gänge gemacht hatten, waren die drey Lanzen gebrochen. Die Richter erklärten den Kampf für vollendet, den Rittern befehlend, aus den Schranken zu weichen. Beyde entfernten sich bey dem Schalle kriegerischer Musik; Suero lud seinen Gegner zum Mahle, und als er zu seinem Zelte gekommen war, entwaffnete er sich öffentlich.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Das Königreich Bayern, dessen Kräfte in den Kriegen von 1805 und noch mehr 1809 vorzüglich mit angestrengt wurden, das Loos seiner deutschen Brüder zu entscheiden, ist nun statt in 15, in 9 Kreise getheilt und hat nach den neuesten öffentlichen Blättern folgende Vergrößerungen erhalten:

Salzburg mit 192,000 Seelen, Berchtoldsgaden mit 8,000 Seelen, Antheil des Hausruckviertels mit 54,000 Seelen, Innviertel mit 125,000 Seelen, Regensburg mit 32,500 Seelen, Bayreuth mit 212,000 Seelen, Isny mit 1,500 Seelen, Egloffs mit 900 Seelen, Truchseß-Trauchburg mit 4,600 Seelen, Giengen (so daß die Ulmer Straße über Haidenheim nach Nördlingen die Gränze bildet) mit 5,900 Seelen. Neu zugewachsene Objecte 636,400. Hiervon sind abzuziehen die neuen Abtretungen mit 437,000 Seelen. Wird also Bayern vergrößert um 199,400 Seelen.

Von Bayerns Abtretung erhält Würtemberg 62,600, Würzburg 51,300, Italien 323,100 Seelen. Zusammen 437,000 Seelen.

Diese abzutretenden Objecte sind: An Italien 1) der ganze Etschkreis mit 226,500 Seelen, 2) die Landgerichte Botzen mit 44,300, und 3) Clausen mit 19,300 Seelen, 4) Lienz mit 19,000, 5) Sillian, nebst einem Theile von Bruneck, mit 15,000 Seelen, alle vom Eisackkreis. An Würtemberg: 6) Ravensburg mit 5,100 Seelen, 7) Buchhorn mit 3,000, 8) Tettnang mit dem Theil über den Argen mit 8,100, 9) Landgericht Geislingen mit 12,800, 10) Illerdissen jenseits der Iller mit 2,900, 11) Albeck mit 6,700, 12) Söflingen mit 9,800, 13) Die Stadt Ulm mit 14,200, 14) Schweinfurt mit 7,700 Seelen. An Würzburg: 15) Von dem Mainkreise alles über der Rottach und dem Main bis zur Vereinigung mit der Regnitz, nähmlich die Theile der Landgerichte Zeil, Hallstadt und Banz, mit 6,900 Seelen, 16) Landgericht Lichtenfels mit 9,900, Kronach mit 17,000, Tetchnitz mit 980 Seelen.

....

Merkwürdig ist, daß noch am 6. December 1785 aus dem pfalzbayrischen Cabinet folgendes General-Circular erging: „Man nimmt höchster Orten wahr, daß man sich an die Belletristische Schreibart auch bey den Canzley- und Gerichtsstellen je länger je mehr gewohnt, und nach solcher zum Exempel die Worte: Carl und Churfürst, mit dem Anfangsbuchstaben K, auch die lateinischen, und vom lateinischen abstammende Wörter nur mit deutschen Buchstaben, wie zum Exempel Exzepzion, Exekuzion statt exception, execution zu schreiben pflegt. Gleichwie aber Seine churfürstliche Durchlauchtigkeiten an diesen und dergleichen affectirten Neuerungen kein Gefallen tragen, so hat man davon abzustehen, und sich hinführo an den gewöhnlichen Canzley- und Gerichts-Stylum zu halten."

....

Äneas Sylvius Piccolomini war ein vortrefflicher Kopf; ein angenehmer Dichter, er empfing sogar die poetische Lorbeerkrone; ein guter Rechtsgelehrter; ein fleißiger Geschichtsschreiber; ein gelehrter Theolog; und was mehr als alles sagen will, ein vorurtheilsfreyer helldenkender Kopf. Als Secretär der berühmten Kirchenversammlung zu Basel im Jahr 1431, war er der eifrigste Vertheidiger des Ansehens der Concilien gegen die Macht und Eigenmacht der Päpste. Keiner sprach wärmer, keiner geschickter für die Freyheit und Rechte der Kirche.

Was geschah? Etliche zwanzig Jahre nachher wurde er selbst Papst. Die Welt erwartete von diesem hellen Kopfe große Reformen in Kirchensachen; man erwartete, er werde wenigstens seinem Jahrhundert werden, was Ganganelli dem achtzehnten werden wollte.

Da erließ er 1460 eine Bulle, worin er alle Appellationen vom Papst an ein Concilium für null und nichtig, abscheulich, und den heiligen Canons zuwider erklärte, und in einer andern Bulle von 1463 widerrief er alles, was er als Secretär für das Basler Concilium geschrieben.

„Wir sind Menschen," sagte er; „Wir haben menschlich geirrt. Wir wollen nicht läugnen, daß vieles, was Wir gesagt und geschrieben, verdammt werden könne. Wir haben gepredigt aus Verführung, wie Paulus, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen nun dem seligen Augustinus nach, welcher auch die irrigen Meinungen widerrief, die ihm in seinen Werken entschlüpft waren. Wir thun dasselbe. Wir bekennen unverhohlen unsere Irrthümer, aus Furcht, es möge das, was Wir in der Jugend geschrieben, irgend ein Mahl dem heiligen Stuhl Nachtheil und Abbruch thun. Denn wenn es irgend jemand geziemt, die Größe und den Glanz des ersten Throns der Kirche zu vertheidigen und zu erhalten: so geziemt dieß Uns, den der gnadenreiche Gott aus bloßer Güte und Huld, ohne irgend ein Verdienst von Unserer Seite, zur Würde eines Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus dieser Ursache nun warnen und ermahnen Wir euch in dem Herrn, allen jenen Schriften keinerley Glauben beyzumessen, die auf irgend eine Art das Ansehen des apostolischen Stuhls kränken, und Gesinnungen begünstigen, welche die römische Kirche verwirft. Wenn ihr demnach etwas ihrer Lehre widerstrebendes in Unsern „Dialogen," oder in Unsern „Briefen" oder in andern Unserer Werke findet, verachtet diese Meinungen, verwerfet sie; folget dem, was Wir euch jetzt sagen. Glaubet mir lieber jetzt, da ich betagt bin, als da ich noch ein Jüngling zu euch redete. Gebet einem souverainen Oberhirten geneigteres Gehör, als einem Partikular; verwerfet den Äneas Sylvius, und folget Pius dem Zweyten!"

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 22. und Mittwoch den 24. October 1810.

Es ist den Wissenschaften eigen, daß sie dem Gemüth jene Hoheit geben, welche ihm Herzhaftigkeit einflößt, jene Größe, mit welcher es Rang und Reichthum verachtet. Sie geben dem Geist jene Unabhängigkeit, mit welcher er die Völker und ihre Vorsteher richtet, erhaben über Schmeicheley und über Neid! Herr der Unsterblichkeit, Lehrer der Nachwelt, bringt er den folgenden Zeitaltern Zeugniß von den Lastern der Großen, von dem Geheimniß der Scheinheiligen, von dem unerkannten Verdienst.

Johann von Müller.

Die Belagerung von Syrakus.

Die römische Macht schien durch Hannibals siegreiche Waffen fast ganz vernichtet, als sie auch ihren treuesten Bundesgenossen, den König Hiero von Syrakus, durch den Tod verlor. Sterbend empfahl er zwar seinem Enkel und Nachfolger Hieronymus, Treue gegen die Römer, und ermahnte ihn, unter keiner Bedingung von dem Bündnisse mit diesem mächtigen Volk abzuweichen, welches seinem Reiche mitten in den Kriegsverheerungen der benachbarten Länder einen fünfzigjährigen Frieden gewährt hatte; aber Selbstsucht und Herrschbegierde vereitelten des alten Königs Sorgfalt, und führten die prächtige Stadt Syrakus, durch ein Heer von innern Unruhen, Verwirrungen und blutigen Greuelscenen der Verwüstung, und das ganze syrakusanische Reich seiner Bezwingung durch die Römer entgegen.

Hieronymus hatte kaum den Thron bestiegen, als Adranodorus, Hiero's Eidam, den jungen, unter strenger Aufsicht erzogenen König zu Ausschweifungen aller Art zu verleiten suchte. Ungerechtigkeit, Verachtung der Bürger und Grausamkeit zogen diesem nun um so sicherer und schneller den Haß seines Volkes zu, je mehr dieses gewohnt war, in seinem Vorgänger ein Muster vortrefflicher Fürsten zu ehren. Die fünfzehn Vormünder, welche ihm Hiero verordnet hatte, verschwendeten fruchtlos ihre Vorstellungen und verließen endlich, oft zurück gewiesen und zum Theil gemißhandelt, mit einer großen Anzahl der vornehmsten und besten Bürger den Hof und die Stadt.

Adranodorus war nun auf dem sichern Wege, seinen Zweck zu erreichen, und auf den Sturz des Königs seine eigene Herrschaft zu gründen. Er war der einzige Führer und Rathgeber des Königs, denn auch Zoippus, der Gemahl von Hiero's zweyter Tochter Heraklea, verweilte sich in Alexandrien, wohin er als Gesandter zu dem ägyptischen König gereiset war, um nicht in der Nähe des neuen Tyrannen zu leben. So gelang es ihm ohne viele Mühe, den jungen König von dem Bündnisse mit den Römern abzuziehen, und ihn auf die Seite von Karthago zu wenden. Die Stimme des Volks, welche allezeit dem Günstling des Augenblicks huldigt, hatte seit Hannibals siegreichen und schnellen Fortschritten in Italien, sich immer lauter für Karthago entschieden; nach der unglücklichen Schlacht bey Kannä murrten die Unzufriedenen öffentlich, über dieses vormahls so geehrte Bündniß mit den Römern; und aller bewährten Politik seines großen Vorgängers vergessend, eilte Hieronymus, Gesandte in das Lager des Hannibal nach Italien zu schicken, um die Unterhandlungen wegen eines Bündnisses mit Karthago vorzubereiten.

Hannibal empfing die längst von ihm erwarteten Gesandten sehr freundschaftlich, und zeigte ihnen mit viel Beredsamkeit die Vortheile, welche Syrakusa's König von dem Bündnisse mit Karthago haben würde. Auch erwiederte er sogleich diese Gesandtschaft und schickte den Befehlshaber der karthagischen Seemacht, gleich ihm, Hannibal genannt, in Begleitung zweyer erfahrnen Feldherren aus syrakusischem Geschlecht, mit Nahmen Hippokrates und Epicydes, nach Syrakus. Hieronymus ward durch die Erzählung dieser Gesandten von Hannibals Siegen so eingenommen, daß er dem jungen Hannibal den Auftrag gab, mit drey dazu erwählten Syrakusern eiligst nach Karthago abzureisen, um dort zwischen ihm und der karthagischen Republik ein Bündniß abzuschließen. Karthago sollte — so lautete der Vertrag — dem Könige von Syrakus Hülfstruppen zu Land und Wasser schicken, um die Römer aus Sicilien zu vertreiben. Diese Insel sollte dann bloß karthagisches und syrakusisches Gebieth enthalten, und der Fluß Himera die Gränze zwischen beyden seyn.

Die Römer vermutheten Hieronymus Abfall. Der Präter in Sicilien schickte daher Gesandte zu ihm, das alte Bündniß der römischen Republik mit Syrakus unter dem neuen Regenten zu erneuern. Allein Hieronymus begegnete den Gesandten übermüthig und forderte sogar von einer zweyten

Gesandtschaft, die Römer sollten, um ihn zum Bundesgenossen zu erhalten, nicht allein ihn selbst als Herrn von ganz Sicilien diesseits des Himeraflusses anerkennen, sondern auch die Geschenke an Gold und Getreide zurück geben, welche sie vom König Hiero, während des Bündnisses mit ihm, erhalten hatten. Nach dieser Antwort betrachteten die Römer den syrakusischen König als ihren Feind, und von beyden Seiten fing man an, sich zum Kriege zu rüsten.

Indessen hatten die syrakusischen Gesandten zu Karthago die Aufträge ihres Königs ausgerichtet, und mit der Republik, welche mit den Aufträgen und Forderungen des Hieronymus sehr zufrieden war, das Bündniß abgeschlossen. Allein plötzlich erschienen neue Gesandten des Königs zu Karthago, und verkündigten; Hieronymus könne nicht mit einer fremden Macht die Herrschaft über Sicilien theilen, indem er, durch seine Mutter Nereis, eine Tochter Pyrrhus, welchen die Sikuler zu ihrem König erwählt, schon von Geburt gerechte Ansprüche auf das gesammte Königreich Sicilien habe. Karthago möge also seine Rechte auf diese Insel anerkennen und unterstützen. Dagegen verspreche er, Karthago's Pläne auf die Unterjochung Italiens zu befördern. Die Karthager überzeugten sich aus dieser veränderten Gesinnung bald von der Unzuverlässigkeit ihres neuen Verbündeten, daher achteten sie ihn auch so wenig und brauchten ihn so unverhehlt als bloßes Mittel zu ihren Absichten gegen die Römer, daß sie auch diese Forderung bewilligten und eine Macht zu Wasser und zu Lande ausrüsteten, um in möglichster Eile in Sicilien gegen die Römer feindselig wirken zu können.

Ehe aber noch das karthagische Kriegsheer in Sicilien ankam, fing der römische Prätor schon an, im syrakusischen Gebiethe Feindseligkeiten wirklich auszuüben. Hieronymus schickte den Hippokrates und Epicydes gegen die herumstreifenden Römer, er selbst ging mit seiner Hauptarmee nach Leontini, der Gränze seines Gebiethes. In Syrakus selbst blieb Adranodorus zurück.

Noch vor dem Bündnisse des Königs mit den Karthagern, hatte dieser Adranodorus einen heftigen Gegner an einem gewissen Thrasa. Dieser, ein eifriger Freund der Römer widersprach dem Adranodorus standhaft, so oft er versuchte, den König von dem Bündnisse mit ihnen abwendig zu machen. Seine Gründe fanden auch in der That Eingang bey Hieronymus, allein auf einmahl ward durch einen Diener des Königs, Nahmens Sosis, ein gewisser Theodotus als Theilnehmer an einer Verschwörung gegen den König entdeckt, und an den Adranodorus ausgeliefert. Auf der Folter bekannte er sein Verbrechen, und nannte unter verschiedenen andern seiner Mitverschwornen auch den Threus als Haupt der Verschwörung. Vergebens betheuerte Threus seine Unschuld, er ward nebst den andern, welche der Gefolterte genannt hatte, hingerichtet. Die meisten dieser Angeklagten waren, gleich ihm, Freunde und Rathgeber des Königs. Merkwürdig ist es, daß auf die Nachricht von Theodotus Ergreifung sich keiner der wirklichen Verschwornen, welche die Folge bekannt machte, aus Syrakus weg begab, oder auch nur zu verbergen suchte. So sicher konnten sie auf den Ausgang dieser Folter rechnen.

Jetzt, als Hieronymus seinen Wohnsitz nach Leontini verlegt hatte, brach die wirkliche Verschwörung gegen ihn aus. Ein Haupt davon war Dinomenes, ein Anführer der Leibwache, welche den König überall begleitete. An dem Tage, welcher zu dem entscheidenden Streiche, nähmlich zur Ermordung des Königs, bestimmt war, stellte Dinomenes seine Mitverschwornen in eine enge Straße, durch welche der König täglich bey seiner Rückkehr von dem Forum in den Pallast zu gehen pflegte. Dabey hatte er mit ihnen das Zeichen abgeredet, sobald er die Wache würde Halt machen lassen, sollten die Verschwornen den König sogleich anfallen und tödten. Als nun der enge Raum der schmalen Straße den König von seinen Begleitern getrennt hielt, und er zwischen die Reihen der Verschwornen kam, stand Dinomenes an der Spitze der Wache still, und brachte dadurch auch die Wache selbst zum stehen. Augenblicklich drangen die Verschwornen, unter welchen Theodotus und Sosis als die bedeutendsten genannt werden, hervor, und der König fiel unter ihren Dolchen, ehe Jemand im Stande war, ihm zu Hülfe zu kommen. Dinomenes selbst hielt die erste Gegenwehr der über die That erschrockenen und auf die Verschwornen eindringenden Leibwache ab. Als aber der König gefallen war, und die Verschwornen sich gegen die Wache selbst wendeten, nahm diese die Flucht.

So schnell fiel Hieronymus, nach einer Regierung von dreyzehn Monathen, in einem Alter von noch nicht siebzehn Jahren. Die Armee verlangte in den ersten Augenblicken blutige Rache an den Verschwornen, allein die Vorstellung der erlangten Freyheit, die Erinnerung an die unbesonnene und zum Theil grausame Regierung des Hieronymus, und die Aussicht auf eine Vertheilung der königlichen Schätze unter die Soldaten, welche die Verschwornen versprachen, besänftigten die erbitterten Gemüther, und bald war die Begierde nach Rache so zur Gleichgültigkeit abgespannt, daß man den Körper des ermordeten Königs unbegraben auf der Straße vermodern ließ.

....

Adranodorus hatte sich indessen der Festung und der Insel Ortygia bemächtigt. Diese kleine Insel auf der mittägigen Seite der Stadt enthielt unter mehreren der vorzüglichsten Gebäude auch den königlichen Pallast, und war nur durch einen Damm, gleich einer Halbinsel, mit den übrigen Theilen von Syrakus vereinigt. Wegen ihrer Lage, die, durch eine feste Mauer von Achradina, dem Haupttheile der Stadt, gesondert, leicht vertheidigt werden konnte, war diese Insel immer der Zufluchtsort der Tyrannen gewesen. Auch Adranodorus wollte in diesem Sicherheitsorte, den er mit starker Besatzung angefüllt hatte, die ersten Bewegungen nach der Ermordung des Königs vorüber gehen lassen, und einen für sein Vorhaben günstigen Zeitpunct abwarten.

Noch am Abend des Tages, an welchem Hieronymus zu Leontini ermordet war, kamen die beyden Verschworenen, Sosis und Theodotus, in Syrakus an. Sie zeigten dem Volke das Diadem und den blutigen Purpurmantel des Königs, und erhitzten durch ihren Jubel über die gewonnene Freyheit, und durch Rückblicke auf die Mängel der vorigen Regierung, die Gemüther der Menge so, daß sie sich einstimmig für die Verschworenen erklärte. Unfähig, im ersten Taumel der Überraschung Anstalten zu treffen, schwärmte das Volk in unnützer Geschäftigkeit in der Stadt umher; die Besonnensten bewachten die Zugänge zu der Festung, und hinderten den Adranodorus, die Kornmagazine in seine Gewalt zu bringen,

indem sie sich selbst ihrer versicherten, und sie der Obrigkeit der Stadt überlieferten.

Mit dem frühesten Morgen versammelte sich nun der Senat zum ersten Mahle wieder nach Hiero's Tode, und um ihn herum drängte sich das Volk. Polyaenus, einer der angesehensten Bürger, stellte dem Volke in einer überzeugenden Rede vor, die Tyranney sey in Hieronymus noch nicht getödtet, so lange sie noch in Adranodorus, der nach dem Throne trachtete, fortlebe. Man solle ihn daher durch Abgeordnete zur Eröffnung der Thore von Ortygia und der Festung auffordern. Gehorche er, so sey keine Gewalt der Waffen gegen ihn nöthig; weigere er die Öffnung, so verdiene er als Tyrann das Schicksal des Hieronymus oder ein noch härteres. Die Bürger und der Senat beschlossen, Polyaen's Rathe zu folgen.

Adranodorus erkannte das Mißliche seiner Lage. Der Kornmagazine, auf welche er sich verlassen hatte, beraubt, war es nicht leicht, sich gegen den Beschluß des gesammten Volks mit gewaffneter Hand zu behaupten. Er war daher geneigt, den Abgeordneten der Bürger die Eröffnung der Insel und der Festung zuzusagen; aber seine Gemahlinn Demarata, Hiero's Tochter, hielt ihn zurück. Sie war herrschsüchtig ohne Gränzen, und ihr lange gehägter Wunsch, als Syrakusa's Königinn den Thron ihres Vaters zu besteigen, schwankte jetzt zwischen naher Erfüllung und unwiderbringlicher Vernichtung. Jetzt erinnerte sie ihren Gemahl an die Worte des ältern Dionysius, die er durch sein Beyspiel bestätigt hatte: der wahre König müsse die Krone bis zu dem letzten Athemzuge fest halten. Dabey rieth sie ihm, durch Aufschub seiner Erklärung Zeit zu gewinnen, und während dieser die Armee von Leontini durch Versprechung der königlichen Schätze zu seinem Beystande zu stimmen und herbey zu rufen. Adranodorus zweifelte an dem günstigen Erfolg eines so gewagten Schrittes. Er zog die List der Gewalt vor, und versprach den Abgesandten, am folgenden Tage nicht nur die Thore zu öffnen, sondern selbst nach Achradina in die Versammlung des Senats zu kommen und sein Betragen zu rechtfertigen.

Er hielt Wort. In der Versammlung bestieg er den Rednerstuhl. Er gab vor, in den ersten Augenblicken nach dem Tode des Tyrannen, wo die Meinungen sich spalten und die Gewalt allein entscheidet, habe ihn bloß die Furcht, entweder von den Königlichgesinnten als Mitverschworner, oder von den Vertheidigern der Freyheit als Beförderer der Tyranney verkannt zu werden, bewogen, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn. Jetzt aber, wo die Ordnung durch weise Berathschlagungen wieder hergestellt zu werden beginne, komme er, freywillig sein Leben und ganzes Vermögen in die Hände des Senates zu übergeben. Zugleich überreichte er die Schlüssel zu der Insel und den königlichen Schätzen dem Sosis und Theodotus, mit den bedeutenden Worten: Ihr habt das Werk der Freyheit nur halb vollendet; ein unbändiger, zügelloser Pöbel ist gefährlicher als ein Tyrann.

Adranodorus hatte die Umstände richtig berechnet. Seine Rede hatte das Volk für ihn gewonnen, und am folgenden Morgen erwählte man ihn, nebst den meisten der Verschwornen, zu den vornehmsten obrigkeitlichen Ämtern in der wieder hergestellten Republik.

Unter dem Theile der syrakusischen Armee, welchen Hippokrates und Epicydes anführten, verbreitete die Nachricht, von Hieronymus Ermordung Schrecken und allgemeine Verwirrung. Hippokrates tödtete zwar sogleich den Bothen, der diese Nachricht ihm brachte, aber zu spät. Mehrere Soldaten hatten schon die wichtige Nachricht vernommen, ehe der Feldherr, durch seine gewaltsame Maßregel, ihre Verbreitung hinderte. Sie verließen nun in Haufen das Lager, und eilten zur Hauptstadt. Den beyden Heerführern blieb nichts übrig, als ihnen dahin zu folgen.

Hier fanden sie die Lage der Dinge sehr verändert. Der Senat, welcher jetzt die öffentlichen Angelegenheiten ordnete, schien mehr für Rom, als für Karthago günstig gestimmt, und Adranodorus war, wie die andern Freunde der karthagischen Republik noch zu wenig in Amt und Ansehen befestigt, um sich der überwiegenden Stimmung öffentlich entgegenstellen zu können. Die beyden Feldherren nahmen den Schein an, als wollten sie das syrakusische Gebieth, welches sie nur als Hannibals Gesandte an Hieronymus betreten hatten, nunmehr nach dessen Tode verlassen; doch forderten sie vom Senat eine starke Bedeckung, um sie auf ihrer Überfahrt vor den Meer und Land beunruhigenden Römern zu sichern.

Diese Abreise ward von den karthagischen Gesandten nicht sehr eilig betrieben, und die Syrakuser, zu sicher durch die ihrem Willen überlassene Entfernuug dieser beyden Männer, betrieben die Sache mit Säumniß und Nachlässigkeit. Jene benutzten indessen die gewonnene Zeit. Sie befestigten sich in der Gunst der Soldaten, welche ihnen, als ihren vormahligen Feldherren, noch immer geneigt waren. Dabey beobachteten sie sorgfältig alle Unzufriedenen, vereinigten sich mit ihnen, und erregten Mißtrauen gegen die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten durch den Senat. Adranodorus hatte, durch seine freywillige Übergabe der Insel, das Volk auf seine Seite gebracht; er konnte, wenn einmahl ein entscheidender Schritt gegen den Senat gethan war, mit Sicherheit auf den Beystand der Menge rechnen. So schien alles vorbereitet, die Ausführung seines alten Plans zu begünstigen, und die herrschsüchtige Demarata drängte ihn unermüdet zu der Beschleunigung.

Adranodorus aber glaubte seine Vorbereitungen noch nicht vollendet zu haben. Einer der mächtigsten und angesehensten Männer in Syrakus war damahls Themistus. Diesen glaubte er mit seiner Partey vereinigen zu müssen, um sicher auf einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens rechnen zu können. Harmonia, die jüngere Schwester des letzten Königs, war nun eben zu einer der schönsten Jungfrauen in Syrakus aufgeblüht, und lebte nach dem Tode ihres Bruders in dem Hause ihres Oheims Adranodorus. Diese wurde die Lockspeise, mit welcher Adranodorus den ehrgeitzigen Themistus an sich zog. Am Tage ihres Vermählung ward der Ausbruch der Verschwörung beschlossen; der Tag ward bestimmt, an welchem die republikanisch-gesinnten Senatoren fallen, und Adranodorus, unterstützt von den Soldaten und seiner Partey unter den Bürgern, zum König von Syrakus ausgerufen werden sollte; allein eben diese Verbindung mit dem Themistus brachte dem Adranodorus den Untergang.

Themistus vertraute unter allen seinen Freunden am meisten einem gewissen Aristo. Dieser Mensch war von Geburt nicht ohne Vermögen und Rang, hatte sich aber, aus Neigung zum Theater gewendet, und lebte als Schauspieler in

Syrakus. Begeistert vom Glück der Liebe und von den Aussichten auf eine glänzende Zukunft, vertraute Themistus das Geheimniß der Verschwörung diesem seinem Freunde, dessen erstes Geschäft es war, den vornehmsten zum Falle bestimmten Senatoren sein anvertrautes Geheimniß zu offenbaren. Hier ging man behuthsamer zu Werke. Heimlich, ohne weitere Untersuchung, ohne nur die Sache vor die Versammlung des Senates zu bringen, bestellten Ariosto und seine Vertrauten zwey Meuchelmörder, und am folgenden Morgen fielen Adranodorus und Themistus auf ihrem Wege in die Senatsversammlung von unzähligen Wunden durchbohrt. Die Mörder waren aus der Wache selbst gedungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographische Züge.

Franz Jacob Le Fort.

Wenn eine Nation mit Recht die glänzenden Thaten eines Fürsten und seine segensvollen Bemühungen um die Aufklärung seiner in Finsterniß versunkenen Unterthanen erhebt; wenn die gefühlvolle Nachkommenschaft diesem Regenten den Dank zollt den er für den Eifer verdient, mit welchem er während seiner ganzen Regierung nach dem einzigen Zwecke fortarbeitete, ihre Vorwelt der Barbarey zu entreißen, und dadurch die Vervollkommnung der Gegenwart zu erleichtern: so darf sie auch nicht vergessen, ihren Dank dem Andenken des Mannes zu bringen, der zuerst die Fackel der Aufklärung anzündete, und in ihrem für das Große und Nützliche empfänglichen Fürsten den Trieb des Beglückens weckte, der noch unerkannt in seiner jungen Seele schlief.

Franz Jacob Le Fort, aus Genf gebürtig, wurde von seinem Vater, einem Kaufmanne, nach Amsterdam geschickt, um daselbst die Handlung zu lernen. Die Neigung des jungen Menschen zum Soldatenstande machte, daß er den Absichten seines Vaters zuwider in Kriegsdienste trat. Doch verließ er diese sehr bald; und ging im Jahre 1680, man weiß nicht durch welche Veranlassung geleitet, über Archangel nach Moskwa. Dort wurden damahls Ausländer zu Kriegsdiensten gesucht; Le Fort wurde also sehr bald angestellt. Indessen war seine Existenz in Rußland in den ersten Jahren ziemlich unbedeutend. Endlich aber sahe ihn der jüngste Czar Peter Alexiewitsch durch Zufall bey einem fremden Gesandten, und wurde von ihm eingenommen. Von diesem Augenblicke an entstand zwischen ihm und Le Fort eine Verbindung, die bis an den Tod des letztern nie getrennt, ja nicht einmahl durch Zufälle gestört wurde. Die Gleichheit der Charaktere, die Übereinstimmung der Ideen, und die Ähnlichkeit ihrer Neigungen verband den Fürsten und den Günstling auf immer. Indessen war ihr Bund nicht das Werk der Übereilung. In beyden lag der Keim zu großen Unternehmungen. Er entwickelte sich nach und nach, so wie sie sich näher kennen lernten. Peter empfand es, daß er einen Lehrer und Gehülfen brauche, und Le Fort fühlte sich durch seine Talente berechtigt, seinem Fürsten die erwartete Hülfe zu leisten. Den ersten und wesentlichsten Beweis seines Diensteifers gab Le Fort dem jungen Czar im Jahre 1688. Die Empörungen der Strelzi, die damahls die Leibwache der Czaren und zugleich den besten Theil ihrer Truppen ausmachten, waren sehr häufig. Sie wurden durch die schöne, geistreiche, mit vorzüglichen Regierungstalenten begabte, aber auch herrschsüchtige Prinzessinn Sophie, die Halbschwester Peters, veranlaßt. Von allen war der Aufruhr im Jahre 1688 der heftigste. Er zweckte auf die Ermordung des jungen Prinzen ab. Le Fort kam der Ausführung dieses verrätherischen Entwurfs, dessen Folgen, da wir den Einfluß des Daseyns Peters I. kennen, nicht zu berechnen waren, zuvor, indem er mit einem ansehnlichen Corps in das Kloster eilte, in welchem der Prinz schon eingeschlossen war, um ermordet zu werden. Er besetzte die Zugänge des Klosters, und bewachte den Prinzen, bis die Gefahr vorbey war. Durch diese That gewann er das Herz des Czars, der nun alleiniger Beherrscher von Rußland wurde, und seinen Günstling mit der größten Zuneigung und mit dem uneingeschränktesten Vertrauen belohnte. Von nun an wurden mit jedem Tage die Wirkungen der Rathschläge, die Le Fort gab, sichtbarer. Er führte das ausländische Kriegswesen ein, und ob er gleich das Seewesen, so zu sagen nur im Vorbeygehen, in Holland oberflächlich gelernt hatte, so wurde er doch der eigentliche Stifter der russischen Marine, die Peter I. in der Folge auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Le Fort schaffte manche Mißbräuche ab, ordnete viele nothwendige, gute und weise Einrichtungen im Staate an, zog Ausländer in das Land, und führte den Czar auf Reisen, um ihn durch Beyspiele der Industrie und des Wohlstandes von der Nothwendigkeit der Befolgung der Regeln zu überzeugen, die er ihm gab. Wer kennt nicht die Geschichte dieser sonderbaren Reise nach Liefland, Preußen, Brandenburg, Lüneburg, Holland, England, Sachsen, Östreich und Pohlen, die Le Fort als Gesandter des Czars im Jahre 1697 unternahm, und seinen Gebiether, unter dem Incognito eines Ober-Commandeurs, in seinem Gefolge hatte. Indessen war diese Reise für Peter I. von großem Nutzen. Man würde sie weiter fortgesetzt haben, wenn nicht ein neuer Aufstand in Moskwa schleunige Rückkehr verlangt hätte. Der Czar kam im Sommer 1698 wieder in seine Residenz, und nun wurden die zweckmäßigsten und kräftigsten, aber freylich sehr strenge Mittel, zur völligen Dämpfung des Aufruhrs angewendet.

Schon seit dem bestimmten Anfange der Gunst des neuen Ministers hatten die vornehmen Russen das wachsende Ansehen des Fremdlings mit Neid betrachtet, und über seine Neuerungen ziemlich laut ihr Mißfallen zu erkennen gegeben. Anfänglich hatten Peter und Le Fort diese Äußerungen mit Gleichgültigkeit angehört, als aber der Tadel der Unzufriedenen und Unkundigen zugleich immer lauter wurde, dann glaubte Le Fort, daß es Zeit sey, sie mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Auf seinen Rath unterdrückte daher Peter I. schon vom Jahre 1692 an, die Familien der durch Geburt und Rang ausgezeichneten Ruhestörer, und gab von diesem Jahre an den Ausländern, wenn sie es verdienten, bedeutende Stellen im Staate, so daß oft Russen und Fremde gleiche Vorrechte hatten. Auf diese Art untermengt, dienten diese dem Günstlinge zum Gegengewicht gegen jene. — Doch der Unmuth der Russen war nur auf eine kurze Zeit gedämpft, aber nicht erstickt worden. Er schien nur zu schlafen, und sein Erwachen war fürchterlich.

Die Reise des Czars und des Ministers veranlaßte neue Unruhen, und ihre lange Abwesenheit begünstigte sie. Die Strelzi wurden gewonnen und unterstützten die Empörung. Wir wissen, daß auf die erste Nachricht davon Peter und Le Fort im Jahre 1690 nach Moskwa eilten. Sie beschlossen zugleich, die aufrührerischen Strelzi hinzurichten. In dieser Absicht wurden auf den zum Richtplatze bestimmten Ort Balken gelegt, auf welche die Verbrecher ihre Hälse legen mußten. Der Czar, Le Fort, und Menzikow, der schon seit einigen Jahren die Gnade seines Herrn erlangt hatte, nahmen jeder ein Beil. Peter ließ dergleichen ebenfalls an seine Minister und Generale austheilen, und both sogar zweyen an seinem Hofe sich aufhaltenden fremden Gesandten, von denen der eine aus Holland war, zwey Beile an, allein sie verbathen diese Auszeichnung. Als nun alle bewaffnet waren, ging jeder an seine Arbeit und hieb Köpfe ab. Menzikow benahm sich dabey so linkisch, daß der Czar ihm einige Ohrfeigen gab, und ihm zeigte, wie er es machen müßte. — Der Geschichtschreiber und der Leser wenden den Blick von solchen grausenerregenden Scenen hinweg, und werden durch den Scheingrund nicht beruhigt, daß die Nothwendigkeit diese blutigen Maßregeln herbeygeführt habe. — Le Fort würde dem Czar in seinen Bemühungen um die Vervollkommnung seines Volkes noch mehr wichtige Hülfe geleistet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er starb im Jahre 1699 im 46. Jahre seines Alters.

Dieser berühmte, imponirende und von seinem Herrn selbst gefürchtete Mann war damahls dessen vertrautester Staatsminister, erster General und erster Admiral, und Ritter des Andreas-Ordens.

Die allerdings genialischen Talente dieses Günstlings und seine Verdienste um Rußland sind unverkennbar groß. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des wichtigsten Theils des russischen Reichs, die ihm bey der Bildung dieses ungeheuern Blocks nothwendig waren. Im Grunde seines Charakters lagen Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit. In seiner Lebensweise war er ausschweifend, und beschleunigte dadurch wahrscheinlich seinen Tod.

Man wirft ihm vor, daß er den Czar zur großen Strenge, zur Untreue gegen seine Gemahlinn, und zur Unregelmäßigkeit in der Lebensart verleitet habe. Es fehlt jedoch nicht an Gründen, um diese drey Beschuldigungen zu schwächen oder abzulehnen. — Man denke sich das weitläufigste Reich der Erde in moralische Finsterniß aller Art verhüllt. Es war ein Pfuhl, in welchem nur unter den Regierungen der Czaren Iwan Wassiljewitsch und Alexej Michajlowitsch hier und da ein Schein von Aufklärung entstanden, aber aus Mangel an Unterhaltung wie ein Irrlicht verlöscht war. Diesen Pfuhl wollten Peter und Le Fort reinigen, aber bey jedem Schritte, den sie thaten, wurden sie durch Bosheit und Vorurtheile in ihrem Vorhaben gehindert. Nur durch ausdaurenden Muth, durch Klugheit und durch Strenge gelang es ihnen, diese Hindernisse zu überwinden. Diese Mittel würden zwar schwerlich die Probe der strengen Moral aushalten, aber die erhabenen Eigenschaften der Herrscher, und der ersten Männer im Cabinet und im Felde, müssen von den bürgerlichen Tugenden unterschieden werden. Was würde man nur mit Sanftmuth und Güte ausrichten? Das Herz regiert nicht, sondern der Verstand; und mancher Fürst, mancher Staatsmann, mancher Held würde nicht als Meteor in den unermeßlichen Sphären der Geschichte glänzen, wenn sie gerecht und menschlich gewesen wären.

Le Fort war es auch nicht, der die Einigkeit in der damahligen Ehe des Czars störte. Die Verbindung Peters mit Eudoxien, das Werk der Convenienz, war wenigstens schon verabredet, ehe Le Fort die ausschließende Gunst dieses Fürsten erlangte. Die Czarinn war älter als ihr Gemahl. Ihre Reitze veralteten, als Peters Mannskraft erst im Aufblühen, und dann in der vollen Blüthe war. Überdieß fehlte diesem Paare Übereinstimmung der Charaktere, dieses einzige solide Band glücklicher Ehen. Abneigung des Prinzen war die natürliche Folge dieser physischen und moralischen Verschiedenheit. Hierzu kam, daß Eudoxia die rechte Art, sich zu benehmen, ganz verfehlte. Peters Geist im kraftvollen Gefühle der Selbstständigkeit ließ sich nicht durch eine eben so ungeschickte als unschickliche Anmaßung zu den hergebrachten häuslichen Pflichten der Ehe zurückführen; duldete es nicht, daß seine Gemahlinn, die seine Bemühungen um die Beglückung seiner Unterthanen mit ihm hätte theilen sollen, voll Vorurtheile, wie seine Gegner, sich zu ihnen gesellte, um die Ausführung seiner Plane zu vereiteln. Peters Unmuth, durch die Heftigkeit seines Charakters und durch Jugendfeuer genährt, erreichte einen hohen Grad. Ausbrüche desselben waren furchtbar. Le Fort nahm sich der Prinzessinn an. Die Trennung von ihrem Gemahl konnte er zwar nicht hindern, aber er rettete ihr Leben. Sie wurde in ein Kloster gesperrt, und hier war es freylich nothwendig, sie strenge zu behandeln, um ihren Anhängern zu zeigen, daß ihre mächtigste Stütze für sie verloren sey. Indessen gab Le Fort nicht zu, daß Peter, von jugendlicher Übereilung bemeistert, sie durfte tödten lassen. Die weisen Gründe, die er zur Befestigung von Peters Ruhm dagegen anführte, schlugen in dem Herzen dieses Prinzen so tiefe Wurzeln, daß in der Folge alle Bemühungen der mächtigen Feinde Eudoxiens nicht vermögend waren, sie ganz auszurotten. — Endlich war es wohl auch Le Fort nicht allein, welcher dem Czar das Beyspiel einer unregelmäßigen Lebensweise gab. Dieses fand der Prinz häufig in seiner Nation. Die Ausschweifungen im Trinken waren sehr groß. Sie waren das charakterische Zeichen der damahligen Zeit. Man fand sie nicht in Rußland allein, sondern auch in andern Staaten, die cultivirt hießen. Le Fort, der sich anfänglich herabließ, die Sitten und Gewohnheiten der Russen anzunehmen, fand bald Geschmack an dieser Unordnung, und ergab sich ihr endlich aus Neigung. Indessen war die Gewalt dieser Sittenlosigkeit nie so groß, daß sie den Czar und ihn an der Ausführung ihres großen Plans hätte hindern können.

Le Fort war verheirathet gewesen, aber wir kennen den Familiennahmen seiner Gemahlinn nicht.

Aus dieser Ehe hatte er einen Sohn, den er einige Jahre vor seinem Tode nach Genf zur Erziehung schickte. Der junge Mensch kam, so viel wir wissen, erst nach dem Tode des Vaters nach Moskwa zurück, und starb schon im Jahre 1702, noch ehe er seinen Charakter und seine Talente entwickeln konnte.

Der Kaiser Peter I. wurde dadurch verhindert, gegen den Sohn die heilige Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, die er dem Vater schuldig war.

Das Kampfspiel des Suero de Quinones.

(Beschluß.)

Mit gleichen Feyerlichkeiten wurde an den folgenden Tagen gekämpft. Wenn dem Gesetze des Kampfes gemäß drey Lanzen gebrochen waren, oder einer der Kämpfer vorher eine Wunde erhalten hatte, erklärte der Spruch der Richter die ritterliche Arbeit für vollbracht. Mehrere wurden verwundet, welche man ohne Musik und Freude zu den Zelten führte, und der Pflege des Wundarztes übergab. Ein aragonischer Ritter, Esberte de Claramonte, ward durch einen Lanzenstoß so gefährlich getroffen, daß er todt vom Kampfrosse stürzte. Suero erzeigte dem Leichname des unglücklichen Ritters alle Ehre, aber er vergaß auch nicht für die Seele zu sorgen. Er rief sogleich nach dem Unfalle seinen Beichtvater und andre anwesende Geistliche, um dem Gefallenen die Sacramente geben zu lassen, und bath sie die Gebethe über ihn auszusprechen, welche die Kirche verordnet hat. Aber der Beichtvater gab zur Antwort, die Kirche hielte nicht für ihre Söhne die Ritter, welche in solchen Kampfspielen den Tod gefunden, weil sie in schweren Sünden gestorben wären, und man könnte Gott nicht für ihre Seelen bitten, weil die Kirche dieselben für verdammt erklärt hätte. Suero bewog den Beichtvater zu dem Bischofe von Astorga zu gehen, den er in einem Briefe bath, dem gefallenen Ritter ein Begräbniß in geweihter Erde zu vergönnen. Als aber der Priester Abends ohne die gewünschte Erlaubniß rückgekehrt war, wurde der Leichnam, fern von heiliger Erde, ehrenvoll von den trauernden Rittern zu Grabe geleitet.

Dieses Unglücks ungeachtet dauerten die Kämpfe bis zu der bestimmten Frist fort. In der letzten Zeit waren eines Tages alle Vertheidiger des Passes nicht im Stande, gegen die Ritter, welche zum Kampfe erschienen, in die Schranken zu treten, weil einige verwundet waren, und die übrigen sich erst die verrenkten Glieder mußten einrichten lassen. Auch Suero ward einst so heftig von der Lanze getroffen, daß ein Stück der Spitze in dem Visier stecken blieb. Alle fürchteten, er wäre tödtlich verwundet; aber um seinen Freunden die Bekümmerniß zu nehmen, rief er laut: Es ist nichts, es ist nichts, Quinones, Quinones!

Es gab während der Dauer der Kampfspiele mannigfaltige Abenteuer, welche der Bericht des Schreibers mit naiver Umständlichkeit erzählt. Gleich in der ersten Zeit zogen innerhalb der Gränzen des Passes zwey Frauen vorüber. Die Kampfrichter sandten den Wappenkönig und den Herold zu ihnen, um zu erkunden, ob sie edelbürtig wären, und einen Ritter bey sich hätten, der ihnen den Paß frey machen könnte. Die Frauen antworteten, sie wären auf der Wallfahrt nach Santiago begriffen und edelbürtig; die eine war verheirathet und von ihrem Gemahle begleitet, die andre Wittwe. Der Wappenkönig bath um ihre Handschuhe, die durch Lanzenkampf gelöset werden sollten, wozu sich alsbald ein aragonischer Ritter anboth. Der Gemahl der einen Pilgerinn sagte, er hätte nichts gewußt von Suero's ritterlichem Unternehmen, und wäre jetzt nicht darauf eingerichtet, das Abenteuer zu bestehen, aber sobald er seine Wallfahrt geendigt hätte, wollte er rückkehren, um den Kampfgesetzen Genüge zu thun. Bis dahin sollten die Richter ihm Frist geben und die Handschuhe bewahren. Der Wappenkönig nahm die Handschuhe mit, welche die Richter an dem Teppiche aufhängen ließen bis zur Entscheidung der Sache. Nach kurzer Erwägung aber ward beschloßen, die Handschuhe nicht zurück zu behalten, damit man nicht die fromme Wallfahrt zu stören schiene, und weil es die ritterliche Antwort der Frauen verdiente. Da nun viele Ritter bereit waren, die Handschuhe der Pilgerinnen zu lösen, so befahlen die Kampfrichter einem Herolde, dieselben den Frauen zurück zu bringen, und ihrem Begleiter zu sagen, daß die Handschuhe frey wären, und er nicht gebunden seyn sollte, den Kampf zu bestehen, zu dem er sich erbothen. — Ein Mahl geschah's, daß drey Frauen, die bey dem Passe vorbey zogen, sich weigerten, dem Herolde zu willfahren, der ihnen die Handschuhe abforderte. Aber ein Ritter, welcher zugegen war, stellte ihnen vor, es wäre nöthig, dem Kampfgesetze zu gehorchen, und sie gaben willig ihre Handschuhe dem Wappenkönige. Nur wenige Fälle gab's, wo dieß Kampfgesetz vollzogen ward, so sehr sich auch ein Ritter bemühte, solche Abenteuer zu veranlassen. Ein Zufall hatte ihn des Vorzuges beraubt, einer der neuen Waffengefährten Suero's zu werden, und um nicht lässig zu seyn in ritterlicher Arbeit, erklärte er sich zum Befreyer aller Frauenhandschuhe. Er ließ auf der Brücke von Orbigo und in der Umgegend offene Briefe aushängen, worin er „ein Edelmann von Ruf und Waffenruhm" seine Dienste den achtbaren Frauen anboth, welche keinen untadeligen Ritter zum Kampfe stellen konnten, den „wackern Frauen, von welchen die Liebe ausgeht mit allen ihren rühmlichen Fesseln, oder den Banden der Freundschaft."

Eines Tages ward gemeldet, es wäre ein fremder Edelmann angekommen, der zu kämpfen wünschte, aber weil er noch nicht Ritter war, zuvor den Orden der Ritterschaft zu erhalten begehrte. Suero begab sich mit seinen neun Waffengefährten zu Fuße, unter dem Klange der Musik, zu dem Fremden, welcher ihn vor den Schranken erwarten mußte. Als sie am Eingange der ritterlichen Abenteurer angekommen waren, fragte Suero den Fremden, ob er Ritter zu werden begehrte, und als dieser die Frage bejahte, zog Suero sein vergoldetes Schwert mit den Worten: Edelmann, habt ihr den Vorsatz, alle Pflichten, welche die ehrenvolle Würde eines Ritters fordert, zu halten, und eher zu sterben, als eine derselben zu verletzen? Der Fremde schwur's; da gab ihm Suero einen Streich mit dem entblößten Schwerte über den Helm und sprach: Gott mache dich zu einem guten Ritter, und lasse dich die Gesetze erfüllen, die jeder gute Ritter halten muß. Darauf ward der neue Ritter zum Kampfe gelassen, und brach seine drey Lanzen.

Zehn Tage waren verflossen seit dem Anfange der Kampfspiele, als eine unerwartete Erscheinung das Unternehmen zu stören drohte. Der Wappenkönig brachte einen Brief von zwey Rittern aus Catalonien. Sie hätten Kunde erhalten, sagten sie, wie Suero durch seine Unternehmung die Wallfahrt andächtiger Ritter und Edelleute störte und sie zwänge, um ihrer Ehre Willen Kämpfe mit ihm zu bestehen; sie wären eilig aus-

ihrer Heimath aufgebrochen, in der Hoffnung, Gott und dem heil. Apostel Jacob zu dienen, und erbothen sich, alle Lanzen mit Suero zu brechen, die er in seiner Aufforderung bestimmt hätte. Suero dankte in seiner Antwort höflich für ihr Erbiethen, aber seinen Kampfgesetzen gemäß, wendete er ein, könnte kein Kämpfer mehr als drey Lanzen mit einem Vertheidiger des Passes brechen. „Nichts mehr darüber — schloß der Brief — denn ich brauche die Hände zu andern rühmlichern Dingen." Die catalonischen Ritter antworteten durch trotzige Herausforderung zu ernstlichem Waffenkampfe; aber Suero behauptete seine Festigkeit, und wunderte sich, wie Ritter, welche des Waffengewerbes kundig seyn wollten, solches begehren, und in seiner begonnenen Unternehmung ihn willkührlich stören könnten. Wenn es den Rittern, sagte er ferner, nicht genügte, drey Lanzen zu brechen, und ein gefahrvolleres Unternehmen ihnen erwünscht wäre, so möchten sie nach dem zehnten Kampfgesetze bestimmen, welches Stück der Rüstung sie abzulegen begehrten, und es sollten sich ihnen zwey Ritter, auf gleiche Weise gewappnet, entgegen stellen, welchen kein Ritter in der Welt einen Tadel anhaben möchte. Und seyd versichert, sagte er, es werden solche seyn, welche euch, da ihr doch für Gott streiten wollet, gar bald zu ihm senden werden.

So ward immer, wo jemand die Gesetze zu verletzen trachtete, unter Aufsicht der Richter das Kampfrecht strenge geachtet. Vergebens erbath einst Lope de Mendoza — ein Abkömmling des edeln Helden Cid Ruy Diaz — als er seine drey Lanzen gebrochen hatte, die Erlaubniß, noch länger zu kämpfen, um seine Schöne sich geneigt zu machen, denn er hatte sich um einer Dame Willen, die er sehr liebte ohne Gegenliebe, in das Unternehmen eingelassen. Suero aber, so verständig als tapfer, gibt ihm zur Antwort, Mendoza möge sagen, wer seine Dame sey, und er werde dann zu ihr sich begeben, und ihr melden, welcher gute Ritter und tapfere Kriegsmann ihr diene; doch länger zu kämpfen sey gegen die Gesetze des ritterlichen Unternehmens.

Nicht die Ritter allein wurden von edelm Wetteifer auf die Kampfbahn getrieben; selbst ein lombardischer Trompeter, der eine Wallfahrt nach Santiago machte, wollte in seiner Kunstfertigkeit um den Preis der Ehre ringen. Er hatte einen Weg von dreyßig Stunden gemacht, um sich mit einem berühmten Trompeter des Königes von Castilien, Nahmens Dalmao, der sich bey den Kampfspielen befand, zu messen, und setzte von zwey sehr guten Trompeten, die er bey sich hatte, die eine gegen Dalmaos Instrument. Der Castilier nahm darauf des Lombarden Trompete, und entlockte ihr eine solche Mannigfaltigkeit harmonischer Töne, daß jener, als er alles versucht hatte was er wußte und vermochte, sich vor den Kampfrichtern für überwunden erklärte. Es gab darauf seine Trompete hin, und ward von dem siegenden Kunstverwandten, so lange die Kampfspiele dauerten, als Gast bewirthet.

Am 9. August verflossen die dreyßig Tage, welche Suero zu den Ritterkämpfen bestimmt hatte. Es waren nach und nach acht und sechzig Ritter gegen die Vertheidiger des Passes in die Schranken getreten, und in siebenhundert sieben und zwanzig Gängen (correras) nur hundert sechs und sechzig Lanzen gebrochen worden. Die Kampfbahn und die Umgegend wurde festlich erleuchtet, und freudig erscholl die Musik. Da erschien Suero mit acht seiner Waffenbrüder — der neunte lag schwer verwundet zu Bette — im feyerlichen Aufzuge vor der Bühne der Kampfrichter. Sie ritten in schöner Ordnung durch die Rennbahn bis zum andern Ausgange, und dann innerhalb der Schranken in einem Bogen zurück bis zu dem Eingange, durch welchen sie eingezogen waren, wie es Sitte ist, wenn Ritter siegreich aus dem Kampfe treten.

Suero spricht darauf zu den Rittern, dem Wappen-Könige und dem Herolde: da er glaube alles erfüllt zu haben, was er in seinen Kampfbedingungen vorgeschrieben, so bitte er die wackern Männer, ihm zu befehlen, daß er sein Halseisen ablege zum Zeichen seiner Freyheit, denn seine Auslösung sey vollbracht. Wenn er aber in irgend etwas gefehlt habe, so möge man's ihm sagen, damit er sogleich Rede stehen könne, oder wenn noch etwas zu thun übrig, so wolle er's erfüllen und vollbringen, da er bereit und gerüstet sey.

„Wir können euch billig nicht verweigern, antworteten darauf die Kampfrichter, eure ritterliche Unternehmung für vollbracht, und eure Auslösung für wohl erkauft zu erklären. Und wir sagen euch und allen, die hier zugegen sind, daß von den dreyhundert Lanzen, die ihr brechen wolltet, nur wenig übrig bleiben, und auch diese würden nicht übrig seyn, wenn nicht einige Tage gewesen wären, wo keine Ritter erschienen, mit welchen ihr hättet kämpfen können. Um euch des Eisens zu entledigen, befehlen wir dem Wappenkönige und dem Herolde, es euch sogleich abzunehmen, denn ihr seyd, nach unserer Meinung, von nun an frey von eurem Unternehmen und ausgelöset."

Der Wappenkönig und der Herold stiegen von den Bühne herab, und in Gegenwart der Schreiber nahmen sie dem Ritter feyerlich den Eisenring vom Halse. Suero verließ darauf mit seinen Waffenbrüdern und den übrigen Rittern den Kampfplatz, und als sie zwey Tage nachher festlich in die Stadt Leon einzogen, wurden sie mit großen Ehren empfangen.

Miscellen.

Zwar haben uns die Anatomen Blumenbach und Sömmering unsere Brüderschaft mit dem Neger etwas verdächtig machen wollen, indem sie bey Zergliederung einiger Neger-Leichname, aus deren flächerm zurückweichenden Vorderhaupt, dem flachen Hinterhaupt, der kräftigern Unterkinnlade, dem kleinern Gehirn, dem kleinern Becken und der etwas gebogenen Gestalt der Beine, auf allzu nahe Verwandtschaft der schwarzen Goldküstenbewohner mit dem Orang-Utang und andern Affenarten schlossen; zwar meint selbst der geistvolle E. A. W. von Zimmermann (trotz des Abbe Gregoire Abhandlung von der Literatur der Neger), daß doch wohl das afrikanische Clima nie ganze Nationen hervorbringen möchte, die mit den Geistesvorzügen der Europäer jemahls wetteifern könnten. Dennoch erfährt man so mancherley von den schwarzen Herrn, die in Guinea daheim sind, was sich mit der tiefern Geistesstufe nicht wohl paart, die man ihnen in der Reihe der Wesen anweisen möchte. Das flächere Vorder- und Hinterhaupt abgerechnet, kommen mir oft die Neger nicht viel affenartiger vor, als die allerweisesten Europäer.

Der erste Negerstaat nach europäischer Form ist bekanntlich die Republik und das Kaiserthums Haiti. Hat der Engländer Rainsford uns keine Mährchen aufgebunden, so könnte dieß mit der Zeit einen Staat von Dauer geben. Daß sich dort noch immer Factionen bekämpfen, ist keine Folge der Negernatur, sondern ziemlich europäisch. Auch ver-

sichert Rainsford, daß die St. Domingischen Neger, seit sie das Joch der Weissen abschüttelten, eine Masse von Talenten, eine Thätigkeit, einen Scharfsinn entfalteten, die man den Vettern des Orang-Utang nie zugetrauet hätte. Wenigstens gesteht man ihnen schon jetzt zu, daß sie gute Generale besitzen können. Freylich, unbarmherzig und grausam sind sie im Kriege; wenn dieß aber eine Folge des kleinern Gehirns seyn sollte: so muß dasselbe auch oft bey den weissen Europäern nicht sonderlich groß seyn.

Als sich der Neger-General Hans Jacob Dessalines im Jahr 1804 zum Kaiser Jacob I. krönen ließ, ging der Krönungszug mit grossem Gepränge durch die Strassen der Hauptstadt zur Kathedral-Kirche, von wannen ein feyerliches „Herr Gott dich loben wir!" tönte. Die Procession selbst war, wie Reinsford sie beschreibt, vollkommen allegorisch, eine mimische Proclamation ans Volk, durch welche der neue Monarch seine Grundsätze verkündete.

An der Spitze des Feyerzuges ging nähmlich die Erziehung oder National-Aufklärung einher, als Symbol des edelsten Gutes einer Nation, aus dem erst alles übrige Heil hervorgehen könne; dann folgten die Künste und Handthierungen, welche erst möglich sind durch des Volkes Bildung; dann kamen Landwirthschaft, Ackerbau und Viehzucht, die nur dann die höchste Vollkommenheit erreichen können, wenn Gewerbe zahlreich blühen, und alte Vorurtheile verschwunden sind. Ihnen nach schritt der Handelsstand, weil die Cultur des Bodens den Handel erst möglich macht; darauf folgten die Gesetzgeber und Justiz-Beamten, weil erst der Staat und die Stände vorhanden seyn müssen, ehe ihnen Gesetze geschaffen werden können; endlich kam hinter ihnen die medicinische Facultät, und zu allerletzt — wer sollte sich auf ein Epigramm gefaßt halten? — das Militär. So ging der Zug unter dem Donner der Kanonen hin.

Leider, diese mimische Proclamation des schwarzen Imperators ging bisher so wenig in Erfüllung, als manche andere gedruckte; in der Wirklichkeit marschirte alles in umgekehrter Ordnung; die letzten wurden die ersten; das Militär stand an der Spitze, die Erziehung trug die Schleppe nach.

Der persische König Artaxerxes, dessen Gesetzbuch noch der grosse Chosroes Nushirvan allen seinen Statthaltern zur ewigen Richtschnur ihrer Verwaltung zusandte, dachte sich die Sache ganz anders, als Kaiser Jacob von Haiti: „Das Kriegsheer allein ist die Säule der königlichen Majestät," sprach der persische Staatsmann; „das Kriegsheer kann nur durch Auflagen unterhalten werden. Auflagen müssen zuletzt immer auf die Landwirthschaft zurück fallen; Ackerbau und Viehzucht blühen aber nur unter dem Schutz der Gerechtigkeit und Mäßigung!"

****

Der Dauphin Ludwig, Vater des unglücklichen Ludwigs XVI., letzten Königs von Frankreich, war gewiß einer der liebenswürdigsten unter den europäischen Fürsten. Wohl ihm, daß er das traurige Schicksal seiner Kinder nie ahnen konnte!

Als man seinen Söhnen das Ceremoniel der Taufe supplirte, und das Kirchenbuch brachte, worin die Nahmen der Getauften ohne Unterschied des Ranges einregistrirt stehen, sagte er zu ihnen: „Seht hier euern Nahmen in Reihe und Glied neben dem Nahmen eines Armen und Dürftigen! Die Religion, wie die Natur, setzt alle Menschen einander gleich. Nur die Tugend allein macht den Unterschied. Vielleicht ist der, welcher vor euch in dieß Buch eingeschrieben steht, in den Augen der Gottheit vortrefflicher, als ihr jemahls in den Augen der Völker werdet!"

Den Erziehern seiner Prinzen sagte er: „Führet meine Kinder auch in die Strohhütte des gemeinsten Bauers; zeiget ihnen alles, was ihr Herz rühren kann. Sie müssen das schwarze Brod sehen, von dem sich der Arme sättiget; sie sollen mit ihren Händen das Stroh berühren, das ihm zum Bette dient. — Ja, ich verlange es, sie sollen auch weinen lernen! Ein Fürst, der nie Thränen vergoß, kann unmöglich ein guter Fürst seyn."

Ludwig XIV. hatte bekanntlich ungeheure Summen an den Bau von prachtvollen Pallästen und Gärten verschwendet. Auch Ludwigs XVI. Vater hatte Sinn für diese Leidenschaft. Er entwarf mit eigener Hand Grundrisse und Profile zu kostbaren Pallästen und herrlichen Gartenanlagen. Natürlich, die Hofleute bewunderten seine Ideen, waren entzückt von ihrer Schönheit. „Nun ja," sagte der Dauphin, „sie gefallen mir auch. Aber das schönste an ihnen ist, sie sollen dem Volke keinen Sous kosten, denn, meine Herren, ich lasse diese Plane — — nie ausführen."

Eines Tages unterhielt er sich mit dem Abbe de St. Cyr über das Buch des Peter de Marca von der Freyheit der gallikanischen Kirche (de concordia sacerdotii et imperii). „Mein Gott," sagte er, „was kostet es doch Noth, lieber Abbe, die Menschen eines Sinnes zu machen! Ein Hirt, den Stab in der Hand, setzt mit einem einzigen Pfiff sein ganzes Volk in Bewegung. Ein Paar Hunde sind seine Minister. Sie bellen manchmahl und beissen nur nicht. Alles geht in Frieden. Aber was die Reform der Staaten so erschwert, ist der Umstand, daß immer zwey gute Regenten auf einander folgen müssen, Einer um Mißbräuche auszurotten, und nachher Einer, um ihre Wiederkehr zu verhindern."

****

Es wird manches unnütze Buch geschrieben, nur weil die Schriftsteller nicht immer wußten, worüber sie schreiben sollten. Warum verfiel noch kein guter Kopf darauf, die Nemesis aus der Weltgeschichte zu schildern? Welch ein erhabener und mannigfaltiger Stoff biethet sich dazu aus allen Weltaltern und Weltgegenden dar! Unter dem Schwert der vergeltenden Göttinn sanken Alexanders Macedonien und das weltplündernde Rom nieder; und das rächende Schicksal pochte an die Palläste Nero's wie an die Stallthür. — Eine solche Beyspielsammlung — versteht sich mit Strenge ausgelesen, mit Geist geordnet, mit Geschmack erzählt — würde den gesunkenen Glauben an die Weltregierung und an den dunkeln Arm der Vorsehung mächtiger aufrichten, als die längste Predigt, die oft eben darum die langweiligste ist. Oft sind die Entwickelungen unbegreiflich wunderbar; oft schauerlich. Die neueste Geschichte ist nicht arm daran. Man darf sich nur an das Ende der meisten von denen erinnern, welche in der französischen Revolution ihre Hände mit dem Blute der Unschuld färbten.

Seltsam war die Rache, welche die Gemeinde Cusset nach dem neunten Thermidor, das heißt nach Robespierre's Sturz, an einem ihrer Mitbürger nahm, der einer von den subalternen Schreckensmännern gewesen. Dieser, Nahmens Forestier, ein Advocat, votirte, als Mitglied des National-Convents, auch Ludwigs XVI. Tod, errichtete in seinem Geburtsstädtchen ein Revolutions-Tribunal, und beging viele Grausamkeiten, indem er sich auf Unkosten seiner Schlachtopfer bereicherte. „Nichts schöner, nichts herrlicher, als ein Revolutions-Tribunal!" rief er eines Tages, „als so ein Haufe Verdammter, die mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüber ziehen; als der Anblick von Geschwornen, die ein wahres Kettenfeuer darauf machen!"

Nach dem Sturze der Schreckensregierung setzten die Einwohner von Cusset unter die Fenster seines Hauses eine Kufe, angefüllt mit Blut, mit Knochen und Todtenköpfen, daran befand sich die Inschrift: „Schaue dein Werk; lösche deinen Durst; aber zittert, Tyrannen!"

Die Inschrift mahnt an die Worte der scythischen Königinn Tomyris, als sie das Haupt des Cyrus in einen Sack voll Blut steckte.

****

Andreas Pearse, Arbeiter in einer Flurdecken-Fabrik in Bristol, heirathete am 20. Januar 1801 Hanna Taylor, und mit derselben zeugte er binnen sechs Jahren vierzehn Kinder. Drey Söhne wurden ihm am 1. October 1801 geboren; zwey Söhne am 3. October 1802; ein Knabe und ein Mädchen am 16. July 1803; zwey Knaben am 13. May 1804; ein Knabe und ein Mädchen am 14. Jänner 1806; ein Knabe am 16. November 1807.

****

Auf dem Kirchhofe zu Herzogenbuchsee in der Schweiz entdeckte man einen grossen Würfelboden von Masivarbeit. Sein Alter mag sich ins zweyte oder dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf erstrecken.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 26. und Montag den 29. October 1810.

Die Geschichte der Mystik, so wichtig, sowohl in Absicht auf die Geschichte der ältesten Sagen, des religiösen Glaubens und der Psychologie, als in Absicht auf ihren dauernden, unter immer neuer Gestalt sich zeigenden Einfluß auf die Menschheit, verdient eine bessere Behandlung. Der, welcher sie schreiben wollte, muß erstlich sich an der Sprache nicht ärgern, sondern sie studieren, (wie man, um Plato nicht falsch zu verstehen, ein Wörterbuch desselben haben muß,) zweytens sich hüthen vor dem absprechenden Ton, welcher wegwirft, was nicht unseres Decenniums Mode ist. Bey vielen Mystikern ist große, kühne Originalität, wobey wohl viele unter allen Menschenverstand sinken, andere aber, oft eben dieselben, bis zu den äußersten Gränzen steigen, wohin unsere Gedanken, unsere Empfindungen, unsere Vorstellungen uns zu erheben fähig sind. Nirgends wohnt der große Geist so nahe bey Bedlam.

Johann von Müller.

Die Belagerung von Syrakus.

(Fortsetzung.)

Den Senat setzte diese That in Verwunderung und Schreck. Da führten die Urheber des Mordes den Aristo in die Versammlung, und befahlen ihm zu reden. Nach seiner Aussage hatte Adranodorus die iberischen und afrikanischen Miethsvölker, welche Hieronimus in seinem Solde gehabt, gedungen, um als Werkzeug seiner Empörung zu dienen; die Anstalten zur Besetzung der Insel Ortygia waren von ihm getroffen; die Bürger, welche fallen, und mit deren Gütern die Miethstruppen belohnt werden sollten, bestimmt. Er vergaß nichts, was die Versammlung von der Größe der Gefahr, der sie und die Republik entgangen waren, überzeugen konnte, und der Senat erkannte einstimmig die Ermordung des Adranodorus und Themistus für so rechtmäßig, als die Befreyung des Staates von dem Tyrannen Hieronymus. Daß aber Aristo, in seiner Anklage der Verschwornen, den Hippokrates und Epikydes nicht genannt hatte, zeigte die Folge. Das Schicksal schien mehr den Tod des Thraso an Adranadorus rächen, als die Republik durch die Verrätherey des Aristo retten zu wollen.

Der Senat war kaum beruhigt, als das Volk von der Ermordung zweyer so angesehener Bürger Rechenschaft verlangte. Sopater, einer der Verschwornen gegen Hieronymus, trat nun auf, um die Menge, wo nicht zu besänftigen, doch wenigstens von dem Gegenstande ihres Unwillens abzulenken. Er fing an den Hieronymus zu entschuldigen, und alle Vergehungen dieses jungen Königs seinen Vormündern und vor allen dem Adranodorus und den andern Gliedern des königlichen Stammes aufzubürden. „Ihre Verwandtschaft — so schloß er — mit dem königlichen Hause des Hiero weckte in ihnen die Lust zum Throne; ihre Frauen übermüthig durch die lange Herrschaft ihres Vaters, und gewohnt im Glanze der Krone zu leben, reitzten die Männer zur Gewalt und Empörung, und so wurden diese Furien Ursache alles Unglücks, unter welchem die Republik seit Hiero's Tode gelitten hat und leiden wird, bis die letzte Wurzel dieses Übels ausgerottet ist."

Das leicht bewegliche Volk wendete schnell seine Erbitterung gegen die unglücklichen Frauen vom königlichen Geschlecht. Einmüthig rief die Stimme der Menge Tod über jeden Zweig des königlichen Stammes, und der Senat eilte, das kaum gesprochene Wort zu bestätigen und zu vollziehen. Demarata fiel zuerst. Die neuvermählte junge Harmonia entging der Gefahr durch die Treue ihrer Sclavinn. Entschlossen trat diese, in ihrer Fürstinn Gewand gehüllt, den Mördern entgegen. Man hielt sie für die dem Tode geweihte Harmonia, und sie litt heldenmüthig den verfehlten Todesstreich, ohne den Irrthum zu verrathen. Harmonia bewunderte das hohe Gemüth der Gefallenen, aber sie konnte das großmüthige Geschenk des Lebens nicht kleinmüthig annehmen, und entdeckte selbst die Verwechselung.

Auch Heraklea, Hiero's zweyte Tochter, ward von der blinden Wuth nicht verschont, wiewohl ihr Gemahl Zoippus seit Hieronymus Regierung in Ägypten lebte. Sie floh mit ihren beyden Töchtern, deren Erziehung sie einzig in ihrer Einsamkeit beschäftigte, in das fernste Heiligthum ihres Hauses, und warf sich Schutz flehend vor dem Altar nieder. Aber auch hierhin verfolgten sie die Mörder. Umsonst stellte sie ihre Einsamkeit und die lange Abwesenheit ihres Gemahls als überzeugende Beweise ihrer Unschuld auf, umsonst bath sie um Verbannung und versprach, mit ihren Töchtern fern von Syrakus bey ihrem Gemahl in Ägypten zu leben. Die Mörder tödteten sie in den Armen ihrer Töchter, die von der Mutter und ihrem

eigenen Blute befleckt, mit ihnen um das Leben der Mutter verzweifelnd rangen, bis sie selbst, nach fruchtlosem Kampfe getödtet, zu Boden sanken — nur wenig Augenblicke zu früh, denn kaum lagen sie in ihrem Blute, als ein Bothe herbeyeilte, die That aufzuhalten. Der Sinn des Volkes hatte sich gewendet, und die Schuldigen von den Schuldlosen unterscheiden gelernt: die Menge, die vor kurzem gegen das königliche Haus wüthete, tobte jetzt gegen den Senat, der den übereilten Schluß übereilter vollzogen hatte. Der Haß gegen die Getödteten verwandelte sich schnell in tiefes Mitleid und bittere Reue. Unbesonnen in diesem wie in jenem, rief man Hippokrates und Epikydes, die einzigen noch übrigen Freunde des königlichen Hauses zu Ober-Feldherren aus, und bestätigte sie eben so vorschnell, ohne die Wahl erst dem Senate zur Genehmigung vorzutragen.

Die beyden Ober-Feldherrn wendeten nun alle Künste der Beredsamkeit an, die Syrakuser gegen die Römer zu erbittern, und fast war es ihnen gelungen, das Bündniß von Syrakus mit Karthago zu befestigen, als Apollonides im Senat auftrat, und mit überwiegenden Gründen zu Erneuerung des Bündnisses mit den Römern rieth. Seine Meinung siegte. Man ernannte eine Gesandtschaft an den Consul Marcellus, allein dieser weigerte sich das Bündniß mit der Stadt Syrakusa allein abzuschließen, und verlangte Leontini und das ganze Gebieth eingeschlossen, welches Hiero beherrscht hatte. Die Syrakuser waren hiervon nicht abgeneigt, allein ihre karthagisch gesinnten Feldherren vereitelten die Absicht.

Die Leontiner schickten eben Gesandte nach Syrakusa, um Hülfe gegen ein benachbartes Volk zu bitten, welches ihr Gebieth beunruhigte. Hippokrates ward an der Spitze der Miethsvölker und römischen Überläufer ihnen zu Hülfe geschickt, jedoch mit ausdrücklichem Befehl, keine Feindseligkeiten gegen die Römer zu verüben. Dennoch beunruhigte er das römische Gebieth so, daß Marcellus sich bewogen sah, Gesandte nach Syrakusa mit der Erklärung zu schicken: es sey kein Bündniß zwischen den Römern und Syrakusern zu erwarten, so lange die letzteren nicht den Hippokrates und Epikydes, diese Feinde der Römer, aus ihrem Gebiethe verbannten. Auch hierzu waren die Syrakuser bereit, allein Epikydes entfloh und vereinigte sich mit dem Hippokrates in Leontini. Hier schmeichelten sie den Einwohnern mit dem Versprechen ihrer Unabhängigkeit von Syrakusa, und setzten sich dadurch so in Gunst bey ihnen, daß sie zu ihren Feldherren erwählt wurden. Als die Syrakuser den Leontinern ankündigen ließen, Hippokrates und Epikydes seyen aus dem Gebiethe von Syrakusa verbannt, erhielten sie von Leontini die schnöde Antwort: die Stadt werde ihr eigenes Beste besorgen, und habe Syrakusa noch nicht beauftragt, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, oder sie in ihr Bündniß mit Rom einzuschließen.

Aufgebracht über diese schimpfliche Begegnung überließen es die Syrakuser dem römischen Consul Marcellus, den Leontinern Krieg anzukündigen, und erbothen sich sogar, ihm beyzustehen. Marcellus zog sogleich vor Leontini, und eroberte die Stadt in dem ersten Sturme. Hippokrates und Epikydes entflohen. Indessen führten die syrakusischen Feldherren Sosis und Dinomenes dem Marcellus eine Verstärkung von 8000 Mann zu. Hippokrates aber ersann eine Kriegslist. Er schickte dem Dinomenes einige Leute von seiner Partey entgegen, welche vorgaben, dem Blutbade zu Leontini entronnen zu seyn, wo Marcellus alle Einwohner getödtet und die Stadt verbrannt habe. Diese Nachricht brachte die Soldaten so auf, daß sie sich weigerten, weiter zu gehen; nach wenigen Tagen aber entdeckte man die Unwahrheit, und das syrakusische Heer zog vor Herbessus, wo Hippokrates hingeflohen war, um sich seiner zu bemächtigen. Allein der Zögling Hannibals rettete sich nochmahls durch punische List. Von den syrakuser Soldaten mußte sich ein Bothe auffangen lassen, mit einem erdichteten Briefe der syrakuser Feldherren an den römischen Consul, welcher Verrath der Armee und besonders der Miethstruppen an die Römer enthielt. Die Soldaten verließen auf diesen Brief augenblicklich ihre Anführer, welche von der aufgebrachten Menge für ihr Leben fürchteten und nach Syrakusa flohen. Hippokrates und Epikydes brachten indessen das Heer auf ihre Seite, und zogen vor die Hauptstadt. Unter dem Vorgeben, sie wollten die Stadt gegen die Römer vertheidigen, drang ein Theil des Heeres durch das Thor. Sosis und Dinomenes kamen zu spät, es zu verhindern. Hippokrates eroberte die Stadt, ließ tödten, was sich widersetzte, und herrschte mit Epikydes willkührlicher in Syrakus, als jemahls einer der Tyrannen. Hauptsächlich aber dachten beyde auf Befestigung und Vertheidigung der Stadt, weil eine Belagerung von Seiten der Römer außer allem Zweifel schien. In kurzem erschien auch Marcellus wirklich vor Syrakus, und fing, als seine Aufforderung von Hippokrates mit Hohn zurückgewiesen wurde, eine Belagerung an, von welcher das ganze Alterthum mit Erstaunen und Bewunderung spricht, weil hier nicht Macht gegen Macht stritt, sondern der Geist eines einzigen Mannes, des berühmten Archimedes, die Erfindungskraft und Waffengewalt zweyer römischen Heere zu Meer und zu Land ermüdete, und beynahe drey Jahre lang bekämpfte.

....

Der größte Theil von Syrakusa, Achradina genannt, erstreckte sich, gleich einer breiten Erdzunge, gegen Morgen in das Meer, und hing auf der Mittagsseite mittelst eines Dammes auf der Insel Ortygia, auch Nasos (die Insel) vorzugsweise genannt, zusammen. Zunächst nach Abend lag die Stadtabtheilung, welche Tyche hieß. Sie ward vom Meere nicht erreicht, sondern gränzte gegen Mitternacht an das Meerufer von Sicilien, gegen Mittag an die Stadtabtheilung, welche Neapolis hieß, und gegen Abend an Epipolä, eine steile, schwer zu ersteigende Anhöhe, welche in den Ringmauern der Stadt lag, sehr befestigt, aber wenig bewohnt war, und sich noch ein Mahl so lang als die übrige Stadt, in das Land schmal und spitzig ausdehnte. In diesem beträchtlichen Umfange galt Syrakusa für eine der größten und unüberwindlichsten Städte des Alterthums. Marcellus beschloß daher, sie mit allen Hülfsmitteln der alten Belagerungskunst zu bestürmen, und griff sie zugleich zu Wasser und zu Lande an.

Er selbst richtete seinen Angriff mit der Flotte auf Achradina, während Appius, der die Landarmee führte, Tyche bestürmen sollte. Die römische Flotte bestand aus 60 Schiffen mit fünf Reihen Ruderbänken, und einer ungleich größeren Anzahl kleinerer Schiffe, welche zum Theil zu Belagerungsmaschinen, zum Theil auch zum Herbeyführen und Bereithalten der Kriegsbedürfnisse dienten. Die Verdecke der Schiffe waren mit Schleuderern, Bogenschützen und Bewaffneten aller Art

bedeckt, um die Belagerten von den Mauern zu vertreiben, und die Annäherung der Kriegsmaschinen zu erleichtern.

Unter die größten und wirksamsten Belagerungsmaschinen der alten Kriegskunst vor Erfindung des Pulvers, gehörten die beweglichen Thürme oder Wandelthürme. Sie wurden von Holz, seltner aber doch zuweilen von Stein gebauet. Ihre Höhe war zum wenigsten der Höhe der Stadtmauern gleich, gewöhnlich aber übertraf sie selbst die Höhe der beträchtlichsten Festungsthürme. Ein solcher Wandelthurm war auf seiner Spitze mit Bogenschützen und Schleuderern besetzt, sein Inneres, das mehrere Stockwerke enthielt, erfüllten Bewaffnete. Wenn der Thurm auf diese Art in den Angriffsstand gesetzt war, so bewegte er sich langsam aus dem Lager gegen die Mauern der Stadt. Die Bewegmaschinen dieser ungeheuren Last, waren gewöhnlich im Innern angebracht, und die Belagerten sahen den ungeheuren Coloß gegen ihre Stadt anrücken, ohne seine Bewegkräfte wahrzunehmen, und ohne sie zerstören zu können. Wenn der Riesenbau in die Pfeilschußweite der Stadt kam, so suchten die Schleuderer und Bogenschützen durch unaufhörliches Steinwerfen und Pfeilschießen die Vertheidiger von den Mauern zu verscheuchen. Gelang auf diese Weise das Anrücken bis nahe zu der Mauer, so senkte sich die, der Stadt zugewendete Wand des Thurms, und bildete, indem sie sich bis auf die Mauer niederließ, eine Brücke, auf welcher die Bewaffneten aus dem Thurm über die Mauern in die Stadt eindrangen, die Belagerer folgten dem Thurme, und drangen auf demselben Wege ihren siegenden Vorgängern nach.

Einen solchen Wandelthurm, wie man bisher nur bey Belagerungen zu Lande anzuwenden gewohnt war, beschloß nun Marcellus auf der See zu errichten. Er versprach sich nicht ohne Grund die beste Wirkung von dieser, zur See unerhörten Bestürmungsart: denn er wußte als erfahrner Feldherr, daß im Kriege oft das Ungewohnte des ersten Anblicks den Sieg vorbereitet, indem es den Feind mit Erstaunen beschäftigt, und vom schnellen entscheidenden Handeln ablenkt, während der Erfinder die leere Zeit benutzt, sich in seinem Vortheil festzusetzen. Zu diesem Ende fügte er 8 große Ruderschiffe mit den Seiten zu einem ungeheuren Floß zusammen, welches den schwimmenden Boden seiner Maschine ausmachte, und auf beyden Seiten durch die gewöhnlichen Ruder bewegt und gelenkt wurde. Auf diesem Floß erhob sich nun die ungeheure Maschine, höher als die höchsten Mauerthürme der Festung. Er nannte sie Sambuka von einer entfernten Ähnlichkeit der vielen darin vereinigten Sturmleitern mit einem musikalischen, harfenähnlichen Instrumente, welches Sambuka hieß. Der Thurm bewegte sich gegen die Stadt, und alle Einwohner zitterten, denn die gewöhnliche Vertheidigungskunst both ihnen kein Mittel gegen einen so ungeheuren schwimmenden Thurm, der sich auf der See schneller und sicherer bewegte, als auf dem Lande. Archimedes allein zitterte nicht. Er warf aus der Festung durch seine Wurfmaschinen drey so mächtige Steine auf die Sambuka, und traf mit jedem so gut, daß die Maschine des Marcellus zertrümmert im Meere versank, ehe man sie noch einer Gefahr aus den Balisten und Katapulten der Festung ausgesetzt meinte.

Archimedes war in Syrakusa geboren, und genoß, als ein Mann von ausgezeichnetem Geist, die Achtung des Königs Hiero, der, selbst als Herrscher und Mensch gleich groß, ihn seines vertrautesten Umgangs würdigte. Die eigentliche Wissenschaft war damahls von ihrer Nutzanwendung auf die Geschäfte und Bedürfnisse des Lebens durchaus geschieden. Der Philosoph glaubte die selbstständige Würde der Idee zu entheiligen, wenn er sie dem irdischen Bedürfnisse als Mittel dienen ließ, und sie gleichsam rechtfertigen wollte, indem er zeigte, daß sie außer ihrer göttlichen Würde auch noch weltlichen Werth habe. Daß die Wirklichkeit das erfüllen müsse, was die Idee als wahr erkannte, war jenen alten Weisen zu gewiß, als daß es für sie des Beweises in der Erfahrung bedurft hätte; denn wie der Dichter spricht:

> Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
> Was der erste verspricht, leistet die letzte gewiß.

So hatte sich auch Archimedes der reinen Wissenschaft gewidmet, ohne durch mechanische Mittel die von ihm erkannten Sätze in der Wirklichkeit auszuführen. Einst aber, als er dem König Hiero in einem Gespräch über die bewegenden Kräfte die bekannten Worte zurief: gib mir einen Standpunct, und ich bewege die Welt, forderte ihn dieser auf, die Paradoxie wenigstens im kleinen wahrscheinlich zu machen. Archimedes ließ sogleich das größte Schiff auf das Land ziehen, und mit voller Ladung beschweren, dann zog er es durch einen künstlich zusammengesetzten Flaschenzug mit einer Hand ohne Anstrengung so leicht fort, als bewegte es sich auf dem Wasser. Hiero erstaunte, und auf sein Bitten verfertigte Archimedes, neben der Beschäftigung mit reiner Wissenschaft, noch außer seinen astronomischen Werkzeugen auch die bewundernswerthen Maschinen, mit welchen er in der Folge, auf Hippokrates Bitten, die Stadt gegen zwey römische Heere allein vertheidigte. Alle Syrakuser schienen in diesen drey Jahren der Belagerung nur die Glieder, welche dieser alles überschauende Mann, als die Seele des Ganzen, bewegte.

Nicht die Sambuka allein hatte das Unglück, zerschmettert zu werden, auch auf die andern Schiffe, welche sie begleiteten, flogen ungeheure Steine, Sparren und Balken in den sichersten Richtungen, so daß Marcellus sich in möglichster Eile zurückziehen mußte, um nicht seine ganze Flotte zu verlieren. Dasselbe Schicksal erfuhr auch die Landarmee, die zu gleicher Zeit mit den Schiffen den Sturm angefangen hatte. Denn auch ihre Belagerungsmaschinen wurden zertrümmert und ganze Glieder von Soldaten durch die aus der Festung fliegenden Steine und Balken zu Boden geworfen.

Marcellus, der die damahls gewöhnlichen Kriegs- und Wurfmaschinen kannte, wußte sehr wohl den Hauptmangel in ihrer Wirkung. Das Maß der Kraft und die Weite des Wurfes ließ sich bey ihrer unvollkommnen, mehr auf starke als auf sichere Wirkung abzuweckenden Construction kaum genau bestimmen, vielweniger abmessen und verändern. Er beschloß daher in einem Kriegsrathe, sich im Dunkel der Nacht und mit möglichster Stille unter der Schuß- und Wurfweite dieser Maschinen hinweg bis an die Mauern zu ziehen, wo die weit geworfenen Lasten über die Schiffe hinweg fliegen, und in das leere Meer versinken müßten. Denselben Befehl erhielt auch die Landarmee, und beyde Heere kamen glücklich mit anbrechendem Morgen unter Syrakusa's Mauern an. Schon bereitete man den Sturm und schmeichelte sich mit dem glücklichsten Erfolg, da man die Mauern leer von Vertheidigern erblickte; allein der zweyte

Versuch sollte ungleich blutiger für die Römer werden, als der erste.

Indem die Römer sich zum Sturme rüsteten, stürzten senkrecht von den Mauern Steine, Pfeile und Wurfspieße auf sie herab, und nöthigten sie zur Flucht, weil die Last der Steine und die Kraft ihres Falls, die Schiffe zu versenken drohten. Allein kaum wendete sich ein Schiff zur Flucht, als ungeheure Balken sich von der Mauer wie kolossale Arme herabsenkten, die Schiffe mit Haken faßten, und hoch in die Luft führten, dort wurden sie entweder zurück in das Meer geschleudert, oder wie von einem Wirbelwind im Kreise herumgetrieben und endlich an den Mauern zerschmettert. Andere wurden mit den Vordertheilen empor gehoben, auf die Hintertheile gestellt und so gewaltsam in das Meer gestoßen. Die Römer konnten um so weniger diesen furchtbaren Riesenarmen entfliehen, da sie nicht, gleich gewöhnlichen Kriegsmaschinen, auf den Mauern zu sehen waren, sondern sich erst im Augenblick ihres verderblichen Wirkens zeigten. Die Landarmee hatte kein besseres Schicksal. Die Maschinen des Archimedes zertrümmerten ihre Mauerbrecher, oder zogen sie vor den Augen der Belagerer hinweg und hoben sie über die Mauern in die belagerte Stadt. Eiserne Hände ergriffen einzelne Soldaten und hoben sie empor, oder zerschmetterten sie an den Mauern. Bald wagte es kein Römer, weder zu Wasser noch zu Lande, sich den Mauern zu nähern, wo sie nicht mit Menschen, sondern mit unsichtbaren Göttern zu streiten schienen. In der That sah sich auch Marcellus bewogen, den Kampf mit dem hundertarmigen Briareus, wie er den Archimedes nannte, nach 8 Monathen aufzugeben, und die Belagerung in Einsperrung zu verwandeln. Er ließ zu dem Ende ein Drittheil der Armee unter dem Befehl des Appius vor Syrakus zurück, und zog mit den andern zwey Dritteln aus, einige von den Römern abgefallene Städte in Sizilien wieder zu erobern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1542.

Am 1. Jänner war der Kaiser zu Toledo, und am 5. zu Madrit, wo selber den Herzog von Alba zur Vertheidigung von Navarra abschickte. Am 26. Jänner befand sich Kaiser Carl zu Valadolit, wo die Stände von Castilien einberufen waren, und am 10. Februar die Sitzungen den Anfang nahmen. Am 26. März kam der Bischof von London als englischer Gesandter nach Valladolit, welcher neben dem ordentlichen englischen Gesandten am 12. Aprill seine Audienz hatte, und sodann am kaiserlichen Hofe verblieb. Schon am 4. Aprill nahm die Versammlung der castilianischen Stände ein Ende, welche dem Kaiser 1,260,000 Dukaten bewilligt hatte. Am 23. kam der Herr von Granvella zurück, nachdem er nur mit vieler Mühe den französischen Galeeren entgangen war, welche durch eine Strecke von mehreren Meilen auf sein Fahrzeug feuerten. Am 28. May wurde sein Sohn als Bischof von Arras geweihet.

Am 27. May kam der Kaiser nach Burgos, wo selber von dem Connetable von Castilien bewirthet wurde, und wegen einer Unpäßlichkeit erst am 2. Juny abreisen konnte. Am 6. kam der Kaiser nach Naigera, wo das Schloß des Herzogs auf das prächtigste eingerichtet war, indem mehrere Zimmer mit Goldstoff behänget waren. Am 7. traf selber zu Grogno ein, und wohnte am 8. der feyerlichen Fronleichnams-Procession bey. Am 9. hatten die lotharingischen Gesandten Audienz. Am 13. traf Kaiser Carl zu Pampelona ein, und besah am 14. die Befestigungswerke, am 15. aber die Gegend von der Stadt, am 16. war selber zu Taffaille, am 17. im Kloster zu Tobme, am 18. zu Saduna, und vom 27. bis auf den 10. October zu Monteson.

Am 23. September fing die Versammlung der Stände von Arragonien, Valenza, und Catalonien, welche dem Kaiser 500,000 Dukaten bewilligten, und dem Infanten, als Thronfolger huldigten.

Den 20. July beorderte der Kaiser den Herzog von Alba wider die Franzosen zur Vertheidigung von Perpignan, welcher am 22. von Monteson auf der Post abreisete.

Am 23. hatte der Bischof von Westmünster, und der englische Gesandte Audienz, welcher am 9. August seinen Abschied nahm. Hingegen wurde der Herr von Carieres Arriergarde Hauptmann, am 13. nach England abgefertiget.

Am Ludwigstage 25. August ist der Dauphin in die Grafschaft Roussillon mit 40000 Mann einmarschirt, und hat bis auf Perpignan hin mit Mord und Brand einen grausamen Krieg angefangen. Am 2. September nahm die Belagerung von Perpignan den Anfang. Am 11. kam der kaiserliche Gesandte vom französischen Hofe zurück. Am 17. kam die Nachricht, daß die Franzosen nach einem mißlungenen Versuche auf Indien an der spanischen Küste 23 Schiffe verloren haben.

Am 24. erhielt der Kaiser Nachricht, daß der Dauphin nach einer zwey und zwanzigtägigen Belagerung sich von Perpignan zurück gezogen habe, indem er vernommen hatte, daß sowohl aus Castilien, als aus Italien Entsatz eintreffen werde, wie dann der Principe Doria 15 Galeeren, und 10 Schiffe herbeyführte. Indessen hatte der Papst einen Cardinal aus dem portugiesischen Hause Selva wegen eines Friedens mit Frankreich an den Kaiser geschicket, welcher am 30. September Audienz hatte, aber den Bescheid erhielt, daß der Papst vermög des Vertrags von Nizza sich vielmehr wider den König von Frankreich als angreifenden Theil und offenbaren Anhänger der Türken zu erklären hätte. Kaiser Carl beschwerte sich auch wider die Arrestirung des Erzbischofs von Valenza, und anderer spanischer Unterthanen zu Avignon, und den Unfug zu Maranos, worauf der Cardinal am 3. October abreiste. Dieser Legat kam noch ein Mahl am 13. November zurück. Der Kaiser brach am 10. auf, und nahm zu Lerida das Nachtlager, am 11. zu Belgbuche, am 12. zu Sernero, und kam am 16. nach Bariebona, wo er am 20. die Festungswerke in Augenschein nahm, und den Doria zurück fertigte, welcher am 23. nach Genua über Palemos zurück ging, wo seine Flotte lag.

Am letzten October reiste der Herr von Granvella nach Deutschland auf den Reichstag.

Zu Barcellona war der Kaiser bey verschiedenen Maskeraden gegenwärtig.

Am 26. November speiste selber auf Mittag zu Maoderados, wo die Nachricht eintraf, daß Saint Juan de Luc den Franzosen abgenommen, und 9 Schiffe erobert wurden. Am

1. December kam der Kaiser auf Cavaignes, und am 3. nach Molverda, am 4. aber auf Valenza. Am 5. hielt der Infant seinen Einzug, wo viele prächtige Festins gegeben wurden.

Den 24. hatte der Kaiser sein Nachtlager zu Alcala, wo sich die Prinzessinnen befanden. Am 2. Weihnachtstage ward die Vermählung des Erbprinzen von Spanien mit der portugiesischen Prinzessinn, und des portugiesischen Prinzen mit der Prinzessinn von Spanien bekannt gemacht. Am 30. Dezember zu Nachts kam der Kaiser nach Madrit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prachtliebe, Erbstück einer Familie.

Unter dem Adel des Hochstiftes Trient, das in abwechselnder historisch äußerst merkwürdiger Verbindung mit Deutschland und Italien, bis zum Jahre 1803 geblüht hat, zeichneten sich die Ritter, nachhin Freyherrn von Madruz schon im zwölften Jahrhunderte aus. Gaudenz und Aliprand von Madruz waren unter den Helden Carls V Die Besitzungen dieses Geschlechtes konnten sich mit manchem kleinen Reichsfürstenthum messen. Darunter führten die so genannten vier Vikariate, Ala, Avio, Mori, Brentoniko an der Veronesischen Gränze den Reihen. Sie wurden in der Folge noch dazu durch die Heirath des Freyherrn Joh. Friedrichs, eines Sohnes des Freyherrn Niklaus v. Madruz mit Elisabeth, der Erbtochter des Grafen Renatus von Challaut im Aosta-Thale, und der Mantia geborne Prinzessinn von Braganza, Tochter des Herzogs Dionysius von Bragenza in Portugall, mit den ersten, selbst mit den regierenden Familien von Spanien und Portugall, ja von Europa verwandt, und haben zugleich die ansehnlichsten Besitzungen im Aosta-Thale, in Savoyen, Lothringen, Vallenzia, Piemont, und Montferrat erworben. Eine der Familie fast eben so rühmliche Verbindung war jene des Freyherrn Fortunat, eines andern Sohnes des Freyherrn Niklaus von Madruz mit Margarita von Altembs, einer Schwestertochter des Papstes Pius IV., durch welche die Familie Madruz in die nächste Verbindung mit den Häusern Medicis, Borromeo u. s. w. gekommen ist.

Den größten Glanz aber haben der Familie vier Fürst-Bischöfe von Trient gebracht. Die drey ersten, Christoph, Ludwig, und Carl Madruz waren Cardinäle; Christoph war zugleich auch Fürstbischof zu Brixen, und durch einige Zeit Gouverneur zu Mailand, dann päpstlichen Legat in der Mark von Ancona; sie waren öfter bald kaiserliche Bothschafter und Minister, bald päpstliche Legati a Latere, und stunden am kaiserlichen, päpstlichen und spanischen Hofe im höchsten Credit, der Cardinal Ludwig schlug die ihm von Philipp II. in Spanien angebothene Würde eines Vicekönigs von Neapel aus, und es fehlte wenig; daß nach dem Tode des Papstes Innocenz IX. nicht Er, anstatt des Cardinals Aldobrandini zum Papste gewählet worden; der Cardinal Carl aber hat mehr als eine Papstwahl durch seinen Einfluß und seine Gewandtheit geleitet und entschieden. Den bischöflichen Stuhl von Trient besassen die vier Bischöfe dieser Familie in ununterbrochener Reihe durch einen Zeitraum von 119 Jahren, nähmlich vom Jahre 1539 bis 1658. Diese Familie ist aber zu einem neuen Beweise der Hinfälligkeit menschlicher Dinge eben mit dem vierten Fürstbischofe von Trient, Carl Emanuel, welcher die Dispensation vom geistlichen Stande durch viele Jahre, und mit einem Aufwande von mehr als 100,000 fl. aber immer vergeblich gesucht hat, erloschen.

Daß aber die Stadt und die Kirche zu Trient wenige Monumente von den Bischöfen dieser Familie aufzuweisen hat, daran hat wohl neben dem Umstande, daß die drey Cardinäle sich nur die kleinste Zeit ihrer Regierung zu Trient aufhielten, ihre außerordentliche Prachtliebe Schuld.

Vor allen zeichnete sich hierin aus, der Cardinal Christoph von Madruz, welchen man zu seiner Zeit gewöhnlich nur den Cardinal von Trient nannte, zum Unterschiede von seinem Neffen Ludwig, welcher der Cardinal Madruz genannt wurde. Seiner Verwendung war es vorzüglich zuzuschreiben, daß die Stadt Trient zum Sitze der allgemeinen Kirchenversammlung ausersehen ward.

Nachdem er im Jahre 1544 zur Cardinalswürde auf Verwendung Ferdinands I. erhoben worden, setzte er sich sogleich auf einen sehr prächtigen Fuß, hielt einen zahlreichen Hofstaat, und zierte seine Residenz mit dem kostbarsten, bis dahin nicht gesehenen Geräthe; kein deutscher Bischof und kein Cardinal that es ihm an Pracht und Aufwand bevor. Sein Grundsatz war: Reichthümer bloß erwerben und besitzen, sey die Sache kleiner Seelen; aber davon mit Anstand und Ehre Gebrauch machen, die Kunst des Genie's, und ein Beweis von Erhabenheit des Geistes.

Eben das Concilium von Trient öffnete seiner Großmuth und Gastfreundlichkeit das weiteste Feld. Als im Jahre 1542 die drey, vom Papste abgeschickten Cardinäle ankamen, ging er ihnen nach Roveredo entgegen, bewirthete sie dann zu Matarello mit ihrem ganzen zahlreichen Gefolge auf das Prächtigste, und gab zugleich dem päpstlichen Militär, welches zur Bedeckung der Legaten gekommen war, und nachhin seinen Standort zu Lavis genommen hat, die reichlichste Verpflegung. Eben so freygebig empfing er wenige Tage darauf den Cardinal Granvella. Sein Residenzschloß stand während der ganzen langen Dauer des Conciliums allen Vätern desselben offen, und war ihr gewöhnlicher außerämtlicher Versammlungsort; gegen diesen zahlreichen Verein bewies er Jahrelang die verschwenderische Freygebigkeit eines Königs.

Er ward als kaiserlicher Bothschafter wiederhohlt an die deutsche Reichsversammlung, und fünf Mahl nach Rom gesendet. An dem letztern Hofe hatte er die päpstliche Hülfe im Schmalkaldischen und im Türkenkriege, und die Zurückverlegung der Kirchenversammlung nach Trient zu betreiben, da die meisten Glieder dieser Versammlung nach dem Einfalle Schärtlins von Burtenbach in das Tyrol, sich nach Bologna zurückgezogen hatten; und an jedem Orte hat er aller Augen durch seinen Prachtaufwand, wie durch seine Gewandtheit in Geschäften auf sich gezogen.

Diese für seine Prachtliebe angemessenste Gelegenheit erhielt Cardinal Christoph 1548 durch einen Auftrag Carls V. daß er seinen Kronerben den Infanten Don Philipp von Spanien zu ihm nach Brüssel begleiten sollte. Aus die-

ser vom Anfange bis zum Ende mit spanischem Pomp gemachten Reise, über welche mehr als eine Beschreibung im Druck erschienen ist, wird hier nur Philipps Aufenthalt in Madruzzos Gebiethe berührt, und noch bemerkt, daß der Cardinal auf der Hinreise, zu Genua die Verlobung des Erzherzogs Maximilian, des Sohnes des K. Ferdinand I. mit Maria, der Tochter Carls V. einsegnete.

Von Mailand eilte Cardinal Christoph nach Trient voraus, ging dann dem Prinzen mit einem aus den Landesbehörden und einem zahlreichen Adel zusammengesetzten Gefolge bis Borghetto, dem ersten Orte in Tyrol, welcher zugleich als ein Theil der vier Vikariate der Familie Madruz gehörte, entgegen.

Zu Ala machte der Freyherr Niklaus Madruz, der Bruder des Cardinals, der sich als Soldat in Deutschland, und nachhin auch in dem Feldzuge gegen Siena sehr ausgezeichnet hat, damahls aber den Titel eines Custos des Kirchenraths von Trient führte, die Honneurs der Madruzzischen Familie. Er empfing den Prinzen auf den Feldern unter Ala an der Spitze von 3000 Mann gut gekleideter Milizen, welche theils mit Musketen, theils mit Lanzen bewaffnet waren, führte vor ihm ein Manöver aus, und geleitete ihn dann unter der Paradirung seines Corps und unter einer prächtigen Musik im Triumph in Ala ein, wo er ihn sammt dem ganzen Gefolge herrlich bewirthete.

Den Tag darauf empfing der Cardinal Christoph den Cardinal Otto von Truchseß, Bischof von Augsburg, und den Herzog Moriz von Sachsen, welche aus Deutschland kamen, zu Gardolo, verehrte dem erstern ein reich geschmücktes Maulthier, und dem letztern ein eben so geziertes Pferd, und zog dann mit ihnen reitend unter Trompeten- nnd Paukenschall in Trient ein.

Den folgenden Tag (es war der 24. Jänner 1549) gingen alle dem Prinzen welcher zu Roveredo übernachtet hatte, mit aller nur möglichen Pracht entgegen. Voraus ritten zwölf gleich geschmückte Edelknaben auf weißen Pferden; auf diese folgten die ersten Hofbeamten des Cardinals, und die Vasallen der Kirche von Trient, Grafen, Baronen und Edle in einer langen Reihe, dann kamen neben einander Niklaus Madruz, Wilhelm Truchses, und Johann Gaudenz Madruz, der Vater des Cardinals; der Cardinal von Augsburg mit dem Herzoge Moriz von Sachsen, endlich der Cardinal Christoph mit dem spanischen Cardinal Pacecho, welcher zum Concilium gekommen war; den Zug schloß der Stadthauptmann Franz von Castelalto mit vielen Edeln und Doctorn, alle waren zu Pferde.

Der Prinz gestattete dem Cardinal von Augsburg und dem Herzoge von Sachsen nicht, vom Pferde zu steigen, reichte ihnen auf deutsche Art die Hand, empfing sie sehr leutselig, und ritt dann in ihrer Mitte, hinter ihm die Cardinäle Madruz und Pacecho, und dann die übrigen Magnaten und Herrn, in einem langsamen und feyerlichen, durch eine außerordentliche Menge Volks sehr gehinderten Zuge der Stadt zu.

Beym Eintritte in die Stadt verließ der Prinz sein Pferd, und bestieg ein anderes ungemein reich geschmücktes, welches ihm der Freyherr Niklaus Madruz angebothen hat. Vor dem h. Kreuzthore war die erste, mit Statuen und Inschriften gezierte Triumphporte errichtet. Als der Prinz unter derselben durchritt, ward aus großem und kleinem Geschütze ein allgemeines Salva gegeben. Vor der Domkirche empfing ihn der Dekan mit dem Domkapitel und dem ganzen Clerus, reichte ihm ein silbernes Kreutz zum küssen, und führte ihn unter einem so genannten Himmel vor den Hochaltar, wo er ein kurzes Gebeth verrichtete, während welchem vom Chor eine herrliche Musik ertönte. Nach dem Austritte von der Kirche stiegen alle wieder zu Pferde, um in das bischöfliche Schloß zu ziehen. Auf dem Domplatze sahen sie aber ein von Holz erbautes altes Kastell, um welches auf ein Mahl ein künstliches sehr schönes und sinnreiches Feuerwerk abgebrannt ward. Der Prinz sah mit seiner Begleitung eine halbe Stunde diesem Schauspiele zu, und kam dann durch drey andere Triumphporten, und durch die festlich geschmückten Hauptstraßen der Stadt unter fortwährenden Acclamationen des Volkes, unter dem Schalle von Trompeten und Pauken, und unter dem beständigen Donner des Geschützes in das bischöfliche Castell. Unterwegs besah er unter andern auch zwey Obelisken mit lateinischen und spanischen Inschriften, und zwey kolossalische Statuen zu sehen, den Etschfluß, und den Herkules mit den zwey Säulen.

Auf dem Schloßplatze ward noch ein anderes sehr sonderbares Feuerwerk abgebrannt. An Stricken, welche an den höchsten Spitzen der umstehenden Gebäude fest gemacht waren, war eine große Sphäre, die Erdkugel vorstellend, von einem großen gekrönten Adler getragen, unter derselben eine kleinere Sphäre, welche die Sonne, und ringsherum zwölf Köpfe aufgehangen, welche die Winde vorstellten. Als der Prinz auf dem Platze ankam, ward aus allen Kanonen im Schlosse Salve gegeben, die Sonne drehte sich helleuchtend um die Erde, verfinsterte sich aber nach und nach; dagegen bliesen die Winde ihre feurigen Stürme der Erdkugel zu, und diese fing an, fürchterlich zu blitzen und zu donnern, daß von dem großen Getöse, welches durch die fortwährende Kanonade aus dem Schlosse erhöht ward, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers die Erde zu beben, und die Häuser zu wanken schienen.

Wir würden zu weitschichtig werden, wenn wir nun auch aus den Schriftstellern derselben Zeit die Beschreibung von der Pracht der Meublirung des Schlosses, und der Mahlzeiten beschreiben wollten. Der Aufwand war in allen Dingen so groß, daß man sagte, der Cardinal Christoph müsse königliche Einkünfte haben, um das alles bestreiten zu können.

Am zweyten Abend ward die ganze Stadt beleuchtet, und ein Feuerwerk auf dem Berge Dos Trent, bey welchem zwey Sterne, so die ganez Nacht leuchteten, sich besonders auszeichneten, und ein anderes auf dem Berge Sardagna abgebrannt.

Das vorzüglichste Schauspiel dieser Art ward den dritten Abend gegeben. Auf dem großen Schloßplatze war ein Zauberschloß errichtet, welches durch Kunstfeuer auf verschiedene Art beleuchtet und gezieret war, und von vier Centauren bewachet wurde. In der Nähe war der feuersprühende Höllenschlund, aus welchem Herkules den Cerberus an einer Kette zog. Aus diesem stiegen vier Riesen hervor, und schlossen sich an die Centauren an. Dann traten acht Ritter auf, welche mit den erwähnten acht Ungeheuern einen Kampf begannen, welcher dadurch besonders sehenswürdig war, daß alle Waffen der Streitenden, da sie geschwungen wurden, Feuer sprüh-

ter. Es versteht sich übrigens, daß die Ritter den Sieg davon trugen.

Das Fest des vierten Tages gab der Freyherr Niklaus Madruz durch ein feyerliches Turnier, eine glänzende Abendtafel, und einen Ball, auf welchem der Prinz mit seinen spanischen Grands, und so auch der Herzog von Sachsen in Maske erschienen ist.

Der fünfte Tag war endlich Ruhetag, und am 29. Jänner verließ der Prinz Trient, kam denselben Abend unter einer zahlreichen Begleitung nach Tramin, einem damahls noch zur Kirche von Trient gehörigen Marktflecken, und ward da wieder von dem Cardinal Christoph auf die gewöhnliche Art bewirthet.

Zu Bozen, damahls dem Hauptsitze der Stände von Tyrol, besorgten eben diese Stände die Bewirthung des Prinzen, und sie verehrten ihm eine silberne Schaumünze, welche auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern seine Wappen, und darunter das tirolische Wappen zeigte. Diese Medaille war so schwer, daß nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers ein Maulthier sie nicht leicht zu tragen vermochte. Zu Brixen aber, wo der Cardinal Christoph zugleich Bischof war, traf wieder ihn die Reihe, den Prinzen mit neuen Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Zu Innsbruck hielt sich der Prinz bey den Erzherzoginnen Töchtern des K. Ferdinand I. drey Tage auf, er besah dann die Bergwerke zu Schwaz, fuhr auf dem Innflusse bis zur Prälatur Ebersberg in Bayern, und vollendete dann über München, immer in der Begleitung des Cardinals von Trient, seine Reise nach Brüssel.

Der schöne bischöfliche Pallast an der Etsch außer Trient, il Palazzo degli Alberi genannt, in welchem er die vorzüglichsten Thaten Carls V. mahlen ließ, ward von ihm erbauet.

Seine Neffe und Nachfolger, der Cardinal Ludwig von Madruz sah die ersten zehn Jahre sein Bisthum Trient wegen der Streitigkeiten mit dem Erzherzog Ferdinand von Tyrol unter kaiserlicher Sequestration. Nachdem diese endlich durch die bekannte Rotel von Speyer beygeleget waren, ward er vom Papste drey Mahl auf besonderes Verlangen des Kaisers Rudolph II. als Legatus a latere zu den deutschen Reichsversammlungen geschicket, so wie er schon in seinen jüngern Jahren als außerordentlicher Gesandter des Kaisers Ferdinand I. nach Frankreich geschicket worden ist, um dem Könige zu seinem Siege über die Hugenotten Glück zu wünschen, bey welchen Gelegenheiten er, gleich seinem Oheim, so vielen Prachtaufwand machte, daß er sich dadurch sehr erschöpfte, und zur Erhohlung seiner Finanzumstände seine übrigen Tage zu Trient zuzubringen beschloß. Er stund aber wegen seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit am spanischen, wie am römischen Hofe im größten Ansehen, und zwar beym erstern so sehr, daß nach dem Zeugnisse des Cardinal Ossat, Philipp II. seine wichtigsten Geheimnisse, besonders was die Papstwahlen betraf, nicht seinen Gesandten, sondern nur dem Cardinal von Madruz anvertraute. Beyde Höfe gaben ihm also Unterstützung, und er blieb zu Rom bis zu seinem Tode.

Der Cardinal Carl Madruz, des vorigen Neffe und Nachfolger im Bisthum Trient, ein Sohn des Freyherrn Johann Friederich Madruz und der Gräfinn Elisabeth von Challant wird von seinen Zeitgenossen ganz besonders wegen seiner Großmuth und Prachtliebe, und zugleich wegen seines gefälligen höflichen Betragens, auch wegen seiner Hochschätzung gegen gelehrte Männer, und der durch ihn veranlaßten bessern Bildung des tridentinischen Clerus gerühmet. Bey seiner Besitznahme des Bisthums waren zu Trient ganz außerordentliche Feyerlichkeiten und Feste.

Im Jahre 1613 ging er als Legatus a latere des Papstes Paul V. zu der deutschen Reichsversammlung nach Regensburg mit einem Gefolge von beynahe 200 Köpfen, unter welchen viele Edelleute des Landes Tyrol waren, der vorzüglichste unter ihnen war Gaudenz Madruz, oberster Feld-Hauptmann von Tyrol.

Im Jahre 1620 mußte er auf dringendes Verlangen des Kaisers und des Königs von Spanien seinen fernern Aufenthalt in Rom als besonders vertrauter Cardinal der beyden Kronen nehmen. Er fand zwar diese Bestimmung für seine Ökonomie sehr nachtheilig, ging aber doch, weil, wie er sagte, er und seine Familie dem Hause Österreich alles zu verdanken habe. Zu Rom lebte er bis zu seinem Tode auf einem ungemein glänzenden Fuße, und hielt einen so zahlreichen und prächtigen Hof, daß er darin den ersten Fürsten und Cardinälen von Rom nicht nachstund, und man von ihm gewöhnlich sagte, man sehe aus seinem ganzen Betragen, daß er von einem fürstlichen Geschlechte abstamme.

Als Protector von Deutschland war er die allgemeine Zuflucht der Deutschen, welche er nach ihrem Stande und Bedarfe entweder mit Ehren überhäufte, oder thätigst unterstützte. Er rühmte sich selbst gerne, daß er ein Deutscher sey, wiewohl er im Aosta-Thale geboren war, und war besonders wegen seiner Freymüthigkeit bekannt und beliebt.

Carl Emanuel, wieder ein Neffe seines Vorgängers, der letzte Bischof (nicht mehr Cardinal) von Trient aus der Familie Madruz, und zugleich der letzte seines Stammes, trat zwar das Bisthum mit den größten Hoffnungen an; war aber in der Folge einer der unglücklichsten Bischöfe. Da er die Schwachheit hatte, sich von einer einzelnen Familie beynahe ausschließlich leiten zu lassen, so zog er sich dadurch den Haß seiner Unterthanen, und besonders des Domkapitels zu. Mit dem letztern zerfiel er ganz, nachdem er durch seine Empfehlung veranlasset hatte, daß das Dekanat der Domkirche einem gewissen Johann Todeschini Pfarrer von Pergine vom Papste verliehen ward, woraus dann ein achtzehnjähriger Prozeß entstanden ist. Das Domkapitel ging in seiner Erbitterung gegen den Bischof so weit, daß es beym Kaiser und Papste auf dessen Entfernung von allen Regierungsgeschäften antrug, und ein kaiserlicher, und ein päpstlicher Commissär nach Trient kam, welche zwar eine Art von Vergleich zwischen dem Bischof und dem Domkapitel vorschrieben, doch die Gemüther nicht wieder zu vereinigen vermochten.

Dazu verfiel dieser Bischof mit der Erzherzoginn Claudia und ihrem Sohne dem Erzherzog Ferdinand Carl, Landesfürsten von Tyrol, in weitschichtige Streitigkeiten wegen der Territorial-Hoheit, wegen der Besteuerung der Geistlichkeit, und noch einiger andern Gegenstände. Der Bischof betrieb seine Sache vor dem Reichstage, zu Münster beym Friedens-Congresse, zu Wien und zu Rom mit außerordentlichen Kosten, hielt sich ein Mahl durch vier Monathe mit einem

zahlreichen Gefolge zu Innsbruck auf, um einen Vergleich zu unterhandeln, und war doch nicht so glücklich, die Beylegung dieser Streitigkeiten zu erleben.

Dazu kam, daß auf ein Mahl die Freyherrn von Gresta als Abkömmlinge der alten Herrn von Castelbarco aufstunden; und das Lehen der vier Vikariate zurückforderten. Sie erhielten vom Reichs-Hofrath ein günstiges Urtheil, und wurden durch den Erzherzog Ferdinand Carl, welchem die Execution aufgetragen worden, in den Besitz nicht nur der vier Vikariate, sondern auch mehrerer madruzischer Allodialgüter, an den wälschen Confinen, im Werthe von drey und sechzig tausend rhein. Gulden, zum Ersatze der Kosten und vermißten Früchte gesetzet.

So groß die Kosten und Nachtheile waren, welche dem Bischof Carl Emmanuel durch alle diese widrigen Umstände verursachet wurden, und unerachtet des schon erwähnten großen Aufwandes, den er zur Erlangung der Dispensation vom geistlichen Stande vergeblich gemacht hat, zeigte doch auch Er bey besondern Gelegenheiten die dem Madruzischen Hause gleichsam angeborne Prachtliebe, wiewohl er außerdem sehr eingeschränkt lebte.

Solche besondere Gelegenheiten gab es aber sehr viele, denn bey seinem Leben gab es fast jährliche Durchreisen fürstlicher Personen, welche er alle, nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Schriftstellers, mit königlichem Apparat bewirthet hat; von den Bewirthungen einer großen Anzahl von Cardinälen, Bischöfen, Gesandten u. s. w. nichts zu erwähnen.

Den größten, und einen, nach dem Ausdruck des Bonelli unglaublichen Aufwand machte er, als am 21. December 1648 die Erzherzoginn Mariana, die Tochter des Kaisers Ferdinand III. und bestimmte Braut des Königs Philipp IV. von Spanien und ihr Bruder der römische König Ferdinand mit einer ungefähr aus 1000 Köpfen bestandenen Suite nach Trient kamen, und sich dort aus verschiedenen, hieher nicht gehörigen Ursachen bis zum 19. May 1649 aufhielten. Der Fürstbischof bewirthete die drey ersten Tage den ganzen Hof, und Mariani sagt, daß es außer der königlichen, noch mehr als 40 gedeckte Tafeln gab. Er wiederhohlte diese Bewirthungen während des langen Aufenthalts dieser königlichen Gäste noch öfter, und vergeudete königlichen Aufwand, um die Gunst des kaiserlichen Hofes, welche er zum Theile verloren zu haben schien, wieder zu gewinnen.

Miscellen.

Eine der interessantesten Erscheinungen in so vieler Hinsicht ist die Herausgabe des großen Werks: Description de l'Egypte, ou recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française; publié par les ordres de S. M. l'Empereur et Roi, von welchem die erste Lieferung bereits erschienen ist. — Es enthält die Ausbeute jener ewig denkwürdigen Unternehmung des Helden unserer Zeit für die Wissenschaften und Künste in einem Lande, auf das der Blick mit zuerst fällt, wenn von der Cultur der Menschheit die Rede ist. Nur ein Zusammenfluß so günstiger Umstände, als die Vereinigung unterrichteter Gelehrter und Alterthumskenner und talentvoller Künstler unter dem Schutze eines siegreichen Helden, der ihre Arbeiten mit zu seinen vorzüglichsten Triumphen rechnete, konnte ein solches Werk von einem Lande hervorbringen, in welchem der Zugang durch Barbarey, Fanatismus und Argwohn dem Reisenden so sehr erschwert wird. Seit der Beendigung jener Unternehmung ist an diesem Werk auf Befehl des Kaisers ununterbrochen gearbeitet worden. Es ist vorzüglich bestimmt, die Thatsachen von dem physischen Zustande Ägyptens, und von dem, was die bürgerlichen Verhältnisse, die Geographie, die Künste und Wissenschaften betrifft, aufzustellen.

Es wird enthalten: 1) Die Tempel, Palläste, Grabmähler, alle alte Denkmähler Ägyptens nach den genauesten Messungen; eine Folge pittoresker Ansichten der Denkmähler in ihrem gegenwärtigen Zustande; topographische Plane von der Lage der alten Städte, und endlich eine Sammlung ägyptischer Manuscripte, astronomischer Denkmähler; Gegenstände aus dem bürgerlichen Leben, historische Bildhauerarbeiten und Basreliefs mit Hieroglyphen. — 2) Die vorzüglichsten neuen Gebäude, und alles was für die Kenntniß des gegenwärtigen Ägyptens wichtig ist. 3) Die Beschreibung aller unbekannten oder unvollkommen beschriebenen Thiere, Pflanzen und Mineralien. Das ganze Werk zerfällt also in drey Theile: Alterthümer, Neuerer Zustand, Naturgeschichte. Die Eroberung Ägyptens durch die Araber ist der Punct, der das Alterthum von der neuern Zeit hier trennt. — Die Alterthümer betragen 420 Kupfer in fünf Bänden; der neuere Zustand 170 Kupfer in zwey Bänden: die Naturgeschichte 250 Kupfer in zwey Bänden. 650 Kupfertafeln sind davon bereits gestochen. Dazu kommt nun noch ein geographischer Atlas von 50 Blättern. — Das gewöhnliche Format der Kupfer ist groß Atlas und das Papier ist 26 Zoll lang und 20 breit; das doppelte Format ist 40 Zoll lang, und das größte 50 Zoll, da sie von gleicher Höhe sind, so gehen sie in einen Band, wenn die Kupfer gebogen werden. Einige andere Kupfer sind 42 Zoll lang und 30 Zoll breit. Hundert Kupfer übersteigen das gewöhnliche Format. — Ein in Kupfer gestochener Titel wird dem Werke vorgesetzt. Der Text besteht 1) aus einer historischen Vorrede und der Erklärung der Kupfer; 2) aus mehrern Bänden Beschreibungen der Alterthümer und der Memoiren, wie die Kupfer in drey Theile getheilt. Das Ganze erscheint in drey Lieferungen, von denen jede einen Theil von allen drey Abschnitten enthält.

Die bereits erschienene erste Lieferung enthält: 1) Den ersten Band der Alterthümer mit 97 Kupfern, welche die Denkmähler von Philä, Syene, Elephantine, Ombos, Edfu, Elethyia, Esne, Erment, und alle die von der Insel Philä bis Theben gelegenen Ruinen darstellen, und mit fünf andern Kupfern zu den astronomischen Denkmählern gehörig. 2) Einen halben Band des neuern Zustandes mit 37 Kupfern: Die Gegenstände sind aus Ober- und Unter-Ägypten, und aus der Stadt Kairo, oder aus dem Gebiethe der Kunst, Handwerke, Gebräuche und arabische Inschriften. 3) Einen Viertelband der Naturgeschichte mit 31 Kupfern: Vögel Ägyptens, Fische des Nil, Pflanzen und Mineralien. Diese Lieferung enthält 19 Kupfer übergewöhnliches Format und 16 colorirte Kupfer. Der Text zu dieser Lieferung begreift 1280 Seiten. — Die zweyte Lieferung, welche in einem Jahre erscheinen soll, wird enthalten: 1) den zweyten und dritten Band Kupfer der Alterthümer, einzig der Stadt Theben gewidmet, die Grabmähler der Könige, und die Sammlung von Manuscripten auf Papyrus, die man in den Grabmählern gefunden hat. 2) Einen halben Band des neuern Zustandes in Hinsicht Kairos und Unter-Ägyptens oder aus dem Gebiethe der Kunst, Handwerke u. s. w. 3) Einen halben Band Naturgeschichte. 4) Den gestochenen Titel — nebst dem Texte. — Die dritte Lieferung wird enthalten: 1) den vierten Band Kupfer der Alterthümer, und zwar: Die Denkmähler von Denderah, Abydus, Antäopolis, Groß-Hermopolis, Antinoe, Fayoum, nebst den Grotten und andern Alterthümern Heptanomidens; und den fünften und letzten Band mit den Pyramiden, den Alterthümern von Memphis, Heliopolis und allen alten Städten Nieder-Ägyptens, nebst den Sammlungen von Inschriften, Medaillen, Statuen, Vasen und andern an verschiedenen Orten Ägyptens gefundenen Alterthümern. 2) Einen Band Kupfer von dem neuern Zustande u. s. w. 3) 1½ Band Kupfer zur Naturgeschichte — nebst dem Texte.

Der Subscriptionspreis dieses großen Werkes ist 3600 Fr. auf feinem, und 5400 Fr. auf Velin-Papier. Von einer kleinen Anzahl Exemplare sind die colorirten Kupfer aufs sorgfältigste mit dem Pinsel ausgemahlt, und diese kosten 1350 Franken.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch, den 31. October 1810.

Mir däucht, in der stoischen Philosophie, obwohl Andere sie ungemein rühmen; eine Ursache zu finden, warum unter den guten Kaisern weder große Männer geblüht haben, noch auch der Charakter wieder gewonnen hat. Sustine ist vortrefflich, Abstine aber, oder die Vernichtung aller Begierden, vernichtet auch die Seele, als die sich nicht ohne Grund entschließen kann. Der Grund unserer Unternehmungen aber ist in den Leidenschaften, daher die Stille einschläfert. Im Freystaat ist sie gefährlich, denn sie unterwirft sich allem; gefährlicher als die Leidenschaften, als deren Wirkung durch die Leidenschaften der Anderen aufgehalten wird; gefährlich unter dem Joch, denn durch diese Philosophie wird es ewig; überall unvernünftig: sind etwa Ruhm und Freyheit der Mühe des Verlangens unterwürfig? Überhaupt findet man nicht leicht große Männer in der stoischen Secte, aber große Affectation, keinen Cicero, aber einen Seneca, keinen Cäsar, noch Trajanus, aber einen Antoninus.

Johann von Müller.

Weßhalb verfielen die bildenden Künste zugleich mit der Einführung des Christenthums?

Sehr gewöhnlich ist die Bemerkung, daß die bildenden Künste in der nähmlichen Periode sanken, in welcher das Christenthum allgemein wurde, und sehr natürlich ist daher die Frage: Lag die Schuld davon im Christenthum oder in den damahls herrschenden Zeitumständen? Unstreitig hat die Idee von einem einzigen unsichtbaren vollkommenen Weltregierer etwas Großes und Erhabenes, besonders wenn sie durch den Glauben an eine Offenbarung von allem Schwankenden geläutert wird; aber den sinnlichen Menschen vermag sie nicht zu begeistern. Auch kann eine solche Gottheit keine Darstellung von der Hand eines Künstlers erhalten, hingegen bey einem Volke, wo große Männer und Heroen zuerst als Günstlinge der Gottheit, nachher allmählig als Gottheit selbst, betrachtet wurden, und man nun bald ihre Schwächen und ihre Schicksale der Gottheit selbst zuschrieb; da liefert eine solche Religion bald tausend Gegenstände für den Meißel und Pinsel des bildenden Künstlers. Leidenschaften, sagt Plato, sind Flügel der Seele, und gerade der leidenschaftliche Ausdruck hauchte dem Kunstwerke den eigentlichen Geist ein. Der Charakter des Künstlers wirkte auch auf den Gegenstand, und so bildete der bloß sinnliche Künstler die Venus discincta in der Villa Borghese, indeß der Künstler, der mehr Sinn für geistige Liebe hatte, die verschämtere Venus (Venus pudica) schuf.

Da wo an Joniens schöner Küste, ohne von Sorgen und drückender Arbeit entkräftet oder verunstaltet zu werden, die menschlichen Formen das schönste Ebenmaß erhielten, da wo Mädchen und Jünglinge sich geehrt fühlten, den Künstlern zum Modelle zu dienen, da erhielten auch diese Kunstwerke ihre höchste Vollkommenheit, und der Künstler, der den Lohn der Gottheit erwartete, deren Bildniß er so meisterhaft der allgemeinen Verehrung darstellte, der selbst durch Vaterlandsliebe an der Ehre des Helden Theil nahm, den sein Denkmahl nach dem Wunsche seiner Mitbürger für die ihnen erwiesenen Dienste lohnte, wurde schon hierdurch zu einer eigentlichen Begeisterung entflammt. Selbst die Erziehung der Griechen mußte höchst vortheilhaft auf die Bildung des Künstlers wirken. Seine Fantasie wurde von Jugend an durch die Declamation vaterländischer Gedichte geweckt, das Bild der Helden und Götter Homers schwebte von Jugend an vor seiner Seele. Er sah in den Gymnasien, bey den Leibesübungen nackender Kämpfer, das Spiel der Muskeln, den Ausdruck jeder Leidenschaft, und hatte daher ein gewisses Studium, welches allen spätern Künstlern fehlte. Griechenlands Verfassung selbst weckte und begeisterte den Künstler. Jeder kleine Staat war stolz darauf, große Männer, als Feldherren, Philosophen, Dichter und Künstler, dem ganzen Griechenlande geliefert zu haben; ein edler Wetteifer wurde neuer Sporn, zum Glanze seines Vaterlandes thätig zu werden, und der Beyfall von ganz Griechenland belohnte den Mann, der sich bis zu einer solchen Stufe emporgeschwungen hatte.

Rom häufte, da es die Welt besiegte, auch alle Kunstschätze in seinen Mauern auf. Bey der Leichtigkeit, mit welcher der Römer ungeheure Summen von den unterjochten Staaten zusammenpreßte, konnte er den Künstler, der seine Eitelkeit befriedigte, für die ihm gelieferten Kunstwerke fürstlich lohnen. Die Kunst ging folglich niemahls nach Brod, und bey der Menge reicher Römer fehlte es dem talentvollen Künstler niemahls an Erwerb. Da Rom keinen Handel besaß, sondern immer nur die Schätze der überwundenen Völker an sich zog, bey diesen Schiffahrt, Handel, beträchtliches Grundeigenthum doch immer wieder reichliche Erwerbsquelle für Privatpersonen

wurde; so blieb selbst in den Provinzen, auf die der Geist der Hauptstadt wirkte, und wo man die dorthin geschleppten Kunstwerke doch wieder ersetzt wünschte, auch der einheimische Künstler nicht unbeschäftigt und unbelohnt.

Das Christenthum erwärmte auch das Herz des Künstlers mit Liebe und Bewunderung für den, der sich für dasselbe in den Tod gab. Christus als Knabe, als Lehrer, als sterbend, zuletzt verklärt gen Himmel steigend vorgestellt, von Engeln, Jünglingen voll himmlischer Majestät umgeben, schaffte den Künstlern Stoff zu den herrlichsten Darstellungen; aber sie waren nicht zahlreich, und hatten immer etwas Ähnliches. Der anbethende, der tröstende Engel hatte doch überall den nähmlichen Ausdruck und immer zeigte sich keine heftige Leidenschaft. Der sanft am Kreutze Dahinsterbende rührte, aber es gehörte selbst ein Herz dazu, das nahe mit dem Himmel verwandt war, um jene übermenschliche Sanftmuth in den Zügen des Sterbenden auszudrücken, der selbst seinen Feinden vergab, oder jenes sanfte Hingeben der Märtyrer in Liebe und Erwartung dennoch ausdrucksvoll zu schildern. Nach ihrem Herrn und Meister wurden diejenigen, die sich für seine Lehre der Marter und dem Tode Preis gaben, Gegenstände der Darstellung; allein nicht die höchste Schönheit, sondern gerade die Züge dieser geliebten Personen sollte der Künstler aufbehalten. Je schrecklicher ihre Marter war, um desto höher stieg die Bewunderung für denjenigen, der dessen ungeachtet seinen Überzeugungen getreu blieb, und so wurde schon ein Künstler mit einer über sein Zeitalter erhabenen Stimmung erfordert, um nicht diesen Schmerz, sondern das Vorgefühl des Himmels im Blicke des Sterbenden auszudrücken. Bald entsprangen Mönche und Nonnen. Wer sollte es der guten sanften Seele verargen, die, um sich dem Verderben zu entziehen, von den Menschen entwich? Aber nicht diese sanfte Schwermuth, nicht die zärtliche Besorgniß, für die Freuden dieser Welt das Glück der Ewigkeit zu verscherzen, vermochten es, den Künstler zu begeistern, und eben so wenig; seinem Kunstwerke einen mannigfachen eigenthümlichen Ausdruck zu verleihen. Bald aber mischten sich unter diese Anachoretten und Zenobiten auch Schwärmer und Häuchler. Ihr geistlicher Stolz wollte nichts mit den Menschen gemein haben, und gerade eine geschmacklose verunstaltende Kleidung schien ihnen nur den Heiligen angemessen zu seyn. So ging bey Darstellung der Heiligen die Schönheit der Form verloren, und eine Heiligen-Legende, so herzlich sie auch von der Mutter, so feurig sie auch vom Kanzelredner vorgetragen wurde, um auf ein junges Gemüth zu wirken, konnte doch bey weitem nicht so allgemein als die Dichtungen der Griechen wirken.

Nun kam noch der Glaube der Christen hinzu, aller Gottesdienst der Heiden sey Verehrung schändlicher Dämonen, und was zum Dienste derselben gebraucht worden, würde hierdurch des Christen unwürdig. Mit Schaudern bebte daher der fromme christliche Künstler vor den schönsten Werken des Alterthums zurück, und die Nachahmung derselben würde ihn sogar als eine Versuchung der Dämonen in Schrecken gesetzt haben. Daher wurden seit den Zeiten Constantins so viele herrliche Tempel zerstört, die, wären sie gleich Roms Pantheon in christliche Kirchen verwandelt worden, uns die herrlichsten Muster alter Baukunst aufbehalten hätten. Ja der Fanatiker freute sich, wenn er die Bildsäule einer Venus oder Diana zerstörte, den bisher unter diesem Bilde verehrten Dämon zu beugen. Dieses alles zugegeben, so würde doch die Einführung des Christenthums den bildenden Künstlern nicht geschadet haben; denn das Christenthum weckte auch einen gewissen Geist, wodurch die Seele wieder einen herrlichen Aufschwung erhielt. Die Lehren der alten Philosophen wurden nur dem gebildeten und begüterten Theil der Nation dargebothen; aber der Christ trug die Lehren der Weisheit und Tugend zur Hütte des Wilden und in den Kerker des Sclaven. Das Christenthum wirkte folglich auf die ganze Nationalbildung, und so wie die Christen den jüdischen Gebräuchen entsagten, sich allmählig zur Annahme von Militär- und Civil-Ämtern, und zur Leistung der Eide bequemten, so wie sich selbst Kirchenväter nach alten Classikern bildeten, und andere sogar, Platos Lehren mit dem Christenthum zusammenwebend, den neuen Platonismus schufen; so würde auch sicherlich bald die erste Strenge nachgelassen, und bey dem Einflusse, den Schönheit auf jedes menschliche Auge hat, auch diese bald wieder den Künstler begeistert haben, und sein hohes Vorbild geworden seyn. Es war folglich nicht allein die Einführung des Christenthums, wodurch die bildenden Künste sanken. Den entarteten Römern, diesen Herren der Welt, genügte nicht mehr die einfache Natur, seitdem sie einen kostbaren Fisch theurer als einen Ochsen bezahlten, nur afrikanische Tauben oder das Gehirn von Pfauen dem Großen, ein seiner Zunge würdiger Leckerbissen schienen. Da nicht mehr die einfache Lyra und Flöte, sondern Cythern, die kaum auf einem Wagen fortgebracht werden konnten, und Wasserorgeln zu ihren Concerten erforderlich waren, da wurde auch bey ihnen der Geschmack für das Colossalische und Außerordentliche herrschend. Nicht mehr die Schönheit, sondern nur das Colossalische der Form, und die Kostbarkeiten der Materie befriedigten jetzt die Wünsche des Römers. Wie dieß schon vor Einführung des Christenthums der Fall war, beweist Neros goldner Pallast; und seitdem man den Imperatoren goldne Bildsäulen errichtete, da wurde bey den Großen nicht mehr das Sehnen nach Meisterwerken der Kunst, sondern nach goldenen und silbernen Bildsäulen und Geschirren rege.

Nun kam ein neues Übel in Gang. Seitdem Cäsar, um den römischen Geist zu schwächen, auch Barbaren die Senatorwürde ertheilte; seitdem Caracalla, um, wie dieß bey dem Nachlasse römischer Bürger der Fall war, an jeder Erbschaft Theil zu nehmen, allen Unterthanen auch das Bürgerrecht Roms ertheilte, welches schon Severus als einen ererbten Staat betrachtete; da stand jedem Manne, der sich die Gunst des Imperators erwarb, so wie jedem Tapfern und Kühnen der Weg zu den höchsten Ehrenstellen offen. So verschwand römischer Geist und römische Cultur, jener schöne Nachhall von Griechenlands vormahliger Bildung. Daher konnte der schamlose Priester von Emesa, Bassianus Elagabal, und der thrazische Bauer Maximin den Thron der Cäsarn schänden, und der illyrische Sclavensohn Diokletian das dem freyen Manne verächtliche Hof-Ceremoniel der Perser den Römern gebiethen. So war allmählig Stumpfheit, die Gefährtinn der Sclaverey, im römischen Reiche herrschend geworden. Wie konnte unter dem beständigen Drucke des militärischen Despotismus, bey der unaufhörlichen Gefahr, Leben und Eigenthum zu verlieren, der Geist des Künstlers sich einen kühnen Aufflug gestatten, oder gar zur Ausführung eines Meisterwerks bestimmen, da ihm der Staat nicht einmahl mehr für den folgenden Morgen sein

Daseyn sichern konnte. Wie konnte der Künstler auf sichere Zahlung rechnen, seitdem der Thrazier Maximin nicht bloß die Äcker der Städte, die zum Unterhalte der Tempel und öffentlichen Gebäude gehörten, verkaufte, sondern sogar, um die Habgier seiner Soldaten zu befriedigen, die goldenen und silbernen Bildsäulen aus den Tempeln einschmelzen, und in Münze verwandeln ließ. Dieß alles zusammengenommen mußte jede schöne Anlage des Künstlers lähmen, und dieß noch in einem höhern Grade, da Rom seit den Zeiten Diokletians nicht mehr Residenz blieb, sondern allmählig zur Provinzialstadt herabsank. Da hierdurch die ersten Familien Roms in Dürftigkeit sanken, Nikomedien und Mayland Residenz der Auguste, der Aufenthalt der Cäsarn höchst unbestimmt wurde, so konnten in keiner dieser Städte Gebäude, so wie Werke der bildenden Künstler, einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreichen, als vormahls zu Rom, welches Jahrhunderte lang Hauptstadt der gebildeten Welt war, und wo der Künstler, vom geschmackvollen Großen geehrt, selbst zu ihren Festen und ihrem Umgang gezogen, zugleich hierdurch am Genuß seiner ihnen gelieferten Kunstwerke Theil nahm, und daher bey ihren Bestellungen mit doppelter Vorliebe arbeitete. Selbst die Ungewißheit, womit zur Zeit des militärischen Despotismus jeder Große seine Würde, ja selbst sein Leben, genoß, jene häufigen Empörungen der Heere, jener Kampf um die Herrschaft des Reichs, und die Einfälle wilder Völker mußten die Menschen von jeder edeln Verfeinerung zum rohen Genusse des Moments herabstimmen. Daher dachte der entartete Römer nicht mehr an das Lob der Nachwelt, sondern an den Genuß des Augenblicks, wie es jederzeit der Mensch thut, der in der nächsten Minute nicht mehr seines Lebens und seiner Habe sicher ist. Gerade dieser Geist ist der Feind der Ordnung, des Guten und Großen, und nähert den Menschen dem Thiere, das doch gerade dadurch nicht glücklich wird, weil es, ohne sein Schicksal zu ahnen, dem Schlächter folgt. Da bey den Römern einmahl diese Gleichgültigkeit gegen Alles, was außer ihnen lag, und nicht augenblicklich auf ihre Person Bezug hatte, entstand, so würden auch ohne allen Bezug auf das Christenthum die bildenden Künste erloschen seyn.

Nun kamen neue Übel hinzu. Barbaren plünderten Rom: edles Metall reitzte ihre Lüsternheit, und wurde ohne Rücksicht der Form zerschlagen, und als Beute vertheilt. Ein großer Theil der von Genserich aus Rom entführten Schätze versank im Meere. Da Rom nicht mehr eine der Größe seines Umfanges angemessene Bürgerzahl enthielt, so konnte man nicht überall dem Muthwillen, der so gern verletzt und verstümmelt, steuern, und die herrschende Armuth war der Erhaltung der Kunstwerke hinderlich. Daher jene Gleichgültigkeit der Römer, die im fünften Jahrhunderte den Kaiser Majorian zu so harten Strafgesetzen gegen die Zerstörer alter Kunstwerke zwang. Manche Feuersbrünste kamen hinzu, und mancher zufällige Umstand. So ließ, wenn man der Erzählung trauen darf, Belisar, als es ihm an Schleudersteinen gebrach, die Bildsäulen am Grabe Hadrians zerschlagen und auf die Feinde werfen. Wer dieß alles zusammenstellt, der kann wohl unmöglich dem Christenthume den Verfall der bildenden Künste zuschreiben; vielmehr wurden sie durch die hohe Begeisterung, die das Christenthum wieder bey dem Künstler erzeugte, aufs Neue geweckt. Welche Richtung sie gegenwärtig nehmen werden, darüber sehen sich ihre Verehrer oft betroffen an, und daß wenigstens der größte Theil vom Norden Europas, Jahrhunderte lang auf ihren Genuß, so wie auf die Erzeugung vorzüglicher Künstler, durch die Zeitumstände Verzicht zu leisten gezwungen seyn dürfte, öffnet noch eine traurige Aussicht mehr!

Salvatori's Reise nach Persien.

Der Doctor Salvatori, welcher dem französischen Großbothschafter, General Gardanne, im Jahre 1807 als erster Gesandschafts-Arzt nach Persien gefolgt ist, läßt uns, nach mehrern Nachrichten, viel Merkwürdiges über den innern Zustand dieses Landes erwarten. Verschiedene öffentliche Blätter haben bereits einzelne in sein Fach als Arzt und Naturforscher einschlagende Bemerkungen, mitgetheilt. Wir geben hier einige Stellen aus einem andern Briefe Salvatori's, in welchem er seine Reise von Constantinopel nach Teheran schildert, und der in den inhaltreichen Fundgruben des Orients in italienischer Sprache abgedruckt ist.

Die Reise dauerte von der Hauptstadt des türkischen Reichs bis in die des heutigen Beherrschers von Persien sechs und achtzig Tage, worunter dreyzehn Ruhetage waren. Sie ging über Scutari, und das ehemahlige Nicomedia nach Nicäa. Wie sehr sich in diesen einst so gepriesenen Gegenden alles verändert hat, mögen folgende Nachrichten erweisen:

„Nicomedia liegt am Abhange eines gähen Gebirgs, das sich bis an das Meer ausdehnt, und zählt heut zu Tage drey tausend türkische, zwey tausend armenische, und drey hundert griechische Häuser. Nichts ist mehr von dem alten Glanze der Residenz des Nikomeds, der Geburtsstadt des römischen Consuls und Generals Flavius Arrianus, Epiktets berühmten Schülers, den man den neuen Xenophon nannte, übrig geblieben. Zerstreut und verachtet von den gegenwärtigen Bewohnern liegen eine Menge Ruinen umher. Ein Überrest von Maximians Pallaste auf der Fläche eines hohen Hügels, von welchem aus sich entzückende Aussichten eröffnen, ist das Merkwürdigste von diesen Trümmern."

„Von Nicomedia (welches die Türken Isnik-Mid nennen) bis Nicäa sind drey Caravanen-Tagreisen. Den ersten Tag zieht sich der Weg längs den Ufern des bithynischen Golfs hin, an welchem lachende Güter mit aller Art von Baumfrüchten liegen. Hat man das Dorf Karamussal zurückgelegt, so findet man an der Küste eine halb eingestürzte Wasserleitung, welche drey Bogen und einen Wasser-Kanal von drey Zoll Durchschnitt hatte. Aus den übrigen Trümmern umher möchte man auf eine ansehnliche Stadt schließen, die einst hier gestanden hat."

„Eine Tagreise vor Nicäa blieben wir im Dorfe Kyz-Devrent über Nacht. Es ist bloß mit Bulgaren bevölkert, welche von sieben Familien abstammen, die vor zweyhundert Jahren wegen Religions-Verfolgungen ihr Vaterland verließen, und in dieser wilden Gebirgsgegend Zuflucht fanden. Heut zu Tage sind es 150 Familien, welche minder unterdrückt, als in den meisten andern Gegenden des türkischen Reichs, eine Menge Flachs, Seide und Früchte auf ihrem Boden ziehen. Bey Tagesanbruch sah ich viele Weiber fröhlich und singend Flachs

klopfen. Ihr Geräthe war hierbey dem in Italien gebräuchlichen ähnlich."

„Von der Spitze des Bergs, an dessen Seite letzteres Dorf liegt, eröffnet sich ein schönes, herrliches Gemählde. Man sieht eine ungeheure Ebene, auf welcher sich rechts der askanische See in einer Länge von acht, und einer Breite von mehr denn zwey Stunden, erstreckt. Die Fischerey auf diesem See trägt dem Sultan jährlich 12000 Piaster ein. Rings um ihn her liegen fünfzehn Dörfer, und das Land in dieser Gegend könnte unmöglich lachender seyn."

„Nicäa liegt in einer sehr sumpfigen Ebene nahe an dem See. Die alten Mauern befinden sich noch im besten Zustande, und verrathen deutlich die ehemahlige Größe der Stadt. Hier erblickt man ungeheure Ruinen von drey verschiedenen Epochen. Die ansehnlichsten sind die aus Kaisers Constantius Jahrhundert. Ich besuchte die Kirche, in welcher zwey Concilien gehalten, und die Arrianer und Iconoklasten verdammt wurden. Sie ist noch sehr gut erhalten, und ihre Säulen bestehen aus kostbaren Steinen. Heut zu Tage zählt Nicäa nur noch 160 türkische und 65 griechische Häuser. Sein ganzer Handel beschäftigt sich mit Seide und etwas Tabak. Die feuchte, stinkende Luft, welche der See und die Sümpfe ausathmen, macht den Aufenthalt in dieser Stadt sehr ungesund. Auch sind die meisten Bewohner fast immer von hartnäckigen Fiebern, Verstopfungen und Wassersuchten geplagt."

„Von Nicäa aus nahmen wir die Straße durch Bithynien, und ließen den berühmten Olympus, an dessen Fuß die Städte Prusia und Gordium am Sangarius gebaut waren, rechts liegen. Links befanden sich die griechischen Colonien. Von Nicäa bis Angora (dem alten Ancyra) sind es zehn Caravanen-Tagreisen. Die große und schöne Ebene von Ak-Serai ausgenommen, die den Sangarius und Gallus bewässern, und wo der Anbau gar nicht besser seyn könnte, ist der ganze Weg der traurigste und unbequemste, den man finden kann. Sehr wenig landwirthschaftliche Cultur, wüste, unfruchtbare Felder, auf welchen man bloß Soda und Limonium erblickt, Salzwasser, und Walken feinen Staubs, der in die Augen dringt, und ein heftiges Brennen verursacht, sind alles, was man auf der Reise durch das alte Galathien findet."

„Eine Tagreise, ehe man nach Angora kommt, sieht man die große Ebene, auf welcher Bajazeth geschlagen wurde, und dem wilden Tamerlan in die Hände fiel."

„Angora, eine in heiligen und profanen Schriftstellern oft genannte Stadt, ist am Abhange eines gähen Felsen gebaut, mit dreyfachen Mauern umgeben, und wird von einem, beynahe unüberwindlichen, Kastelle beherrscht. Heut zu Tage hat es gegen 6000, größtentheils armenische Häuser. Sein meister Handel besteht in den Haaren seiner berühmten Ziegen, aus welchen man eine Art von Kamelott, Schall von Angora genannt, verfertiget."

„Die ungeheure Menge von Ruinen und Inschriften, welche man findet, beweisen, wie ansehnlich Ancyra einst gewesen seyn muß. Der Apostel Paul zählt es unter die sieben Hauptkirchen von Asien; was aber seinen ehemahligen Glanz noch besser beweist, sind die prachtvollen Gebäude, welche noch stehen, und unter denen das berühmte Monument von Augustus das vorzüglichste ist. Es ist ganz von Marmor; ich getraue mir aber nicht, seine ursprüngliche Bestimmung anzugeben. Beym ersten Anblicke hätte ich es für ein Prätorium gehalten. Im Vorhofe sieht man zwey parallellaufende Mauern, gleich Sälen, die mit breiten Marmorsteinen bedeckt sind. Auf der einen Seite liest man folgende Inschrift in schönen römischen Buchstaben, die auf der andern Seite eben so schön griechisch steht: Rerum gestarum Divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi romani subjecit, et impensarum, quas in rempublicam populumque romanum fecit, incisarum in duabus aheneis pilis, quae sunt Romae positae exemplar subjectum."

„Trotz den prächtigen Gebäuden, Inschriften, Colonen, Ziegen, dreyfachen Mauern, und trotz August und dem Prätorium, möchte ich doch um alles in der Welt nicht in Angore leben. Die Stadt ist düster, das Volk anmaßend und fanatisch, das Wasser schlecht, die Sonne glühend; an Gesellschaft, an Bäumen und Grün fehlt es gänzlich, und ich war recht froh, als wir das gepriesene Ancyra wieder verließen."

Die weitere Reise geht durch das alte Cappadocien über das Taurus-Gebirge und den Euphrat nach Erzerum, wo der Bascha und Ex-Großvezier, Jussuf Bascha, dem Großbothschafter prächtige Feste gab. Nur wenige Tage, so kamen die Reisenden an die Gränzen des türkischen Reichs, und in Gegenden, in welchen die Kurden unaufhörlich Jammer und Schrecken verbreiteten. Hier sahen sie den Berg Ararath, der sonst beynahe immer in Wolken gehüllt ist, in seiner ganzen Größe klar vor sich liegen.

„Mitten in einer großen Ebene," sagt Hr. Salvatori, „liegt der hohe, steile Ararath, dessen spitziger Gipfel sich schon in größter Entfernung zeigt. Die armenischen Mönche haben seit undenklichen Zeiten die Sage unterhalten, daß die Arche Noah's noch auf der Spitze dieses Bergs vorhanden sey, und bekräftigen sie überflüssiger Weise durch zwey Wunder, die sie erzählen. Einer ihrer Mönche, erzählen sie, hatte den sehnlichsten Wunsch, die Reste des wunderbaren Schiffes mit eigenen Augen zu sehen. Er fastete daher vierzig Tage aufs allerstrengste, nach deren Verfluß er von den zur Bewachung der Arche bestellten Engeln auf die Spitze des heiligen Bergs getragen wurde. Mit aller Bequemlichkeit betrachtete er Noah's Werk; aber statt es auszumessen und genau zu untersuchen, bath er seine himmlischen Führer bloß um ein Bret aus der Arche, daß er auch wirklich von seiner Luftreise zurückbrachte, und welches noch in seinem Kloster aufbewahrt wird. Das zweyte Wunder ist die völlige Unmöglichkeit, den Berg zu besteigen. Andere, welche den Versuch machen, werden nähmlich bald von einem unwiderstehlichen Schlafe überfallen, während dessen sie von den Engeln, so oft sie auch wieder die Reise antreten, immer wieder auf den Punct zurückgebracht werden, von dem sie ausgegangen sind."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

V.

Öffentliche Staatsacten.

Österreichs Freyzügigkeits-Verträge.

1.

Mit dem Großherzogthum Baden.
dd. Wien, 17. September 1808.

Seine kaiserlich-königliche apostolische Majestät, und Seine königl. Hoheit der Großherzog zu Baden, haben bereits, vermög einer am 20. December 1804 ausgefertigten Convention, gewisse Freyzügigkeits-Grundsätze zum Wohl Ihrer beyderseitigen Unterthanen festgesetzt, und solche auch seit dem Anfang des Jahres 1807 auf die indessen neu erworbenen Lande ausgedehnt, ohne daß jedoch über diese Ausdehnung ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden.

Da nun sowohl von Seiten des kaiserl. königl. Österreichischen, als des großherzoglich-Badischen Hofes die Geneigtheit bezeigt worden, hierüber einen verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag ausfertigen zu lassen; so sind hierzu beyderseits ernennt, und bevollmächtigt worden:

Von Seite Sr. kaiserl. königl. apostol. Majestät, Herr Joseph Freyherr von Hormayr zu Hortenburg, Director des geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archives, und Hofsecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten.

Und von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, Herr Carl Freyherr von Rosenfels, am kaiserl. königl. Hoflager accreditirter Geschäftsträger und großherzoglich-Badenscher Oberster.

Selbe haben sich nun über den nachstehenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereinigt:

Artikel 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-Österreichischen und sämmtlichen großherzoglich-Badenschen Staaten, soll eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, eingehoben werden soll.

Art. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtsgeldes schließt indessen weder die Erhebung der Emigrations-Taxe noch der Erbsteuer aus, welche mit den im österreichischen Kaiserstaate bestehenden Auswanderungsgrundsätzen, und durch diese mit Local-Umständen und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehet, und die selbst von jedem Unterthan des österreichischen Kaiserstaates erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

Art. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben dieses Vertrags ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bey Strafe der Vermögens-Confiscation auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

Art. 4. Als fernere Folge dieses Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe, in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsätze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

Art. 5. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe, in Fällen der Auswanderung, bey den vorigen Bestimmungen, wornach drey Procente des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habende Abgabe, und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechtsgrundsätzen hervor geht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben, so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souveräner Macht wegen, gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Art. 6. Das Vermögen, dessen freye Ausführung vertragsmäßig gestattet wird, soll nach seinem ganzen wahren Werth verabfolgt werden, dergestalt, daß der Empfänger den ganzen reellen Betrag erhalte, wie er an dem Ort erhoben wird, wo das Vermögen gelegen oder angefallen ist. Hierdurch soll jedoch der Gesetzgebung beyderseitiger Regierungen über die Art und Geldsorte, in welcher das Vermögen überhaupt in das Ausland verbracht werden darf, keineswegs vorgegriffen seyn.

Art. 7. Obgleich vermöge dieses Vertrags alle Abzüge, die an die landesherrlichen Cassen fließen, aufhören, so soll doch denjenigen Ständen und Corporationen, und andern, die zur Erhebung der Nachsteuer berechtiget sind, dadurch nichts an ihren Befugnissen benommen seyn.

Art. 8. Da die gegenwärtige Convention nicht als ein neuer Vertrag, sondern als eine Erneuerung und Erweiterung des bereits unterm 20. December 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrags, und der im Anfange des Jahres 1807 erfolgten Ausdehnung angesehen werden soll, so hat dieselbe auch auf die vor ihrer Abfassung und Ratification eingetretenen Fälle, in sofern sie unter der früheren Übereinkunft begriffen waren, zurück zu wirken.

Art. 9. Bey der Anwendung dieses Vertrags ist nicht der Tag in Betracht zu nehmen, an welchem das in Frage stehende Vermögen durch Erbschaft, oder sonst angefallen ist, sondern derjenige, an welchem es exportirt wird.

Art. 10. Die unmittelbare Genehmigung dieses Staats-Vertrags soll sowohl bey Sr. kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, alsbald nachgesucht werden.

Zur Bestätigung dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten gegenwärtigen doppelt gefertigten Staatsvertrag eigenhändig unterzeichnet, besiegelt, und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen zu Wien am 17. September 1808.

(L. S.)	(L. S.)
Joseph Freyherr von Hormayr.	Carl Freyherr von Rosenfels.

2.

dd. Günzburg, 1. September 1806.

Nachdem die durch den Preßburger Frieden herbeygeführte Veränderung des Besitzes verschiedener, hauptsächlich der ehemahligen Vorder-Österreichischen Länder für manchen Pensionisten die unangenehme Folge haben könnte, seinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen, und mit einem andern, zum nicht geringen Nachtheile seiner ökonomischen Verhältnisse, verwechseln zu müssen, so haben Seine Majestät der Kaiser von Österreich, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden beschlossen, dieser Inconvenienz, zum Besten der beyderseitigen Unterthanen, durch Abschließung einer förmlichen Convention abzuhelfen.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich, haben zu dem Ende Ihren wirklichen Hofrath und Hofcommissär, Joseph Innocenz von Steinherr, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden, Ihren geheimen Referendär, Joh. Baptist Hofer, zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, welche über nachstehende Artikel überein gekommen sind.

Art. 1. Den pensionirten Dienern ohne Unterschied hohen und niedern, geistlichen und weltlichen, Civil- und Militärstandes, soll es frey stehen, nach ihrer Privat-Convenienz die von einem Theile bewilligten Pensionen, in dem Lande des andern Theiles verzehren zu dürfen.

Art. 2. Die Jurisdiction des Souveräns, in dessen Lande sie die Pensionen verzehren, soll wegen aller dort begangenen Handlungen oder contrahirten Verbindlichkeiten oder eingeklagten Ansprüche nicht erschwert, mithin von dem Pensionsherrn keine weitere Jurisdictions-Ansprüche an ihn gemacht werden, als jene, welche zur Bedeckung seiner Unterthanen wegen ihrer Forderung auf solche Pensionisten abzielen, oder aus einem in dem Lande des Pensiongebers beybehaltenen Gutsbesitze fließen.

Art. 3. Der in dem vorstehenden Artikel 2. enthaltenen Einschrän-

Kopfen. Ihr Geräthe war hierbey dem in Italien gebräuchlichen ähnlich."

„Von der Spitze des Bergs, an dessen Seite letzteres Dorf liegt, eröffnet sich ein schönes, herrliches Gemählde. Man sieht eine ungeheure Ebene, auf welcher sich rechts der askanische See in einer Länge von acht, und einer Breite von mehr denn zwey Stunden, erstreckt. Die Fischerey auf diesem See trägt dem Sultan jährlich 12000 Piaster ein. Rings um ihn her liegen fünfzehn Dörfer, und das Land in dieser Gegend könnte unmöglich lachender seyn."

„Nicäa liegt in einer sehr sumpfigen Ebene nahe an dem See. Die alten Mauern befinden sich noch im besten Zustande, und verrathen deutlich die ehemahlige Größe der Stadt. Hier erblickt man ungeheure Ruinen von drey verschiedenen Epochen. Die ansehnlichsten sind die aus Kaisers Constantius Jahrhundert. Ich besuchte die Kirche, in welcher zwey Concilien gehalten, und die Arrianer und Iconoklasten verdammt wurden. Sie ist noch sehr gut erhalten, und ihre Säulen bestehen aus kostbaren Steinen. Heut zu Tage zählt Nicäa nur noch 160 türkische und 65 griechische Häuser. Sein ganzer Handel beschäftigt sich mit Seide und etwas Tabak. Die feuchte, stinkende Luft, welche der See und die Sümpfe ausathmen, macht den Aufenthalt in dieser Stadt sehr ungesund. Auch sind die meisten Bewohner fast immer von hartnäckigen Fiebern, Verstopfungen und Wassersuchten geplagt."

„Von Nicäa aus nahmen wir die Straße durch Bithynien, und ließen den berühmten Olympus, an dessen Fuß die Städte Prusia und Gordium am Sangarius gebaut waren, rechts liegen. Links befanden sich die griechischen Colonien. Von Nicäa bis Angora (dem alten Ancyra) sind es zehn Caravanen-Tagreisen. Die große und schöne Ebene von Ak-Serai ausgenommen, die den Sangarius und Gallus bewässern, und wo der Anbau gar nicht besser seyn könnte, ist der ganze Weg der traurigste und unbequemste, den man finden kann. Sehr wenig landwirthschaftliche Cultur, wüste, unfruchtbare Felder, auf welchen man bloß Soda und Limonium erblickt, Salzwasser, und Walken feinen Staubs, der in die Augen dringt, und ein heftiges Brennen verursacht, sind alles, was man auf der Reise durch das alte Galathien findet."

„Eine Tagreise, ehe man nach Angora kommt, sieht man die große Ebene, auf welcher Bajazeth geschlagen wurde, und dem wilden Tamerlan in die Hände fiel."

„Angora, eine in heiligen und profanen Schriftstellern oft genannte Stadt, ist am Abhange eines gähen Felsen gebaut, mit dreyfachen Mauern umgeben, und wird von einem, beynahe unüberwindlichen, Kastelle beherrscht. Heut zu Tage hat es gegen 6000, größtentheils armenische Häuser. Sein meister Handel besteht in den Haaren seiner berühmten Ziegen, aus welchen man eine Art von Kamelott, Schall von Angora genannt, verfertiget."

„Die ungeheure Menge von Ruinen und Inschriften, welche man findet, beweisen, wie ansehnlich Ancyra einst gewesen seyn muß. Der Apostel Paul zählt es unter die sieben Hauptkirchen von Asien; was aber seinen ehemahligen Glanz noch besser beweist, sind die prachtvollen Gebäude, welche noch stehen, und unter denen das berühmte Monument von Augustus das vorzüglichste ist. Es ist ganz von Marmor; ich getraue mir aber nicht, seine ursprüngliche Bestimmung anzugeben. Beym ersten Anblicke hätte ich es für ein Prätorium gehalten, Im Vorhofe sieht man zwey parallellaufende Mauern, gleich Sälen, die mit breiten Marmorsteinen bedeckt sind. Auf der einen Seite liest man folgende Inschrift in schönen römischen Buchstaben, die auf der andern Seite eben so schön griechisch steht: Rerum gestarum Divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi romani subjecit, et impensarum, quas in rempublicam populumque romanum fecit, incisarum in duabus aheneis pilis, quae sunt Romae positae exemplar subjectum."

„Trotz den prächtigen Gebäuden, Inschriften, Colonen, Ziegen, dreyfachen Mauern, und trotz August und dem Prätorium, möchte ich doch um alles in der Welt nicht in Angore leben. Die Stadt ist düster, das Volk anmaßend und fanatisch, das Wasser schlecht, die Sonne glühend; an Gesellschaft, an Bäumen und Grün fehlt es gänzlich, und ich war recht froh, als wir das gepriesene Ancyra wieder verließen."

Die weitere Reise geht durch das alte Cappadocien über das Taurus-Gebirge und den Euphrat nach Erzerum, wo der Bascha und Ex-Großvezier, Jussuf Bascha, dem Großbothschafter prächtige Feste gab. Nur wenige Tage, so kamen die Reisenden an die Gränzen des türkischen Reichs, und in Gegenden, in welchen die Kurden unaufhörlich Jammer und Schrecken verbreiteten. Hier sahen sie den Berg Ararath, der sonst beynahe immer in Wolken gehüllt ist, in seiner ganzen Größe klar vor sich liegen,

„Mitten in einer großen Ebene," sagt Hr. Salvatori, „liegt der hohe, steile Ararath, dessen spitziger Gipfel sich schon in größter Entfernung zeigt. Die armenischen Mönche haben seit undenklichen Zeiten die Sage unterhalten, daß die Arche Noah's noch auf der Spitze dieses Bergs vorhanden sey, und bekräftigen sie überflüßiger Weise durch zwey Wunder, die sie erzählen. Einer ihrer Mönche, erzählen sie, hatte den sehnlichsten Wunsch, die Reste des wunderbaren Schiffes mit eigenen Augen zu sehen. Er fastete daher vierzig Tage aufs allerstrengste, nach deren Verfluß er von den zur Bewachung der Arche bestellten Engeln auf die Spitze des heiligen Bergs getragen wurde. Mit aller Bequemlichkeit betrachtete er Noah's Werk; aber statt es auszumessen und genau zu untersuchen, bath er seine himmlischen Führer bloß um ein Bret aus der Arche, daß er auch wirklich von seiner Luftreise zurückbrachte, und welches noch in seinem Kloster aufbewahrt wird. Das zweyte Wunder ist die völlige Unmöglichkeit, den Berg zu besteigen. Andere, welche den Versuch machen, werden nähmlich bald von einem unwiderstehlichen Schlafe überfallen, während dessen sie von den Engeln, so oft sie auch wieder die Reise antreten, immer wieder auf den Punct zurückgebracht werden, von dem sie ausgegangen sind."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

V.

Öffentliche Staatsacten.

Österreichs Freyzügigkeits-Verträge.

1.

Mit dem Großherzogthum Baden.
dd. Wien, 17. September 1808.

Seine kaiserlich-königliche apostolische Majestät, und Seine königl. Hoheit der Großherzog zu Baden, haben bereits, vermög einer am 20. December 1804 ausgefertigten Convention, gewisse Freyzügigkeits-Grundsätze zum Wohl Ihrer beyderseitigen Unterthanen festgesetzt, und solche auch seit dem Anfang des Jahres 1807 auf die indessen neu erworbenen Lande ausgedehnt, ohne daß jedoch über diese Ausdehnung ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden.

Da nun sowohl von Seiten des kaiserl. königl. Österreichischen, als des großherzoglich-Badischen Hofes die Geneigtheit bezeigt worden, hierüber einen verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag ausfertigen zu lassen; so sind hierzu beyderseits ernennt, und bevollmächtigt worden:

Von Seite Sr. kaiserl. königl. apostol. Majestät, Herr Joseph Freyherr von Hormayr zu Hortenburg, Director des geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archives, und Hofsecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten.

Und von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, Herr Carl Freyherr von Rosenfels, am kaiserl. königl. Hoflager accreditirter Geschäftsträger und großherzoglich-Badenscher Oberster.

Selbe haben sich nun über den nachstehenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereinigt:

Artikel 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-Österreichischen und sämmtlichen großherzoglich-Badenschen Staaten, soll eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, eingehoben werden soll.

Art. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtsgeldes schließt indessen weder die Erhebung der Emigrations-Taxe noch der Erbsteuer aus, welche mit den im österreichischen Kaiserstaate bestehenden Auswanderungsgrundsätzen, und durch diese mit Local-Umständen und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehet, und die selbst von jedem Unterthan des österreichischen Kaiserstaates erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

Art. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen beziehet, so bleiben dieses Vertrags ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bey Strafe der Vermögens-Confiscation auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

Art. 4. Als fernere Folge dieses Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe, in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsätze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

Art. 5. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe, in Fällen der Auswanderung, bey den vorigen Bestimmungen, wornach drey Procente des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habende Abgabe, und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechtsgrundsätzen hervor geht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben, so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souveräner Macht wegen, gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Art. 6. Das Vermögen, dessen freye Ausführung vertragsmäßig gestattet wird, soll nach seinem ganzen wahren Werth verabfolgt werden, dergestalt, daß der Empfänger den ganzen reellen Betrag erhalte, wie er an dem Ort erhoben wird, wo das Vermögen gelegen oder angefallen ist. Hierdurch soll jedoch der Gesetzgebung beyderseitiger Regierungen über die Art und Geldsorte, in welcher das Vermögen überhaupt in das Ausland verbracht werden darf, keineswegs vorgegriffen seyn.

Art. 7. Obgleich vermöge dieses Vertrags alle Abzüge, die an die landesherrlichen Cassen fließen, aufhören, so soll doch denjenigen Ständen und Corporationen, und andern, die zur Erhebung der Nachsteuer berechtiget sind, dadurch nichts an ihren Befugnissen benommen seyn.

Art. 8. Da die gegenwärtige Convention nicht als ein neuer Vertrag, sondern als eine Erneuerung und Erweiterung des bereits unterm 20. December 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrags, und der im Anfange des Jahres 1807 erfolgten Ausdehnung angesehen werden soll, so hat dieselbe auch auf die vor ihrer Abfassung und Ratification eingetretenen Fälle, in sofern sie unter der früheren Übereinkunft begriffen waren, zurück zu wirken.

Art. 9. Bey der Anwendung dieses Vertrags ist nicht der Tag in Betracht zu nehmen, an welchem das in Frage stehende Vermögen durch Erbschaft, oder sonst angefallen ist, sondern derjenige, an welchem es exportirt wird.

Art. 10. Die unmittelbare Genehmigung dieses Staats-Vertrags soll sowohl bey Sr. kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, alsbald nachgesucht werden.

Zur Bestätigung dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten gegenwärtigen doppelt gefertigten Staatsvertrag eigenhändig unterzeichnet, besiegelt, und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen zu Wien am 17. September 1808.

(L. S.)	(L. S.)
Joseph Freyherr von Hormayr.	Carl Freyherr von Rosenfels.

2.

dd. Günzburg, 1. September 1806.

Nachdem die durch den Preßburger Frieden herbeygeführte Veränderung des Besitzes verschiedener, hauptsächlich der ehemahligen Vorder-Österreichischen Länder für manchen Pensionisten die unangenehme Folge haben könnte, seinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen, und mit einem andern, zum nicht geringen Nachtheile seiner ökonomischen Verhältnisse, verwechseln zu müssen, so haben Seine Majestät der Kaiser von Österreich, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden beschlossen, dieser Inconvenienz, zum Besten der beyderseitigen Unterthanen, durch Abschließung einer förmlichen Convention abzuhelfen.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich, haben zu dem Ende Ihren wirklichen Hofrath und Hofcommissär, Joseph Innocenz von Steinherr, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden, Ihren geheimen Referendär, Joh. Baptist Hofer, zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, welche über nachstehende Artikel überein gekommen sind.

Art. 1. Den pensionirten Dienern ohne Unterschied hohen und niedern, geistlichen und weltlichen, Civil- und Militärstandes, soll es frey stehen, nach ihrer Privat-Convenienz die von einem Theile bewilligten Pensionen, in dem Lande des andern Theiles verzehren zu dürfen.

Art. 2. Die Jurisdiction des Souveräns, in dessen Lande sie die Pensionen verzehren, soll wegen aller dort begangenen Handlungen oder contrahirten Verbindlichkeiten oder eingeklagten Ansprüche nicht erschwert, mithin von dem Pensionsherrn keine weitere Jurisdictions-Ansprüche an ihn gemacht werden, als jene, welche zur Bedeckung seiner Unterthanen wegen ihrer Forderung auf solche Pensionisten abzielen, oder aus einem in dem Lande des Pensiongebers beybehaltenen Gutsbesitze fließen.

Art. 3. Der in dem vorstehenden Artikel 2. enthaltenen Einschrän-

Kopfen. Ihr Geräthe war hierbey dem in Italien gebräuchlichen ähnlich."

„Von der Spitze des Bergs, an dessen Seite letzteres Dorf liegt, eröffnet sich ein schönes, herrliches Gemählde. Man sieht eine ungeheure Ebene, auf welcher sich rechts der askanische See in einer Länge von acht, und einer Breite von mehr denn zwey Stunden, erstreckt. Die Fischerey auf diesem See trägt dem Sultan jährlich 12000 Piaster ein. Rings um ihn her liegen fünfzehn Dörfer, und das Land in dieser Gegend könnte unmöglich lachender seyn."

„Nicäa liegt in einer sehr sumpfigen Ebene nahe an dem See. Die alten Mauern befinden sich noch im besten Zustande, und verrathen deutlich die ehemahlige Größe der Stadt. Hier erblickt man ungeheure Ruinen von drey verschiedenen Epochen. Die ansehnlichsten sind die aus Kaisers Constantius Jahrhundert. Ich besuchte die Kirche, in welcher zwey Concilien gehalten, und die Arrianer und Iconoklasten verdammt wurden. Sie ist noch sehr gut erhalten, und ihre Säulen bestehen aus kostbaren Steinen. Heut zu Tage zählt Nicäa nur noch 160 türkische und 65 griechische Häuser. Sein ganzer Handel beschäftigt sich mit Seide und etwas Tabak. Die feuchte, stinkende Luft, welche der See und die Sümpfe ausathmen, macht den Aufenthalt in dieser Stadt sehr ungesund. Auch sind die meisten Bewohner fast immer von hartnäckigen Fiebern, Verstopfungen und Wassersuchten geplagt."

„Von Nicäa aus nahmen wir die Straße durch Bithynien, und ließen den berühmten Olympus, an dessen Fuß die Städte Prusia und Gordium am Sangarius gebaut waren, rechts liegen. Links befanden sich die griechischen Colonien. Von Nicäa bis Angora (dem alten Ancyra) sind es zehn Caravanen-Tagreisen. Die große und schöne Ebene von Ak-Serai ausgenommen, die den Sangarius und Gallus bewässern, und wo der Anbau gar nicht besser seyn könnte, ist der ganze Weg der traurigste und unbequemste, den man finden kann. Sehr wenig landwirthschaftliche Cultur, wüste, unfruchtbare Felder, auf welchen man bloß Soda und Limonium erblickt, Salzwasser, und Walken feinen Staubs, der in die Augen dringt, und ein heftiges Brennen verursacht, sind alles, was man auf der Reise durch das alte Galathien findet."

„Eine Tagreise, ehe man nach Angora kommt, sieht man die große Ebene, auf welcher Bajazeth geschlagen wurde, und dem wilden Tamerlan in die Hände fiel."

„Angora, eine in heiligen und profanen Schriftstellern oft genannte Stadt, ist am Abhange eines gähen Felsen gebaut, mit dreyfachen Mauern umgeben, und wird von einem, beynahe unüberwindlichen, Kastelle beherrscht. Heut zu Tage hat es gegen 6000, größtentheils armenische Häuser. Sein meister Handel besteht in den Haaren seiner berühmten Ziegen, aus welchen man eine Art von Kamelott, Schali von Angora genannt, verfertiget."

„Die ungeheure Menge von Ruinen und Inschriften, welche man findet, beweisen, wie ansehnlich Ancyra einst gewesen seyn muß. Der Apostel Paul zählt es unter die sieben Hauptkirchen von Asien; was aber seinen ehemahligen Glanz noch besser beweist, sind die prachtvollen Gebäude, welche noch stehen, und unter denen das berühmte Monument von Augustus das vorzüglichste ist. Es ist ganz von Marmor; ich getraue mir aber nicht, seine ursprüngliche Bestimmung anzugeben. Beym ersten Anblicke hätte ich es für ein Prätorium gehalten. Im Vorhofe sieht man zwey parallellaufende Mauern, gleich Sälen, die mit breiten Marmorsteinen bedeckt sind. Auf der einen Seite liest man folgende Inschrift in schönen römischen Buchstaben, die auf der andern Seite eben so schön griechisch steht: Rerum gestarum Divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi romani subjecit, et impensarum, quas in rempublicam populumque romanum fecit, incisarum in duabus aheneis pilis, quae sunt Romae positae exemplar subjectum."

„Trotz den prächtigen Gebäuden, Inschriften, Colonen, Ziegen, dreyfachen Mauern, und trotz August und dem Prätorium, möchte ich doch um alles in der Welt nicht in Angore leben. Die Stadt ist düster, das Volk anmaßend und fanatisch, das Wasser schlecht, die Sonne glühend; an Gesellschaft, an Bäumen und Grün fehlt es gänzlich, und ich war recht froh, als wir das gepriesene Ancyra wieder verließen."

Die weitere Reise geht durch das alte Cappadocien über das Taurus-Gebirge und den Euphrat nach Erzerum, wo der Bascha und Ex-Großvezier, Jussuf Bascha, dem Großbothschafter prächtige Feste gab. Nur wenige Tage, so kamen die Reisenden an die Gränzen des türkischen Reichs, und in Gegenden, in welchen die Kurden unaufhörlich Jammer und Schrecken verbreiteten. Hier sahen sie den Berg Ararath, der sonst beynahe immer in Wolken gehüllt ist, in seiner ganzen Größe klar vor sich liegen.

„Mitten in einer großen Ebene," sagt Hr. Salvatori, „liegt der hohe, steile Ararath, dessen spitziger Gipfel sich schon in größter Entfernung zeigt. Die armenischen Mönche haben seit undenklichen Zeiten die Sage unterhalten, daß die Arche Noah's noch auf der Spitze dieses Bergs vorhanden sey, und bekräftigen sie überflüßiger Weise durch zwey Wunder, die sie erzählen. Einer ihrer Mönche, erzählen sie, hatte den sehnlichsten Wunsch, die Reste des wunderbaren Schiffes mit eigenen Augen zu sehen. Er fastete daher vierzig Tage aufs allerstrengste, nach deren Verfluß er von den zur Bewachung der Arche bestellten Engeln auf die Spitze des heiligen Bergs getragen wurde. Mit aller Bequemlichkeit betrachtete er Noah's Werk; aber statt es auszumessen und genau zu untersuchen, bath er seine himmlischen Führer bloß um ein Bret aus der Arche, das er auch wirklich von seiner Luftreise zurückbrachte, und welches noch in seinem Kloster aufbewahrt wird. Das zweyte Wunder ist die völlige Unmöglichkeit, den Berg zu besteigen. Andere, welche den Versuch machen, werden nähmlich bald von einem unwiderstehlichen Schlafe überfallen, während dessen sie von den Engeln, so oft sie auch wieder die Reise antreten, immer wieder auf den Punct zurückgebracht werden, von dem sie ausgegangen sind."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

V.

Öffentliche Staatsacten.

Österreichs Freyzügigkeits-Verträge.

1.

Mit dem Großherzogthum Baden.
dd. Wien, 17. September 1808.

Seine kaiserlich-königliche apostolische Majestät, und Seine königl. Hoheit der Großherzog zu Baden, haben bereits, vermög einer am 20. December 1804 ausgefertigten Convention, gewisse Freyzügigkeits-Grundsätze zum Wohl Ihrer beyderseitigen Unterthanen festgesetzt, und solche auch seit dem Anfang des Jahres 1807 auf die indessen neu erworbenen Lande ausgedehnt, ohne daß jedoch über diese Ausdehnung ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden.

Da nun sowohl von Seiten des kaiserl. königl. Österreichischen, als des großherzoglich-Badischen Hofes die Geneigtheit bezeigt worden, hierüber einen verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag usfertigen zu lassen; so sind hierzu beyderseits ernennt, und bevollmächtigt worden:

Von Seite Sr. kaiserl. königl. apostol. Majestät, Herr Joseph Freyherr von Hormayr zu Hortenburg, Director des geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archives, und Hofsecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten.

Und von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, Herr Carl Freyherr von Rosenfels, am kaiserl. königl. Hoflager accreditirter Geschäftsträger und großherzoglich-Badenscher Oberster.

Selbe haben sich nun über den nachstehenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereinigt:

Artikel 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-Österreichischen und sämmtlichen großherzoglich-Badenschen Staaten, soll eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, eingehoben werden soll.

Art. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtsgeldes schließt indessen weder die Erhebung der Emigrations-Taxe noch der Erbsteuer aus, welche mit den im österreichischen Kaiserstaate bestehenden Auswanderungsgrundsätzen, und durch diese mit Local-Umständen und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehet, und die selbst von jedem Unterthan des österreichischen Kaiserstaates erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

Art. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben dieses Vertrags ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bey Strafe der Vermögens-Confiscation auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

Art. 4. Als fernere Folge dieses Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe, in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsätze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

Art. 5. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe, in Fällen der Auswanderung, bey den vorigen Bestimmungen, wornach drey Procente des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habende Abgabe, und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechtsgrundsätzen hervor geht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben, so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souveräner Macht wegen, gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Art. 6. Das Vermögen, dessen freye Ausführung vertragsmäßig gestattet wird, soll nach seinem ganzen wahren Werth verabfolgt werden, dergestalt, daß der Empfänger den ganzen reellen Betrag erhalte, wie er an dem Ort erhoben wird, wo das Vermögen gelegen oder angefallen ist. Hierdurch soll jedoch der Gesetzgebung beyderseitiger Regierungen über die Art und Geldsorte, in welcher das Vermögen überhaupt in das Ausland verbracht werden darf, keineswegs vorgegriffen seyn.

Art. 7. Obgleich vermöge dieses Vertrags alle Abzüge, die an die landesherrlichen Cassen fließen, aufhören, so soll doch denjenigen Ständen und Corporationen, und andern, die zur Erhebung der Nachsteuer berechtiget sind, dadurch nichts an ihren Befugnissen benommen seyn.

Art. 8. Da die gegenwärtige Convention nicht als ein neuer Vertrag, sondern als eine Erneuerung und Erweiterung des bereits unterm 20. December 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrags, und der im Anfange des Jahres 1807 erfolgten Ausdehnung angesehen werden soll, so hat dieselbe auch auf die vor ihrer Abfassung und Ratification eingetretenen Fälle, in sofern sie unter der früheren Übereinkunft begriffen waren, zurück zu wirken.

Art. 9. Bey der Anwendung dieses Vertrags ist nicht der Tag in Betracht zu nehmen, an welchem das in Frage stehende Vermögen durch Erbschaft, oder sonst angefallen ist, sondern derjenige, an welchem es exportirt wird.

Art. 10. Die unmittelbare Genehmigung dieses Staats-Vertrags soll sowohl bey Sr. kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Sr. königl. Hoheit dem Großherzog zu Baden, alsbald nachgesucht werden.

Zur Bestätigung dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten gegenwärtigen doppelt gefertigten Staatsvertrag eigenhändig unterzeichnet, besiegelt, und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen zu Wien am 17. September 1808.

(L. S.)	(L. S.)
Joseph Freyherr von Hormayr.	Carl Freyherr von Rosenfels.

2.

dd. Günzburg, 1. September 1806.

Nachdem die durch den Preßburger Frieden herbeygeführte Veränderung des Besitzes verschiedener, hauptsächlich der ehemahligen Vorder-Österreichischen Länder für manchen Pensionisten die unangenehme Folge haben könnte, seinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen, und mit einem andern, zum nicht geringen Nachtheile seiner ökonomischen Verhältnisse, verwechseln zu müssen, so haben Seine Majestät der Kaiser von Österreich, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden beschlossen, dieser Inconvenienz, zum Besten der beyderseitigen Unterthanen, durch Abschließung einer förmlichen Convention abzuhelfen.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich, haben zu dem Ende Ihren wirklichen Hofrath und Hofcommissär, Joseph Innocenz von Steinherr, und Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden, Ihren geheimen Referendär, Joh. Baptist Hofer, zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, welche über nachstehende Artikel überein gekommen sind.

Art. 1. Den pensionirten Dienern ohne Unterschied hohen und niedern, geistlichen und weltlichen, Civil- und Militärstandes, soll es frey stehen, nach ihrer Privat-Convenienz die von einem Theile bewilligten Pensionen, in dem Lande des andern Theiles verzehren zu dürfen.

Art. 2. Die Jurisdiction des Souveräns, in dessen Lande sie die Pensionen verzehren, soll wegen aller dort begangenen Handlungen oder contrahirten Verbindlichkeiten oder eingeklagten Ansprüche nicht erschwert, mithin von dem Pensionsherrn keine weitere Jurisdictions-Ansprüche an ihn gemacht werden, als jene, welche zur Bedeckung seiner Unterthanen wegen ihrer Forderung auf solche Pensionisten abzielen, oder aus einem in dem Lande des Pensiongebers beybehaltenen Gutsbesitze fließen.

Art. 3. Der in dem vorstehenden Artikel 2. enthaltenen Einschrän-

fungen ungeachtet, soll den Pensionisten doch immer die freye Wahl bleiben, auch nachher wieder ihren Aufenthalt ungehindert und ohne allen Abzug und Nachsteuer in dem Staate des Pensionsgebers, und so umgekehrt, nehmen, und daselbst ihre Pensionen verzehren zu dürfen.

Art. 4. Auf diese Wohlthaten können die so genannten Quiescenten, welche, vermög ihrer Pensionirungs-Verhältnisse noch zu besondern Landesdiensten, welche ihre Gegenwart fordern, verpflichtet sind, keinen Anspruch machen.

Art. 5. Die Dauer der wechselseitigen Verbindlichkeit dieser Convention wird hiermit einzig auf die dermahlige Generation, mithin als eine Folge des Friedensschlusses, bloß auf die Lebenszeit der durch diese Veränderungen betroffenen Individuen beschränkt.

Art. 6. Die Ratificationen des gegenwärtigen Vertrags sollen binnen dreyßig Tagen oder wo möglich noch eher ausgewechselt werden.

So geschehen und unterzeichnet Günzburg den 1. Sept. 1806.

(L. S.)
Jos. Innoz. von Steinherr,
k. k. Österreich. Hofrath und
Hofcommissär.

(L. S.)
Joh. Bapt. Hofer,
Großherzoglich Badenscher
geheim. Referendär.

3.

Mit dem Königreiche Bayern.

dd. München, 24. May 1807.

Da sowohl von Seite des kaiserlich-königlich-österreichischen als des königlich-bayrischen Hofes die Geneigtheit bezeugt worden ist, den unterm 4. Junius 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrag zu erneuern, und auf die seit dieser Zeit beyderseits neu erworbenen Länder auszudehnen, auch jene Bestimmungen beyzufügen, wodurch den bereits eingetretenen, und noch etwa sich ergebenden Anständen abgeholfen, und vorgebeugt werden kann: so haben sich die beyderseitigen Bevollmächtigten, nähmlich:

Der am königlichen Hoflager accreditirte kaiserlich-königlich-österreichische wirkliche geheime Rath, außerordentliche Gesandte, und bevollmächtigte Minister, Friedrich Graf von Stadion, und der königlich-bayersche geheime Staats- und Conferenz-Minister, Maximilian Joseph Freyherr von Montgelas, mit beyderseitigem Vorbehalte der unmittelbaren allerhöchsten Genehmigung, über nachstehenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereiniget.

§. 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-österreichischen und sämmtlichen königlich-bayerschen Staaten soll eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, eingehoben werden solle.

§. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtgeldes schließt indessen weder die Erhebung der Emigrations-Taxe, noch der Erbsteuer aus, welche mit den in den kaiserlich-königlichen Erbstaaten bestehenden Auswanderungs-Grundgesetzen, und durch diese mit Local-Umständen, und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehet, und die selbst von jedem Unterthan der k. k. österreichischen Erbstaaten erhoben wird, der irgend eine Erbschaft beziehet, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

§. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben, dieses Vertrages ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan, bey Strafe der Vermögens-Confiscation, auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

§. 4. Als Folge dieses Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsätze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

§. 5. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe in Fällen der Auswanderung bey den vorigen Bestimmungen, wonach drey Procent des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habenden Abgabe, und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechts-Grundsätzen hervor geht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben; so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souveräner Macht wegen gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

§. 6. Das Vermögen, dessen freye Ausführung vertragsmäßig gestattet wird, soll nach seinem ganzen wahren Werth verabfolgt werden, dergestalt, daß der Empfänger den ganzen reellen Betrag erhalte, wie er an dem Orte erhoben wird, wo das Vermögen gelegen, oder angefallen ist. Hierdurch soll jedoch der Gesetzgebung beyderseitiger Regierungen über die Art und Geldsorte, in welcher Vermögen überhaupt in das Ausland verbracht werden darf, keineswegs vorgegriffen seyn.

§. 7. In sofern jedoch in einer Provinz des einen oder des andern der contrahirenden Staaten, die freye Exportation klingender Münze gestattet ist, wie gegenwärtig der Fall rücksichtlich des Herzogthums Salzburg und Berchtoldsgaden besteht; so soll in dieselbe die Ausführung des Vermögens in klingender Münze gleichfalls nach der Reciprocität gestattet seyn, in sofern nicht allgemeine Gesetze, die sich auf die Ausfuhr in andere Staaten überhaupt beziehen, hier im Wege stehen.

§. 8. Da die gegenwärtige Convention nicht als ein neuer Vertrag, sondern als eine Erneuerung und Erweiterung des bereits unterm 4ten Junius 1804 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrage angesehen werden solle; so hat dieselbe auch auf die vor ihrer Abfassung und Ratification eingetretenen Fälle, in sofern sie unter der frühern Übereinkunft begriffen waren, zurück zu wirken.

§. 9. Bey der Anwendung dieses Vertrages ist nicht der Tag in Betracht zu nehmen, an welchem das in Frage stehende Vermögen durch Erbschaft oder sonst angefallen ist, sondern derjenige, an welchem es exportirt wird.

§. 10. Die unmittelbare Genehmigung dieses Staats-Vertrages soll sowohl bey Seiner kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Seiner königl. Majestät von Bayern alsbald nachgesucht werden.

Zu Urkunde dessen haben beyderseitige Bevollmächtigte diese Vertrags-Urkunde, nachdem sie gleichlautend doppelt ausgefertiget worden, eigenhändig unterschrieben, besiegelt, und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen München den 24. May 1807.

(L. S.)
Freyherr v. Montgelas.

(L. S.)
Fried. Graf v. Stadion.

4.

dd. München, 5. November 1807.

Nachdem durch die eingetretenen Länder-Veränderungen der Fall sich ergeben hat, daß mehrere Pensionisten des kais. königl. österreichischen Hofes in den abgetretenen vormahls österreichischen Landen sich befinden, und auf gleiche Art auf die königlich-bayerischen Cassen in Folge der Abtretung dieser Lande übernommene Pensionisten in den dermahligen kaiserl. österreichischen Staaten ihren Wohnsitz haben; so sind Seine Maj. der Kaiser von Österreich, und Seine Maj. der König von Bayern bewogen worden, zum Besten Ihrer Unterthanen, wegen des Bezuges ihrer Pensionen in den beyderseitigen Staaten zur Beseitigung aller künftigen Anstände eine förmliche Convention abzuschließen.

Seine Majestät der Kaiser von Österreich haben zu dem Ende Ihren außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Minister Friedrich Grafen von Stadion, und Seine Majestät der König von Bayern Ihren geheimen Staats- und Conferenz-Minister Maximilian Joseph Freyherrn von Montgelas zu Ihren Bevollmächtigten ernannt, welche über folgende Artikel übereingekommen sind.

Art. 1. Den aus den kaiserl. österreichischen oder aus den königl. bayerischen Cassen pensionirten Dienern ohne Unterschied ihres Standes wird nach ihrer Privat-Convenienz frey belassen, die von dem einen Theile beziehende Pension in den Landen des andern Theiles verzehren zu dürfen.

Art. 2. In dem Lande, in welchem sie ihren Wohnsitz nehmen, sind sie wie andere Bewohner den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit desselben

unterworfen. Von dem Pensions-Herren können keine weitern Jurisdictions-Ansprüche auf sie gemacht werden, als jene, welche die Sicherstellung oder Befriedigung rechtlicher Forderungen seiner Unterthanen auf die Pension zum Zwecke haben, oder durch das in dem Lande des Pensions-Verleihers besitzende Vermögen begründet sind.

Art. 3. Da nach Artikel 1. den Pensionisten die Wahl des Wohnortes in dem einen oder dem andern Staate nach ihrer Privat-Convenienz freygelassen worden, so ist ihnen gestattet, ihren Aufenthalt nach Willkühr zu ändern; und in den Staat des Pensions-Verleihers ungehindert zu ziehen. In diesem Falle sind sie in Ansehung ihres Mobiliar-Vermögens von allem Abzuge und Nachsteuer frey.

Wenn sie aber außer diesem in dem Lande, in welchem sie zeither domicilirt waren, noch anderes Vermögen besitzen, welches sie exportiren wollen, zum Beyspiel Häuser, Güter, die sie verkaufen, oder es sind ihnen Erbschaften zugefallen, so sind sie hierüber den Bestimmungen des zwischen dem kaiserl. österreichischen und königl. bayerischen Hofe unterm 4. Junius 1804, und dem 24. May 1807 abgeschlossenen Freyzügigkeits-Vertrag unterworfen.

Art. 4. Auf die den Pensionisten bewilligten Wohlthaten können die Quiescenten, welche nach den Verhältnissen ihrer Pensionirung noch zu Dienstleistungen, die ihre Gegenwart erfordern, verpflichtet sind, keine Ansprüche machen.

Art. 5. Die Dauer der wechselseitigen Verbindlichkeit dieser Convention, wird als eine Folge des Preßburger Friedensschlusses, bloß auf die Lebenszeit derjenigen Individuen beschränkt, welche durch die hiernach geschehenen Länderveränderungen in dem Eingange dieser Convention bemerkten Falle sich befinden.

Art. 6. Die unmittelbare Genehmigung dieses Vertrages soll sowohl bey Seiner kaiserl. königl. Majestät von Österreich, als Seiner königl. Majestät von Bayern alsbald nachgesucht werden.

Zur Urkunde dessen haben beyderseitige Bevollmächtigte diese Vertrags-Urkunde, nachdem sie gleichlautend doppelt ausgefertiget worden, eigenhändig unterschrieben, gesiegelt und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen München den 5. Nov. 1807.

(L. S.) Friedrich Graf v. Stadion. (L. S.) Freyherr v. Montgelas.

5.

Mit der schweizerischen Eidgenossenschaft.
dd. Bern, 3. August 1804.

Nachdem Seine k. k. apostolische Majestät durch die Berücksichtigung, daß durch die Erhebung der Nachsteuern, Abschoß oder Abfahrtsgelder, welche von den um- und wegziehenden Landes-Einwohnern, auch in Erbschaftsfällen gefordert wurden, der freye Verkehr zwischen den Unterthanen benachbarter Staaten erschwert, und der möglichen Erhöhung des Gewerbfleißes Schranken gesetzt werden, Sich bewogen gefunden haben, den sämmtlichen neunzehn Cantonen der löblichen schweizerischen Eidgenossenschaft den Wunsch zu einem freundschaftlichen Einverständnisse hierüber eröffnen zu lassen, und die so eben versammelte Tagsatzung, als oberste Behörde der Schweiz, in Kraft eines im vorigen Jahre genommenen Beschlusses, von gleichen Gesinnungen für das Beste Ihrer Landes-Einwohner beseelt, zu einem solchen Freyzügigkeits-Vertrage sich willfährig erklärte; so haben die beyderseitigen Bevollmächtigten, nähmlich der bey der schweizerischen Eidgenossenschaft accreditirte k. k. wirkliche geheime Rath, Commandeur des königlich ungarischen St. Stephan-Ordens, und bevollmächtigte Minister, Heinrich Freyherr von Crumpipen, und von Seite der Eidgenossischen Tagsatzung die Herren David Stokar von Neuforn, des kleinen Raths, und Gesandter des Cantons Schaffhausen, und Carl von Reding, Regierungsrath und Gesandter des Cantons Aargau, mit Vorbehalt der unmittelbaren Genehmigung Seiner k. k. apostolischen Majestät und der Eidgenössischen Cantone dahin mit einander sich vereinbaret.

Art. 1. Es solle von dem Tage der ausgewechselten Ratificationen zwischen sämmtlichen Staaten Seiner kais. königl. apostolischen Majestät und sämmtlichen neunzehn Cantonen der löblichen schweizerischen Eidgenossenschaft eine Freyzügigkeit beobachtet, und von allen Angehörigen beyder Staaten, bey ihrem Hin- und Herziehen, bey künftigen Erbschaften, oder anderweitigen Vermögens-Anfall, ein Abschoß, Abfahrt oder Abzugs-Geld, in soweit solches bisher zwischen Österreich und der Schweiz mit zehn und zwischen Österreich und dem ehemahligen Freystaate der drey Bünde, mit fünf vom Hundert in die landesfürstliche, oder Cantons-Cassen geflossen ist, nimmermehr eingehoben werden.

Art. 2. Hiervon sind ausgenommen, die Schreib- und Handänderungs-Gebühren, die von den im Lande wohnenden und darin bleibenden Einwohnern ebenmäßig bezogen werden.

Art. 3. In Bezug auf diejenigen Abschoß-, Abfahrts- oder Abzugsgelder, welche Gemeinden oder Herrschaften in den k. k. Staaten zu beziehen berechtiget sind, soll eine vollkommene Reciprocität Statt haben.

Die Eidgenössischen Cantone wollen denjenigen Gemeinden und Herrschaften, welche die bisher genossenen Rechte gegen die Schweiz aufgeben, die gleiche Freyzügigkeit ebenfalls gestatten, dagegen sie sich die nähmlichen Bezüge gegen diejenigen für die Cantons-Casse vorbehalten, die auf ihren Bezugsrechten beharren wollen.

Sollte man in der Folge finden, daß einige Artikel des gegenwärtigen Tractats Erläuterungen bedürfen, so haben die unterhandelnden Mächte sich ausdrücklich dahin einverstanden, durch gütliche Übereinkunft, die einer Ausgleichung bedürfenden Artikel des nähern zu bestimmen.

Dieser Vertrag soll als ein Staats-Vertrag von beyden Seiten unwiderrufliche Gültigkeit erhalten, und vom Tage der erfolgten beyderseitigen unmittelbaren Genehmigung rechtlich zu wirken anfangen.

Diese Ratification und die Auswechslung soll innerhalb dreyßig Tagen erfolgen.

Zur Urkunde dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten diese Vertrags-Urkunde, nachdem sie gleichlautend doppelt ausgefertigt worden, eigenhändig unterschrieben, besiegelt und gegen einander ausgewechselt.

So geschehen den 3. August 1804 in Bern, und von den beyderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet.

(L. S.) H. Crumpipen. (L. S.) David Stokar von Neuforn.

(L. S.) Carl von Reding.

6.

Mit der Krone Frankreich.
dd. Wien, 24. Juny 1766.

Artikel 1. Seine Allerchristlichste Majestät erklären hiermit, daß sie alle Gesetze, Gewohnheiten, Gerichtssprüche oder Verordnungen, das Jus Albinagii betreffend, aufheben werden, in soweit selbiges wider obbesagte Erbunterthanen der Kaiserinn Königinn Apostolischen Majestät ist ausgeübt worden, oder führohin könnte ausgeübt werden. Wogegen Ihre k. k. apostol. Maj. Ihrer Seits die Befehlschreiben, Bescheide, Verordnungen, Satzungen und Gewohnheiten widerrufen, und für nichtig erklären werden, kraft welcher das Wiedervergeltungsrecht bisher in Dero Erbstaaten wider die französischen Unterthanen ist ausgeübt worden. Und beyde hohe vertragende Theile versprechen sich einander, zu dieser gegenseitigen Aufhebung und Wiederrufung durch die kräftigsten Mittel und durch die gewöhnlichen und der Verfassung ihrer beyderseitigen Staaten gemäßen Wege zu schreiten: und solches zwar in der nähmlichen Frist, welche hiernach zur Vollziehung gegenwärtiges Vertrages wird bestimmet werden.

Art. 2. Kraft gegenwärtiges Vertrages sollen die Unterthanen Seiner Allerchristlichsten Majestät künftighin in den Ungarisch-, Böhmisch-, Österreichisch- und Italienischen Erbstaaten, so der Bothmäßigkeit Ihrer kais. königl. apostolischen Majestät unterworfen sind, die freye Macht und Befugniß haben, über alle und jede ihrer Güter durch letzten Willen, durch Schenkung unter den Lebenden oder des Todes wegen, oder anderer Gestalt, zum Vortheile wessen ihnen belieben wird, zu schalten: Und ihre Erben, so Unterthanen der Krone Frankreich sind, sie wohnen nun in Frankreich oder anderswo, sollen befugt seyn, ihre Verlassenschaft, sie sey ihnen ohne oder durch letzte Willens- oder andere rechtskräftige Ver-

ordnung zugefallen, einzuziehen; und besagte Güter zu besitzen; es seyen bewegliche oder unbewegliche, Rechte, Gerechtigkeit, persönliche und dingliche Ansprüche; und dieses ohne einige Verleihung des Eingeburtsrechts oder anderer besonderer Vergünstigung zu bedürfen: und sollen gedachte Unterthanen in solchen Betrachte in erwähnten Erbstaaten Ihrer kaiserlich-königlich apostolischen Majestät eben so begünstigt werden, als die eigenen und natürlichen Unterthanen besagt Ihrer Majestät, und so hinwiederum.

Ferner sollen künftig die Unterthanen Seiner Allerchristlichsten Majestät in allen vorgeschriebenen Staaten, so der Bothmäßigkeit Ihrer kaiserl. königl. apostol. Majestät unterworfen sind, der Befügniß sich zu erfreuen haben, alle Güter zu erben, worüber die Unterthanen besagter Erblande das Recht zu schalten und zu walten haben, es sey zum Vortheile ihrer Mitbürger oder zum Vortheile fremder, und so hinwiederum.

Art. 3. Da die Art, das Bürger- und das Eingeburts- oder Landmannsrecht zu erwerben, in beyderseitigen Staaten unterschieden ist: so ist verabredet und beschlossen worden, daß man dieserhalben den in jedem Lande eingeführten Gesetzen und Gewohnheiten folgen soll.

Art. 4. Wenn die besonderen Gewohnheiten einiger aus den Provinzen der hohen vertragenden Theile einige Regeln oder einige besondere Bedingnisse in Absicht auf den Besitz gewisser Natur von Gütern bestimmen, denen die Unterthanen selbst der Macht, welcher diese Provinzen zugehören, unterworfen sind: so sollen die Unterthanen der anderen Macht, welche darin eine Erbschaft einziehen oder einige dieser Güter besitzen wollen, ebenmäßig gehalten seyn, sich darnach zu richten: und sie sollen sich der nähmlichen Rechte, als die natürlichen Unterthanen dieser Macht gebrauchen; es betreffe eine Rechtswohlthat und das was ihnen vortheilhaft seyn kann, oder Lasten und Bedingnisse, die ihnen können aufgeleget werden. Und die einen und die andern sollen also gehalten werden, daß, was in Erhaltung einer Verlassenschaft, es sey durch oder ohne letzten Willen, die natürlichen Unterthanen einer von beyden Mächten begünstigen oder ihnen schaden kann, ebenfalls die Unterthanen der anderen Macht begünstigen oder ihnen gleichmäßig schaden soll.

Art. 5. Wenn sich über die Gültigkeit einer letztwilligen oder einigerley anderen Verordnung einige Widersprüche erregen werden, sollen dieselben von dem gehörigen Richter nach den Gesetzen, nach den Land- und Stadtrechten, oder nach den Gewohnheiten entschieden werden, so an dem Orte, wo besagte Verordnungen werden seyn errichtet worden, sind eingeführt und obrigkeitlich genehmigt worden; es gehöre solcher Ort unter die Bothmäßigkeit des einen oder des anderen von den hohen vertragenden Theilen: also daß wenn besagte Verordnungen mit den Rechtsförmlichkeiten und den Eigenschaften versehen sind, welche zu deren Gültigkeit an dem Orte ihrer Errichtung erfodert werden, selbige gleichmäßig ihre volle Wirkung und Rechtsgültigkeit in den Staaten des andern vertragenden Theils haben sollen; wenn auch in diesen gedachte Verordnungen anderen Rechtsförmlichkeiten und größeren Feyerlichkeiten unterworfen wären, als sie es in dem Lande sind, wo dieselben verfasset worden.

Art. 6. Da die Gesetze, die Land- und Stadtrechte, und die Gewohnheiten in beyderseitigen Staaten der hohen vertragenden Theile, und sogar von einer Provinz jeder Monarchie zur anderen unterschieden sind, in Absicht auf die Gebühren und Abgaben, so man darin für Auswanderungsrecht oder Abfahrtgeld, Annaten, Weg- und andere Mauth, oder unter was für anderer Benennung es seyn mag, für die Antretung einer Erbschaft, Besitznehmung oder Veräußerung der Güter, es sey von Fremden oder denenjenigen fodert, welche ihren Wohnsitz nicht in den Staaten derselben Bothmäßigkeit haben, oder aber von jenen, welche ihre Wohnstatt aus einer Bothmäßigkeit in die andere versetzen; wie auch für Ausführung der Erbschaft und des baren Geldes, oder der daher rührenden Habschaften, oder welche man im Gebrauche hat, aus was für einer Ursache oder zu wessen Vortheile es sey, bezahlen zu lassen: so soll man sich an den Gesetzen, Land- und Stadtrechten und Gewohnheiten der Orte halten. Da aber die Gleichhaltung und die Erwiederung zwischen beyderseitigen Unterthanen den Grundstein gegenwärtiges Vertrages ausmachet: so sind die hohen vertragenden Theile einig geworden, daß vorhergehende wechselweise Verheißung solchergestalt soll verstanden und vollzogen werden, daß, wann einem österreichischen Unterthanen eine Erbschaft in den Staaten Seiner Allerchristlichsten Majestät wird zugefallen seyn, er nicht solle fodern können, mehr begünstiget zu werden, noch zu minderen Rechtsleistungen verbunden zu seyn, von welcher Natur dieselben seyn mögen, als ein französischer Unterthan es würde gewesen seyn, wenn demselben eine Erbschaft in der Provinz zugefallen wäre, wo besagter österreichische Unterthan wird seßhaft seyn, und so hinwiederum.

Art. 7. Und um allem Betruge und aller Ausflucht zuvor zu kommen, welche diejenigen anwenden könnten, so diese heilsamen Verheißungen vereiteln möchten, werden die hohen vertragenden Theile jeder von seiner Seite die schicklichsten und wirksamsten Maßnehmungen ergreifen, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die Vollziehung gegenwärtigen Vertrages hintertreiben oder erschweren könnten.

Art. 8. Die Bestätigungen gegenwärtigen Vertrages sollen in Zeit von dreyen Monathen, oder, wenn es sich thun läßt, früher ausgewechselt, und drey Monathe nach besagter Auswechslung die Verbindungspuncte gegenwärtigen Vertrages verkündigt werden; und von dem Augenblicke ihrer Verkündigung die Kraft eines Gesetzes erhalten: wohl zu verstehen, daß sie keine zurückkehrende Wirkung in Ansehung der Verlassenschaften haben sollen, welche bis zum Tage besagter Verkündigung werden heimgefallen seyn; in Ansehung welcher man sich von ein und anderer Seite an die vorhin befolgten Regeln halten soll.

Zu Urkunde dessen haben die Minister beyder Höfe gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet, und das Petschaft ihrer Wappen beygesetzt. Geschehen zu Wien den 24. Juny 1766.

(L. S.)	(L. S.)
W. A. Kaunitz Rittberg.	Chatelet Lomont.

7.
Mit Chur-Cöln *).
Erklärung, dd. Bonn, 18. März 1785.

Wir Maximilian Franz, von Gottes Gnaden Erzbischof zu Cöln, des heil. röm. Reichs durch Italien Erzkanzler und Churfürst, geborner Legat des heil. apostol. Stuhls zu Rom, königlicher Prinz von Hungarn und Böheim, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund und Lothringen ꝛc. Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, Meister deutschen Ordens in deutsch- und wälschen Landen, Bischof zu Münster, in Westphalen und zu Engern Herzog, Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc., Burggraf zu Stromberg, Herr zu Odenkirchen, Borkelohe, Werth, Freudenthal und Eulenberg ꝛc. ꝛc. Urkunden und bekennen für Uns, und Unsere Nachfolger, daß Wir in mildesten Anbetracht der Beschwernisse, welche mit den bis anhero üblichen von den um- und wegziehenden Landes-Eingesessenen, auch in Erbschafts- und andern Fällen gefordert werdenden Abschoß- oder Abzugsgeldern verknüpfet sind, Uns mit den kais. königl. Staaten und Landen dahin vereinbaret haben, benanntes Abschoß- oder Abzugsrecht, in soweit solches in Unsere landesfürstliche Cassen eingeflossen ist, zwischen Unserm Erzstifte Cöln, und den k. k. Staaten und Landen hinführo gänzlich abzustellen und aufzuheben. Thun auch solches hiermit dergestalt, und also, daß von den Eingesessenen Unseres Erzstiftes Cöln, welche in die kaiserl. königl. Staaten und Landen, mit wesentlicher Wohnung und ihren Gütern nach vorläufig von Uns hierzu erhaltener Auswanderungs-Bewilligung sich begeben, auch von den Eingesessenen der kaiserl. königl. Staaten und Landen, welche in Unserm Erzstifte Cöln Erbschaften zu erheben haben, und solche in die kaiserl königl. Staaten und Landen hinausbringen und transportiren, keine in Unsere landesfürstlichen Cassen bisher geflossene Abschoß-Nachsteuer, Abfahrt, oder Abzugsgelder, wie die Nahmen haben, gefordert und abge-

*) Die seit dem Lüneviller Frieden vorgefallenen großen Territorial-Veränderungen haben die Freyzügigkeits-Verträge 7, 8 und 9 sistirt. Cöln theils an Frankreich, theils an Nassau gefallen. Münster durch den Intemnitäts-Receß an Preußen, Osnabrück durch eben denselben, Chur-Braunschweig und dann mit Hannover, durch den Wiener Tractat dem Berliner Hofe zugetheilt, gehört seit dem Tilsiter Frieden mit zum Königreiche Westphalen, in welchem der Code Napoleon, wie in Frankreich, die Norm aller bürgerlichen Rechte ist. Mit Preußen beruht die Behandlung der wechselseitigen Abzüge auf den Fall für Fall gegenseitig zugesicherten Reciprocität.

nommen werden sollen. Wir versichern anbey, daß diese wechselseitige Aufhebung mehrbesagter Abschoß-, Nachsteuer-, Abfahrt- und Abzugsgelder sich vorgeschriebener Maßen, nicht nur ausdrücklich, auf die nach vorläufig Unserer höchster Bewilligung sich ergebende Emigrations, und auf die sowohl künftige, als bereits von beyden Theilen anhängigen hierunter nahmentlich mit einbegriffenen Erbschafts-, sondern auch auf alle sonstige Fälle erstrecken soll, in welchen etwa ehevor dem Herkommen nach oder per modum Retorsionis, die Erlegung dergleichen Gelder, unter welchem Nahmen es in derley Fällen geschehen seyn mag, in Unserm Erzstifte Cöln gebräuchlich gewesen. Mit Urkund dieses Briefes, besiegelt mit Unserm churfürstlichen anhangenden Insiegel, der gegeben ist in Unserer churfürstl. Residenz, Stadt Bonn, den 18. Monatstage März, im eintausend sieben hundert fünf und achtzigsten Jahre.

Max. Franz, Churfürst.
V. C. V. Fhr. von Gymnich.

(L. S.)
(Appen.)

8.

Mit Münster.

Erklärung, dd. Bonn, 18. März 1785.

Wir Maximilian Franz, von Gottes Gnaden Erzbischof zu Cöln, des heil. röm. Reichs durch Italien Erzkanzler und Churfürst, geborner Legat des heil. apostolischen Stuhls zu Rom, königlicher Prinz von Hungarn und Böheim, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund und Lothringen rc. Administrator des Hochmeisterthums in Preußen, Meister deutschen Ordens in deutsch und wälschen Landen, Bischof zu Münster, in Westphalen und zu Engern Herzog, Graf zu Habsburg und Tyrol rc. Burggraf zu Stromberg. Herr zu Odenkirchen, Borkelohe, Werth, Freudenthal und Eulenberg rc. rc. Urkunden und bekennen für Uns und Unsere Nachfolger, daß Wir im mildesten Anbetracht der Beschwernisse, welche mit den bis anhero üblichen von den um- und wegziehenden Landes-Eingesessenen, auch in Erbschafts- und andern Fällen gefodert werdenden Abschoß- oder Abzugsgeldern verknüpfet sind, Uns mit den kaiserl. königl. Staaten und Landen dahin vereinbaret haben, benanntes Abschoß- oder Abzugsrecht in soweit solches in Unsere landesfürstliche Cassen eingeflossen ist, zwischen Unserm Hochstift Münster und den kaiserl. königl. Staaten und Landen hinführo gänzlich abzustellen und aufzuheben. Thun auch solches hiermit dergestalt, und also, daß von den Eingesessenen Unseres Hochstifts Münster, welche in die kaiserl. kön. Staaten und Landen, mit wesentlicher Wohnung und mit ihren Gütern nach vorläufig von Uns hierzu erhaltener Auswanderungs-Bewilligung sich begeben, auch von den Eingesessenen, der kaiserl. königl. Staaten und Landen, welche in Unserm Hochstift Münster, Erbschaft zu erheben haben, und solche in die kaiserl. königl. Staaten und Landen hinausbringen und transportiren, keine in Unsere landesfürstlichen Cassen bisher geflossene Abschoß-Nachsteuer, Abfahrt-, oder Abzugsgelder, wie die Nahmen haben, gefodert oder abgenommen werden sollen. Wir versichern anbey, daß diese wechselseitige Aufhebung mehrbesagter Abschoß-Nachsteuer, Abfahrt, und Abzugsgelder sich vorbeschriebener Maßen, nicht nur ausdrücklich, auf die nach vorläufig Unserer höchsten Bewilligung sich ergebende Emigrations, und auf die sowohl künftige, als bereits von beyden Theilen anhängigen hierunter nahmentlich mit einbegriffenen Erbschafts-, sondern auch auf alle sonstige Fälle erstrecken soll, in welchen etwa ehevor dem Herkommen nach, oder per modum Retorsionis, die Erlegung dergleichen Gelder, unter welchem Nahmen es in derley Fällen geschehen seyn mag, in Unserm Hochstifte Münster gebräuchlich gewesen. Mit Urkund dieses Briefes, besiegelt mit unserm churfürstlichen anhangenden Insiegel, der gegeben ist in Unserer churfürstl. Residenz-Stadt Bonn den 18. Monathstage März im eintausend siebenhundert fünf und achtzigsten Jahre.

Max. Franz, Churfürst.
V. C. V. Fhr. von Gymnich.

(L. S.)
(Appen.)

9.

Mit Osnabrück.

dd. Osnabrück, 30. September 1783.

Friedrich, von Gottes Gnaden, königlicher Prinz von Großbritannien, Frankreich und Irrland, Bischof zu Osnabrück, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg rc. rc. urkunden und bekennen für Uns und Unsere Nachfolger am Stifte Osnabrück, daß Wir in mildestem Betracht der Beschwernisse, welche mit den bis anher üblichen von den um- und wegziehenden Landes-Eingesessenen, auch in Erbschafts- und andern Fällen, geforderten Abschoß- oder Abzugsgeldern verknüpfet sind, mit Seiner kaiserlichen auch königlichen Ungarischen und Böhmischen Majestät, auf Deren Antrag, Uns dahin vereinbaret haben, sothanes Abschoß- oder Abzugsrecht, soweit solches bis hiezu in die bischöfliche Casse eingeflossen ist, zwischen dem Hochstifte Osnabrück eines, und den kaiserl. königlichen Staaten und Landen andern Theils hinführo gänzlich abzustellen und aufzuheben. Thun auch solches hiemit dergestalt und also, das von den Eingesessenen des Hochstifts Osnabrück, welche in die kaiserl. königlichen Länder mit wesentlicher Wohnung und mit ihren Gütern sich begeben, auch von den Eingesessenen der kaiserlich-königlichen Länder, welche im Hochstifte Osnabrück Erbschaften zu erheben haben, und solche in die kais. kön. Länder bringen und transportiren, keine in die bischöfliche Casse bisher geflossene Abschoß- Zehent- oder Abzugsgelder wie die Nahmen haben, gefordert oder beygetrieben werden sollen. Wir versichern daneben, daß die reciproque Aufhebung mehr besagter Abschoß- Zehent- und Abzugsgelder sich, vorbeschriebener Maßen, nicht nur ausdrücklich auf die Emigrations- und auf die sowohl künftigen, als bereits von beyden Theilen abhängigen, hierunter nahmentlich mit einbegriffenen Erbschafts-, sondern auch auf alle sonstige Fälle erstrecken solle, in welchen etwa hiebevor, dem Herkommen nach, oder per modum Retorsionis, die Erlegung dergleichen Gelder, unter welchem Nahmen es geschehen seyn mag, im Hochstifte Osnabrück gebräuchlich gewesen. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Insiegels. So geschehen Osnabrück, den 30. Sept. 1783.

(L. S.)
Friderick.
End. Busche.

10.

Mit dem Großherzogthum Würzburg.

dd. Würzburg, 24. Februar 1808.

Seine kaiserl. königl. apostol. Majestät, und Seine kaiserl. königl. Hoheit der Erzherzog Großherzog von Würzburg, durch die Berücksichtigung geleitet, daß die Erhebung der Nachsteuer und Abschoßgebühren den freyen Verkehr zwischen den beyderseitigen Unterthanen erschweret, und daher der möglichen Erhöhung des Gewerbfleißes Schranken setzet, haben Sich bewogen gefunden, im freundschaftlichen Einverständnisse eine Convention abzuschließen, deren Zweck dahin geht, Freyzügigkeits-Grundsätze zum Wohl Ihrer Unterthanen festzusetzen.

Die beyderseitigen Bevollmächtigten, nähmlich der am hiesigen Hoflager accredidirte kais. kön. österreichische außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister, Commandeur des königl. ungarischen St. Stephansordens, kais. kön. Kämmerer und wirklicher geheimer Rath, Johann Rudolph Graf von Buol-Schauenstein, und der großherzoglich-würzburgische, mit der einstweiligen Leitung der auswärtigen Geschäfte beauftragte wirkliche geheime Staatsrath und Hofgerichts-Präsident von Seuffert, haben sich daher mit Vorbehalt der unmittelbaren Genehmigung Sr. k. k. apostol. Majestät und Sr. k. k. Hoheit, über folgenden verbindlichen Freyzügigkeits-Vertrag vereiniget.

Art. 1. Zwischen sämmtlichen kaiserlich-österreichischen und sämmtlichen großherzoglich-würzburgischen Staaten solle eine völlige Freyzügigkeit dergestalt bestehen, daß bey keiner Vermögens-Exportation, auf welche Art solche geschehe, ein Abschoß- oder Abfahrtsgeld, oder Nachsteuer, in sofern dieselben bisher in die landesfürstlichen Cassen geflossen sind, erhoben werden soll.

Art. 2. Die Aufhebung dieses Abfahrtgeldes schließt indessen weder

die Erhebung der Emigrations-Taxe noch die Erbsteuer aus, welche mit den in den kais. kön. Staaten bestehenden Auswanderungs-Grundgesetzen, und durch diese mit Local-Umständen und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehe, und die selbst von jedem Unterthan der k. k. Staaten erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

Art. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben, dieses Vertrags ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bey Strafe der Vermögens-Confiscation auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

Art. 4. In Ansehung derjenigen, welche bereits vor der Untersuchung der gegenwärtigen Convention ohne landesfürstliche Bewilligung ausgewandert sind, soll jedoch die Confiscations-Strafe nur alsdann eintreten, wenn sie, ungeachtet einer vollkommenen Kenntniß der verschiedenen diessfalls ergangenen landesherrlichen Verordnungen, und der Schärfe der darin festgesetzten Strafen, oder respective ungeachtet einer erhaltenen obrigkeitlichen Einberufung, sich gleichwohl ansäßig gemacht, oder nicht gestellt haben.

Art. 5. Als Folge des im dritten Artikel aufgestellten Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsätze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

Art. 6. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe in Fällen der Auswanderung bey den vorigen Bestimmungen, wonach drey Procent des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habende Abgabe; und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechts-Grundsätzen hervorgeht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben, so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souverainer Macht wegen gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Art. 7. Obgleich vermöge dieses Vertrags alle Abzüge, die in die landesherrlichen Cassen fließen, aufhören, so soll doch denjenigen Ständen oder Corporationen, und anderen, die zur Erhebung der Erbsteuer berechtiget sind, dadurch nichts an ihren Befugnissen benommen seyn.

Dieser Vertrag soll schließlich als ein Staatsvertrag von beyden Seiten unwiderrufliche Gültigkeit erhalten, und am Tage der unmittelbaren Genehmigung, welche sogleich bey Sr. k. k. apostol. Majestät, und bey Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Großherzog nachgesucht werden wird, rechtlich zu wirken anfangen.

Zur Urkunde alles dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten den gegenwärtigen Vertrag, nachdem solcher doppelt ausgefertiget, unterschrieben und besiegelt worden, gegen einander ausgewechselt. So geschehen, Würzburg den 24. Februar 1808.

(L. S.)	(L. S.)
Joh. Rudolph Graf v. Buol-Schauenstein.	J. M. Seuffert.

21.

dd. Würzburg, 10. May 1808.

Nachdem Se. k. k. apostolische Majestät und Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Großherzog von Würzburg in Anbetracht des gegenseitig bestehenden engsten Bandes der Freundschaft und Verwandtschaft, dann in Ansehung der fürgewesenen Besitzesänderungen, welche auch auf das Schicksal und die Wohlfahrt vieler Einzelnen so nahen Bezug nahmen, Sich bewogen gefunden haben, die durch die Convention vom 24. Febr. l. J. in Ansehung der Vermögens-Exportation bereits festgesetzte Freyzügigkeit, auch auf den Genuß der Pensionen auszudehnen; so ist darüber von den unterzeichneten beyderseitigen Bevollmächtigten, Folgendes verabredet, und festgesetzt worden:

Art. 1. Den aus den kaiserlich-österreichischen oder aus den großherzoglich-würzburgischen Cassen pensionirten Dienern und Unterthanen, ohne Unterschied ihres Standes, wird auf ihr Anbringen nach ihrer Privat-Convenienz freybelassen, die von dem einen Theile beziehende Pension in den Landen des andern Theils verzehren zu dürfen.

Art. 2. In dem Lande, in welchem sie ihren Wohnsitz nehmen, sind sie wie andere Bewohner den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit desselben unterworfen. Von den Pensions-Herrn können keine weitern Jurisdictions-Ansprüche auf sie gemacht werden, als jene, welche die Sicherstellung oder Befriedigung rechtlicher Forderungen seiner Unterthanen auf die Pension zum Zwecke haben, oder durch das im Lande des Pensionsverleihers besitzende Vermögen begründet sind.

Art. 3. Da nach Artikel 1. den Pensionisten die Wahl des Wohnorts in dem einen oder andern Staate nach ihrer Privat-Convenienz freybelassen worden ist, so ist ihnen auch gestattet, ihren Aufenthalt nach Willkühr zu ändern, und wieder ungehindert in den Staat des Pensionsverleihers überzuziehen. Auch in diesem Falle sind sie von allem Abzuge und aller Nachsteuer frey.

Art. 4. Gegenwärtige Übereinkunft, welche als ein Zusatz des im Eingang erwähnten, bereits ratificirten Freyzügigkeits-Vertrags vom 24. Februar d. J. zu betrachten ist, soll von dem Tage ihrer Unterzeichnung an zu wirken anfangen, und wird daher unverzüglich den betreffenden Landesbehörden zur Nachachtung mitgetheilt werden.

Zu dessen Urkunde ist dieselbe von den beyderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet, besiegelt und ausgewechselt worden. So geschehen, Würzburg den 10. May 1808.

(L. S.)	(L. S.)
Joh. Rudolph Graf v. Buol-Schauenstein.	J. M. Seuffert.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß

VI.

Öffentliche Staatsacten.

1.

Friede zwischen Österreich und der Pforte, geschlossen zu Szistowe am 4. August 1791.

Im Nahmen der heiligen und einigen Dreyfaltigkeit.

Der kaiserlich-königliche Hof, und die hohe ottomannische Pforte, von demselben Wunsche beseelt, die glücklichen Bande des Friedens, der Freundschaft und guten Nachbarschaft, welche während eines halben Jahrhunderts zwischen beyden Reichen bestanden hatten, wieder herzustellen, und in diesem heilsamen Vorhaben unterstützt durch die wirksame Vermittlung II. MM. der Könige von Groß-Britannien und Preußen, und der hochmögenden Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande, haben zu dem in Sistov versammelten Friedens-Congreß ernannt und bestimmt, und zwar:

Sr. kais. kön. apost. Majestät den Freyherrn Peter Philipp von Herbert Rathkeal, Ihren wirklichen Hofrath, und den Grafen Franz Esterhazy von Galantha, Ihren wirklichen Kämmerer, Herrn der Herrschaft Dotis, und Erbherrn der Grafschaft Forchtenstein.

Die hohe ottomannische Pforte den Reis Effendi, oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Birri Abdullah Effendi, den Ordu Kadiß, oder Großrichter der ottomannischen Heere, Ismet Ibrahim Bey, und den Ruznamegi oder General-Controleur der Finanzen Durri Mehmet Effendi.

Welche durch die Dazwischenkunft, durch den Weg, und die Verwendung der bevollmächtigten Minister genannter hohen vermittelnden Mächte, nähmlich: des Chavalier Robert Murray Keith, Mitglieds des geheimen Rathes Sr. britannischen Majestät, Ritters des hochzuehrenden militärischen Bad-Ordens, General-Lieutenants Ihrer Armee, Ihres außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers an dem Hofe Sr. Majestät des Kaisers, gegenwärtig bevollmächtigten Ministers bey dem Friedens-Congreß; des Marquis Hieronymus von Lucchesini, wirklichen Kämmerers Sr. Maj. des Königs von Preußen, Ihres außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Ministers bey Sr. Maj. dem König und der Republik von Pohlen, Ritters des weißen Adler-Ordens, gegenwärtig bevollmächtigten Ministers bey dem Friedens-Congreß; und des Freyherrn Rainer van Haeften, Herrn von Ophemert und Zennewynen, Mitglied des Ritterordens der Provinz Geldern, Abgesandter dieser Provinz bey der Versammlung der Hochmögenden Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande, Ihres außerordentlichen Gesandten an dem kais. kön. Hofe, gegenwärtig bevollmächtigten Minister bey dem Friedens-Congreß, nach wechselseitiger Mittheilung Ihrer Vollmachten, und mehreren freundschaftlichen Conferenzen, über folgende gegenwärtigen Definitiv-Friedensvertrag constituirende Puncte und Artikel übereingekommen sind.

Art. I. Es wird von nun an ein allgemeiner und dauerhafter Frieden, zu Wasser und zu Lande, zwischen beyden Reichen, Ihren Unterthanen und Vasallen statt haben; eine wahre und aufrichtige Freundschaft, eine vollkommene und enge Eintracht, eine volle und allgemeine Vergessenheit und Amnestie aller Feindseligkeiten, Gewaltthätigkeiten und Unbilden, welche beyde Mächte, oder die Unterthanen und Vasallen der einen, welche der Partey der andern gefolgt sind, in dem Laufe dieses Krieges begangen haben, insbesondere die Bewohner jedes Standes von Montenegro, von Bosnien und Servien, von der Wallachey und der Moldau, welche alle Kraft dieser Amnestie in ihre alten Wohnplätze, Besitzungen und Rechte jeder Art wieder eintreten, und sie ruhig fortgenießen können, ohne jemahls dafür beunruhigt, belästigt, oder bestraft zu werden, daß sie gegen ihren eigenen Fürsten sich erklärt, oder dem kaiserl. kön. Hofe Huldigung geleistet haben.

Art. 2. Die beyden hohen vertragschließenden Theile erkennen, und nehmen zur gemeinschaftlichen Grundlage gegenwärtiger Friedenshandlung den strengen Status quo an, wie er vor dem am 9. Februar 1788 erklärten Kriege bestanden hat. In Folge dessen erneuern und bestätigen sie, ohne die geringste Abänderung, in dem strengsten Sinn, und in ihrem ganzen Umfang, ohne jemahls dagegen zu handeln, noch zu dulden, daß dagegen gehandelt werde, den Friedensvertrag von Belgrad, vom 18. September 1739, die Convention vom 5. November desselben Jahres, die den Belgrader-Frieden auslegende Convention vom 2. März 1741, die Acte vom 25. May 1747 über die Fortsetzung des Belgrader Friedensschlusses, die Convention vom 7. May 1775 über die Abtretung der Bukowina, jene endlich vom 12. May 1776 über die Gränzen dieser Provinz; welche Friedensverträge, Acten und Conventionen alle in ihrer vollen, gänzlichen Kraft und Ausübung sind und auf immer bleiben, als ob sie hier, Wort für Wort, abgeschrieben und eingeschaltet wären.

Art. 3. Insbesondere erneuert und bestätigt die hohe ottomannische Pforte, ohne die geringste Abänderung, in dem strengsten Sinn, und ihrem ganzen Umfang, ohne jemahls dagegen zu handeln, noch zu dulden, daß dagegen gehandelt werde, den Sened, oder die obligatorische Acte vom 8. August 1783, welche von Seite der hohen ottomannischen Pforte die Verbindlichkeit enthält, den deutschen Kauffarthey-Schiffen, welche unter der Gerichtsbarkeit der Häfen des kaiserlichen Hofes stehen, wider die Corsaren der Barbarey, und andere ottomannische Unterthanen, Sicherheit und Ersatz des Schadens, welchen sie erlitten haben können, zu verschaffen; den Sened, oder die obligatorische Acte vom 24. Februar 1784 zu Gunsten der freyen Handlung und Schifffahrt der kais. kön. Unterthanen in allen Ländern, auf allen Meeren und Flüssen ottomannischer Herrschaft; den Ferman vom 4. December 1786 rücksichtlich des Hin- und Herzuges und Aufenthaltes der siebenbürgischen Hirten und Heerden in den Provinzen der Wallachey und Moldau; so wie alle übrigen Fermane, Acten und gegenseitig anerkannten Ministerial-Verhandlungen, welche vor dem 9. Februar 1788, wegen der Ruhe und guten Ordnung an den Gränzen, zur Sicherheit, zum Nutzen und Vortheil der österreichischen Unterthanen, der österreichischen Handlung und Schifffahrt in Ausübung waren; welche Seneds, Fermans, Acten und anerkannten Verhandlungen alle in ihrer vollen gänzlichen Kraft und Ausübung sind und für immer bleiben, als ob sie hier, Wort für Wort, angeführt, abgeschrieben, eingeschaltet und erklärt wären.

Art. 4. Um Alles auf die bedungene Grundlage des strengen Status quo in dem Zeitpunct vom 9. Februar 1788 zurück zu führen, und dem freundschaftlichen und billigen Betragen der hohen ottomannischen Pforte ganz zu entsprechen, verbindet sich der kaiserl. kön. Hof seiner Seits, alle Besitzungen, Gebiethe, Städte, Festungen und Palanken, unter was immer für einer Benennung, welche die Truppen Sr. kais. kön. Maj. im Verlaufe dieses Krieges erobert haben; mit Inbegriff des ganzen Fürstenthums der Wallachey, und der von den kaiserlichen Truppen besetzten Districte der Moldau, zu räumen, besagter ottomannischer Pforte ganz und ungetheilt zu überlassen und zurückzustellen, und die nähmlichen alten Gränzen, welche in dem Zeitpuncte vom 9. Februar 1788 die beyderseitigen Gebiethe trennten, ohne die geringste Abänderung wieder herzustellen. Was die über die hohe ottomannische Pforte eroberten Festungen, Schlösser und Palanken betrifft, verbindet sich der kais. kön. Hof, sie in dem Zustande, worin sie sich im Augenblicke der Besitznahme befanden, und mit dem ottomannischen Geschütze, welches damahls darin vorfindig war, zurück zu stellen.

Art. 5. Die Festung Chotym mit ihrem Bezirke, gemeiniglich die Raya genannt, wird ebenfalls unter den nähmlichen für die übrigen Festungen angesetzten Bedingungen geräumt, abgetreten und zurück gestellt werden; aber erst nachdem die hohe ottomannische Pforte mit dem russischen Reiche Frieden geschlossen haben wird, und in der nähmlichen Zeitfrist, welche für die Räumung der von letzterer Macht an sich gebrachten Eroberungen wird bedungen werden; bis auf welchen Zeitpunct der kais. kön. Hof besagte Festung mit ihrem District in neutraler Verwahrung behalten wird, ohne sich mehr in gegenwärtigen Krieg zu mischen, noch dem kaiserl. russischen Hof irgend eine unmittelbare, oder mittelbare Hülfe gegen die hohe ottomannische Pforte zu leisten.

die Erhebung der Emigrations-Taxe noch die Erbsteuer aus, welche mit den in den kais. kön. Staaten bestehenden Auswanderungs-Grundgesetzen, und durch diese mit Local-Umständen und der Verfassung in zu genauer Verbindung stehe, und die selbst von jedem Unterthan der k. k. Staaten erhoben wird, der irgend eine Erbschaft bezieht, auch ohne daß dabey von einer Auswanderung oder Vermögens-Exportation die Frage wäre.

Art. 3. Da die Freyzügigkeit ihrer Natur zu Folge sich nur auf das Vermögen bezieht, so bleiben, dieses Vertrags ungeachtet, die Gesetze in ihrer rechtlichen Kraft bestehen, welche jeden Unterthan bey Strafe der Vermögens-Confiscation auffordern, vor der Ansässigmachung in fremden Landen die Auswanderungs-Bewilligung seines Landesherrn nachzusuchen.

Art. 4. In Ansehung derjenigen, welche bereits vor der Untersuchung der gegenwärtigen Convention ohne landesfürstliche Bewilligung ausgewandert sind, soll jedoch die Confiscations-Strafe nur alsdann eintreten, wenn sie, ungeachtet einer vollkommenen Kenntniß der verschiedenen dießfalls ergangenen landesherrlichen Verordnungen, und der Schärfe der darin festgesetzten Strafen, oder respective ungeachtet einer erhaltenen obrigkeitlichen Einberufung, sich gleichwohl ansäßig gemacht, oder nicht gestellt haben.

Art. 5. Als Folge des im dritten Artikel aufgestellten Grundsatzes wird festgesetzt, daß die Erhebung der Militär-Pflichtigkeits-Redimirungs-Summe in Fällen, wo einem Individuum die Auswanderungs-Bewilligung ertheilt wird, welches seiner Person gemäß der Militär-Pflichtigkeit unterliegt, ohne die Jahre derselben zurück gelegt zu haben, der Grundsätze der Freyzügigkeit ungeachtet, Statt finden könne, weil diese Gabe nicht in Beziehung auf das Vermögen geleistet wird.

Art. 6. Desgleichen bleibt es in Rücksicht der Emigrations-Taxe in Fällen der Auswanderung bey den vorigen Bestimmungen, wonach drey Procent des Vermögens erhoben werden, als eine auf die Person des Auswandernden Bezug habende Abgabe; und da die Erhebung der Erbsteuer aus Rechts-Grundsätzen hervorgeht, die mit der Nachsteuer keine Verbindung haben, so hat der gegenwärtige Vertrag auf die Erbsteuer keine Beziehung, sondern den beyden vertragenden Theilen bleibt es unbenommen, hierüber von souverainer Macht wegen gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Art. 7. Obgleich vermöge dieses Vertrags alle Abzüge, die in die landesherrlichen Cassen fließen, aufhören, so soll doch denjenigen Ständen oder Corporationen, und anderen, die zur Erhebung der Erbsteuer berechtiget sind, dadurch nichts an ihren Befugnissen benommen seyn.

Dieser Vertrag soll schließlich als ein Staatsvertrag von beyden Seiten unwiderrufliche Gültigkeit erhalten, und am Tage der unmittelbaren Genehmigung, welche sogleich bey Sr. k. k. apostol. Majestät, und bey Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Großherzog nachgesucht werden wird, rechtlich zu wirken anfangen.

Zur Urkunde alles dessen haben die beyderseitigen Bevollmächtigten den gegenwärtigen Vertrag, nachdem solcher doppelt ausgefertiget, unterschrieben und besiegelt worden, gegen einander ausgewechselt. So geschehen, Würzburg den 24. Februar 1808.

(L. S.) Joh. Rudolph Graf v. Buol-Schauenstein. (L. S.) J. M. Seuffert.

11.

dd. Würzburg, 10. May 1808.

Nachdem Se. k. k. apostolische Majestät und Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Großherzog von Würzburg in Anbetracht des gegenseitig bestehenden engsten Bandes der Freundschaft und Verwandtschaft, dann in Ansehung der fürgewesenen Besitzesänderungen, welche auch auf das Schicksal und die Wohlfahrt vieler Einzelnen so nahen Bezug nahmen, Sich bewogen gefunden haben, die durch die Convention vom 24. Febr. l. J. in Ansehung der Vermögens-Exportation bereits festgesetzte Freyzügigkeit, auch auf den Genuß der Pensionen auszudehnen; so ist darüber von den unterzeichneten beyderseitigen Bevollmächtigten, Folgendes verabredet, und festgesetzt worden:

Art. 1. Den aus den kaiserlich-österreichischen oder aus den großherzoglich-würzburgischen Cassen pensionirten Dienern und Unterthanen, ohne Unterschied ihres Standes, wird auf ihr Anbringen nach ihrer Privat-Convenienz freygelassen, die von dem einen Theile beziehende Pension in den Landen des andern Theils verzehren zu dürfen.

Art. 2. In dem Lande, in welchem sie ihren Wohnsitz nehmen, sind sie wie andere Bewohner den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit desselben unterworfen. Von den Pensions-Herrn können keine weitern Jurisdictions-Ansprüche auf sie gemacht werden, als jene, welche die Sicherstellung oder Befriedigung rechtlicher Forderungen seiner Unterthanen auf die Pension zum Zwecke haben, oder durch das im Lande des Pensionsverleihers besitzende Vermögen begründet sind.

Art. 3. Da nach Artikel 1. den Pensionisten die Wahl des Wohnorts in dem einen oder andern Staate nach ihrer Privat-Convenienz freygelassen worden ist, so ist ihnen auch gestattet, ihren Aufenthalt nach Willkühr zu ändern, und wieder ungehindert in den Staat des Pensionsverleihers überzuziehen. Auch in diesem Falle sind sie von allem Abzuge und aller Nachsteuer frey.

Art. 4. Gegenwärtige Übereinkunft, welche als ein Zusatz des im Eingang erwähnten, bereits ratificirten Freyzügigkeits-Vertrags vom 24. Februar d. J. zu betrachten ist, soll von dem Tage ihrer Unterzeichnung an zu wirken anfangen, und wird daher unverzüglich den betreffenden Landesbehörden zur Nachachtung mitgetheilt werden.

Zu dessen Urkunde ist dieselbe von den beyderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet, besiegelt und ausgewechselt worden. So geschehen, Würzburg den 10. May 1808.

(L. S.) Joh. Rudolph Graf v. Buol-Schauenstein. (L. S.) J. M. Seuffert.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß

VI.

Öffentliche Staatsacten.

1.

Friede zwischen Österreich und der Pforte, geschlossen zu Szistowe am 4. August 1791.

Im Nahmen der heiligen und einigen Dreyfaltigkeit.

Der kaiserlich-königliche Hof, und die hohe ottomannische Pforte, von demselben Wunsche beseelt, die glücklichen Bande des Friedens, der Freundschaft und guten Nachbarschaft, welche während eines halben Jahrhunderts zwischen beyden Reichen bestanden hatten, wieder herzustellen, und in diesem heilsamen Vorhaben unterstützt durch die wirksame Vermittlung JJ. MM. der Könige von Groß-Britannien und Preußen, und der hochmögenden Herrn Generalstaaten der vereinigten Niederlande, haben zu dem in Sistov versammelten Friedens-Congreß ernannt und bestimmt, und zwar:

Sr. kais. kön. apost. Majestät den Freyherrn Peter Philipp von Herbert Rathkeal, Ihren wirklichen Hofrath, und den Grafen Franz Esterhazy von Galantha, Ihren wirklichen Kämmerer, Herrn der Herrschaft Dotis, und Erbherrn der Grafschaft Forchtenstein.

Die hohe ottomannische Pforte den Reis Effendi, oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Birri Abdullah Effendi, den Ordu Kadisi, oder Großrichter der ottomannischen Heere, Ismet Ibrahim Bey, und den Ruznamegi oder General-Controleur der Finanzen Durri Mehmet Effendi.

Welche durch die Dazwischenkunft, durch den Weg, und die Verwendung der bevollmächtigten Minister genannter hohen vermittelnden Mächte, nähmlich: des Chavolier Robert Murray Keith, Mitglieds des geheimen Rathes Sr. britannischen Majestät, Ritters des hochzuehrenden militärischen Bad-Ordens, General-Lieutenants Ihrer Armee, Ihres außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers an dem Hofe Sr. Majestät des Kaisers, gegenwärtig bevollmächtigten Ministers bey dem Friedens-Congreß; des Marquis Hieronymus von Lucchesini, wirklichen Kämmerers Sr. Maj. des Königs von Preußen, Ihres außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Ministers bey Sr. Maj. dem König und der Republik von Pohlen, Ritters des weißen Adler-Ordens, gegenwärtig bevollmächtigten Ministers bey dem Friedens-Congreß; und des Freyherrn Rainer van Haeften, Herrn von Ophemert und Zennewynen, Mitglied des Ritterordens der Provinz Geldern, Abgesandter dieser Provinz bey der Versammlung der Hochmögenden Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande, Ihres außerordentlichen Gesandten an dem kais. kön. Hofe, gegenwärtig bevollmächtigten Minister bey dem Friedens-Congreß, nach wechselseitiger Mittheilung Ihrer Vollmachten, und mehreren freundschaftlichen Conferenzen, über folgende gegenwärtigen Definitiv-Friedensvertrag constituirende Puncte und Artikel übereingekommen sind.

Art. 1. Es wird von nun an ein allgemeiner und dauerhafter Frieden, zu Wasser und zu Lande, zwischen beyden Reichen, Ihren Unterthanen und Vasallen statt haben; eine wahre und aufrichtige Freundschaft, eine vollkommene und enge Eintracht, eine volle und allgemeine Vergessenheit und Amnestie aller Feindseligkeiten, Gewaltthätigkeiten und Unbilden, welche beyde Mächte, oder die Unterthanen und Vasallen der eigen, welche der Partey der andern gefolgt sind, in dem Laufe dieses Krieges begangen haben, insbesondere die Bewohner jedes Standes von Montenegro, von Bosnien und Servien, von der Wallachey und der Moldau, welche alle Kraft dieser Amnestie in ihre alten Wohnplätze, Besitzungen und Rechte jeder Art wieder eintreten, und sie ruhig fortgenießen können, ohne jemahls dafür beunruhigt, belästigt, oder bestraft zu werden, daß sie gegen ihren eigenen Fürsten sich erklärt, oder dem kaiserl. kön. Hofe Huldigung geleistet haben.

Art. 2. Die beyden hohen vertragschließenden Theile erkennen, und nehmen zur gemeinschaftlichen Grundlage gegenwärtiger Friedenshandlung den strengen Status quo an, wie er vor dem am 9. Februar 1788 erklärten Kriege bestanden hat. In Folge dessen erneuern und bestätigen sie, ohne die geringste Abänderung, in dem strengsten Sinn, und in ihrem ganzen Umfang, ohne jemahls dagegen zu handeln, noch zu dulden, daß dagegen gehandelt werde, den Friedensvertrag von Belgrad, vom 18. September 1739, die Convention vom 5. November desselben Jahres, die den Belgrader-Frieden auslegende Convention vom 2. März 1741, die Acte vom 25. May 1747 über die Fortsetzung des Belgrader Friedensschlusses, die Convention vom 7. May 1775 über die Abtretung der Bukowina, jene endlich vom 12. May 1776 über die Gränzen dieser Provinz; welche Friedensverträge, Acten und Conventionen alle in ihrer vollen, gänzlichen Kraft und Ausübung sind und auf immer bleiben, als ob sie hier, Wort für Wort, abgeschrieben und eingeschaltet wären.

Art. 3. Insbesondere erneuert und bestätigt die hohe ottomannische Pforte, ohne die geringste Abänderung, in dem strengsten Sinn, und ihrem ganzen Umfang, ohne jemahls dagegen zu handeln, noch zu dulden, daß dagegen gehandelt werde, den Sened, oder die obligatorische Acte vom 8. August 1783, welche von Seite der hohen ottomannischen Pforte die Verbindlichkeit enthält, den deutschen Kauffarthey-Schiffen, welche unter der Gerichtsbarkeit der Häfen des kaiserlichen Hofes stehen, wider die Corsaren der Barbarey, und andere ottomannische Unterthanen, Sicherheit und Ersatz des Schadens, welchen sie erlitten haben können, zu verschaffen; den Sened, oder die obligatorische Acte vom 24. Februar 1784 zu Gunsten der freyen Handlung und Schifffahrt der kais. kön. Unterthanen in allen Ländern, auf allen Meeren und Flüssen ottomannischer Herrschaft; den Ferman vom 4. December 1786 rücksichtlich des Hin- und Herzuges und Aufenthaltes der siebenbürgischen Hirten und Heerden in den Provinzen der Wallachey und Moldau; so wie alle übrigen Fermane, Acten und gegenseitig anerkannten Ministerial-Verhandlungen, welche vor dem 9. Februar 1788, wegen der Ruhe und guten Ordnung an den Gränzen, zur Sicherheit, zum Nutzen und Vortheil der österreichischen Unterthanen, der österreichischen Handlung und Schifffahrt in Ausübung waren; welche Seneds, Fermans, Acten und anerkannten Verhandlungen alle in ihrer vollen gänzlichen Kraft und Ausübung sind und für immer bleiben, als ob sie hier, Wort für Wort, angeführt, abgeschrieben, eingeschaltet und erklärt wären.

Art. 4. Um Alles auf die bedungene Grundlage des strengen Status quo in dem Zeitpunct von 9. Februar 1788 zurück zu führen, und dem freundschaftlichen und billigen Betragen der hohen ottomannischen Pforte ganz zu entsprechen, verbindet sich der kaiserl. kön. Hof seiner Seits, alle Besitzungen, Gebiethe, Städte, Festungen und Palanken, unter was immer für einer Benennung, welche die Truppen Sr. kais. kön. Maj. im Verlaufe dieses Krieges erobert haben; mit Inbegriff des ganzen Fürstenthums der Wallachey, und der von den kaiserlichen Truppen besetzten Districte der Moldau, zu räumen, besagter ottomannischer Pforte ganz und ungetheilt zu überlassen und zurückzustellen, und die nähmlichen alten Gränzen, welche in dem Zeitpuncte vom 9. Februar 1788 die beyderseitigen Gebiethe trennten, ohne die geringste Abänderung wieder herzustellen. Was die über die hohe ottomannische Pforte eroberten Festungen, Schlösser und Palanken betrifft, verbindet sich der kais. kön. Hof, sie in dem Zustande, worin sie sich im Augenblicke der Besitznahme befanden, und mit dem ottomannischen Geschütze, welches damahls darin vorfindig war, zurück zu stellen.

Art. 5. Die Festung Chotym mit ihrem Bezirke, gemeiniglich die Raya genannt, wird ebenfalls unter den nähmlichen für die übrigen Festungen angesetzten Bedingungen geräumt, abgetreten und zurück gestellt werden; aber erst nachdem die hohe ottomannische Pforte mit dem russischen Reiche Frieden geschlossen haben wird, und in der nähmlichen Zeitfrist, welche für die Räumung der von letzterer Macht an sich gebrachten Eroberungen wird bedungen werden; bis auf welchen Zeitpunct der kais. kön. Hof besagte Festung mit ihrem District in neutraler Verwahrung behalten wird, ohne sich mehr in gegenwärtigen Krieg zu mischen, noch dem kaiserl. russischen Hof irgend eine unmittelbare, oder mittelbare Hulfe gegen die hohe ottomannische Pforte zu leisten.

Art. 6. Sogleich nach Auswechslung der Ratificationen wird man Jederseits, in den hiernächst festgesetzten Fristen, zur Räumung und betreffenden Zurücknahme aller und jeder Eroberungen, wie auch zur Wiederherstellung der alten Gränzen beyder Reiche vorschreiten. Die beyderseitigen Commissaire, erwählt und ernannt nach dem 13. Artikel des Belgrader Friedens, werden zum Theil in der Wallachey und in den fünf Districten der Moldau operiren, und zwar in dem Zeitraum von dreyßig Tagen nach ausgewechselten Ratificationen, zum Theil sich an die obere Unna begeben, um die Gränzen von Bosnien, Servien und Alt-Orsowa mit seinen Umgebungen wieder herzustellen; wobey immer der strenge Status quo beyderseitiger Besitzungen vor dem 9. Februar 1788 zur Richtschnur zu dienen hat. Letzteren wird eine längere, von dem nähmlichen Zeitpunct anfangende Frist von zwey Monathen gegeben, weil diese Zeit erforderlich ist, um die neu angelegten Festungswerke zu schleifen, und die festen Plätze in dem Zustande zurück zu stellen, worin sie sich im Augenblicke der Eroberung befanden, wie auch zur Abführung des ganzen Geschützes, der Kriegs- und Mundvorräthe.

Art. 7. Da alle ottomannische Kriegsgefangene und Verhaftete vom Civil- und Militärstande, deren man sich im Verlaufe dieses Krieges bemächtiget hat, von Seite des kais. kön. Hofes ohne Ausnahme in Freyheit gesetzt, und den ottomannischen Commissairen, zu Rusdschuk, zu Widdin und in Bosnien übergeben worden sind, während nur jene kais. kön. Unterthanen und Soldaten ausgewechselt wurden, welche sich in den öffentlichen Gefängnissen, oder in Gewalt einiger bosnischen Herren befanden, und noch eine große Anzahl sich in der Türkey bey Privaten in Gefangenschaft befindet, so macht sich die hohe ottomannische Pforte verbindlich, um sich hierin nach der Regel des strengen Status quo vor dem Kriege zu richten, und mit ihm alle Drangsalen, welche in seinem Gefolge sind, zu heben, die Kriegsgefangenen und Sclaven, von jedem Alter, Geschlecht und Stand, wo sie immer sich befinden, und wem sie immer angehören mögen, umsonst, das ist ohne irgend ein Abkauf- oder Lösegeld, in dem Zeitraum von zwey Monathen nach ausgewechselten Ratificationen, dem kais. kön. Hofe zurück zu stellen. Demnach soll von nun an kein Unterthan beyder Theile im Gebiethe des andern in der Sclaverey gehalten werden können; mit Ausnahme derjenigen, rücksichtlich welcher es nach den in ähnlichen Fällen beobachteten Regeln erwiesen ist, daß sie freywillig die christliche oder mahometanische Religion ergriffen haben.

Art. 8. Jene Unterthanen des einen Theiles, welche sich vor diesem Krieg oder im Verlauf desselben, in die Länder des andern Theiles begeben, seiner Herrschaft sich unterworfen haben, und freywillig daselbst bleiben wollen, können jedoch von ihrem natürlichen Herrn niemahls zurück gefordert werden, und sie sollen von nun an wie die übrigen Unterthanen jener Macht, welcher sie sich ergeben haben, betrachtet und behandelt werden. Jene Individuen, welche in beyden Gebiethen liegende Güter besitzen, können nach Convenienz und ohne Hinderniß, dieß- oder jenseits ihren Wohnsitz aufschlagen; jedoch müssen sie eine einzige Oberherrschaft wählen, und ihre Besitzungen im andern Gebiethe verkaufen.

Art. 9. Die hohen vertragschließenden Theile, welche wünschen, den Handel, der die Frucht des Friedens ist, sobald als möglich wieder aufleben zu machen, und die Wohlthat des rückkehrenden, im obigen 2. und 3. Artikel festgesetzten strengen Status quo auf die nützliche Classe der Kaufleute auszudehnen, erklären hiermit, daß die Dazwischenkunft des Kriegs, als solche, den beyderseitigen Unterthanen, nähmlich den kais. kön. Unterthanen im ottomannischen Reiche, und den ottomannischen Unterthanen in der österreichischen Monarchie, keinen Nachtheil bringen soll; daß es hingegen den einen und andern frey steht, ihre Geschäfte so wieder fortzusetzen, wie sie sie in dem Zeitpunct der Kriegserklärung gelassen hatten; ihre dem Krieg vorhergehende Rechte und Forderungen jeder Art geltend zu machen; ihre Activschulden und ihr Vermögen zurück zu fordern; ihre Schuldner zu belangen; Entschuldigung zu begehren wegen verweigerter Zahlungen, oder seit der Kriegserklärung, gegen Inhalt des 17. Belgrader Artikels, und des 18. vom Passarovitzer Handelsvertrag, erlittener Schäden, endlich in allen diesen Fällen den Beystand der betreffenden Gerichtshöfe und Regierungen anzusprechen, welche ihrer Seits schnelle und unparteyische Gerechtigkeit pflegen; und den Zeitverlauf während der Kriegsdauer als keine rechtsbeständige Ausnahme gelten lassen sollen.

Art. 10. Den Commandanten und Befehlshabern an den Gränzen beyder Reiche werden die bestimmtesten und strengsten Befehle unter persönlicher Verantwortung ihrer Vollziehung, über die schnelle Wiederherstellung der allgemeinen Polizey, der öffentlichen Sicherheit und guten Nachbarschaft an der ganzen Ausdehnung der gemeinschaftlichen Gränze, sogleich zugeschickt werden; ferner über die Unverletzbarkeit der von den beyderseitigen Commissairs wieder aufgestellten Gränzzeichen, über die sorgfältige Verhinderung aller Eingriffe, Gebiethsverletzungen und Verwüstungen, über die Vergütung der Unbilden und Schäden, über die Bestrafung der Übertreter und Schuldigen, nach Maß ihrer Vergehen und Verbrechen; wobey nach den in den vorhergehenden Verträgen hierüber zwischen beyden Höfen festgesetzten Regeln und Grundsätzen vorzugehen ist, um alles in den alten, regelmäßigen und friedlichen Zustand zurück zu führen.

Art. 11. Es wird ihnen zugleich ernstlich aufgetragen und empfohlen werden, die Unterthanen des andern Theiles zu beschützen, welche wegen des Handels oder anderer Angelegenheiten über die Gränze zu gehen, im Innern der Provinzen herum zu reisen, und die Flüsse auf und ab zu fahren genöthiget sind; gegen sie nicht nur die Pflichten der Gastfreundschaft, sondern auch alle Artikel und Verfügungen der in obigen Art. 2 und 3. bestätigten Verträge, Conventionen und Acten zu beobachten, und beobachten zu lassen, ohne unter was immer für einem Grund von ihnen andere Gebühren und Abgaben zu fordern oder abfordern zu lassen, als jene, welche darin für die Person und Waaren des andern Theiles festgesetzt sind.

Art. 12. Im Betreff der Ausübung der christ-katholischen Religion im ottomannischen Reich, ihrer Priester und Anhänger, des Unterhalts und der Ausbesserung der Kirchen, der Freyheit des Gottesdienstes und der Personen, der Besuchung und des Schutzes der heiligen Stätten zu Jerusalem und anderswo, erneuert und bestätigt die hohe ottomannische Pforte, nach der Regel des strengen Status quo, nicht allein die im Artikel 9 des Belgrader Friedens dieser Religion zugesicherten Freyheiten, sondern auch jene Vergünstigungen, welche durch Ihre Fermans und andere oberherrliche Verleihungen zugestanden worden sind.

Art. 13. Sowohl wegen des glücklich abgeschlossenen Friedens, als auch um nach altem Gebrauch von der Thronbesteigung beyderseitiger Fürsten Nachricht zu geben, wird man Jederseits Minister vom zweyten Rang abschicken. Diese Minister werden mit dem Ceremoniel, der Bewirthung und den Ehrenbezeugungen empfangen werden, welche unter beyden Höfen üblich sind, und kraft des strengen Status quo alle völkerrechtlichen Vorrechte und andere ihrem Charakter anklebende Befreyungen, nach Inhalt der Friedensverträge, und nach der festgesetzten Observanz genießen. Dasselbe gilt von den Nachfolgern des k. k. Internuntius und bevollmächtigten Ministers bey der hohen ottomannischen Pforte, mit Berücksichtigung des verschiedenen Ranges womit sie bekleidet seyn können, von ihren Untergebenen, ihrem Gefolge, ihren Haus- und Dienstleuten und von ihren Wohnungen; und da mehrere ihrer Couriere, welche vom kaiserlichen Hof kamen, oder an denselben abgeschickt waren, vor dem Krieg ausgeraubt worden sind, so wird die hohe ottomannische Pforte nicht nur kein Mittel vernachlässigen, um die Entschädigung der geraubten Effecten zu verschaffen, sondern auch die wirksamsten und dauerhaftesten Maßregeln ergreifen, daß diese Couriere von nun an mit vollem Schutz und Sicherheit hin und herreisen können.

Art. 14. Zwey vollkommen gleichlautende Original-Instrumente des gegenwärtigen Friedensschlusses, eines in französischer Sprache, welcher man sich Gemächlichkeit halber bedient hat, das andere in türkischer Sprache, ersteres von den kais. kön. bevollmächtigten Ministern, das zweyte von den ottomannischen bevollmächtigten Ministern unterzeichnet, werden durch die vermittelnden bevollmächtigten Minister gegen einander ausgewechselt und den beyderseitigen hohen vertragschließenden Höfen zugeschickt werden. Worauf im Zeitraume von vierzig Tagen, von jenem der Unterzeichnung gerechnet, oder früher wenn es möglich ist, die von beyden erlauchten Regenten unterfertigten feyerlichen Ratifications-Diplome, mit den legalisirten Abschriften aller erneuerten, bestätigten und für beyde Reiche fortdauernd verbindlichen Verträge, Conventionen und Acten,

durch die Dazwischenkunft derselben Vermittlung, zwischen besagten vertragschliessenden Bevollmächtigten, gleichmasig werden ausgewechselt werden.

In Folge dessen, und Kraft der Vollmachten Sr. kais. apost. Maj., haben Wir Peter Philipp Baron von Herbert Rathkeal, und Wir Franz Graf Esterhazy von Galantha, Ihre bevollmächtigten Minister bey dem Friedens-Congreß, gegenwärtigen Vertrag, und dieses authentische Friedens-Instrument unterzeichn t, und demselben Unsere Wappensiegel beysetzen lassen.

Geschehen zu Sistov im Conferenzsaale, am 4. des Monaths August, im Jahr der Gnade 1791.

(L. S)	(L. S.)
Baron von Herbert Rathkeal.	Franz Graf Esterhazy von Galantha.

Erklärung der vermittelnden Minister.

Wir Bevollmächtigte Sr. Majestät des Königs von Großbritannien, Sr. Maj. des Königs von Preußen, und der Hochmogenden Herren Generalstaaten der vereinigten Niedrlande, als Vermittler bey dem Friedenswerke, erklären hiermit, daß obiger Friedensvertr g zwischen dem kais. kön. Hofe und der hohen ottomannischen Pforte mit allen Clauseln, Bedingungen und Stipulationen, welche darin enthalten sind, durch die Vermittlung II. MM. der Könige von Großbritannien und Preußen, und der Hochmögenden Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande, abgeschlossen worden ist. Zu dessen Bekräftigung haben Wir dieses mit unserer Handschrift unterzeichnet, und Unser Wappensiegel beysetzen lassen.

Geschehen zu Sistov, am 4. August 1791.

(L. S.)	(L. S.)	(L. S.)
Robert Murray Keith.	Hieron. Marq. von Lucchesini.	Rainer van Haeften.

Separat-Vertrag.

Im Nahmen der heiligen und einigen Dreyfaltigkeit.

Der kais. kön. Hof, und die hohe ottomannische Pforte, in der Absicht, sich bey glücklich abgeschlossenem Frieden wesentliche Beweise Ihrer Freundschaft zu geben, alles was in der Folge die vollkommene Eintracht auf der weitläuftigen Gränze Ihrer Gebiethe stören könnte, zu vermeiden, und zum gegenseitigen Vortheil die einzigen Abänderungen zu sanctioniren, welche Sie Sich je ahls gegen die Artikel des zu Sistow diesen 4. August 1791 unterzeichneten Definitiv-Friedensvertrag erlauben werden, sind mittelst Ihrer bevollmächtigten Minister, nähmlich: von Seite des kaiserlichen Hofes, Freyherrn Peter Philipp von Herbert Rathkeal, wirklichen Hofraths, und Grafen Franz Esterhazy von Galantha, wirklichen Kämmerers, Herrn der Herrschaft Dotis, und Erbherrn der Grafschaft Forchtenstein; von Seite der hohen ottomannischen Pforte, des Reis Effendi, oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Birri Abdullah Effendi, des Ordu Kadisi, oder Großrichters der ottomannischen Armeen, Ismet Ibrahim Bey, und des Rusnamegi, oder General-Controleurs der Finanzen über folgende Artikel überein gekommen.

Art. 1. Da vor dem Krieg, über die Ansprüche des kaiserl. Hofes auf einige Ländereyen des Bannats von Temeswar, wovon das ottomannische Reich im Besitz war, und über die auf dem linken Ufer der Unna gelegenen Bezirke eine Unterhandlung im Gange war, so haben beyde hohe Theile in Betrachtung der Mangelhaftigkeit der alten Gränze an diesen Puncten, und in der Absicht derselben auf eine unveränderliche Art zu gemeinschaftlicher Zufriedenheit abzuhelfen, die in den Artikel 2 und 3 gegenwärtiger Convention specificirte Final-Übereinkunft geschlossen, wodurch Sie alle Reclamations-Gegenstände gedachter Unterhandlung gänzlich und endlich zu erledigen überein gekommen sind.

Art. 2. In Folge dessen willigt die hohe ottomannische Pforte ein, daß der Flecken und das Gebieth von Alt-Orsowa bis an die Czerna unter Oberherrschaft des kais. kön. Hofes bleibe, so zwar, daß die Czerna von nun an und auf immer die Gränze der österreichischen Monarchie von dieser Seite bilde; iedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der kais. kön. Hof weder Alt-Orsowa, noch irgend einen Theil des durch die hohe Pforte Kraft dieses Artikels abgetretenen Gebiethes iemahls befestigen könne. Was die kleine, gegenüber des Forts der Insel von Orsowa gelegene, durch die im Art. 5. des Belgrader Friedens angegebenen Gränzen eingeschlossene Ebene betrifft, wird sie für immer und im strengsten Sinn zwischen beyden Gebiethen neutral bleiben, nähmlich: die Oberherrschaft darüber wird keinem der vertragschließenden Theile zugehören, sondern sie machen sich verbindlich, besagte Ebene ganz wüste liegen zu lassen, und niemahls zuzugeben, daß jemand daselbst Wohnplätze anlege, dort bleibe, oder das Land anbaue.

Art. 3. In Betreff der auf dem linken Ufer der Unna liegenden Bezirke sind beyde hohe vertragschließende Theile überein gekommen, daß die Gränzen beyder Reiche, von nun an und für immer, auf folgende Art bestimmt seyn sollen: die neue Theilungslinie wird hierorts, nach der rothen Zeichnung auf der diesem Artikel beygeschlossenen Charte, bey dem darauf bemerkten Punct an dem rechten Ufer der Glina anfangen, sich längst eines kleinen Baches fortziehen, Czettin mit dessen Gebieth unter kais. kön. Herrschaft lassen, längst des Gebiethes des ottomannischen Forts Sturlick, oder Sturlitz, welches auf der Charte mit gelber Farbe bezeichnet ist, fortlaufen, so zwar, daß das ottomannische Reich im Besitz dieses Forts, und dessen durch die Weite eines Kanonenschusses bestimmten Gebiethes bleibe; von hier aus wird diese Linie sich geraden Wegs nach der Corana wenden, um diesen Fluß gegen seinen Lauf bis und mit Inbegriff von Dresnick zu folgen, welches mit seinem Gebiethe unter kais. kön. Herrschaft bleiben wird. Besagte Linie wird sich über den Berg Smolianaz und das Ort Tischiewo verlängern, längs des Bergrückens sich hinziehen, an dessen Fuß der auf der Charte gelb bezeichnete Ort Lapatz liegt, und bis auf eine Stunde Wegs, oberhalb des gelb bezeichneten Ortes Vacup an die Unna sich anschließen, wo diese Linie auf dem linken Ufer dieses Flusses, nach der rothen Zeichnung, bis auf seine westliche Quelle hinaufsteigt, durch den nächsten Weg, welchen die Bergrücken vorzeichnen, bey dem bestehenden dreyfachen Confinium endigt, und Türkisch-Sterniza unter ottomannischer Oberherrschaft läßt. Der kais. kön. Hof macht sich verbindlich, niemahls, aus was immer für einen Grund oder Anlaß, und ohne Ausnahme, im ganzen Umfange des durch die hohe Pforte Kraft des gegenwärtigen Artikels an Ihn abgetretenen Gebiethes, irgend ein Festungswerk ausbessern, oder anlegen zu lassen.

Art. 5. Der kais. kön. Hof macht sich verbindlich, um seine Zufriedenheit über obige Gränzberichtigung an den Tag zu legen, alle über das ottomannische Reich eroberten Festungen, Schlösser und Palanken, in dem Zustand, in welchem sie sich gegenwärtig befinden, der hohen ottomannischen Pforte zurück zu stellen, ohne irgend eine der gemachten Ausbesserungen, oder die angelegten neuen Werke zu zerstören, und leistet somit Verzicht auf die Clausel der Schleifung, welche am Ende des Artikel 5 des Definitiv-Friedensvertrages stipulirt worden ist.

Art. 6. Um dem von der hohen ottomannischen Pforte geäußerten Wunsch, in den Besitz des Verlornen bald wieder einzutreten, zu entsprechen, vereinigt sich der kais. kön. Hof gerne dahin, daß die im Artikel 6 besagten Vertrages für die Räumung bestimmten Fristen verkürzt werden, und setzt einverständlich mit der hohen Pforte fest, daß diese Fristen vom Tage der Unterzeichnung, nicht von jenem der Ratifications-Auswechslung gezählt werden sollen, nähmlich dreyßig Tage, von heute den 4. August gerechnet, für die Räumung, Abtretung und Übergabe der ganzen Wallachey, und der fünf Districte der Moldau, und sechzig Tage, von dem nähmlichen Zeitpunct an gerechnet, für alle übrigen Eroberungen. Beyde Theile machen sich verbindlich, die Auswechselung der Ratificationen des Friedensvertrags spätestens in fünfzehn Tagen, statt der im Art. 14. des Definitiv-Friedensvertrages festgesetzten vierzig Tage zu bewirken.

Art. 7. Die Ratificationen dieser Separat-Convention werden abgesondert ausgefertigt, aber an demselben Tage, wie die Ratificationen des Friedensschlusses ausgewechselt werden.

In Folge dessen, und Kraft der Vollmachten Sr. kais. kön. apostol. Majestät haben Wir Peter Philipp Freyherr von Herbert Rathkeal, und Wir Franz Graf Esterhazy von Galantha, Ihre bevollmächtigten Minister bey dem Friedens-Congreß gegenwärtige Convention und dieses authentische Instrument unterzeichnet, und Unsere Wappensiegel beysetzen lassen.

Geschehen zu Sistow, im Conferenzsaale, am 4. des Monaths August, im Jahr der Gnade 1791.

(L. S.)
Freyherr von Herbert
Rathkeal.

(L. S.)
Franz Graf Esterhazy
von Galantha.

2.

Handlungsvertrag oder Sened zwischen Österreich und der hohen Pforte, dd. Constantinopel am 24. Februar 1784.

Im Nahmen des Allerhöchsten. — Die Ursache, warum gegenwärtiges Instrument ist aufgerichtet worden, besteht in Folgendem:

Es hat nähmlich der kais. kön. Gesandte, unser Freund, in einem von Seite seines Hofes überreichten Memoire sich auf die Clauseln des eilften Artikels des Belgrader Vertrages gestützet, und um einige Veranstaltungen zum Vortheile der kais. kön. Kaufleute und Unterthanen in den der ottomannischen Bothmäßigkeit unterworfenen Ländern angesucht. Nach der Prüfung des Memoirs liegt am Tage, daß der angeführte eilfte Artikel wirklich zur Grundlage des kais. kön. Begehrens diene, also Kraft der in dem Memoire enthaltenen ausdrücklichen Versicherung, daß nähmlich alle türkischen Schiffe und Unterthanen, welche in dem ganzen Umfange der kais. kön. Staaten zu Lande, zur See, oder auf den Flüssen Handlung treiben, sich eben der Freyheiten und Privilegien zu erfreuen haben sollen, welche die am meisten begünstigten Nationen genießen, hat die glänzende Pforte, welche sich stäts äußerst angelegen seyn ließ, alles aufrichtig zu erfüllen, was sie durch die Verträge gelobet hatte, und die jederzeit beflissen war, dem kaiserl. Hofe, ihrem alten Freunde und Nachbarn unzweydeutige Beweise von ihren aufrichtigen Gesinnungen, und von ihrer vollkommenen Freundschaft zu geben, sich durch gegenwärtigen Sened zur pünctlichen Erfüllung folgender Artikel und Bedingungen feyerlich zu verbinden entschlossen, welche in Zukunft zur unveränderlichen Richtschnur und Vorschrift der Behandlung deutscher Nation dienen, und eben die Kraft und Wirkung als der Belgrader Vertrag selbst haben soll.

Art. 1. Der zu Passarowitz (*) $\frac{1718}{1132}$ unterzeichnete und zur Grundlage des erwähnten Belgrader Vertrages (**) angenommene Handlungsvergleich soll gebührender Maßen in den gesammten Staaten des ottomannischen Reiches gegen die kais. kön. Unterthanen und Handelsleute beobachtet, aufrecht erhalten, und nicht die geringste Verletzung oder Abweichung von demselben von Seite der glänzenden Pforte gestattet werden. Was aber die Handlung auf den Flüssen und zur See betrifft, da hat man sich nach dem sechsten Artikel dieses gegenwärtigen Seneds zu achten.

Art. 2. Die Pforte bestätiget wiederum aufs neue ihre alten Verträge in Betracht der zu entrichtenden Mauthgebühren der deutschen Handelsleute und Unterthanen. Es sollen dieselben nähmlich für alle Waaren und Güter, die sie in die ottomannischen Staaten zum Verkaufe einführen, entweder an dem Orte ihrer Einfuhr, oder auf dem Platze ihrer Bestimmung nur ein einziges Mahl, und zwar nicht mehr als drey für hundert, Mauthgebühr erlegen; auf gleiche Art sollen sie für die in den ottomannischen Ländern zur Ausfuhr erkauften, und nicht verbothenen Waaren nur einmahl und an einem einzigen Orte drey für hundert entrichten, so zwar, daß die Handlung der deutschen Kaufleute sowohl bey der Ein- als Ausfuhr von allen übrigen, besonders aber von den Mastarie, Kassabye, Bedeat, Ressun, Hudamye, Rest, Bag, Jassak, Kule und anderen dergleichen Abgaben frey und ausgenommen sey. Ob nun gleich die hierher gehörigen Einrichtungen in dem Passarowitzer Handlungsvertrage klar und ausdrücklich festgesetzet sind, so hat dennoch der Gesandte vorgestellet, es hätten sich durch Verlauf der Zeit sowohl überhaupt in den ottomannischen Staaten als besonders in den Fürstenthümern der Moldau und Wallachey, verschiedene Mißbräuche gegen den eingeführten Gebrauch eingeschlichen. Diesen zu begegnen bekräftiget also die glänzende Pforte förmlich gegenwärtige Einrichtung, damit sie in Zukunft in dem ganzen ottomannischen Reiche auf das Pünctlichste beobachtet werde.

Art. 3. Die deutschen Unterthanen und Handelsleute sollen sowohl bey der Einfuhr als Ausfuhr ihrer nicht verbothenen Waaren wie auch im Kaufe und Verkaufe einer gänzlichen Freyheit genießen, und soll ihnen daher von Seite der privilegirten Corps von Gesellschaften, Monopolisten oder wer es nur seyn möge, weder öffentlich noch heimlich das Mindeste in den Weg geleget, noch sie Kaufes oder Verkaufes wegen von türkischen Unterthanen mit Strafe und Züchtigung behandelt werden. Es soll auch keineswegs erlaubt seyn, daß ein türkischer Unterthan oder Kaufmann, wenn er von deutschen Handelsleuten einige Waaren erkaufet hätte, unter diesem Vorwande von den privilegirten Corps oder Monopolisten belästiget oder mißhandelt werde. Zu diesem Ende soll allen und jeden Befehlshabern der Provinzen, Meere und Küsten, Mauthvorstehern und andern Beamten durch deutliche Fermane die Vollziehung des gegenwärtigen Seneds aufgetragen werden, der die Art und Weise enthält, mit welcher die in den ottomannischen Staaten ankommenden, abgehenden oder in denselben verweilenden kais. kön. Unterthanen zu behandeln sind: und damit sich auch zugleich die gegenwärtigen Minister, Consule, Agenten und Gränzbefehlshaber darnach verhalten können, so sollen dem kais. kön. Hofe die Abschriften dieser Fermane mitgetheilet werden.

Art. 4. Um allem Anstande und Zweifel zuvor zu kommen, welcher etwa bey den Befehlshabern und Obrigkeiten der Provinzen in Ansehung des Handels zur See und auf den Flüssen entstehen könnte, so erkläret die Pforte, daß es Kraft der Verträge den kais. kön. Unterthanen und Kaufleuten frey stehen soll, mit ihren Pässen in allen Ländern und Provinzen des ottomannischen Reiches zu Meer und auf den Flüssen hin und her zu reisen, ihren Handel zu treiben, wie auch zu Land, zur See und auf den Flüssen, wo sie es für schicklich finden, anzulanden, und nach bezahlter gewöhnlicher Zollgebühr ihre Waaren aus- und andere nicht verbothene dafür wieder einzuladen.

Art. 5. Die glänzende Pforte erkläret ferner, daß der kais. kön. Hof dem Belgrader und Passarowitzer Handlungsvertrage zu Folge und in Rücksicht auf das gute Einverständniß zwischen beyden Höfen berechtiget sey, auch für seine Unterthanen ohne Ausnahme eben die Freyheiten, Vortheile und Begünstigungen zu fordern, deren andere fränkische Nationen, nahmentlich aber die Franzosen, Engländer, Holländer und Russen oder irgend eine andere noch mehr begünstigte Nation genießen, oder künftig genießen werden.

Art. 6. Den kais. kön. Unterthanen und Kaufleuten soll, ungeachtet der in dem Passarowitzer Handlungsvertrage enthaltenen Ausnahme, dennoch frey stehen, mit ihren eigenen Flaggen, Fahrzeugen und Matrosen Handlungshalber aus den Flüssen in die See: und wieder aus der See in die Flüsse zu schiffen, und sollen dieselben nach einmahl entrichteter Mauthgebühr für alle ein- und auszuführenden Waaren zu nichts andern mehr angehalten werden.

Art. 7. Der Durchgang der deutschen Kaufleute und Unterthanen längst den Küsten durch die Canäle und Meerengen des ottomannischen Reiches, nahmentlich aber durch den Canal des schwarzen Meeres soll frey, und von allen Abgaben ausgenommen seyn, diese Handelsleute mögen nun aus den kais. kön. Staaten in fremde Lande, oder aus fremden Landen in die kais. kön. Staaten mit kais. kön. Flagge zur See oder auf den Flüssen hin und her kommen. Auch sollen sie keineswegs belästiget, oder zur Ausladung ihrer Waaren verhalten werden; für die aber unterwegs freywillig zum Verkaufe ans Land gebrachte Güter sollen sie außer den vorgeschriebenen Mauthgebühren sonst keine Auflage zu entrichten haben. Doch ist wohl zu beobachten, daß diese Fahrzeuge nicht größer seyen, als die den Russen bewilligten Kauffartheyschiffe. So soll auch den kais. kön. Unterthanen und Kaufleuten in Ansehung, daß solche dem kais. kön. Hofe, als dem aufrichtigsten Freunde der glänzenden Pforte zugehören, während ihres Durchzuges durch die ottomannischen Staaten freundschaftlicher Beystand und Hülfe geleistet werden. In Erwägung aber, daß die auf den Flüssen üblichen Fahrzeuge überhaupt wenig oder gar

nicht zur Seefahrt tauglich sind, soll es frey und erlaubt seyn, bey Ankunft dieser Fahrzeuge an unweit von der See gelegenen Orten die gefrachteten Waaren auf andere Schiffe zu überladen, die das schwarze Meer befahren, ohne deswegen zur Entrichtung irgend einer Gebühr verbunden zu seyn.

Art. 8. Wofern bey Vollziehung entweder eines oder des andern Artikels des gegenwärtigen Seneds, besonders aber was die verbothenen Waaren oder einige Handlungsbedingungen des Passarowitzer und Belgrader Vertrages anlanget, einige Schwierigkeiten entstehen sollten: so erbiethet sich die glänzende Pforte, dieselben mit beyderseitigem Einverständnisse auf eine freundschaftliche und billige Art auszugleichen. Sollte aber die Sache auf solche Art nicht zu Stande gebracht werden können, so williget dieselbe zum voraus ein, den streitigen Punct nach den Maßregeln des mit dem russischen Hofe verflossenen Jahres geschlossenen Handlungsvertrages und auf eine der Handlung der deutschen Nation angemessene Art beyzulegen, und zu entscheiden. Gegeben zu Constantinopel, den 2. des Mondes Rebiulacher 1198 d. i. den 24. Hornung. 1784.

(*) Der Passarowitzer Handels- und Schifffahrtsvertrag, dd. 17. July 1718. lautet also: Im Nahmen der allerheiligsten und unzertheilten Dreyfaltigkeit. — Zu immerwährendem Andenken sey allen und jeden, denen daran gelegen ist, oder seyn kann, kund und zu wissen. Nachdem durch göttliche Gnade zwischen dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herren Carln, erwählten römischen Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, Hispanien, Indien, auch zu Hungarn, Böheim, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Servien und beyder Sicilien ꝛc. ꝛc. Könige, Erzherzoge in Österreich ꝛc. ꝛc. eines, und dem durchlauchtigsten, großmachtigsten Fürsten und Herrn, Sultan Achmet Han, der Ottomannen, Asiens und Griechenlandes Kaisern andern Theiles der milde Frieden erneuert und beschlossen worden; so haben sich beyde kaiserliche Majestäten bemühet, alles beyzutragen, was nur diesen Frieden mehr zu bestätigen und die gegenseitige Übereinstimmung und das Zutrauen zu vermehren vermag. Zu diesem Ende haben sie nichts Gelegeners zu seyn erachtet, als wenn für die Unterthanen beyder Reiche ein freyer Handel auf den Flüssen, zu Lande und Meer versichert, die besondern Bedingnissen durch bequeme Artikel festgesetzet, und auf solche Weise allen Beschwerden und Zwistigkeiten, welche die gute Freundschaft schwächen könnten, gänzlich und kräftig vorgebeuget würde. Es sind deswegen von Seite seiner römisch-kaiserl. königl. katholischen Majestät der wohlgeborne Herr Anselm Franz von Fleischmann, kaiserl. Hofkriegsrath, von Seiten der ottomannischen kaiserl. Majestät aber der wohlgeborne Herr Seiffullach Effendi, wirklicher Nischandschi, (das ist, der in den sultanischen Diplomen, Mandaten und Decreten die Reichszeichen führende Minister) als ernannte, mit Vollmacht versehene Abgeordnete, nächst Passarowitz zusammen getreten, und nach dem Inhalte des in dem milden Friedensschlusse eingerückten dreyzehnten Artikels über folgende zwanzig Artikel übereingekommen. — Artikel 1. Zwischen beyden, des römischen und ottomannischen Reichs Unterthanen ist freye und allgemeine Handlung zu Wasser und zu Lande errichtet worden, so zwar, daß unter dem Nahmen der Unterthanen seiner kaiserl. kön. katholischen Majestät verstanden werden, die Deutschen, Hungarn, Italiener, Niederländer von welcherley Geschlecht und Religion, die entweder wirklich der römisch-königlichen Herrschaft unterworfen sind, oder ihr nur auf was immer für Zeit, Weise und Titel untergeben seyn müssen, diese sollen ihre Waaren (Gewehr, Pulver und andere verbothene Sachen ausgenommen) in allen ottomannischen Gebiethen verkaufen, und damit freyen Handel treiben können. Alle mit Fahnen, Schiffsverzierungen oder kais. kön. Patenten versehene Schiffe sollen in die dem türkischen Reiche unterworfene Meerhäfen einlaufen, wiederum auslaufen, daselbst ihre Waaren auslegen, den Schaden verbessern können, der ihren Schiffen durch Stürme oder irgend einen Fall zugefüget worden. Sie sollen mit Wein, und allen hinreichenden Lebensmitteln und mit andern Bedürfnissen gegen Bezahlung des Werthes versehen werden, und mögen von besagten Häfen unversehrt ausfahren. — Art. 2. Beyder Reiche Unterthanen und Kaufleute mögen auf der Donau die Handlung frey treiben. Den Kaufleuten Seiner röm. kaiserl. und königl. Majestät aber steht frey, die Waaren, die sie auf der Donau in die Türkey führen, zu Widin, Rudschuk und andern Orten von den Schiffen abzuladen, auf die um gewöhnlichen Preis bedungenen Wägen zu bringen, und von da nach welchem Orte sie wollen, sicher zu führen, und die Handelschaft zu treiben. So steht es auch den römisch-kaiserl. und kön. Kaufleuten frey, wie man überein gekommen, weil die Donauschiffe nicht in das mittelländische Meer eingehen, zu Ibraila, Issacia, Kilia und andern Handelsstädten, wo die Tschaiken, auch andere in das mittelländische Meer eingehende Schiffe befindlich sind, diese mit dem gewöhnlichen Schifflohne einzuführen, ihre Waaren einzulegen und sie nach Constantinopel, in die Krimm, nach Trapezunt, Synopel und andere Handelsstädte des schwarzen und mittelländischen Meeres, wo die Waaren verkaufet werden, überzuführen, ohne Hinderniß hin- und her zu ziehen, und die Handlung zu treiben. — Art. 3. Die Kaufleute beyder Reiche sollen für die Waaren, welche auf den Flüssen, zu Lande und zu Wasser geführet werden, an einem Zollorte, nähmlich, einmahl wann die Waaren gebracht, und zum zweyten Mahle, wann andere fortgeführet werden, für einen Zoll drey für Hundert bezahlen, über diese drey für hundert aber, Niemand das Geringste zu fordern sich unterfangen; auch werden die Kaufleute in den ottomannischen Meerhäfen wegen glücklicher Ankunft der Schiffe, wie auch andere freundschaftliche Nationen des ottomannischen Reichs zu leisten pflegen, das gewöhnliche so genannte Selamet, als 300 Aspern, das ist 3 fl. und einen Viertelreichsthaler bezahlen, von der Mastarie, Cassabie und andern Auflagen und Rechten aber allerdings befreyet seyn, auch diese Art in Ansehung beyderseitiger Kaufleute beobachtet werden. Die Reichskaufleute mögen von ihren Waaren, die sie zu Land und zu Wasser bringen, im Falle die Zöllner oder Aufseher sie höher als billig ist, schätzen sollten, gedachte drey für Hundert in Natur, das ist, in eben denselben Waaren bezahlen, mit welcher Bezahlung die Zöllner zufrieden seyn müssen; der Zoll mag auch in was immer für einer gebräuchlichen Handelsmünze entrichtet werden, worüber keiner von den Reichskaufleuten zu belästigen ist. Die Reichsschiffe, die mit Waaren beladen sind, welche in den ottomannischen Gebiethen erkaufet worden, sollen nach dem ein Mahl in einem ottomannischen Zollorte entrichteten Zolle, und nach der von den Vorstehern des Zollamtes empfangenen Handschrift, Teskere genannt, in den Meerhafen oder Festungen der an dem Hellespont gelegenen Engen, Dardanellen genannt, nicht wieder durchgesuchet, sondern nach dem Inhalte vorbesagter ertheilter Handschrift behandelt werden. Sollte einem Reichsschiffe die Gelegenheit zum Verkaufe und zur Vertauschung der Waaren nicht günstig seyn, und wollte es von einem ottomannischen Hafen zu einem andern schiffen, so soll es nach einmahl der türkischen Mauth entrichteten drey für Hundert, und der den Zöllnern vorgezeigten Handschrift, Teskere: nirgend mehr etwas zu bezahlen gehalten seyn. Sollte jemand von den Kaufleuten beyder Reiche wegen des Zolles einen Betrug verüben, und auf der That ergriffen werden, daß er seine Waaren ohne Mauthentrichtung heimlich abführte: so soll er zur Strafe doppelten Zoll bezahlen. Vom Gelde in Gold und Silber, das sie ein- oder ausführen, von welchem andere freundschaftliche Nationen den Zoll nicht bezahlen, soll auch beyderseitigen Kaufleuten und Unterthanen keineswegs Mauth abgenommen werden. Die ottomannischen Zöllner sollen den kais. kön. Kaufleuten nach bezahltem Zolle über die aufgeladenen Waaren ohne Verzug Handschriften ausstellen, damit das Schiff durch Aufschub an seiner Abfahrt nicht gehindert werde. Die Reichskaufleute sollen deswegen, daß sie ihre Waaren von ihren eigenen Schiffen auf die türkischen laden, und in einige ottomannische Handelsstädte überführen, über den in diesem Vergleiche festgesetzten Zoll nicht beschweret werden. — Art. 4. Alle Befreyung, welche in den türkischen Gebiethen den Waaren der Könige verliehen worden, die der ottomannischen Pforte zugethan sind, um sie entweder durch Handlung zu erkaufen, oder zu vertauschen und in ihre Provinzen

abzuführen, soll auch den kais. kön. Kaufleuten verstattet seyn, und im Falle etwas von den jetzt verbothenen Sachen und Waaren andern Nationen von der ottomannischen Pforte erlaubt wird, so soll solches vor allen aus Achtung gegen die kais. kön. Majestät, derselben Kaufleuten zu kaufen und wegzuführen verstattet werden. — Zu mehrerer Ruhe, Sicherheit und Aufnahme der Handlung der Reichskaufleute kann seine römisch-kais. und königl. katholische Majestät ic. ic. durch derselben sich gegenwärtig in der Türkey befindlichen Minister in den Handelsstädten des mittelländischen Meeres und der ottomannischen Gebiethe, Inseln, auch aller Orten, wo von auswärtigen Nationen Consuln und Dolmetsche ic. bestellet sind, gleichfalls Consuln, Vice-Consuln, Agenten, Factore und Dolmetsche auf ertheilte Decrete ernennen und bestellen. Wenn aber in andern Orten, in welchen bisher keiner der vorbesagten sich aufhielt, die Nothwendigkeit der Handlung dergleichen Consuln, Vice-Consuln, Agenten ic. erheischte: soll solches durch höchstgedacht seiner römisch. kais. königl. Majestät ic. ic. Minister der ottomannischen Pforte vorgetragen werden. Wenn hernach besagtem Minister die Erlaubniß verliehen würde, so sollen die gehörigen Gewaltsbriefe darüber ertheilet werden, damit diesen ernannten Consuln, Vice-Consuln, Agenten und Dolmetschen ic. von den Ministern des ottomannischen Reiches und den Beamten der bezeichneten Orte in allen Zufällen Beystand geleistet, und sie geschützet werden. In was für einem Orte des ottomannischen Reiches jemand von den kais. kön. Handelsleuten auch mit Tode abginge, so sollen desselben Güter auf keine Weise von dem Fiscal eingezogen, sondern von den kais. Ministern und derselben Abgeordneten gänzlich übernommen werden. — Art. 5. Im Falle es dem seiner röm. kais. kön. Majestät ic. ic. ic. der ottomannischen Pforte sich befindenden Minister gut dünkte, in den vorgemeldeten Orten statt der Consuln, Dolmetsche zu bestellen, so sollen diese Dolmetsche nicht allein keineswegs beschweret werden, sondern dieselben sollen auch aller den Consuln ertheilten Gunst, Schutzes und Freyheiten zu genießen haben. Vermög dieses gütlichen Vergleiches sollen seiner röm. kais. kön. Majestät Consuln, Vice-Consuln, Dolmetsche, Kaufleute, auch alle in wirklichen Diensten derselben stehende Bediente von aller Steuer und andern Auflagen frey und ledig seyn. Seiner röm. kais. und kön. Majestät ic. ic. Unterthanen, Consuln, Dolmetsche, Kaufleute und derselben Bediente sollen ihrer Handlung, Kaufes, Bürgschaft, und anderer Geschäfte wegen sich zu dem Richter verfügen, ihre Geschäfte in das Gerichtsbuch eintragen lassen, auch von denselben gerichtliche Briefe, genannt Hugget, als gültige Handschriften nehmen, und im Falle hernach eine Streitigkeit entstände, so sollen diese gerichtlichen Briefe, Handschriften wie auch das besagte Gerichtsbuch eingesehen, und nach Gesetz und Gerechtigkeit verfahren werden. Die Statthalter und andere Beamte der ottomannischen Pforte, von welcher Würde sie seyn, sollen Niemanden von besagten kaiserl. Leuten, unter dem Vorwande einer Anklage oder einem andern in das Gefängniß legen, oder sich erkühnen, ihnen Beschwerden zu verursachen, oder sie zu schmähen. So aber sich Jemand derselben vor dem ottomannischen Gerichte zu stellen hätte, so soll derselbe mit Wissen der Consuln und in Gegenwart des Dolmetsches erscheinen, und nur von den obgenannten Consuln und Dolmetschen in das k. Gefängniß geführet werden. Wenn jemand von einem kais. Kaufmanne etwas zu fordern hätte, so soll der Gläubiger seine Schuld durch Hülfe der Consuln, Vice-Consuln und Dolmetsche von seinem Schuldner und keinem andern begehren. Den oftbesagten Consuln, Vice-Consuln, Dolmetschen, Kaufleuten, derselben Hausgenossen und Bedienten soll in ihren Wohnungen die freye römisch-katholische Religionsübung gestattet seyn, und andere ausländische Nationen sollen dieser Religionsübung beyzuwohnen, auf keine Weise gehindert oder beschweret werden. Sollte ein Rechtshandel oder eine Streitigkeit wider die kais. kön. Consuln, Vice-Consuln, Dolmetsche, Kaufleute ic. entstehen, welcher die Summe von drey tausend Aspern, das ist 25 Thalern überstiege: so soll derselbe von keinem Provinzialgerichte entschieden, sondern an das Gericht der ottomannischen Pforte verwiesen werden. Sollten sich aber dergleichen Streitigkeiten zwischen den kais. kön. Kaufleuten ereignen, so soll dieselbe von den Consuln und Dolmetschen nach ihren Einrichtungen und Gesetzen untersuchet und beygeleget werden. Kein Schiff der vorbesagten Kaufleute, wenn es schon zum Absegeln bereit ist, soll wegen eines entstehenden Rechtshandels zurück gehalten, sondern solche Streitigkeiten mit Beyhülfe der Consuln, Agenten und Dolmetsche schleunigst entschieden werden. Und sollte sich auch Jemand von den Kaiserlichen einer Ursache wegen vor das ottomannische Gericht zu stellen haben, so ist derselbe in Abwesenheit des Dolmetsches nicht schuldig, vor besagtem Gerichte zu erscheinen. Die kais. kön. Kaufleute, in was für einen Ort des ottomannischen Reiches sie sich auch begeben, sollen von allen Schenkungsforderungen der Statthalter, Richter und sämmtlicher Beamten, auch der Befehlshaber desselben Reichs befreyet seyn, und dieser Ursache wegen auf keine Weise beschweret werden. — Art. 6. Wenn die ottomannische Pforte, um zur Sicherheit und Ruhe ihrer Unterthanen und Kaufleute die nothwendigen Geschäfte abzuhandeln, einige Sachwalter oder so genannte Sechbender in dem kais. kön. Gebiethe bestellen wollte: so soll ihr dieses frey stehen, und es werden deswegen von dem kais. kön. Hofe an die Beamten, welches Standes sie seyn, Befehle ausgefertiget werden, damit besagte mit dem ottomannischen Gewaltsbriefe versehene Sachwalter an denen Orten, wo es die Nothwendigkeit der Handlung heischet, geschützet, und ihnen keine Beschwerde zugefüget werde: und sollte Jemand von den türkischen Kaufleuten mit Tode abgehen, so soll besagter Sachwalter desselben Güter in Verwahrung nehmen. — Art. 7. Keiner von den Ministern und Beamten des ottomannischen Reiches soll den mit Fahnen oder Schiffsverzierungen, auch mit röm. kais. kön. Patenten versehenen Schiffen, die in einem türkischen Hafen anlanden, die Freyheit verwehren, daselbst Anker zu werfen, zu verbleiben, wegzugehen, oder Waaren aufzuladen und wegzuführen. — Art. 8. Den Reichsschiffen, welche von den Meereswogen oder Sturmwinden herum getrieben werden, sollen die ottomannischen Schiffleute oder andere Seefahrer, die sich in derselben Gegend und Nachbarschaft befinden, Beystand leisten: und im Falle eines der besagten Schiffe durch Schiffbruch zu Grunde ginge, so sollen die an das Ufer ausgeworfenen Waaren den sich in den nächstgelegenen Orten befindlichen Consuln gänzlich und vollständig eingehändiget werden. — Art. 9. Wenn gleich die Maltheser und die auf dem mittelländischen Meere hin- und her streifenden Seeräuber den Türken und andern Unterthanen des ottomannischen Reiches Schaden zugefüget haben, so sollen doch deswegen die k. Kaufleute und derselben Schiffe auf keine Weise belästiget werden. — Art. 10. Die der ottomannischen Pforte unterworfenen Kaufleute sollen, wenn sie die k. Schiffe besteigen, oder auf dieselben Waaren und andere Sachen aufladen wollen, eben die Rechte zu bezahlen gehalten seyn, welche die Engländer, Franzosen und Holländer von ihnen fordern. — Art. 11. Die Schiffe der kais. kön. Kaufleute sollen weder zur Überfuhr der ottomannischen Truppen, noch anderer zum gemeinen Wesen gehöriger Sachen mit Gewalt angehalten werden. — Art. 12. Wen beyderseitige Kriegsschiffe einander auf dem Meere begegnen: so sollen beyde, von welcher Gattung sie immer sind, durch Aufsteckung und Ausbreitung der Fahnen und Zierden einander ihre Freundschaft bezeugen. — Art. 13. Den kais. kön. Unterthanen soll frey stehen, Handlungs, oder Pilgerschafts halber, in einen jeden Ort des ottomannischen Gebiethes zu reisen, auch ohne Hinderniß hin und wieder zu ziehen, und damit ihnen keines Ortes oder Weges von den Tributen Einnehmern oder andern Leuten einiger Schaden zugefüget werde, so sollen ihnen von der ottomannischen Pforte strenge Patente ertheilet werden. — Art. 14. Die Juden sollen sich nicht beykommen lassen, sich in die Geschäfte der Reichskaufleute zu mischen, und weder mit dem ottomannischen Reichsdiplome, noch durch sonst mächtige Vermittlung einen Sensalen oder Unterhändler vertreten, es sey denn, daß sie von den besagten kais. kön. Kaufleuten freywillig zu solchem Dienste zugelassen würden. Wenn sich aber die Juden deswegen, weil sie zu diesem Sensaldienste nicht berufen werden, treulos verschwören, und den kais. kön. Kaufleuten Schaden zuzufü-

gen trachten sollten: so sollen sie andern zum Beyspiele, auf das Strengste bestrafet werden. — Art. 15. Den kais. kön. Kaufleuten soll, damit aller Zwist und Uneinigkeit vermieden werde, die gemeiniglich unter verschiedenen Nationen zu entstehen pflegen, zur Niederlage und Erhaltung ihrer Waaren gegen gewöhnlichen Zins, ein eigener und gelegener Ort, Chan genannt, von der ottomannischen Pforte auf Ansuchen des daselbst sich befindenden kais. kön. Ministers angewiesen werden. — Art. 16. Wenn Jemand von den Dienstleuten der kais. kön. Consuln, Vice-Consuln, Agenten, Dolmetsche, oder Jemand aus den Kaufleuten angeklaget würde, er hätte aus einigem Hasse oder böser Absicht die mahometanische Religion angenommen; so soll diese Anklage so lange für nichtig und eitel erkannt werden, bis ein solcher Mensch in Gegenwart des kais. kön. Dolmetsches mit freywilligem und entschlossenem Gemüthe die mahometanische Religion bekennet: doch soll ihm solche Religionsveränderung zu keinem Behufe dienen, sondern falls er Schulden hätte, soll er zur Bezahlung angehalten und angetrieben werden. — Art. 17. Sollte von den Kaufleuten und Unterthanen seiner röm. kais. kön. Majestät rc. rc. Jemand auf einem Schiffe der Seeräuber gefunden werden, so soll er, wenn das Schiff gefangen, und die Seeräuber zu Sclaven gemacht werden, keinesweges gefangen, sondern frey entlassen werden. — Art. 18. Im Falle dieser zwischen den beyden durchlauchtigsten Kaisern geschlossene milde Frieden und Freundschaft in Feindschaft, welches Gott abwende, verwandelt würde, so sollen alle Unterthanen, die sich in beyden Reichen zu Wasser und zu Lande befinden, bey Zeiten davon Nachricht erhalten, damit sie nach eingebrachten oder abgeführten Schulden sich mit ihren Gütern frey und unverletzt aus den Gränzen begeben können. — Art. 19. Die persischen Kaufleute, welche aus dem kais. kön. Reiche auf der Donau in die ottomannischen Gränzen zu schiffen gedenken, sollen nach einmahl gewöhnlicher Maßen über die Auflage, so genannt Refftie, bey dem ottomannischen Zollorte entrichteten fünf für Hundert und von den Zöllnern darüber empfangener gewöhnlichen Handschrift zu einer weitern Schifflohnsbezahlung nirgendswo angehalten werden, so wie auch diejenigen, die aus Persien durch die ottomannischen Gränzen in das kais. kön. Gebieth zu reisen verlangen, über die auf dem schwarzen Meere oder der Donau einmahl bezahlten fünf für Hundert mit keiner wiederhohlten Bezahlung beschweret werden sollen. — Art. 20. Die Artikel des gegenwärtigen Handlungsvertrages, welcher von den von beyden Seiten mit Vollmacht und Mandat versehenen Commissarien mit ihren eigenen Siegeln unterzeichnet und bekräftiget worden, sollen in Zukunft heilig und gewissenhaft beobachtet werden, auch denselben durch kein von beyden Seiten ergangenes Mandat Nachtheil zugefüget werden: wie denn beyde kaiserliche Majestäten in Zeit von 30 Tagen vom Tage der Unterschrift besagten Vertrag gut zu heißen sich ohnfehlbar verbinden, und dieses vorbesagte Commissarien zu bewerkstelligen versprechen. Damit endlich die in diesen zwanzig Artikeln enthaltenen und von beyden Seiten angenommenen Handlungsbedingungen mit schuldiger und höchster Achtung unverletzt beobachtet werden, so hat der ottomannische Herr Abgeordnete vermöge der ihm ertheilten kaiserlichen Gewalt mir ein in türkischer Sprache verfaßtes und unterschriebenes rechtsgiltiges Instrument eingehändiget, so wie ich ihm gleichfalls vermöge Mandats und Vollmacht diesen in lateinischer Sprache mit meiner Hand und eigenen Siegel unterzeichneten Vertrag als ein rechtsgiltiges Instrument unterzeichnet habe. Gegeben zu Passarowitz, den 17. Heumonaths, 1718.

(L. S.)

Anselm Franz von Fleischmann.

(**) Der eilfte Artikel des Belgrader Friedens (18. Sept. 1739.) lautet: Beyder Theile Handelsleute können die Handlung in den Ländern beyder Kaiserthümer frey, ruhig und friedlich treiben, und soll den Unterthanen und Handelsleuten der dem römischen Kaiser unterworfenen Provinzen, sie seyn von welcher Nation sie wollen, nach der bisher üblichen Art frey stehen, zu Wasser und zu Lande mit eigenen Schiffen, unter römisch-kaiserlichen Flaggen und Patenten in die ottomannischen Provinzen ungehindert zu kommen, und daraus wiederum abzureisen, zu kaufen und zu verkaufen, und wenn sie die bisherigen üblichen Zölle entrichtet haben, sollen sie nicht weiter beschweret, sondern vielmehr geschützet werden, also daß das, was in den dem ottomannischen Kaiserthume unterworfenen Ländern andern christlichen Nationen, die von Abgaben befreyet sind, auch denen, welche am freundschaftlichsten behandelt werden, und besonders den Franzosen, Engländern und Holländern zu Guten zugestanden ist, den römischen kaiserlichen Handelsleuten ebenfalls zu Guten kommen und bestätiget seyn soll, und sie mit denselben gleiches Nutzens, gleicher Sicherheit sich zu erfreuen und zu genießen haben sollen. — Dagegen sollen die Unterthanen und Handelsleute des ottomannischen Kaiserthumes, wenn sie die Gränzen der dem allerdurchlauchtigsten römischen Kaiser unterworfenen Länder und Leute betreten, auf gleichen Fuß behandelt, und die dahin Handelnden in allen ihren Geschäften beschützet und vertheidiget werden. — Den Algierern, Tunesern und Tripolitanern und andern, denen es zu befehlen nöthig ist, soll ernstlich gebothen werden, daß sie in Zukunft dem Inhalte dieses Friedens und den besonders mit ihnen geschlossenen Verträgen auf keine Weise entgegen handeln. — So sollen auch die Einwohner des an dem Ufer des Meeres gelegenen Schlosses Dulcigno und andere Unterthanen des ottomannischen Kaiserthumes in denselben Gegenden im Zaum gehalten werden, daß sie künftig keine Seeräuberey treiben, noch die Kaufmannsschiffe angreifen und beschädigen; vielmehr sollen ihre kleineren Schiffe oder Fregatten und die übrigen Raubschiffe weggeschaffet, auch ihnen verbothen werden, neue zu erbauen, so daß gegen solche Räuber, so oft sie sich auf einige Weise unterstehen werden, den Friedensbedingungen entgegen zu handeln, nebst Zurückgabe alles geraubten Habes, und Ersetzung des Schadens und Wiederloslassung der Gefangenen, auch nach Strenge der Gesetze verfahren werden soll.

3.

Ferman in Vollziehung dessen an die türkischen Behörden und an den Woiwoden der Wallachey, Michael.

Daß dem deutschen Kaiserhof, als Freunde und Nachbarn der erhabenen Pforte, der alle Aufmerksamkeit verdienet, ein unterzeichneter und authentischer Sened sey zugestellet worden, und zwar zum größern Vortheile seiner Handelsleute, zu Lande, Meere, Flüssen, und um ihre Hin- und Herfahrt auf dem schwarzen Meere mit ihren Kauffartheyschiffen zu begünstigen, alles in der Absicht dadurch die Freundschaft und das gute gegenseitige Einverständniß zu vermehren und zu befestigen, welches unter den beyden Höfen bestehet. Diesem zu Folge ist dieser höchste Befehl ausgefertiget worden, damit die beygebogene Abschrift des besagten Seneds eingetragen, auch in euren Schriften aufbewahret und Sorge getragen werde, in Zukunft das, was dem Inhalte besagten Instrumentes gemäß ist, und was es fordert, zu halten.

Ferman an den Großzöllner zu Constantinopel, des Inhalts: Nachdem ist zugestellet worden rc.

Dem zu Folge ist gegenwärtiger höchster Befehl erlassen worden, damit die hier beygefügte Abschrift des besagten Seneds eingetragen und in den Schriften des constantinopolitanischen Zollhauses aufbewahret und Sorge getragen werde, indem man zugleich gehörige Kenntnisse und nöthigen Unterricht an den Dardanellen-Zoll ergehen läßt, in Zukunft rc.

Ferman an den Bostangi Baschi, des Inhalts: Nachdem rc.

Dem zu Folge ist gegenwärtiger höchster Befehl ergangen, damit die hier beygefügte Abschrift des besagten Seneds in ihrem Corps oder Ogiak aufbewahret, und Sorge getragen werde rc.

Übersetzet den 5. Brachmond, 1784.

Nachdem die Kaufmannsschiffe des deutschen Hofes, Freundes und Nachbarn der erhabenen Pforte, seit dem Belgrader Frieden die Handlung auf dem weißen Meere getrieben haben, ohne daß ihnen erlaubt war, das schwarze Meer zu befahren: so hat uns nun auch besagter Hof durch

seinen Minister bey unserer erhabenen Pforte, deren Ende glückselig sey, ersuchet, ihnen freundschaftlich zu gestatten, daß sie mit ihren Schiffen eben sowohl aus den Flüssen in das schwarze Meer und von diesem in das weiße, und so wechselsweise fahren könnten. Um nun dem kaiserlichen Hofe gefällig zu seyn, und in Betrachtung der alten Freundschaft und guten Nachbarschaft, haben wir für gut erachtet, unsere Erlaubniß und sultanische Einwilligung zu ertheilen, daß in Zukunft die deutschen Handelsleute ihre Handlung frey zu Lande, Meer und Flüssen treiben können. Zu diesem Zwecke ist von Seite der erhabenen Pforte ein Sened oder authentisches Instrument, mit Siegel versehen, verfasset und dem besagten kaiserlichen Minister eingehändiget worden, welche in acht Artikeln einige Anordnungen der Handlung enthält.

Da nun die im besagten Sened enthaltenen Gelobungen ungezweifelt, und nothwendig beobachtet, und geschätzet werden, auch für immer zur Richtschnur dienen sollen, so ist aus unserer Staatskanzley eine authentische Abschrift mit dem Siegel des Reichs Effendi versehen, sowohl vom besagten Sened, als auch von dem Passarowitzer Handlungsvertrage, der darin angeführet ist, erhoben und an euch abgesendet worden, der ihr der besagte Woiwode seyd, damit ihr alle beyde eintragen lasset, daß sie beyde gehalten, beobachtet und zur Richtschnur genommen werden, nach welcher ihr eure Handlungen und Verfahren einrichten, gewissenhaft die darin enthaltenen Angelobungen in Ansehung deutscher Kaufleute erfüllen und alles vermeiden sollet, was denselben entgegen seyn könnte. Zu diesem Ende ist gegenwärtiger höchster Befehl ergangen und ausgefertiget worden, kraft dessen wir wollen und verordnen, daß, wenn ihr euch durch die beyden eingeschlossenen authentischen Abschriften sowohl mit den festgesetzten Artikeln des besagten Handlungs-Seneds als auch mit jenen des Passarowitzer Handlungsvertrages bekannt gemacht habet, ihr Sorge traget die beyden besagten Abschriften eintragen zu lassen, und zu wachen, daß ihr Inhalt für immer beobachtet, und zur Richtschnur genommen werde, daß ihr sorgfältig die darin ausgedrückten Bedingungen in Ansehung der deutschen Kaufleute vollziehet, eure Handlungen und euer Verfahren demselben gemäß einrichtet, und endlich alles vermeidet, was demselben entgegen stehen könne. rc. rc. rc.

Gegeben zu Constantinopel, im Anfange des Monaths Regeb 1198, das ist gegen Ende May 1784.

Eine Abschrift dieses Fermans an den Capitän Pascha, Gazi Hassan Pascha.

Eine andere an den Statthalter von Bosnien, Abdulach Pascha, so wie auch an den Kadi von Bosna-Serai.

Eine andere an den Abdi Pascha, Statthalter von Rumelien, so wie auch an den Kadi von Monastir.

Eine andere an den Statthalter zu Belgrad, Raif Ismail Pascha, und an den Molla dieser Festung.

Eine andere an den Hald Achmed Pascha, Befehlshaber von Widdin, und an den Kadi.

Eine andere an den Befehlshaber zu Hotin Ohreli, Achmed Pascha, und an den Kadi.

Eine andere an den Befehlshaber zu Alep, Seid Abdi Pascha, und an den Kadi.

Eine andere an den Sangiak Beg von Salonik, Hassan Pascha, zu an den Kadi.

Eine andere an den Befehlshaber Kadi Scheick und andere vornehmere ägyptische Beys.

Eine andere an den Woiwoden der Moldau, Alexander Zade Woiwoden.

Eine andere endlich an die Naibs und Zöllner der Schlösser der Meerenge.

Übersetzt den 8. Brachmonath, 1784.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

// Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 2. und Montag den 5. November 1810.

Gewisse Länder verdienen keine Historie, weil sie kein System, und keine Freyheit haben; dieses leitet mich in der Wahl meiner Studien. Frankreich und Spanien werden meine letzten Untersuchungen seyn, denn die Spanier sind von Ferdinand und Mendoza getödtet worden, und in Frankreich ist nur immer die sich von Capet an beständig ausarbeitende Königsmacht, und beym Volk niemahls Absicht, noch Standhaftigkeit, sondern Anhänglichkeit an Parteynahmen, und Gefühllosigkeit gegen alle menschlichen Rechte. — Ziehet die Alten in allem vor, denn die Wirkung des Clima und ihrer Freyheit sind beysammen; daher sind sie gedoppelt merkwürdig, und überall bis auf Caligula waren Plane, oft vielhundertjährige, und wahrhaft ist es erstaunlich anzusehen, wie dieselben allen Veränderungen der Zeiten und Menschen angepaßt wurden! Dieses macht besonders auch das neue Rom sehr merkwürdig, denn man findet schon tausend Jahre lang einen unsterblichen Geist im Papstthum, den jeder Papst annimmt, und immer durchsetzt. Was wäre merkwürdiger, als wenn die Historie der Jesuiten ächt bekannt würde! — So ist Venedig dem gleichen Plan zugethan, und in allen Veränderungen des Italiens der mittlern Zeit ist allezeit ein gewisser feiger Geist sichtbar. Es ist auch die Alleinherrschaft, welche Cosimo und Lorenzo durch Tugenden und Kunst aufrichtete, weit merkwürdiger, als wo Reunionen und Gewalt alles ausrichten. Jedes Volk ist nur so lange, als es Efforts macht, und bis es zum Genuß kommt, merkwürdig.

Johann von Müller.

(132 und 133.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1543.

Am 1. Jänner war Kaiser Carl zu Madrit. In diesem Monathe wurden mehrere des Raths von Indien entlassen, und zum Theile um Geld, oder mit Verbannung gestrafet. Auch wurde der ganze Adel zum Dienste des Kaisers wider Frankreich aufgebothen.

Am 9. Hornung führte der Kaiser den Erbprinzen zum ersten Mahle in den obersten Justizrath ein.

Am 1. März reiste der Kaiser von Madrit auf Alcala, wo die Prinzessinnen waren, am 2. kam Nachricht, daß die Kaiserlichen die Stadt Tremesen in Afrika eingenommen haben. Am 3. kam der Kaiser nach Gadalasor und traf am 29. März zu Molin del Rey ein.

Am 11. April kam selber nach Barcellona, wo am 15. die Nachricht anlangte, daß Andreas Doria mit 44 Galeeren zu Rosas eingetroffen sey, mit welchen er am 18. nach Barcellona kam.

Am 1. May nach Mittag schiffte sich der Kaiser ein, und begegnete in der Nacht der neapolitanischen Flotte, wo selber sodann am andern Tage nach Palamos kam, und bis auf den 12. verblieb, am 13. aber zu Rosas an das Land stieg; sodann am 18. zu Cadagnez eintraf, und am 19. das hohe Meer erreichte. Vor Marseille verweilte der Kaiser durch zwey Stunden, und stieg am 24. May am Fronleichnamstage zu Savona an das Land, wo er am Freytage Nachmittag gegen 4 Uhr mit 150 Segeln, worunter 57 Galeeren waren, nach Genua abfuhr, und daselbst bis auf den 2. Juny verblieb. In der Zwischenzeit ist der Herzog von Castro, Sohn des Papsts Pauls, der Herzog von Florenz, der Marchese del Vasto, der Principe di Melphi, der Herzog von Savoyen und sein Sohn, auch der Cardinal von Cibo, und mehr andere Standespersonen nach Genua gekommen, auch erschien von Seite Sr. päpstlichen Heiligkeit der Cardinal Farnese am 2. Juny, welcher vor der Abreise des Kaisers Audienz hatte. An diesem Tage kam K. Carl nach Borgo, am 3. nach Serravalle, am 4. nach Tortona, am 5. nach Voghera, wo der Cardinal Farnese seinen Abschied nahm, am 6. Juny nach Pavia, wo der Herr von Granvella von dem Reichstage zu Nürnberg bey Sr. Majestät zurück anlangte, und auch seine Tochter, die Herzoginn von Camerino, befindlich war. Am 12. verlieh der Kaiser dem Herzog von Florenz das Schloß und die Festungen seines Herzogthums. Am 13. war er zu Codogno, am 14. zu Cremona, wo der Herzog von Ferrara ihm entgegen kam, und der Kaiser bis auf den 20. verblieb. Hierher kam auch der päpstliche Legat de Santa Croce, welchen der Kaiser in der Domkirche empfing, und am 21. mit ihm nach Basetto reiste, wo der Papst schon in der Frühe angekommen war. Bey der Ankunft des Kaisers kamen ihm 13 Cardinäle entgegen. Der Kaiser stieg im Schlosse ab, wo ihn der Papst am Eingange des Saales empfing, und nicht zugab, daß ihm der Kaiser den Fuß küsse. Sie saßen sodann zwey Stunden beysammen, worauf sich der Kaiser in sein Quartier begab; nach dem Mittagmahle aber wieder zu dem

Papste kam, und sich durch drey Stunden mit ihm unterredete. Am 22. waren beyde den ganzen Tag hindurch im Schlosse beysammen. Jeder hatte eine Garde von 500 Mann zu Fuß, und 200 leichten Pferden neben ihrer gewöhnlichen Garde.

Der Papst hatte 13 Cardinäle, und den Herzog von Castro seinen Sohn bey sich; dem Kaiser aber begleitete der Herzog von Braunschweig, und andere Herren von Stande. Den 23. befand sich der Kaiser etwas unpäßlich, und der Papst machte ihm einen Besuch von drey Stunden. Am 24. kamen alle Cardinäle mit einander zu Sr. Majestät. An diesem Abend erschien auch die Tochter des Kaisers, Herzoginn von Camerino, mit der Signora Costanza, Tochter des Papstes, der Gräfinn von Zambara, und andern Damen Abschied zu nehmen. Am 25. Nachmittag beurlaubte sich der Kaiser bey dem Papste, welcher ihn bis in den Saal, die Cardinäle aber bis auf die Felder begleiteten.

Zu Nachts kam der Kaiser nach Cremona, wo selber am 26. verblieb, am 27. und 28. hielt er sich im Mantuanischen auf, und traf am 29. zu Peschiera ein, wo die Herrschaft von Venedig den Kaiser mit Erfrischungen bediente.

Am 30. Juny war der Kaiser zu Dolce, wo ein Triumphbogen auf einer Schiffbrücke über die Etsch errichtet war.

Am 1. July war das Nachtlager zu Roveredo, wohin der Bischof von Trient entgegen kam, bey welchem der Kaiser zu Trient den 2. zubrachte. Hier war ihm der Cardinal Morone als zu der Kirchenversammlung dahin abgeordneter päpstlicher Legat entgegen gekommen. Am 7. kam K. Carl zu Brixen, am 8. zu Sterzing, und am 9. zu Innsbruck an, wo selber einen jungen Erzherzog, und 5 Prinzessinnen-Töchter seines Herrn Bruders fand, und den 11. allda zubrachte.

Am 15. July war selber zu Kempten, am 18. zu Ulm, und am 27. zu Speyer, wo ihm der Churfürst von Mainz, und der Bischof von Arras entgegen kamen. An diesem Tage besah er 100 Feldstücke, welche er in den Krieg wider Frankreich mit sich führen wollte. Am 28. wurden daselbst 20,000 Mann Deutsche gemustert; auch kamen am 1. August die Churfürsten von Cöln, und der Pfalz nach Speyer. Am 5. war der Kaiser zu Worms, am 6. zu Oppenheim, am 7. zu Mainz; wo selber am 12. mit 70 Schiffen abfuhr, und zu Coblenz vom Churfürsten zu Trier empfangen wurde. Am 16. war das Nachtlager zu Andernach, und am 17. zu Bonn, wo ihn der Churfürst von Cöln bewirthete. Am 20. brach der Kaiser mit 5000 Pferden, und 30,000 Mann zu Fuß von Bonn auf, und hatte zu Arau, in einem kleinen Dorfe sein Lager. Am 21. marschirte der Kaiser nach Lintkirch, und lagerte sich am 22. vor Düren, einer Clevischen Stadt, wohin sich auch der Prinz von Oranien, welcher am vorigen Tage Montjoie mit Sturm weggenommen hatte, mit 300 Mann zu Fuß, und 2500 Pferden, näherte, und am 23. sich mit der kaiserlichen Armee bey Düren vereinigte. An diesem Tage ließ der Kaiser die Stadt zur Übergabe auffordern, welche sich aber nicht hierzu verstehen wollte, und hierauf am 24. Nachmittag durch die spanischen und italienischen Truppen nach einen zweystündigen Sturm eingenommen ward. Die Garnison bestand aus 4000 Mann ohne den Einwohnern, welche theils getödtet, theils gefangen wurden.

Die Stadt wurde geplündert, doch hatte der Kaiser bey Todesstrafe befohlen, die Weiber und Kinder zu verschonen, welche die Weisung erhielten, sich in die Kirche zu flüchten. Am 25. brach in dieser unglücklichen Stadt eine Feuersbrunst aus, welche nicht mehr zu löschen war, und mehr als 600 Häuser in Asche legte. Am 26. suchte der Kaiser die Ordnung in der Stadt nach Möglichkeit herzustellen, und brach am 27. von dort auf, kam sodann nach Marzwent, und am 28. nach Cruanesick.

Am 29. ergab sich Höke in Geldern, und der Kaiser kam nach Corbeck. Am 30. war das Lager vor der Hauptstadt Sarmünden, welche sich so wie Huttern und mehrere Orte ergab.

Am 1. September um 6 Uhr Morgens reiste der Prinz von Oranien mit 2000 Mann zu Fuß, und 200 Pferden in diese Stadt, und gegen 9 Uhr hielt der Kaiser mit dem Herzogen von Braunschweig, Sachsen, und mehrern Fürsten und Herren (zu Rogendorf) seinen Einzug, wo sodann von dem auf dem Platze versammelten Volke der Huldigungseid abgelegt wurde, worauf der Kaiser in das Lager zurück kehrte, und am 2. sich bey Tise lagerte. Am 3. besuchte der Kaiser seine Frau Schwester, die Statthalterinn zu Horm, und kam Abends in das Lager zurück. An diesem Tage ergab sich auch die Stadt Cleven, und erschien der Coadjutor von Cöln, um ein sicheres Geleit für den Herzog Wilhelm anzusuchen.

Am 4. zog der Kaiser mit dem Lager vor Venlo, und ließ die Stadt auffordern, welche sich aber nicht ergeben wollte. Am 5. kam der Coadjutor von Cöln, die Unterhandlungen mit dem Herzog von Cleve zu betreiben, worauf der Herzog von Braunschweig abgeschickt wurde, selben in das Lager zu hohlen, und mit ihm am 6. ankam, wo er im Gezelte des Herrn von Granvella abstieg, zu Nacht speisete, und bis auf den folgenden Morgen verblieb.

Am 7. gegen 10 Uhr Vormittag führte der Coadjutor und Herzog von Braunschweig den Herzog Wilhelm dem Kaiser in seinem Gezelte vor, wo viele Fürsten und Herren, auch die kaiserlichen Räthe versammelt waren.

Der Clevische Kanzler hielt für seinen auf den Knieen liegenden Fürsten eine Anrede, in deutscher Sprache, wo er seinen Fehltritt bekannte, und um Gnade bath. Diese beantwortete der Vice-Kanzler Naves, daß der Kaiser seine Milde obwalten lassen wolle, und der Herzog sich bey dem Herrn von Granvella einzufinden habe, wo mit den kaiserlichen Räthen ein Vertrag entworfen werden sollte. Hierauf ließ der Kaiser den Herzog aufstehen, indem er ihm die Hand reichte, und besprach sich mit ihm in der Stille, der sodann seinen Abschied nahm, worauf der Vergleich am 8. Sept. zu Stande kam. Am 10. hielt der Kaiser zu Venlo den Einzug. Am 11. kam Martin von Rossem in das Lager, welcher am 12. Nachmittag dem Kaiser durch den Herzog von Braunschweig vorgestellt wurde, und ihm als seinen nunmehrigen Landesfürsten versprach, eben so getreu, als seinem vorigen Herrn zu dienen.

Se. Majestät begab sich sodann aus seinem Zimmer in ein offenes Gezelt, wo die Stände von Geldern und Zütphen den Eid der Treue auf den Knieen ablegten, nachdem sie den Herzog von Cleve von ihrem Eide entlassen hatten. Sie erhielten den Prinzen von Oranien zum Statthalter.

An diesem Tage kamen die pohlnischen Gesandten zum Kaiser, welche einen Zwerg und eine Zwerginn zum Geschenke brachten. Am 14. litt der Kaiser einen Anfall vom Podagra, auch empfing der Herzog Wilhelm Cleve und Jülich als Reichslehen, und Rabenstein als ein brabantisches Lehen, worauf sich

der Kaiser nach Weerde begab, die Armee hingegen marschirte über Lüttich durch die Grafschaft Namur gegen Frankreich. Am 15. kam der Kaiser nach Gera, und am 16. nach Diest, wo er wegen der zunehmenden Gliederschmerzen verblieb. Hier erschien am 18. die Statthalterinn, und am 19. die niederländischen Deputirten, welche auf Löwen einberufen waren, wo sich aber der Kaiser nicht einfinden konnte.

Am 22. ließ sich der Kaiser in die Versammlung der Stände auf einem Lehnsessel tragen. Der Präsident Schorre machte den Vortrag, welchen der Kanzler von Brabant beantwortete, worauf der Kaiser die Stände wegen seiner Unpäßlichkeit an die Statthalterinn durch den Präsidenten wegen seiner Gesinnung anweisen ließ. Am 26. war jeder einzelne Stand bey dem Kaiser, welcher am 25. im Frauenstifte Gempe über Nacht war, am 26. nach Löwen kam, und am 27. daselbst verblieb; am 28. sodann zu Asque, am 29. zu Nivelle, und am 30. Sept. zu Brest eintraf, wo er wegen seiner Gliederschmerzen bis auf den 13. October verblieb. An diesem Tage nach Mons, am 18. nach Bovais, am 19. nach Quesnoy, am 20. auf Mittag in seinem Lager vor Landreci, und auf die Nacht nach Albernes kam, wo am 23. ein englischer Kammerherr anlangte. Am 27. schickte der Kaiser den Herrn von Granvella vorgefallener Mißhelligkeiten wegen in das Lager. Am 29. kam Nachricht, daß die französische Armee in Schlachtordnung anrücke, worauf sich das abgetheilte kaiserliche Lager vereinigte, welches den Franzosen Gelegenheit gab, die Stadt Landreci am 31. October mit Lebensmitteln und frischer Besatzung zu versehen. Am besagten letzten October begab sich der Kaiser von Avennes nach Quesnoy, wo selber am 1. November verblieb. Am 2. befahl der Kaiser seiner Armee aufzubrechen, und gegen Cateau-Cambresis vorzurücken, weil sich der König Franz dem Vorgeben nach gerühmt hatte, dem Kaiser eine Schlacht liefern zu wollen.

Se. Majestät kam von Quesnoy gegen Abend mit seiner Armee auf ein und eine halbe Meile an das französische Lager, am 3. zeigte sich der Kaiser in Schlachtordnung im Angesicht der Feinde, welche sich in ihre Verschanzungen zurück zogen. An diesem und dem folgenden Tage kampirte die kaiserliche Armee ganz nahe am französischen Lager; allein am 4. um 11 Uhr in der Nacht brach der König in aller Stille mit seiner Armee auf, so daß sogar den Maulthieren die Glöckchen abgenommen wurden, und marschirte gegen Guise. Auf erhaltene Nachricht wurde die Arriergarde bis über das Gehölz von Bouchain verfolgt, und etwas Mannschaft mit Lebensmitteln und Bagage eingebracht; der Kaiser aber nahm sein Quartier in eben jener Wohnung zu Cateau-Cambresis, welche der König in voriger Nacht verlassen hatte, und blieb am 6. daselbst, kam sodann am 7. mit seinem Lager nach Legin, und am 8. nach Crevecoeur, welches der Kaiser dem Dauphin abnahm, am 9. daselbst verblieb, und den Truppen die Winterquartiere anwies. Am 10. ritt der Kaiser geharnischt in Cambrais ein, wo er eine Besatzung zurück ließ, und am 15. nach Valenciennes abging, wo er bis auf den 19. November verblieb. Am 17. kam der Herzog von Lothringen den Kaiser zu besuchen, und hatte den folgenden Tag hindurch mehrere Unterredungen. Am 20. kam der Kaiser nach Mons, am 21. nach Brain le Conte, am 22. nach Sept-Fontaines, und am 23. nach Brüssel, wo am 25. der Kammerherr Peloux starb.

Am 2. December reiste der Don Fernando de Gonzaga, Vicekönig von Sicilien mit mehreren Edelleuten, in Aufträgen nach England. Am 23. waren die Stände versammelt, an welche der Kaiser eine lange Rede hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkmahle der Vorzeit.

Mathias Huniady Corvin, König von Ungarn, an Gotthard von Starhemberg 1480. (Aus dem Original zu Riedeck.)

1.

Mathias von gottes genadn zu Hungarn, zu Beheim kunig. Edler Besonders lieber. Wir haben Dir vormals geschriben, Alz vnser brief dir von vns zugesand, vnd verstannden hast; an zweifilt vnns gannz nit, du erkennest durch dein vernunft, das wir auf laut des Römkaiser, auch der lanndschaft brief Sigl gut Recht gehabt hieten, In das land Oesterreich zu greiffen, vnd vns vnnsers schadens dauon zu ergetzen. Nachdem wir aber demselben land, dir, vnd andern Mitwonern darinn, dermassen ye vnd ye, mit genaden genaigt gewesen vnd noch sein, daz vnns vast vngemaint wäre, schaden zu zefügen, wo wir das ymmer fuglich vertragen bleiben mugen. Darumb so begern wir an dich mit Sonderm vleiss, nachdem du vnd ander kayserlicher MitRäte, vnd yetzt stäts Im kf. hof seit, du wellest deinenthalben daran sein vnd verfügen, damit vom lannd zu Oesterreich in vnser kunigreich, Fürstentumb, Lantschaft vnd gebiet, kainerley schaden getan, noch darein gegriffen werde, So uerr du vnd ander wellent, daz daz land Oesterreich vnd die Inwonner darinn widerumb von vnns mit der tate nit angeuochten sullen werden. So uerr Ir daz zu beschehen bestellet, So wellen wir hinwiderumb dermassen gegen Oesterreich vns mit genaden halten, dardurch von vns vnd den vnsern darain kain shade beschehen sol. Wo aber darüber von Oesterreich in vnser lannd griffen wurde, musten wir das mit der gegenwer vergleichen, des wir doch lieber vertragen, vnd mit demselben lannd in guten Frid steen vnd beleiben wollte, wo vns zu anderm nit vrsachn geben wurden, doch in der besheiden, das wir auf laut brief vnd Sigl vnser spruch an andern Ennden, ausserhalb des lannds Oesterreich zu dem Römischen kaiser suchen möchten nach vnnser Notturft. Dieweil auch der von Gran wider sein gelüb, Er, vnnd Aid, aus vnserm kunigreich haimlich vnd mit grossem Schaden der Wirdigen Ertzbistumb vnd Bistumb Gran vnd Erlau die er groslich berawbt hat, zogen, vnd vnnser haubtfeindt ist, der auch alle Irrung vnd Zwitracht zwischen den Rö. kaiser vnd vns angericht hat, Wo wir demselben alz vnsern veindt, bey den Gesloffen die er Inn hat, besuchen mügen, das wellen wir vnns vorbehalten. Darum gedennkh den sachen dermassen nach, damit die guten nit der pösen entgellten, vnd lasse vns des dein vorschriben Antwort wissen bei dem Potn. Datum Ofen am Mitichen des Heilligen Crewtztag Erfindung (den 3. May) Anno

Domini ꝛc. Lxxxmo vnser Reich des Hungrischen im drew vnd zwaintzigisten vnd des Behemischen im zwellften Jare.

Admandatum d. Regis.

Addresse: „Dem Edeln vnnserm besonders lieben Gotharten von Starhemberg.

2.

Mathias von gottes genadn zu Hungern, zu Böheim kunig.

Edler besonder lieber. Wir haben dir vormals mer dan Ainst geschriben, bey dem Römishn kaiser mit sambt andern vleis fürzukern, damit vns souil beschähe, alz man vns auf laut seiner, auch dein vnd etlicher verschreibung brief vnd Sigl pflichtig vnd schuldig seit, vnd dich darüber wider vns nit bewegen lassen, auf das du derselben deiner verschreibung nit zwechung tettest, auch krieg vnd verats vertragen blibst. Vernemen wir, wie dich yetzo der Rö. kaiser ersucht, auf die verainigung vnd Vertrag, so gemaine Lanndschaft auf den lanndtag vmb sand Jörgen tag negst vergangnen zu Wienn gehalten mit seiner kays. würde getan sullen haben, vmb ain Summa lewt zu Roß vnd Fuß, die ain yeder nach seinen statn (Feuerstätten) vnd wie angeslagen ist, Jörgen von Botendorff als Landhaubtman zushikhen sulle, Oder ob yemand derselben lewt seins anslags nit halten möcht, das der oder dieselben gellt dafür geben, Nemlichen auf ainen yeden geraisigen ain wochen zwelif schilling phening für sold vnd schaden, vnd souil ainem yeden angeslagen wern, denselben Im anfanng zu geben ain halbe Quattemer, vnd dasselb gellt zu veitn von Eberstorff niderzulegen. Vermundert vns nit klain, ob die sachen also wärn, das du dich vns zu widerwärtigkeit mit anslegen auf lewt vnd gellt bewegen wollest lassen, dardurch du vnd ander noch in Merrern Schaden, dann darinn Jr bisher gestanden seit, verfürt, vnd der vngelimpf, der deshalben mit ewren verschreibungen vnder etlichen Insigln auf euch wachssen, gröslich gemeret wurde. Demnach begeren wir nochmals an dich mit vleiss, du wollest ansehen, was etlich anstat dein vnd der vierständ mit brief vnd Sigln verpflichtet haben; vnd was vnrats kunftigclich daraus ersteen möcht, so wie ye gedrungen wurden, vns wider daz land Österreich zu setzen. Darumb so bruf selbs dein bestes, vnd gedenkh, ob dir der krieg oder Frid nutzer sey? Dann es wär nachhent bey tag vnnser maynung, Nachdem wir dem land Osterreich mit gar sondern genaden genaigt sein,*) das dasselb land, du, vnd die Inwoner darinn also nit zu uerderben bracht, sunder Ere, brief, vnd Siegl halb in ander Weg, dann bisher beshehen ist, beschuldiget wurde. Wo du aber ye darüber mutwillen gen vns suchen, vnd dich wider vnns bewegen wolltest lassen, des wir doch nicht hoffen, So müsten wir vns dawider auch dermassen schicken, wie das vnser notturft eruordert, des wir doch lieber vertragen sein, vnd mit dem lannd Österreich in gutu getrewen Frid beleiben wolltn, wo vns zu anderm nit vrsachen geben wurde. Begern darauf deiner verschriben Antwurt. Datum Ofen an Sambstag des heilligen Pfingstabend (den 21. May) Anno Domini ꝛc. Lxxxmo. (1480) vnser Reiche dez Hungrishen im drew vnd Zwaintzigisten vnd des behemischen im zwellften Jarn.

Ad mandatum D. Regis.

*) In freyer Übersetzung: Nachdem Wir dies schöne Land Uns nächstens ganz zuzueignen gnädigst gemeint sind.

Die Addresse: „Dem edeln vnnserm besondern libn Gotharta von Starhemberg zu Birhenstein."

3.

Mathias von gottes gnadn zu Hungern vnd Beheim kunig.

Edler besonder lieber. Vns zweifilt nit, du habest der vrsachen, vmb der willn Wir Ins Land Österreich zu ziehn, vnd das zu bekriegn bewegt sein, gut wissen, Vnd so wir nu auf vnnser gerechtigkeit, brieue vnd Sigl, die wir von kaiserlicher Maiestat vnd der gannzen Lanntshaft haben, vnd vns den krieg zugeben, durch gnad vnd Hilff des almechtigen Gots den merrern vnd pessern teil daran mit hereßkrafft gewonnen vnd erobert haben, vnd des nu gewaltiger Herr vnd Lanndsfürst sein, Haben wir nit mit kleinem erbarmen das merklich vnd swer verderben, darain dasselb Lannd vnd seine Einwoner durch vbung der kriegsleuff komen sein, vnd noch mer, vnd grösser, vnd vnwiderbringlicher, wo wir die verrer vben solte, komen möchte, angesehen, vnd als ein gnediger Herr, dem solh verwüstung nit lieb ist, betracht, Weg vnd mittl fürzunemen, das mit ewren Rat vnd Hilff in Rue vnd fried zu setzen, Vnd haben darumb, auf das dem fürderlichen nachkomen werde, mit alln Preletn, Herrn, Ritterschafft, vnd den von Stetn des gemelten Lannds vnnder vnd ob der Enns ainen gemeinen lanndtag auf den schirist künftigen Suntag Reminiscere (den 11. März) zu Wien zu halten fürgenommen, vnd die all, vnd ieglichen besonder darzue berufft. Demnach ist vnnser vleissig Beger, vnd Emphelhen dir auch ernnstlich vnd wellen, das du dich selbs in aigner person auf den gemeltn tag daselbs hin gen Wienn zu vns fügest, oder aber yemands an deiner Stat, so du nit komen mochtest, mit genugsamen gewallt shikhest, vnd alda mit sambt vns vnd den lewten, so auch da sein werden, helfest raten, weg vnd mittl fürzunemen, damit vom lannd, die, vnd andern seinen Einwonern weiter krieg, vnrat, beshedigung, vnd verderben gewendet, vnd das in Rue, frid, vnd ainigkait gesetzt, vnd dabey behalten werde. Vnd beleib nit aussen. Tue auch dhein annders, als du vns, dir selbs, vnd lannd vnd lewten zu gut des schuldig vnd pflichtig bist. Daran tustu zusambt der billichkeit vnnser ernstliche meynung. Wir geben dir auch zu gemelten tag zu komen, und widerumben dauon bis an dein gewart vnnser kunigelich Sicherheit vnd gleitte mit disem briefe vngeuerlich. Dornach wisse dich zu richten. Geben zu Liechtnwerd an Sonntag vor Lichtmessen (den 28. Jäner) Anno ꝛc. LXXXVIImo. (1487) Vnnser Reiche des Hungrischen im xxVIII. vnd des Beheimischen im xVII Jaren.

4.

Mathias von gottes gnadn zu Hungern vnd Beheim kunig vnd Hertzoge zu Österreich.

Edler besonder lieber. Wir habn fürgenomen vnd in willen, vnsers Sune Hertzogen Johannsen Hochzeit in khurtz zu hallten, darzu wir vish notdurfftig sein werden. Begern wir an dich mit sonnderm vleys Bittund, vnns mit Förhenn zu uersehen, vnd vns die alhier gen Wienn zu shigken. Daran erzeigst du vnns sonnder danknemig wolgeuallen, das wir auch in gnaden vnd womit wir solhs erkhennen sollen, hinwider gnediglich thun wollen. Geben zu Wienn an Montag sand Michaelstag (29. September) Anno Do-

umi ic. LXXX VIII. (1488) Vnnser Reyche des Hungrischen Im xxxI. vnd des Behemischen Im zweyntzigiſten Jarn.

Die Addreſſe: „Dem Edln vnnſern beſonder lieben Gothartn von Stathnberg Haubtman Im Lanndt ob der Enns.“

Die Belagerung von Syrakus.

(Fortſetzung.)

Nach dem, was uns die alten Schriftſteller von dem Bau der Kriegsmaſchinen überliefert haben, erfand Archimedes nicht ſowohl neue Maſchinen, er entriß vielmehr den Gebrauch der ſchon erfundenen nur der blinden Empirie, und behandelte ſie nach ſeiner Einſicht von der Beſtimmung der bewegenden Kräfte. Schon vor ihm hatte man Steine aus Balliſten geworfen und Balken aus Katapulten *) geſchoſſen, aber ohne die Bahn der geworfenen Körper mit Sicherheit abmeſſen, und ohne Maſſen von der Schwere werfen zu können, wie es Archimedes vermochte. Von den drey Steinen, mit welchen er die Sambuka zertrümmerte, wog jeder 10 Talente, d. i., nach dem leichteſten Talent gerechnet, 550, nach dem ſchwerſten 1250 Pfund, und alle drey trafen die ſchwimmende Sambuka, ohne ihr bewegliches Ziel zu verfehlen. Eben ſo richtete er, dem Marcellus ganz unerwartet, ſeine Maſchinen mit gleicher Sicherheit in die Nähe wie in die Ferne. Die einſichtvolle Handhabung, die wiſſenſchaftliche Anſicht der rohen Handgriffe, war alſo ſein großes Verdienſt; er war der ordnende Geiſt, der das Chaos blinder Kräfte geſtaltete, und das Ungefähr dem Willen zu unterwerfen verſtand. Eben ſo kannte man ſchon vor ihm die Maſchinen, um Schiffe, Mauerbrecher und Menſchen in die Luft zu heben. Duillius gebrauchte ſchon im erſten puniſchen Kriege gegen die Flotte eine Maſchine, welche er Corvus (Rabe) nannte, und welche theils zum Entern, theils zum Verſenken der feindlichen Schiffe, gebraucht wurde. Auch den Griechen waren ſchon früher ähnliche Maſchinen unter dem Nahmen Korax (ebenfalls Rabe) bekannt, mit welchen man Menſchen und Maſchinen faſſen und erheben konnte. Eine ungeheure Stange bewegte ſich als Hebel auf einer Stütze auf und nieder, und faßte bald, mit ihrem hakenförmigen Ende, bald mit Schlingen oder Zangen, was ſie erreichte. Da dieſe Maſchine hinter den Mauerbruſtwehren auf den ſtarken Mauern ſtehn, und von unten wegen der Länge ihrer Hebelarme bewegt werden konnte, ſo gebrauchten ſie die Belagerten, ohne ſich ſelbſt den feindlichen Waffen auszuſetzen. Allein der glückliche Gebrauch mit dieſen Maſchinen hing größtentheils vom Zufall ab; denn ſie konnten gewöhnlich nur auf das Ungefähr gleich einem Angel in den Fluß ausgeworfen werden; weil ihre rohe Conſtruction der ſchnelleren Bewegung und Richtung auf alle Seiten und Entfernungen ungünſtig war. Übrigens erforderten ſie gewöhnlich ſo viel Kräfte und Anſtellung von ſo viel Arbeitern; daß die Beſatzungen oft geſchwächt und ungleich vertheilt wurden.

*) Katapulte waren Maſchinen, aus welchen man ungeheure Pfeile oder Balken abſchoß; Armbrüſte im Großen. Balliſten dienten, Steine oder andere Laſten im Bogen zu werfen; Schleudern im Großen. Die Katapulten ſind daher unſern Kanonen, die Balliſten den Mörſern zu vergleichen. Einige Schriftſteller brauchen indeſſen dieſe Benennungen umgekehrt.

Ehe man z. B. den ſchwebenden Mauerbrecher, welcher an Ketten hing, gebrauchen lernte, ſtieß man ungeheure Balken gegen die Mauern, und gebrauchte zum Dienſt bey einem mäßigen Mauerbrecher oft 2000 Mann. Karthago ward durch einen Widder (ſo hießen dieſe Maſchinen wegen ihres gehörnten Vordertheils) beſtürmt, den 6000 Mann bedienten. Archimedes beſeelte auch hier die Empirie durch den Geiſt der Wiſſenſchaft. Durch ſeine mechaniſchen Rückzüge, und ihre Verbindung lehrte er den Korax in jeder Richtung und in verſchiedener Entfernung mit Sicherheit, und zugleich mit verhältnißmäßig geringem Kraftaufwande gebrauchen. Daher konnten ſeine Maſchinen, als ob ſie belebt wären, ihre ſchrecklichen Arme ausſtrecken und zurückziehn, und die entfliehenden Feinde ſogar damit verfolgen und ergreifen. Dieſe Allgegenwart ſeiner Maſchinen und ihr unerhörter Wirkungskreis ſetzten die damahlige Welt in Erſtaunen, nicht die Maſchinen ſelbſt, deren einzelne Einrichtungen ſogar gekannt waren, und von den Römern ſelbſt gebraucht wurden. Allein, weil ſie gewohnt waren, das ihnen bekannte Einzelne nur als ein Einzelnes, nicht aber in ſeinem höhern Sein in der Idee zu betrachten, ſo erkannten ſie es nicht, wo es ihnen unter veränderten Verhältniſſen entgegen trat. Archimedes hingegen, welcher ſich der Idee zuerſt bemächtigte, indem er die ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft ſich eigen machte, war durch die Erkenntniß des Ganzen auch Meiſter des in ihm enthaltenen Einzelnen, und ſo ſchien er, nicht ſowohl wegen ſeiner mächtigen Hülfe als wegen ſeiner tiefen Einſicht in das Ganze der wirkenden Kräfte, ſeinen Zeitgenoſſen ein göttliches Weſen. Man behauptete, ſagt Plutarch, daß in ſeiner Einſamkeit ihn eine Sirene umſchwebe, und mit ihrem göttlichen Geſange von allen menſchlichen Dingen abziehe.

Dieſes war alſo die Beſchaffenheit der archimediſchen Maſchinen. Was aber die ſpätere Zeit von den ungeheuern Brennſpiegeln erzählt, mit welchen er die Flotte des Marcellus angezündet haben ſoll, iſt durch kein einziges Zeugniß des Alterthums bewährt, und längſt als Fabel erkannt, die ſich vielleicht auf den Scherz irgend eines alten Komikers gründet.

Während Marcellus die abgefallenen ſiciliſchen Städte bezwang und Appius Syrakuſa eingeſchloſſen hielt, kam Himillo aus Karthago mit einer Macht von 20000 Mann Fußvolk, 3000 Reitern und 12 Elephanten in Sicilien an, um die Römer aus dieſer Inſel zu vertreiben. Er nahm auch in der That verſchiedene vom Marcellus bezwungene Städte ein, und beſetzte Agrigent. Hippokrates zog auf dieſe Nachricht mit 10000 Mann Fußvolk und 500 Reitern unbemerkt aus Syrakuſa, um ſich mit dem Himillo zu vereinigen. Indeſſen überließ er die Vertheidigung der Stadt dem Epikydes allein. Während er aber bey Ärillee ſein Lager aufſchlug, ward er vom Marcellus überfallen, und nach einem großen Verluſte genöthigt, ſich mit den wenigen Reſten ſeines Heers nach Ärä zu flüchten. Marcellus zog nun wieder vor Syrakuſa. Beyde Armeen, der Römer ſowohl als der Karthager, erhielten anſehnliche Verſtärkungen; gleichwohl kam es zu keiner Entſcheidung; denn Marcellus vermied eine Hauptſchlacht, und da die karthagiſche Flotte mächtiger war als die römiſche, ſo machte ſie, durch Zuführung aller Bedürfniſſe in die Stadt, die Einſperrung unnütz.

So war der zweyte Winter während der Belagerung verſtrichen, ohne daß Marcellus den geringſten Vortheil über

Syrakusa erlangt hatte. Er beschloß nun, durch List und Verrath die Stadt zu bekämpfen, welche durch Archimedes seiner Macht unbezwingbar widerstand. In seinem Lager befanden sich mehrere Flüchtlinge aus Syrakusa. Diese gewann er leicht, und sie machten ihm die sicherste Hoffnung, ihre Freunde in der Stadt auf seine Seite zu bringen, wenn nur die Möglichkeit einer sichern Correspondenz mit ihnen vermittelt werden könnte. Ein vertrauter Sclave unternahm es, als Überläufer in der Stadt die Sache der Römer zu führen, und erhielt Vollmacht zu den anlockendsten Versprechungen. Die glatten Worte eines Feindes machten von jeher auf niedrige und feige Seelen einen gewaltigen Eindruck. Viele vornehme Syrakuser dünkten sich geehrt durch die Rücksicht des Feindes auf ihre Person, und drängten sich zu der Schande, ihr Vaterland dem Schaum eines vorübergehenden Glanzes und der Aussicht auf eigenen Vortheil zu opfern. In der Nacht, unter Netzen in Fischerkähnen versteckt, kamen sie in das Lager des Marcellus, und schon war die Verrätherey dem Ausbruch nahe, als ein gewisser Attalus, eifersüchtig, daß man ihn nicht in das Bündniß gezogen hatte, den Anschlag an Epikydes verrieth. Die Verschwornen wurden getödtet, und die Stadt für dieses Mahl gerettet.

Während dieses fehlgeschlagenen Plans hatte die römische Flotte einen Lacedämonier Damippus gefangen. Epikydes, dem an diesem Manne viel gelegen war, und Marcellus, der es mit Lacedämon nicht verderben wollte, unterhandelten um seine Auswechselung. Die Unterredung geschah nahe an den Mauern von Syrakusa. Hier betrachtete ein römischer Soldat aufmerksam die so gefährlichen Mauern dieser Stadt, er bemerkte, daß die Steine, aus welchem sie zusammengefügt war, von gleicher Höhe und Größe waren, und im Zählen dieser Steine überraschte ihn die Entdeckung, daß die Mauer an der Gränze zwischen Achradina und Tyche gar nicht von der ungemeinen Höhe sey, wie sie der Schein und die Furcht gebildet hatte, und daß sie sogar mit gewöhnlichen Sturmleitern, ohne Zurüstung großer, bemerkbarer Maschinen würde erstiegen werden können. Marcellus untersuchte den Ort selbst, und fand die Bemerkung gegründet, doch fürchtete er die Wachsamkeit der Besatzung und die Maschinen des Archimedes, dafern es nicht durch eine Kriegslist glückte, die Sorgfalt der Vertheidiger zu hintergehen.

(Der Beschluß folgt.)

Biographische Züge.

Mazarin.

Anna von Österreich wünschte die Infantinn von Spanien, Maria Therese, Philipps IV. Tochter, mit ihrem Sohne Ludwig XIV. zu vermählen, theils um eine Blutsverwandte zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen, theils um dadurch zum Einverständnisse und Frieden mit Spanien zu gelangen. Mazarin hingegen schlug die Prinzessinn Margarethe von Savoyen dazu vor, weil er selbst mit diesem Hause durch die Verheirathung einer seiner Nichten an einen savoischen Prinzen verwandt war. Die Mutter der Margarethe wünschte auch nichts mehr, als ihre Tochter auf den mächtigen Königsthron zu erheben. Durch ihre und Mazarin's Intriken wurden auch die Heiraths-Unterhandlungen zu Lyon angefangen. Der Pariser-Hof sowohl als der von Savoyen begaben sich dorthin. Beyde Personen gefielen sich aber sehr wenig. Der junge König fand die Prinzessinn zu häßlich, und diese trug auch schon einen Andern in ihrem Herzen. Indeß, diese Heirath würde doch zu Stande gekommen seyn, wenn nicht ein unerwarteter Umstand den ganzen Plan zu Mazarin's höchstem Mißvergnügen zerrüttet hätte.

Philipp IV. von Spanien, der schon längst durch eine Verheirathung seiner Tochter mit einem französischen Prinzen den Frieden zu erkaufen gewünscht hatte, hörte von der Absicht der Zusammenkunft beyder Höfe in Lyon. Sogleich schickte er den Antonio Pimentel, einen gewandten und erfahrnen Diplomatiker, nach Lyon, um die spanische Infantinn der Königinn-Mutter als Schwiegertochter antragen zu lassen. Die Königinn gerieth über diesen Antrag außer sich vor Freude, und setzte ihn auch mit solcher Entschlossenheit durch, daß Mazarin und die Herzoginn von Savoyen ihren Plan aufgeben und die Segel einziehen mußten.

Die schlaue Nachgiebigkeit Mazarin's, die ihm schon oft sein Ansehen gesichert hatte, zeigte sich auch bey dieser Aufopferung seines eigenen Interesse. Er hatte Anfangs eine seiner Nichten Marie Mancini, die der junge Ludwig außerordentlich liebte, zur Königinn von Frankreich bestimmt; aber die Königinn Mutter hatte diesen Plan, so viel auch der Cardinal bey ihr galt, zu hintertreiben gewußt. Jetzt mußte er nun darauf denken, wie er sich die Gunst der neuen Königinn von Frankreich verschaffte. Er konnte leicht voraus sehen, daß diese, seine Nichte, als ihre gefährlichste Rivalinn, sehr ungern am Hofe sehen würde: deshalb schickte er sie sogleich in's Kloster. Der König vergoß bey dem Abschiede von der geliebten Marie Mancini bittere Thränen. Diese entfernte sich mit einem Ausdrucke, der zugleich Zärtlichkeit und Unwillen verrieth: „Vous pleurez! Vous pleurez! Vous êtes Roi — et je pars?"

Mons de la Croix.

Traurig ist es, wenn ein Mann, der von Empfindungen der Freundschaft, und von sanften Regungen des Herzens durchdrungen ist, die ihn zum Lieblinge des schönen Geschlechts machen, den unerlaubten Wirkungen, die seine Vorzüge hervorbringen, nicht zu gebiethen weiß, und er also durch die Eindrücke seiner zärtlichen Gefühle ein blutiges Opfer der rächenden Eifersucht wird.

Mons de la Croix war der Sohn eines Weinschenken, der aus Frankreich gekommen war, und sich anfänglich in Riga niedergelassen hatte. Nach der Zeit war er nach Moskwa gegangen, und lebte daselbst im deutschen Quartier, oder wie man dort sagt, in der Nemetzkaja Sloboda.

Peter, der von jeher gern mit Ausländern lebte, ohne zu untersuchen, ob Geburt oder Rang sie zu dieser Auszeichnung qualificire, sahe mit Vergnügen den jungen wohlerzogenen und gut unterrichteten Mons, dessen Schwestern der Monarch kannte, sie schön und liebenswürdig gefunden hatte, und zum Theil noch ihren Umgang liebte.

Lange nach dieser Zeit, und zwar erst dann, als Peter schon Katharinen geheirathet hatte, wurde der tiefe Eindruck bemerkbar, welchen die außerordentlich schöne Gestalt des jungen Mons auf das Herz dieser Fürstinn gemacht hatte. Um die gegenseitige Neigung mit Anstand unterhalten zu können, war es nöthig, dem Günstlinge eine Stelle bey Hofe zu geben, die ihn der Gemahlinn des Kaisers ohne Verdacht nahe bringen konnte. In dieser Absicht brachte es Katharina so weit, daß er erst zum Kammerjunker, und dann zum Kammerherrn der Kaiserinn ernannt wurde. Peter war lange Zeit einer von den wenigen, welche das Geheimniß nicht wußten. Ein Mahl war er auf der Spur, es zu entdecken, als ihn die ganz junge Prinzessinn Elisabeth auf die große Unordnung aufmerksam machte, die durch ihre unerwartete Dazwischenkunft in der Unterhaltung der Kaiserinn mit Mons entstanden war; allein der Monarch, der eben damahls andere Geschäfte im Kopfe hatte, achtete nicht auf das Geschwätz eines Kindes, und so hatte diese Entdeckung weiter keine Folgen.

Verschiedene Jahre nachher wurde Peter wahrscheinlich durch andere aufmerksam gemacht. Er gab daher der Generalinn Balk, einer Schwester des Kammerherrn Mons, den kritischen Auftrag, ihren Bruder und die Kaiserinn zu beobachten. Deßungeachtet konnte er nie etwas entdecken, und wurde immer beruhigt. Endlich am 8. November 1724 gab er eine Reise nach Schlüsselburg vor, fuhr auch wirklich fort, war aber einige Stunden nachher schon wieder in Petersburg, und ging unbemerkt in das Palais des sogenannten italienischen Gartens an der Fontanka, wo er Katharinen überraschte, als eben Mons bey ihr war. Mit der ihm eigenen Heftigkeit theilte der Monarch vorläufig einige Strafen aus, von welchen man sehr richtig auf diejenigen schließen konnte, die noch folgen sollten.

Ein Cabinets-Secretär und ein Kammerdiener der Kaiserinn wurden in Arrest gebracht. Aber die härteste Strafe traf den unglücklichen Mons. Er wurde gleich arretirt. Der Generalmajor Uschakow war schon damahls Präsident der geheimen Kanzley, und also ein sehr furchtbarer Mann, ob er gleich nicht die Gewalt hatte, die er unter der Kaiserinn Elisabeth ausüben durfte. Dieser Mann hohlte den Kammerherrn Mons noch an dem nähmlichen Abende ab, und brachte ihn in sein Haus, das schon darauf eingerichtet war, Arrestanten aufzunehmen. Hier wurde Mons zwey Tage sehr scharf bewacht. Am 10. November brachte man ihn in das Winterpalais, wo das höchste Gericht war. Hier rührte ihn der Schlag; eine Folge des heftigen Schreckens. Die Inquisition wurde mit großer Schnelligkeit gehalten, und in ein, wenigstens anfänglich fast undurchdringliches, Geheimniß verhüllt. Als das Urtheil bekannt gemacht wurde, gab man vor, Mons und die Mitschuldigen hätten sich bestechen lassen um den Kaiser zu hintergehen. Kein Mensch glaubte es. Einige der Arrestanten bekamen die Knute, oder wurden auf die Galeeren gebracht; eine Strafe, die damahls erst in Rußland eingeführt wurde. Dieß beydes traf nach Umständen vorzüglich eine Menge weiblicher und männlicher Bedienten vom Hofe, von der Generalinn Balk, und vom Kammerherrn Mons. Aber die grausamste Strafe war diesem unglücklichen Manne vorbehalten. Er wurde am 16. November vor den Augen der Kaiserinn, die aus Schmerz sich schlossen, enthauptet.

Die körperliche Schönheit des bedauernswürdigen Mons war der Stämpel seines Charakters. Er war ein sehr edeldenkender Mann, schadete am Hofe Niemand, half aber durch seine Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit allen, die seine Hülfe brauchten.

Mit seinem Tode hörten die Strafen der Kaiserinn nicht auf. Peter ließ den abgehauenen Kopf in Spiritus setzen, und Katharina mußte ihn mehrere Tage vor sich stehen sehen. Der Kaiser gab den Kopf alsdann in die Akademie der Wissenschaften, und befahl, daß er in einem besondern Zimmer, mit einem andern Kopfe, der schon dort war, verwahrt werden sollte. Dieß geschah mit größter Pünctlichkeit. Die Köpfe wurden von den Aufsehern der Präparate sehr gut erhalten, übrigens aber, da sogar Katharina auf eine unbegreifliche Weise vergessen konnte, darnach zu fragen, ganz aus der Acht gelassen.

Endlich nach sechzig Jahren wurden sie wieder in Erinnerung gebracht. Es war in den achtziger Jahren, da die Knesjina Daschkow, als Präsident der Akademie der Wissenschaften, die Rechnungen durchsahe, und fand, daß zu viel Spiritus verbraucht würde. Unter anderm bemerkte sie dergleichen angesetzt für zwey Köpfe, die im Keller verwahrt würden. Sie fragte nach, und erfuhr von dem Manne, welcher die Aufsicht darüber hatte, daß im Keller sich ein Kasten befände, zu welchem er allein den Schlüssel habe, und daß in diesem Kasten zwey Köpfe, in Spiritus gesetzt, ständen. Man suchte im Archive nach, und man fand, daß Peter I. die Köpfe der Fräulein Hamilton und des Herrn von Mons dahin geschickt hatte, um sie in Spiritus setzen, und daselbst aufbewahren zu lassen. Die Fürstinn sprach davon mit der Kaiserinn Katharina II. Die Köpfe wurden gehohlt, und man bewunderte noch an ihnen die nicht zu verkennenden Reste ihrer ehemahligen Schönheit. Katharina II. befahl alsdann, diese beyden Köpfe zu begraben.

Miscellen.

Unter den Werken, welche in neuerer Zeit in Italien erschienen, oder neu aufgelegt worden sind, macht ein im Monath September publicirtes Prachtwerk Epoche. Es heißt: Architettura militare di Francesco de Marchi, illustrata da Luigi Marini.

De Marchi lebte in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Er war aus Bologna gebürtig, und römischer Edelmann. Von Kindheit an widmete er sich den Studien der Kriegswissenschaften, und es gelang ihm durch die Kraft seines Genies gleichsam Erfinder desjenigen zu werden, was in der Folge durch Erfahrungen langer Zeiten als das Bewährteste in der Kunst des Festungsbaues anerkannt worden ist. — Sein Werk darüber wurde 1545 angefangen, und kam erst nach seinem Tode 1599 heraus. Der Text war fehlerhaft abgedruckt, die zu dem Werke gehörigen Kupfertafeln waren nachlässig gestochen. Gleichwohl erregte der Geist und Inhalt jenes Buches die Bewunderung Europa's.

Jenes Werk wurde nach und nach ganz vergriffen, und endlich als Vauban und andere gleichsam mit dem Non plus ultra in jener Wissenschaft auftraten, wurde de Marchi vergessen.

Das Wiederaufleben seines Ruhms scheint der jetzigen Zeit aufbe-

halten gewesen zu seyn. Als Veranlassung zu dem Wiedererscheinen des fast verschwundenen Werkes von de Marchi gibt man ein Gespräch des verdienstvollen mailändischen Staatsmannes Melzi mit dem Kaiser Napoleon an, worin der erste den vorzugsweise dem Vauban zugeeigneten Ruhm seinem italienischen Landsmanne de Marchi vindicirte. Die Sache hat in sofern Wahrscheinlichkeit, da ohne außerordentliche Unterstützung sich schwerlich Jemand an das Unternehmen eines so kostspieligen Werkes gewagt haben würde. Genug, ein gewisser Marini, ein Römer, bekannt durch mehrere Producte in Hinsicht auf militärische Baukunst, machte sich an die Bearbeitung des gedachten Werks, und brachte in zehn Jahren die Sache zu Stande.

Mit Scharfsinn bemühte er sich den Originaltext von allen eingeschlichenen Fehlern und Unrichtigkeiten zu reinigen, und er fügte als Einleitung sechs Abhandlungen hinzu, die einen Schatz von etymologischen Worterklärungen, ein kritisches Verzeichniß von Büchern in diesem Fache, und bedeutende wissenschaftliche Betrachtungen und Erläuterungen enthalten.

Diese sechs Abhandlungen machen den ersten Theil. Der zweyte enthält den Originaltext des de Marchi. Hierzu gehören 104 Kupfertafeln in zwey Atlassen, worin die zu dem alten Werke gehörigen Plane mit Durchschnitten und Aufrissen vermehrt worden sind.

Die große Prachtausgabe in fünf Theilen in Atlas-Folio kostet in Rom 500 Franken. Eine minder kostspielige Ausgabe in 6 Theilen in groß 4. nebst zwey Atlassen, kostet 350 Franken.

Auf der römischen Ausstellung von diesem Jahre war ein vortrefflich gestochenes Bildniß des de Marchi zu sehen. Der Kopf ist im Profil, hat eine erhabene große Form, und trägt das Gepräge von hellem Scharfsinne. Beym ersten Anblicke glaubt man Michael Angelo's Kopf zu sehen. — Der Kupferstich ist in groß Folio von einem Schüler Fontana's.

....

Herr Lechenaud, einer von jenen Naturforschern, welche den Capitän Baudin auf seiner Expedition nach Südindien begleiteten, hatte von den Inseln Java und Borneo eine beträchtliche Quantität Extracts von einer Pflanze mitgebracht, die von den Javanern Uepas tianteh genannt und zum Vergiften ihrer Pfeile gebraucht wird. Lechenaud wird diese Pflanze, die er dem Geschlechte der Strychnos verwandt findet, und auf die Apocynum's folgen läßt, noch besonders beschreiben.

Unterdessen haben die Herren Magendie und Delille über die Wirkungen dieses Pflanzengiftes viele Versuche angestellt, und ersterer las am 24. Aprill vorigen Jahres dem Institut von Frankreich eine Abhandlung vor, in welcher er alle über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen sammelt.

Um dem Verfahren der Insulaner beym Vergiften ihrer Waffen ganz gleich zu thun, benetzten sie die Spitze eines Holzes, von der Größe und Form einer Schreibfeder, mit dem Safte vom Uepas. Als das Gift vollkommen getrocknet war, stachen sie mit dem Holze einem Hunde in die Muskeln der Lende. Drey Minuten lang schien das Thier nicht mehr, als von einer gewöhnlichen Wunde zu leiden, dann aber stieg der Schmerz. Fast alle Muskeln zogen sich convulsivisch zusammen; der Kopf schlug immer rückwärts, der Rückgrath krümmte sich heftig.

Diese Convulsionen dauerten einen Augenblick; doch nach einigen Secunden Ruhe begannen sie wieder heftiger; der Athem ging schnell und schwer; die Abwechselungen von ruhigen Momenten und Zuckungen wiederhohlten sich, nur wurden die letztern bey jedem neuen Anfall stärker, und endeten zuletzt in erstarrenden Krampf. Der Hund fiel auf die Seite; die vordern und hintern Pfoten wurden steif, hinterwärts gestreckt; der Athem hörte fast ganz auf; Zunge und Zahnfleisch wurden blau. — Von den ersten Symptomen der Wirkungen des Giftes, bis zur letzten krampfhaften Verzuckung, in welcher das Thier starb, waren nur sieben Minuten verflossen. Selbst während der heftigsten Convulsionen schienen die Functionen seines Gehirns ungeschwächt, ausgenommen wenn der Krampf fast gänzlich den Athem unterbrach.

Die gleiche Erfahrung ward an sechs Hunden, einem Pferde und drey Kaninchen wiederhohlt. Je stärker und kräftiger das Thier, je heftiger und zahlreicher waren die Zuckungen. Bey Öffnung dieser getödteten Thiere fand man das Fleisch, mit welchem das Gift in der Wunde unmittelbar in Berührung gekommen war, bräunlich-gelb gefärbt, die Blutgefäße vom Blute angeschwellt, das Blut dunkelschwarz.

Beträchtlich langsamer wirkte das Gift, wenn man mehr oder weniger Tropfen in Wasser aufgelöset, und so erst in die Wunde des Thiers gebracht hatte, oder wenn man es erst durch einen langen Übergang vermittelst der Zirculation auf das Nervensystem wirken ließ. Hingegen ein starkes Pferd, den man dreyßig Tropfen des Giftes in die Halsader brachte, fiel sogleich in Krämpfe, und starb nach drey Minuten.

Mehrere am Rückenmark, während der Vergiftung, gemachten Versuche bewiesen, daß der Saft vom Uepas, wie man auch immer verfahre, um das Gift in den Körper zu bringen, vorzüglich auf das Rückenmark einwirke; und daß die durch Uepas vergiften Thiere an einer Asphyxie sterben, die eben so schnell eintritt, als der Krampf die Muskeln in der Brust ergreift.

Wenn der Uepas-Extract in sehr kleiner Dosis in Wunden gebracht, oder unter Nahrungsmitteln genossen wird, tödtet er nicht, sondern bringt nur Wirkungen hervor, die aus jeder andern lebhaften Excitation des Rückenmarks entstehen könnten. Es ist die Frage, ob man das javanische Pflanzengift nicht mit Nutzen bey Krankheiten anwenden könnte, die vielleicht aus Schwäche oder Unthätigkeit dieses Körpertheils entstehen. Diese Aufgabe wollen die Herren Magendie und Delille durch neue Erfahrungen zu lösen suchen.

....

Von Zeit zu Zeit gibts in der Schweiz selbst unter Dorfjungen Parvenus von edlerer Art; mehrere Glarner erwarben in Rußland beträchtliche Glücksgüter. Einer derselben, Nahmens Marti, erhob sich zum Millionär, und von Zeit zu Zeit schickte er nach Glarus reiche Geschenke heraus, auch für Schulen. Aus dem Canton Zürich erwähne ich folgender Glücksritter: Ein junger Landmann, Schnebel, von Affoltern, hatte sich entschlossen, seinen Anverwandten in Philadelphia zu besuchen. Nicht lange nach seiner Ankunft daselbst starb dieser, und hinterließ dem Neffen weit ausgebreitete Pflanzungen. — Ein armer Junge, Weiß, von Hedingen, hatte in früherer Jugend sein karges Brod in der Gegend von Husen als Schafhirt erworben; zur Verbesserung seiner Umstände begab er sich als Soldat in holländische Kriegsdienste; nachher kam er als Bedienter in ein vornehmes Haus; nach vieljährigem Dienste vergalt ihm der Herr des Hauses seine Treue durch eine einträgliche Stelle. Durch eben so redliches als einnehmendes Betragen gewann er die Hand und das Herz einer jungen Dame von großem Vermögen; mit ihr machte er im Jahre 1809 eine Lustreise nach der Schweiz. Nicht nur besuchte und beschenkte er seine armen Anverwandten in Hedingen, nicht nur baute er daselbst ein ländliches Haus, sondern an der Hand seiner Gattinn besuchte er auch im Huserthal den Meister, dessen Schafe er vormahls auf dem Weidplatze herumtrieb. Seine Gattinn und er machen für ihre Person nicht den geringsten Aufwand.

Ein Dorfjunge von Stallikon, Nahmens Schoch, kam per varios casus, per tot discrimina rerum, in die Schülische Fabrikhandlung in Augsburg, von da nach England, wo er sich in Handelsgeschäften großes Vermögen erwarb. In noch so weiter Entfernung vergaß er sein Dorf nicht; von Zeit zu Zeit schickte er dem Pfarrer zu Stallikon beträchtliche Geschenke, theils für Anverwandte, theils für Kirchen- und Armengut. Im Jahre 1808 hatte er in Neu-York ein Schiff mit Colonialwaaren, 300,000 Piaster an Werthe, befrachtet, allein auf der Rhede von Pillau wurde es die Beute eines französischen Kapers. Dennoch fühlt er sich nicht verarmt, und gibt den Muth nicht auf. Bey dieser Gelegenheit erinnert man sich an jenen Neufchateler Büry, der als königl. portugiesischer Juwelier ungeheuer große Geldsummen gewann, und nach seinem Absterben der Vaterstadt gleichsam fürstliche Vermächtnisse hinterließ.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats= und Kriegskunst.

Mittwoch den 7. und Freytag den 9. November 1810.

Erhebet euch gegen die verderbende Methode, den Geist auf Unkosten des Gemüthes zu bilden, räsonniren zu lehren, und das männliche Gefühl der menschlichen und bürgerlichen Würde zu verabsäumen, gießet Energie in die Jugend, und zeiget derselben ewige Feinde in ihr selbst, in den Sitten der Zeit, in den Gefahren der Nachkommen, damit ihre Energie sie sowohl erhalte zum Besten des Vaterlandes, als mäßige zur Erhaltung der Regierung, endlich auch anwende, letztere selbst als Regierungsglieder zu vervollkommnen. Ein anderes unsterbliches und Euer würdiges Werk: schließet alle Bücher außer Tacitus und Montesquieu. Excerpirt aus jedem dieser beyden alle seine politischen Grundsätze, dann suchet: wie jeder durch seine Zeit, seine Verfassung, durch die Wendung seines Geistes und des Genies der Zeitgenossen, auf jeden seiner Gedanken gerathen ist. Suchet die Gründe der Verschiedenheiten; messet, welcher am tiefesten, welcher am höchsten gestiegen, vergleichet den Ausdruck, und entdecket die Ursachen seiner Energie in Stellen, die beym andern weniger Gefühl erreget haben, und wenn ihr dieses Parallel vollendet habet, daß ihr es ihnen im Elysium vorlesen dürftet, alsdann setzet euch muthig an ihre Seite. Ein anderes: Wählet im practischen Leben einige von den Großen, in welchen sich die ganze Kraft der menschlichen Natur geoffenbaret hat. Suchet die Wege der Natur in solchen Wundern der Menschheit; vergleichet Völker und Zeiten, und Carln den Großen und Alexander, Cosmus den Vater des Vaterlandes mit Augustus, Pericles und den edlen Lorenzo Medicis rc. rc. Oder stellet Venedig, Genua, Sparta, Carthago, und Bern neben einander, so werdet ihr das Vaterland befestigen, oder seinen Unfall weissagen — Lesen, ist nichts; — Denken, Etwas; Denken und Fühlen die Vollkommenheit!

Johann von Müller.

(134 und 135.)

Kein Patriotismus ohne Liebe der Muttersprache.

Dem unverdorbenen Menschen von schlichtem Verstande muß es sonderbar dünken, daß man diese Behauptung zu erörtern nöthig achten kann, gleichsam als ob sie eines Beweises bedürfte. In der That würde sich bey den meisten andern Nationen derjenige lächerlich machen, der auftreten und mit ernster Miene, als wenn er etwas Nothwendiges vorhätte, beweisen wollte, wovon schon vorher jeden sein eigenes Gefühl lebendig überzeugt, daß — die vaterländische Sprache über jede andere zu ehren sey. Aber bey uns Deutschen scheint ein solches Unternehmen leider! nicht überflüssig. Denn noch sind Viele unter uns, welche fremde Sprachen höher schätzen und lieber gebrauchen, als die einheimische, und doch — zwar nicht recht ernstlich, aber doch dem Scheine nach — Anspruch darauf machen, patriotischgesinnte Deutsche zu seyn. Darum hier der Versuch, zu zeigen, daß solche Menschen mit ihrem Patriotismus täuschen, indem nur derjenige echt deutsch gesinnet seyn könne, dem die deutsche Sprache von Herzen lieb und werth ist.

Wir bitten aber, die Werthschätzung und Liebe der Muttersprache nicht mit der Eitelkeit zu verwechseln. Ein Volk, das eitel ist auf seine Sprache, hält sie für vollkommen der Anlage und Ausbildung nach, für die reichste, wohlklingendste, gewandteste, kräftigste, u. s. w. bloß weil sie die seinige ist, und verachtet neben ihr alle andern lebenden Sprachen, bloß weil sie nicht die seinigen sind. Der Deutsche wird nicht eitel seyn auf seine Sprache. Wohl ihm, daß er es nicht nöthig hat. Denn eitel ist man nur auf das Unwesentliche, Beschränkte, Kleinliche; ihm aber ward eine grundlebendige Sprache, deren Tiefe, deren Umfang und deren Ausbildungsfähigkeit nicht zu ermessen ist. Jedoch hierauf kommt es bey unserm Vorhaben nicht an! Lasset uns vielmehr annehmen — wie sich auch, an sich betrachtet, nicht läugnen läßt — daß unsere Sprache der Anlage nach beschränkt, der Ausbildung nach mangelhaft sey; der Deutsche wird dies eben so gern gestehen als er sich bescheidet, daß die geistige Anlage seiner Nation als solcher nicht die ganze Fülle der Idee der Menschheit enthalte, und noch weniger bis zur möglichen Vollendung entwickelt worden. Aber dennoch, auch wenn er in andern Sprachen Vorzüge bemerkte, wird ihm, dem ächten Deutschen, seine Sprache über alle theuer seyn, und die einzige, worin er leben mag. Er will und kann nicht anders! er müßte alle Treue der Gesinnung, alle Herzlichkeit der Vaterlandsliebe, allen Stolz des Selbstgefühls — er müßte sich selbst zum Opfer bringen, wenn er anders wollte.

Es scheint nöthig, vor der Ausführung dieser Behauptung zu erklären, daß wir den Patriotismus hier in seiner weitesten Bedeutung nehmen, als Treue einer Nation gegen

allein der seinigen unwürdig, sondern er begeht zugleich die größte Untreue an sich selbst. Denn sein Leben ist, er mag wollen oder nicht, in der nationalen Eigenthümlichkeit befangen. Er kann sie nicht verläugnen und die fremde annehmen wollen, ohne sich in einen Zustand der Bildung zu versetzen, der, seiner Unnatürlichkeit wegen, des innern kräftigen Lebens, des Beruhens in sich selbst ermangelt, und das Schwanken mit dem Widerspruch in seine Seele einführt. Daher erklärt sich die Erfahrung, daß mancher Deutsche, der sonst gewöhnlich in fremder Sprache redet, doch plötzlich, wenn sein Inneres erschüttert, seine Brust bewegt, sein tiefster Lebenstrieb angeregt wird — wofern dieß noch möglich war — in die verachtete Muttersprache zurückfällt; weil nähmlich das Herz die fremde Sprache verschmähet, die ihm, aller Gewohnheit ungeachtet, immer fremd geblieben war. Und doch gibt er, der Verirrte, sich ihr und mit ihr einem herz- und ernstlosen Treiben für den bey weitem größten Theil seines Lebens hin! —

Welchen Einfluß eine solche Verkehrtheit auf das Leben und die Gesinnung haben müsse, ist offenbar. Aus ihr entspringet die blinde Vorliebe für das Fremde mit allen den traurigen Folgen, die von andern, besonders in dem Buche: Der Nationen Fall (Lübeck 1808) wahr und kräftig geschildert worden sind. Wir bemerken nur zu unserm Zwecke, daß nothwendig auch mit derselben der ernste, heiße Trieb des Patriotismus in laue Gleichgültigkeit übergehen muß. Denn die Treue, die herzliche Anhänglichkeit an die eigne Nation und das Vaterland schwindet aus der Brust dieses Menschen, der sich dem fremden Götzen hingab, und armseliger Weise! nachdem er sich selbst des wahren Gefühls und natürlichen Strebens begeben, alles Nationale und Vaterländische gering zu achten sich anmaßt. An die Stelle des edeln Nationalstolzes tritt die Sucht, sich dem Fremden gleich zu stellen und gefällig zu machen. Für die Ehre, für die Freyheit der Nation vermag ein solcher Mensch nicht mehr zu fühlen, viel weniger zu handeln. Allenfalls wird noch für den gemeinen Nutzen etwas gethan, weil der eigne damit verflochten ist. — Wie sollte aber bey der Verbreitung einer solchen Gesinnung eine Nation, die noch stehet, ihre Würde behaupten, oder die schon gefallene sich wieder aufrichten können? Selbstsucht bemächtigt sich dann der Meisten, eine erschlaffende Weltbürgerlichkeit der Bessern, so daß sich endlich die Einheit der Nation auflöst in abgesonderte Einzelne; alles gemeinsame, kräftige Streben der Nation als solcher wird durch diese vielen faulen Glieder derselben unmöglich gemacht. Sie wird der Verachtung und Mißhandlung der fremden hingegeben, oft schon zur bittern Strafe ihrer Thorheit, eben derjenigen Nationen, deren Sprache sie die Wahrheit und Biederkeit der vaterländischen aufgeopfert hatte. — Ein Volk demnach — um kurz zu wiederhohlen, was bisher dargethan werden sollte — und wer in einem Volke seinen Geist und sein Herz nicht mehr in eigner Sprache aussprechen kann, hat sein eigenthümliches Leben und mit ihm den Patriotismus verloren.

Aber ist nicht eine solche Betrachtung jetzt in Deutschland und für Deutsche überflüssig? — Es kömmt darauf an, wie man sie deutet! Läge ihr die Besorgniß zum Grunde, daß unsere Sprache aufhören, und mit ihr die Nation absterben könnte: so würde sie in der That nicht nur eine allzu große Ängstlichkeit, sondern auch Unverstand verrathen. Denn eine ursprüngliche, dem Wesen einer Nation eigenthümlich zugehörende Sprache kann nur mit der Nation selbst zu Grunde gehen; eine wahre Nation aber kann wohl eine Zeitlang in ihrer Entwickelung falsch geleitet oder gehemmet werden, aber sie kann nicht vergehen, so wenig als die Menschheit selbst. — Aber läßt sich's nicht denken, daß die Sprache mit der Nation auf lange Zeit hin entwürdiget und ihrer Kraft und Schönheit beraubt werde? daß sie also zwar fortdaure in der Masse des Volkes ihrem Körper nach, aber ihr Geist entweiche, oder sich in die Verborgenheit des Gemüthes der rohern Volksmenge zu flüchten gezwungen werde? — Diese Möglichkeit ist nicht zu läugnen, und ihre Verwirklichung sogar war unter uns zu fürchten, zu der frühern Zeit, als die Sprache und Bildung der Franzosen von unsern Höfen mit Partheylichkeit und Herabwürdigung der vaterländischen aufgenommen wurde, als selbst viele der geistvollern Männer der Nation sich der fremden Bildung als einem Muster hingaben, und bis zu der Menge hin sich das Vorurtheil verbreitete, daß es einen Vorzug gebe vor dem großen Haufen, die fremde Sprache reden zu können. Wahr und nachdrücklich sagt der Verfasser der Schrift über den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache, von dieser Zeit (Th. II. S. 170): „Die Landessprache wurde verachtet. Aller Orten war durch das Fremde das Einheimische verdrängt. Bey den höhern Classen galt es für Schimpf, Deutsch zu sprechen. Manche deutsche Fürsten (doch wie anders in Österreich) gaben den Ton an, um die Wunde, die sie durch ihr weitwirkendes Beyspiel dem Gemeinsinn schlugen, unbekümmert. Sie umringten sich mit Fremden, schenkten nur ihnen ihr Zutrauen, belächelten was Deutsch hieß, und hatten es kein Hehl, daß sie ihr Vaterland und das Volk, dem sie angehörten, recht herzlich verachteten. — Und wir, die Zurückgesetzten! statt durch verständige Ausbildung unserer Eigenthümlichkeiten die Achtung zu erzwingen, die man uns versagte, — dachten klein genug, in den angegebenen Ton mit einzufallen, und, selbst Deutsche! unsrer deutschen Sitten, unsrer deutschen Sprache, unsers deutschen Nationalcharakters uns kindisch zu schämen. Gern hätten wir unsre Deutschheit ausgezogen, um wo möglich ganz zu Fremden zu werden." — Diese Zeit ist vorüber! Was zu befürchten war, ist es nicht mehr, seit unsere Sprache — gleichsam als wenn ihr Genius durch die Gefahr, die ihr drohete, zur Äußerung seiner Macht angereizt worden — sich mitten aus jener Verachtung herausstrahlend erhob und in Kunstwerken, die nie vergehen werden, der Nation, ihre Herrlichkeit vor Augen stellte.

Was ist es also — fragen wir wieder — was obige Betrachtung veranlassen konnte? — Es ist, daß noch sehr viele übrig sind aus jener Zeit der Verirrung, und daß die Zeitumstände ihre Zahl zu vermehren drohen. — Viele erstlich noch immer, durch frühe Verbildung und eingesogenes Vorurtheil dem Vaterlande entfremdet, halten es eitler Weise für ein wesentliches Stück der Bildung, fremde Sprachen zu verstehen, und setzen sie, natürlich parteyisch über die Deutsche hinauf. Noch gibt es Gegenden, noch wenigstens Gesellschaften in Deutschland, wo es zum guten Tone gehört, bloß Französisch zu reden: wo ein Fehler in dieser Sprache höchst auffallend ist, und der Unglückliche, der ihn beging, tief beschämt in Verwirrung geräth; wo hin-

gegen die deutsche, die edle vaterländische Sprache, ganz vernachläßigt und ohne alle Scham durch die gröbsten Fehler entstellt wird. Es ist ein Beweis der noch sehr verbreiteten Verkehrtheit, daß man ein solches unnatürliches Benehmen nicht allenthalben höchst lächerlich findet. Die verständigere Nachwelt wird es nicht glauben können, „daß der Deutsche unserer Zeit, fremdes Eigenthum dem seinigen, wahrlich nicht schlechtern, vorzog, in fremde Formen seinen Geist freywillig einpreßte, und durch diese unvaterländische Selbsterniedrigung der Nation, der jene Formen zugehören, sclavisch huldigte." Denn das ist die ernsthafte Seite dieser Lächerlichkeit, daß diese Menschen nicht allein zur Fortdauer des Verderbens unserer Nation wirken, indem sie auch ihre Kinder von früher Jugend auf mit aller Sorgfalt zu derselben Unnatürlichkeit abrichten. Der verderbliche Einfluß dieser Glieder der Nation ist desto größer, weil sie mehrentheils zu den reichern Ständen gehören. Gerade in diesen sollte sich die Wirksamkeit des Nationalgeistes in ihrer höchsten Lebendigkeit darstellen, insbesondere auch in ihrer Rede der Adel unserer Sprache erscheinen; — daß es geschieht, läugnen wir nicht — aber es geschieht nur in Einzelnen, weil so viele andere Einzelne die deutsche Sprache zu stark, zu lebendig finden für die Leerheit ihres Herzens.

Die Begebenheiten des letzten Lustrums in Deutschland, fremde Waffen, fremde Sitten, legen diesen Betrachtungen eine Wichtigkeit bey, die sich noch tiefer fühlt als ausspricht. Glücklich vor anderen eine Nation, unter der (wie in Österreich) deutsche Sprache und deutscher Sinn so vielseitige und warme Unterstützung gefunden haben. Da ist er um so mehr einheimisch, der — Beherrschende und Beherrschte, in unauflöslich festem Bund vereinigende Patriotismus, der nie ruhet, nie stirbt, nicht starrsinnig am Alten hängt, bloß weil es das Alte ist, sondern immer weiter strebt zu höherer Entwickelung, jedoch immer im Sinn und Geiste der Väter, wenn er auch den Buchstaben und die Form der Väter verlassen muß. Aus der alten, zerrütteten oder todten Form bringt er ein neues Leben hervor, aber das muß ein wahres, einheimisches, ursprüngliches Leben seyn!

Heereszüge über die Alpen.

Die Römer wußten wohl, daß die Gallier unter Bellovese (620 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung) über die Alpen in Oberitalien eingedrungen waren; aber sie kannten ihren Weg nicht. Nur erst, nachdem Hannibal 310 Jahre später, als Bellovese, die Alpen überstiegen hatte, dachte man zu Rom darauf, diese Gebirge kennen zu lernen. Seit der Zeit des Polybius, welcher 50 Jahre nach dem Zuge des Hannibal's diesen Theil der Alpen bereis'te und beschrieb, und seit Cincius Alimentus, welcher Hannibal selbst über seinen Weg über die Alpen reden hörte, fingen Livius und andere lateinische und griechische Geschichtschreiber von den Alpen und alpinischen Ländern zu sprechen an. Erst 52 Jahre nach Hannibal's Einrücken (im Jahre Roms 587 und v. Chr. G. 178 Jahr) besiegten die Römer, unter den Consuln Claudius und Marcellus, die zwischen dem Po und den Alpen wohnenden cisalpinischen Gallier, und 7 Jahre später gingen sie unter Fulvius Nobilius zum ersten Mahle über die Alpen nach Nice und Antibes, um den Marseillern Hülfe gegen die Ligurier zu leisten. Von dieser Zeit beginnen die Römerzüge 150 Jahre lang in und über die Alpen, theils um die kriegerischen Völker derselben, wie die Salaster im jetzigen Gebiethe von Aosta, die Allobroger, welche von der jetzigen Stadt Die in Dauphine bis zum Genfersee wohnten, die Helvetier, die Veragrer und Seduner in Unterwallis, und die Rhätier in Graubündten und Tyrol zu bezwingen, theils um nach Spanien, Gallien und Germanien ihre Eroberungen auszudehnen. Nach dem Tode Cäsars schüttelten alle Alpenbewohner das römische Joch ab. Kaiser August sandte gegen sie (im Jahre d. St. Rom 747 oder 18 vor Chr. G.) seine Legionen unter Drusus Tiberius, Terentius Varro und Lucius Silus. Dieser vieljährige Krieg endete mit der Überwindung von 46 Alpenvölkern, deren Nahmen an dem berühmten Triumphbogen des August, welcher eine halbe Stunde, oberhalb Nice, bey dem alten Cemelium (Cimié) errichtet war, und wovon man noch bey dem Dörfchen Türbin die Überreste sieht, eingeschrieben waren. Von nun an setzten sich die Römer an der Nord- und Südseite der Alpen immer fester, und behaupteten sich bis ins fünfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die Helvetier, unter ihrem Anführer Divico, vernichteten (im Jahre 646 d. St. R.) an den Gränzen der Allobroger und Veragrer, bey Villeneum am Genfersee, ein römisches Heer unter dem Consul L. Cassius Longinus. Fünf Jahre nachher gingen sie, in Vereinigung mit den Cimbern und Teutonen, über die Alpen, höchst wahrscheinlich über den Simplon und den Gries durchs Orcella-Thal in die Ebenen von Vercell, wo sie von den römischen Heerführern Marius und Catullus gänzlich geschlagen wurden. Die Überreste flohen rückwärts in die versteckteſten Hochthäler, und wurden die Gründer der deutschen Völkerschaften, welche sowohl rund am Fuße des Rosa in den Anzasca, Sesia- und Lesa-Thälern, als auch am Süd- und Ostfuße des Gries in den höchsten Theilen des Ossola und Maggia-Thales und im ganzen Ober-Wallis wohnen. Die Römer führten ihre Heere über die Alpen in die transalpinischen Länder: 1) über die Seealpen, theils durch Ligurien und das jetzige Monaco (das alte Portus Monaeci) und das alte Cemelion, eine halbe Stunde oberhalb Nizza, theils aus Piemont von Coni über den Col de Tende nach Cemelion Antibes u. s. w.; 2) über den Mont Genevre in den cottischen Alpen; 3) über den kleinen Bernhard in den grauen Alpen; 4) über den großen Bernhard in den penninischen Alpen; 5) durch das tyrolische Etsch-Thal und vielleicht auch über den Septimer Graubündtens in den rhätischen Alpen und 6) über die julischen Alpen. — Vom V. bis VIII. Jahrhundert herrscht große Dunkelheit über die Alpen. Seit der Regierung Carls des Großen, bis ins XIV. Jahrhundert, wurden die Alpenpässe über den Mont Cenis, den Bernhardsberg, den Gotthard, den Splügen und durchs Etsch-Thal geöffnet und wieder

Infanterie, dann wieder zwey Schwadronen, und so fort. Die Schwadronen waren mehrere hundert Pferde stark, und in mehrere kleinere getheilt; die Reiterey zu vier, die Infanterie zu sechs Mann hoch. Diese Pohlen, eben so leichtsinnig wie die andern, in der Wahl und der Verweisung ihrer Könige, huldigten dem Könige von Schweden. Der Tractat beweist, daß Carl Gustav den pohlnischen Adel gewinnen wollte; und die Eroberung war eine Unterhandlung.

Die erste Verrichtung Carl Gustavs nach seiner Ankunft zu Wolgast, war ein Brief zur Rechtfertigung an den deutschen Kaiser, dessen reichsoberhauptliche Gewalt schon damahls oft nur in Complimenten anerkannt wurde. Der König führte nach 12,000 Mann nach Deutschland, Männer von stattlichem Ansehen und wohl gerüstet, welche bey Stettin lagerten. Dieser Prinz mußte der Artillerie einen großen Erfolg zuschreiben, denn dieses Heer bedurfte sechzehn hundert Pferde zur Fortbringung seines Geschützes. Es war als die Reserve-Armee derjenigen des Wittenberg zu betrachten. Großpohlen hatte sich schon unterworfen, und der König beschleunigte seinen Marsch, als Wittenberg ihm melden ließ, die Edelleute noch anderer Woywodschaften wären nicht abgeneigt, sich in seinen Schutz zu geben.

Wir wissen nicht, ob der König von Schweden mit List den Einbruch russischer Barbaren in Litthauen veranläßte, sowohl zur Diversion, als damit die Pohlen seinen Schutz als eine Errettung betrachten möchten. Die unglücklichen Opfer einer wilden Grausamkeit werden freylich nicht gebilligt haben, was die Politik, deren Wiege Italien ist, mit dem Nahmen Klugheit benennt. Der König von Pohlen versammelte ein wankendes Heer bey Lowicz, der König von Schweden aber stieß bey Gnesen mit seinem Heere zu demjenigen des Feldmarschalls Wittenberg. Er ließ einen Soldaten erschießen, welcher in einer Kirche in priesterlicher Kleidung den katholischen Gottesdienst nachäffte. — Gerechtes Opfer der Achtung für die religiösen Meinungen eines Volks.

Johann Casimir floh mit seinen zehn tausend von Lowicz nach Warschau, als Carl Gustav mit seinen dreyßig tausend sehr schnell sich ihm näherte. In Warschau konnte er nichts thun, als sein Unglück bedauern, und die Pohlen, weil sie den Eid in das Zeichen des Eides setzten, und für eine Ceremonie der Höflichkeit hielten, hoben die Finger auf und schwuren ihm treu zu bleiben. Hierauf floh er mit der Königinn nach Krakau. Der Leichtsinn sinnlicher Menschen macht es wahrscheinlich, daß sie in diesem Augenblick aufrichtig schwuren, daß aber der nächstfolgende den Eindruck des vorhergehenden auslöschte.

Der König von Pohlen bath um Frieden, weil er den Krieg nicht führen konnte. Das Schreiben, welches seine Abgeordneten diesem feurigen Eroberer überreichten, ist sehr merkwürdig. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man die Klagen dieses Fürsten und die Betheuerungen seiner Unschuld liest. Nachdem er von allen Anlaß zum Kriege sich freygesprochen, fährt er fort: „Ist es denn die Begierde nach Gold, welche Sie, mächtiger König, in unser Land treibt? Wir haben nichts als unsere jährlichen Renten, welche der Krieg zerstört, und unsere Viehzucht. Jeder Überfluß, den diese einfachen Mittel der Natur uns gewährt hätten, ist durch einen achtjährigen Krieg vernichtet worden. Ew. Majestät wollen Pohlen schützen? Schützen sie es denn gegen die Barbaren, welche Litthauen in eine Wüste verwandeln. — So ist es denn der Durst nach Ruhm — glänzende Schwachheit großer Gemüther! — welcher sie antreibt uns zu befehden? Die wahre Ehre aber, diejenige, welche noch im Grabe fortdauert, ist in den Wohlthaten zu suchen, welche man der Menschheit zufügt. Vermeinen Ew. Majestät Pohlen mit Schweden zu vereinigen? Betrachten Sie die Lage der Länder, getrennt durch ein stürmisches Meer; deren Bewohner sind einander nur gleich an kriegerischem Stolz, der unglücklichen Ursache so vieler Übel; sie sind verschieden in Gesinnung, Sitten, Religion und Kleidung. Glauben Sie nicht, es werde in Ihrer Macht stehen, ein Volk sanft zu regieren, welches sich nur mit Widerwillen unterwirft. Nur durch Strafen kann es in verhaßten Fesseln erhalten werden. Wollen Sie, ein Monarch mit Eigenschaften begabt, die Liebe der Welt zu gewinnen, den Haß derselben auf sich laden? Die traurige Ehre, durch Furcht zu herrschen, kann nicht wünschenswerther seyn, weil der Endzweck jeder Herrschaft die Glückseligkeit der Völker ist."

Hierauf folgte eine Bitte an den König, seine Völker nicht weiter vorrücken zu lassen, welche die entgegengesetzte Wirkung beschleunigte, weil das Interesse entgegengesetzt war. Der König förderte seinen Marsch auf Krakau, weil Warschau sich ohne Vertheidigung ergab. Man plünderte hier die Entwichenen; die übrigen wurden verschont. Die Pohlen räumten auch die Gegend von Krakau und zerstreuten sich; die Stadt aber that Widerstand. Bey dem schnellen Vordringen wurde der Rückzug gesichert, denn man befestigte Posen. Das strategische Augenmaß dieses Monarchen lehrte ihn die Wichtigkeit dieses Postens.

Krakau vertheidigte sich. Pohlen unterwarf sich. Die Kosacken schickten Abgeordnete, Litthauen flehte um Hülfe. Die Landskron, eine Festung südlich von Krakau, ergab sich. Wittenberg mit seiner Armee zog voraus; lobenswerthe Anstalt gegen einen Feind, der nur den Rücken anfällt. Nach der Zerstreuung eines Haufens Pohlen am Flusse Dunairz floh der König von Pohlen nach Schlesien. Der Landgraf Friedrich von Hessen, Schwager des Königs, wurde von pohlnischen Edelleuten erschossen, die man Rebellen nannte, und als solche behandelte. Krakau kapitulirte, und Carl Gustav berief die Versammlung des pohlnischen Adels nach Warschau, um durch die Form des Rechtes die Gewalt der Eroberung zu sanctioniren.

Während der König Pohlen seiner Herrschaft unterwarf, schickte er ein Heer nach Preußen, weil eine Macht, die über See kommt, sich der Hafen bemeistern muß. General Horn zog dicht an der Seeküste, der König ging nach Thorn, welches ihm die Thore, so wie andere kleinere Orte, öffnete. Eine Art pohlnischer Soldaten, welche sich die Quarcianer nannten, zog den Dienst eines Siegers demjenigen eines Königs vor, der entflohen war. Sie unterwarfen sich dem Könige von Schweden. — Der deutsche Kaiser ermahnte zum Frieden. — Die Eroberungen des Königs von Schweden beunruhigten eine Macht, bey der die Zeit das Andenken der Feldzüge Gustav Adolphs noch nicht vertilgt hatte. Der König antwortete: er, der Kaiser, als sein guter Bundesgenosse, werde sich wahrscheinlich über seine glücklichen Unternehmungen freuen.

In Preußen hatte sich der Churfürst von Brandenburg mit zwanzig tausend Mann zum Beschützer des Landes aufgewor-

den. Allein die schwedische Armee nahm in Gegenwart der brandenburgischen, welche sich zurückzog, erst Straßburg, welches man für den Schlüssel des Landes hielt, dann Elbing, Mova, Dirschau und Wolau ein. Allenthalben wurde die Brandenburgische Besatzung gefangen und untergesteckt. Als Carl Gustav aber schnell gegen Königsberg vorrückte, wo der Churfürst mit seinem Hauptcorps lag, schickte dieser, um einen Vergleich zu bitten, worauf ein Friede zu Stande kam, welcher die Macht des Königs von Schweden oder den Ruf der Macht, errungen durch seine Talente, in deutliches Licht setzt. Der Churfürst, als Besitzer des Herzogthums Preußen, unterwarf sich der Oberherrschaft von Schweden, als Lehnsträger letzterer Krone, und entsagte derjenigen von Pohlen. Er gelobte, zum Zeichen der Lehnsunterthänigkeit jährlich tausend Dukaten an die Krone Schweden zu entrichten. Der Lehnbrief, lautete der Tractat, müsse alle Jahre erneuert werden; jedoch wolle man dem Churfürsten zulassen, daß er nicht selbst in Person diese Huldigung leiste, sondern sie durch Bevollmächtigte ausrichten möge. Er, der Churfürst, müsse, im Fall des Krieges, tausend Mann zu Fuß und fünfhundert zu Pferde für Schweden unterhalten; er müsse alle Durchzüge durch sein Land den schwedischen Truppen gestatten, wobey aber diese die Einwohner nicht beleidigen sollten; dem Könige von Schweden sey der freye Gebrauch der preußischen Häfen eingeräumt. Den Feinden der Krone Schweden solle alle Werbung, Durchzug und Landung im Herzogthum Preußen verbothen seyn; der Churfürst von Brandenburg entsage auf immer seinen Ansprüchen an das königliche Preußen, welches nunmehr gänzlich der Krone Schweden unterworfen sey; er dürfe ohne Bewilligung von Schweden keine Kriegsschiffe halten; Zölle möge der Churfürst wohl anlegen, jedoch habe der König von Schweden dabey die Oberherrschaft, und das Einkommen müsse getheilt werden; es sey dem Churfürsten erlaubt, seine Kriegsvölker nach seinen deutschen Ländern abzuführen; er gelobe jedoch, daß sie nicht gegen Schweden gebraucht werden; ohne Erlaubniß des Königs von Schweden dürfe der Churfürst wegen des Herzogthums Preußen kein Bündniß eingehen; alle Verpflichtungen mit dem Könige von Pohlen, Johann Casimir, seyen aufgehoben und ungültig; der Churfürst dürfe nichts anordnen, was der Krone Schweden und dem Handel nachtheilig sey; der König gestatte, daß der Churfürst ein Oberappellations-Gericht anordne. Dieser glänzende Friede wurde am 11. Januar 1656 zu Bartenstein geschlossen. So unterwarf sich dieser kühne Eroberer in wenigen Tagen ein Land, um welches Gustav Adolph mehrere Jahre vergeblich gekriegt hatte.

Man muß auch gestehen, daß alle Unternehmungen der brandenburgischen Truppen sehr unglücklich abliefen. Der brandenburgische Oberst Brünell wollte während der Friedensunterhandlungen die Schweden überfallen, welche er sicher glaubte. Von seinen 600 Reitern kam keiner wieder zurück. Er selbst wurde gefangen. Einige hundert Brandenburger unter dem Oberst Weyher wurden überfallen und niedergemacht u. s. w. Nach diesem Frieden zogen die schwedischen Truppen aus dem Herzogthum ab; der König ging nach der Weichsel mit dem Hauptheere, den Grafen de la Gardie detaschirte er nach Liefland.

Die Danziger hielten es für zuträglicher, einer schwachen, als einer kraftvollen Regierung unterworfen zu seyn, welches immer der Fall mit sogenannten freyen Städten ist, die auf Kosten des Allgemeinen ihren besondern Vortheil zu besorgen wissen. Sie erklärten sich wider den König von Schweden, und brannten zur bessern Vertheidigung ihre Vorstädte ab, das gewöhnliche Mittel derjenigen, welche letztere nicht zu vertheidigen wissen.

Der König von Pohlen kehrte um diese Zeit wieder in sein Reich zurück, weil einige Woywodschaften sich der schwedischen Herrschaft entzogen. Der König von Schweden hatte sich die Körper der Pohlen, aber nicht ihren Willen unterworfen, welches bey einer Nation von Folgen seyn mußte, welche damahls noch einen Willen hatte. Sogleich verließ Carl Gustav mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit seine Verrichtungen in Preußen, um andere in Pohlen vorzunehmen. Er ließ den Grafen Steinbock mit einem Corps in Preußen, und ging mit einer Armee bey Wyszogrod über die Weichsel nach Lowicz. Von Lowicz ging der Zug nach Rawa, Warschau und Krakau, weil es schwerer war, den König von Pohlen zu finden, als ihn zu suchen.

Bey Casimierz ging er über die Weichsel, weil man sagte, der König von Pohlen stehe bey Lublin. Kaum erfuhr Carl Gustav, daß ein gewisser Czarnezki mit einem Corps Pohlen in der Nähe stehe, so brach er mit dem linken Flügel gegen ihn auf, dem der rechte folgen mußte. Die Pohlen waren tapfer; sie wurden aber durch die schwedische Disciplin überwältigt. Im Augenblick darauf war der König schon zu Lublin, und gleich darauf zu Lemberg, weil gegen einen geschwinden Feind die Eilfertigkeit die erste Regel ist. Da es hieß, der König von Pohlen sey in Podolien und bewerbe sich um die Hülfe der Tatarn und Kosacken, so eilte der König von Schweden nach Jaroslaw. Czarnezki folgte immer dem Könige, und fiel öfters in seine Arrieregarde. Er war bey mehrern Angriffen glücklich, sonderlich gegen einen Hinterhalt von tausend Reitern, welchen seine Spione ihm verriethen, und den er durch einen andern Hinterhalt aufrieb.

Die Leichtigkeit, in Pohlen vorzurücken, veranlaßte die Nothwendigkeit des Rückzuges, und sowohl der Sieg als die Niederlage wurden durch einerley Ursachen bestimmt. Vorne konnte der König mit seinen Truppen, die in Masse gingen, die Pohlen nicht zum Treffen bringen, aber im Rücken fingen sie seine Zufuhren auf, und säbelten seine Parteyen nieder. Sie besetzten die Pässe. Die ihm geschworen hatten, änderten ihren Sinn bey Erscheinung ihres Königs. Er beorderte also alle Vorgerückte nach Warschau zurück. Er selbst verließ Jaroslaw mit der Hauptarmee, um sich bey Sendomir zu setzen. Es scheint, er wollte seinen Umkreis einschränken, um ihn besser zu bewachen, und die Weichsel zur Vormauer nehmen.

Die Pohlen unter Lubomirski und Czarnezki, welcher letztere ein guter Officier war, gingen bey Baranova über die Weichsel, um Sendomir vor den Schweden zu erreichen. Sie säbelten hier die schwedische Besatzung nieder. Diejenigen des Schlosses aber vertheidigten sich. Die Pohlen, uneingedenk des Schadens der ihrigen, zündeten die Stadt an, um das Schloß zu erobern. Der König war auf der andern Seite der Weichsel mit seinem Heere angekommen. Er gab, beym Anblick des Brandes Befehl, das Schloß zu verlassen. Der Commandant warf seinen Vorrath von Pulver in einen Keller, legte aber eine brennende Lunte daran, und setzte über die Weichsel. Die Pohlen verbreiteten sich mit unbesonnener Freude im Schlosse,

Zwölfhundert derselben flogen in die Luft zum großen Vergnügen der zuschauenden Schweden. Der König jagte alles aus einander, was ihm den Rückweg versperrte; er schlug eine Brücke über den Sanstrom und über die Weichsel und zog nach Warschau.

Da die Pohlen erst zu Lowicz im Rücken des Königs standen, und sich dann nach Thorn zogen, so brach er auf und marschirte, in der Absicht sie zu suchen, über Rawa, Lowicz, Clodava, also im Umkreis fern von der Weichsel nach Thorn. Von hier detaschirte er Steinbock gegen einige Pohlen bey Bromberg; Wittenberg beobachtete diejenigen bey Warschau. Man muß gestehen, daß die Eroberung sehr unvollkommen war.

Ich werde eine Begebenheit erwähnen, welche die Natur des nicht regenerirten Menschen darstellt, wenn er vom Zwange der Gesetze frey nach seinen Lüsten Gewalt übt. Eine große Zahl solcher pohlnischer Edelleute, welche die Schweden Rebellen nannten, weil sie (ihrem rechtmäßigen) Könige Johann Casimir, und nicht dem Eroberer Carl Gustav anhingen, überfielen die pohlnische Stadt Wielun an den Gränzen Schlesiens, nach welchem Lande sie geflüchtet waren. Die schwedische Besatzung wurde niedergehauen, diejenige des Schlosses vertheidigte sich. In Verbindung mit den katholischen Bürgern, drangen sie in die Häuser, plünderten die Protestanten und hieben sonderlich die Deutschen in Stücke. Manche warfen sie nackt auf die Straße, wo der Pöbel sie mit Keulen todt schlug. Man zermalmte die Leichname, und die Schweine verzehrten sie. Welche ekelhafte Scene! — Weiber wurden zerstückt, Kinder mit Säbeln in vier Stücke zerlegt. Die Feder entsinkt meinen Händen. Die Freude vollendete den Greuel.

Auf die Nachricht einer schwedischen Hülfe flohen die Ungeheuer mit Raub. Man verfolgte sie, aber ohne sie einzuhohlen. Graf Warsowitz, welcher im Schlosse commandirte, fiel sogleich mit seiner Besatzung aus, nachdem sie abgezogen waren. Er legte die Stadt und viele Dörfer in der Gegend in Asche. Vielleicht rächte er an Unschuldigen das Verbrechen der Strafbaren.

Die Pohlen, immer ganz richtig beflissen, den Schweden auszuweichen und ihren Rücken zu beunruhigen, zogen wieder nach der Wartha, als der König zu Thorn angekommen war. Wrangel zog ihnen nach; die Pohlen diesem mit fünfzehn tausend Mann unter dem thätigen Czarnezky entgegen. Bey Gnesen erfolgte ein Gefecht. Die Pohlen lagen in einem Walde versteckt. Das Gefecht dauerte vier Stunden; die Nacht trennte die Streitenden. Der Tag hatte den Sieg nicht entschieden.

Die Pohlen nahmen Bromberg ein, und säbelten alle Deutsche auch in der Gegend nieder. Die letztere war durch eine holländische Colonie bevölkert. Eben diese Grausamkeit wurde zu Lowicz gegen die schwedische Garnison, sogar die Kranken, verübt. Die Gefangenen brandmarkten sie an der Stirne. Es war entweder der Charakter der Zeiten, oder derjenige der Nation, daß man das Unglück des Krieges durch unnöthige Grausamkeit erschwerte.

Von Thorn zog der König nach Elbing, wo ihn die Königinn erwartete, welche aus Schweden angekommen war. Man muß gestehen, daß der Rückzug von Jaroslaw unweit den Quellen der Weichsel, bis nach Elbing, unweit ihrem Ausflusse, in weniger als zwey Monathen sehr beträchtlich war, und daß dieser leichte Krieg einer der wirksamsten seyn muß. In Elbing machte der König seinem Verdrusse durch ein Manifest gegen die von ihm abgefallenenen Pohlen Luft, welche er Rebellen nannte. Vorher hatte sie Johann Casimir also benannt. Siegreiche Rebellen hören aber auf es zu seyn, und bekümmern sich wenig um Manifeste.

Das Manifest war sehr merkwürdig. Der König von Schweden wußte vollkommen, daß man durch Theilen herrsche. Er verordnete, daß derjenige Edelmann, welcher einen rebellischen tödtete oder ihn lebendig der schwedischen Macht überlieferte, die Güter dieses Rebellen erhalten sollte. Es fehlte nur die Macht, die Belohnung zu realisiren; denn in Pohlen war seit dem Rückzuge eine andere entstanden, das Gegentheil zu thun. Die Versprechungen des Schwächern machen keinen Eindruck.

Etwas nicht sehr politisches, und welches man der Leidenschaft zuschreiben muß, war ein Aufruf an die Bauern, welcher eine allgemeine Ermordung der Edelleute zur Folge haben konnte, weil der große Haufe nie unterscheidet, und ein Mahl entfesselt, in seiner Wuth keine Gränzen kennt. Der König von Schweden gelobte jedem Bauer, welcher den Kopf eines rebellischen Edelmanns einliefern würde, die persönliche Freyheit, auch für seine Nachkommen an; ferner den freyen Besitz seines Guts, entzogen aller Dienstpflicht auf immer; und auch die Einkünfte des adelichen Guts, uneingedenk der Hinterlassenen, auf sechs Jahre. Einem jeden Bauer, der bey diesem Werke mithelfen würde, versprach er ebenfalls Befreyung von der grausamen Leibeigenschaft, und den freyen Genuß des Stück Landes, worauf er wohnte, ohne alle fernere Dienstpflicht.

Der König, den wahrscheinlich seine Wuth blendete, bedachte nicht, daß der Leibeigene seinen Zustand liebt, weil er durch ihn der lästigen Mühe des Selbstdenkens und Selbsthandelns überhoben wird; eine sorglose Hingebung, welche den zum Thiere herabgewürdigte, so wie der aus dem Thiere noch nicht entwickelte Mensch über alles liebt. Letzterer gehorcht der Impulsion der Natur, ersterer derjenigen seines Herrn.

Er bedachte nicht, daß Leute, die nicht lesen können, sein Manifest nicht lesen würden; daß es nur zur Kenntniß der einzigen Classe gelangte, welchen es den Untergang drohete. Da bey dem Adel die gesetzgebende Macht war, so gab der König zu erkennen, er wolle sich über diese erheben, sobald der Sieg ihm die Herrschaft erworben hätte; denn der Verfassung gemäß durfte er ohne den Adel, welcher ein gemeinschaftliches Interesse hatte, sie zu verhindern, nicht dergleichen Einrichtungen verfügen. Die ihm Ergebenen mußten also selbst durch die Mittel seine Gegner werden, welche er anwandte, diese zu sich zu bekehren.

Nach einigem Schriftwechsel mit der Stadt Danzig und einem kleinen Kriege um dieselbe, brach der König den 19. März mit seinen etwas erfrischten und ergänzten Völkern auf, den General Czarnezki zu suchen, dessen Geschicklichkeit stets seinen Aufenthalt verbarg. Man behauptete, er sey gegen Warschau gezogen, welches wirklich belagert wurde, und welches Wittenberg vertheidigte. Krakau war ebenfalls noch unter Würz von den Schweden besetzt; die Pohlen blokirten den Platz, die Schweden waren glücklich in ihren Ausfällen. Da der König von Pohlen Cosaken und Tatarn zur Hülfe gerufen hatte, so wurde das Land verheert. Der pohlnische Plan ging dahin, bey Krakau ein verschanztes Lager zu errichten. Der König und

Czarnezki, oder vielmehr Czarnezki und der König, sollten mit sammt der tatarischen Hülfe gegen den König von Schweden zu Felde liegen. Die Pohlen um Warschau waren stark 30,000 zu Pferde und 5000 zu Fuß, nebst einiger Artillerie. Nach mehrern fruchtlosen Stürmen mit Tapferkeit unternommen, wurden sie mit Tapferkeit zurückgeschlagen. Sie kosteten den Pohlen fünftausend Mann. Durch einen Hauptsturm mit vierzigtausend eroberten sie die Vorstädte und die Außenwerke. Man kapitulirte, weil man sich nicht mehr vertheidigen konnte. Die Pohlen ließen die Besatzung gehen; behielten aber die vornehmsten Officiere, wahrscheinlich als Geißel, weil Carl Gustav seine Gegner für Rebellen erklärte.

Der Churfürst von Brandenburg schrieb an den König von Pohlen, um seinen Bund mit Schweden, oder vielmehr seine Huldigung dieser Krone, welche ein Abfall von Pohlen war, durch die Gewalt der Umstände zu rechtfertigen. Der König von Pohlen nannte dieß mit vieler Heftigkeit in seiner Antwort einen Verrath. Wir können nicht umhin, in dem Betragen des Churfürsten einige Geschicklichkeit zu entdecken; denn indem er die lange hergestammte Abhängigkeit zerriß, so konnte er leicht sich der neuen bey günstiger Gelegenheit entziehen, welche die Gewalt ihm nur aufgebürdet hatte; einziges Mittel, um zur Souverainität dieses Landes zu gelangen.

Der König von Schweden, weil er Hülfe brauchte, errichtete ganz auf gleichem Fuß zu Marienburg ein Bündniß mit dem Churfürsten, welches bewies, daß das Glück seinen Waffen entflohen war.

Der König und der Churfürst mit ihren Heeren rückten vereint bis zum Bug vor. Der Churfürst machte die Colonne zur Linken, der König zog zur Rechten. Drey Meilen trennten die Brandenburger von den Schweden.

Die Pohlen, denen es nie an Beurtheilung im Kriege gefehlt hat, wollten sich zwischen beyde Heere werfen. Sie gingen über den Bug bey Wiszkow; allein Carl Gustav, stets wachsam gegen einen Feind, welcher stets auf Überfälle sinnt, eilte ihnen mit 2000 Dragonern, damahls reitende Infanterie, und einigen Kanonen nach, weil sie seinem Lager schon vorbeygekommen waren. Die gut benachrichtigten Pohlen entgingen ihrem Untergange zwischen zwey feindlichen Haufen, und entkamen glücklich wieder über den Bug.

Sey es, um diese Kühnheit zu bestrafen, oder um eine Demonstration auf dem östlichen Ufer der Weichsel zu machen, weil er den Krieg auf das westliche verlegen wollte; der König ging mit der ganzen Armee über den Bug, welcher so wie die Weichsel sehr angeschwollen war. Man benachrichtigte ihn, die Pohlen wären auf die Nachricht seines Marsches sämmtlich über die Weichsel gegangen, und erwarteten ihn in einem verschanzten Lager bey Praga, gegenüber Warschau. Es wird gesagt der französische Gesandte beym Könige von Pohlen habe sich zum Churfürsten verfügt, und zuerst diese Nachricht gegeben.

Der König formirte die Schlachtordnung nach Gustav Adolphs Grundsätzen, und warf die feindlichen Vortruppen zurück. Gefangene sagten aus, die Pohlen wären zweymahlhunderttausend Mann stark; zwanzigtausend Tatarn wären so eben zu ihnen gestoßen. Die Schweden haben sie, nach der Zahl ihrer Fahnen berechnet, auf hundertfünfzigtausend Mann geschätzt. Das schwedische vereinte Heer betrug nur den fünften Theil dieser Zahl. Demungeachtet entschloß sich der Köni die Schlacht zu wagen, weil Kühnheit und Geschicklichkeit die Zahl ersetzt, und weil ein Rückzug bey dieser Gelegenheit seinen Angelegenheiten, sehr nachtheilig gewesen wäre.

Am 28. July begann die berühmte Schlacht vor Warschau. Der König rückte bis innerhalb des Gesichts der pohlnischen Verschanzungen. Der Vortrupp scharmuzierte, die Pohlen kanonirten. Die Nacht machte beydem ein Ende.

Um drey Uhr den andern Morgen wurde wiederum kanonirt. Die Tatarn als geschickte Krieger, deren Eroberungen Europa in Zukunft vielleicht erliegen wird, hatten sich in der Nacht, bedeckt von einem Walde, um die schwedische Armee herumgezogen, und fielen mit Tagesanbruch im Rücken derselben die Reserve an, welche General Horn commandirte. Die Stärke der Gustavischen Linie, in welcher die Reiterey, sonst ein leichtes Spiel der Tatarn, stets durch die unter sie gestellten Schützen Pelotons beschützt wurde, die Stärke der mit Piken bewaffneten Fußvolks-Colonnen, konnte allein den wüthenden Angriffen der Tatarn widerstehen. Dennoch war die Gefahr des Einbrechens und folglich der Vernichtung der schwedischen Armee groß. Die Tatarn allein fochten im Rücken der schwedischen Armee an diesem Tage; die Pohlen begnügten sich, die Fronte zu kanoniren. Man bemerkte, daß die pohlnische Artillerie mehr Wirkung that, weil sie von zwey Höhen auf die Schweden herabschossen. Wahrscheinlich waren diese Höhen rasirend. Es ist leichter zu treffen, wenn man den ganzen Körper, vom Kopf bis zu Fuß, als wenn man nur den obern Theil desselben sieht.

Gegen Abend machte jedoch der König eine Bewegung mit seinem rechten Flügel, um die linke Flanke der Pohlen herum, ihnen in den Rücken; ein sehr kühnes Manöver, welches beym Mißlingen, die Weichsel und das vom Feinde besetzte Warschau im Rücken, keinen Rückzug übrig ließ. Die Pohlen selbst waren besorgt, von ihrer Hauptstadt und ihrem Hauptflusse abgeschnitten zu werden; sie verließen daher ihre Verschanzungen um so mehr, da der linke Flügel ihrer Gegner unter dem Churfürst von Brandenburg das Manöver unterstützend avancirte. Das Manöver war demjenigen bey Crefeld höchst ähnlich.

Der Rückzug der Pohlen geschah hinlänglich früh, um auf der Ebene sich wiederum aufzustellen und zu kanoniren. Es scheint, daß eine Partey Tatarn zwischen beyde Treffen auf dem linken Flügel oder zwischen beyde Corps mit ihren Speeren einliefen; denn dieß erhellet nicht deutlich aus den Nachrichten der Geschichtschreiber. Sie wurden aber umringt, und sämmtlich umgebracht.

Am Abend zog sich der König wiederum in seine vorige Stellung, weil er die neue zwischen der Weichsel und den Pohlen zu gewagt halten mochte. Die Pohlen nahmen wieder Besitz von ihren Verschanzungen. So endigte der zweyte Tag einer dreytägigen Schlacht.

Eine Umgehung der rechten Flanke der Pohlen entschied den Sieg der Schweden am dritten Tage. Die Armee marschirte mit linksum, wie die Preußen bey Kollin. Die Pohlen kamen heraus, um den Zug zu beunruhigen. Einige tausend warfen sich vorn in einen Wald, General Sparr trieb sie heraus. Die Kanonade der Pohlen beunruhigte nicht den Marsch. Es scheint, man antwortete darauf schwedischer Seits durch Batterien, wovon eine die andere ablöste. Sparr, während die übrigen links zogen, begnügte sich nicht mit der Eroberung

des Waldes; er setzte noch diejenige des verschanzten Berges hinzu. Das Geschütz in den Schanzen fiel ihm in die Hände. Er rollte damit die ganze Linie der Pohlen auf. Sie flohen in zerstreueten Haufen. Die Bagage und zehn Stück wurden die Beute der Sieger. So endete die Schlacht. Carl Gustav war dabey in großer Gefahr. Da er als Feldherr den Soldaten das Beyspiel gab, so mischte er sich am zweyten Tage unter die Tatarn. Einen Stoß mit einer Pike parirte er mit dem Degen. Einen Tatarn, der ihm in den Zügel griff, erschoß er mit dem Pistol.

Eine Schanze an der Weichselbrücke rettete die Pohlen. Sie wurde sogleich von den Siegern erstürmt. Die größte Zahl der Pohlen war aber schon hinüber, und verbrannte die Brücke. Der Rest wollte durch den Fluß schwimmen. Viele ersoffen, viele wurden im Wasser erschossen. Man machte nur achtzehn Gefangene; man rief: „Capitulation von Warschau," welche die Pohlen nicht gehalten hatten, wenn jemand um sein Leben bath. Immer ist es eine Freude für den Menschen, einen Vorwand zur Grausamkeit zu finden.

Die Kanonade der Schweden vertrieb die nun geschreckten Pohlen vom entgegengesetzten Ufer der Weichsel. Der König floh mit seiner Familie und seiner Armee aus seiner Hauptstadt, welche die Schweden besetzten. Man fand noch dreyßig Kanonen. Der Verlust der Schweden war sechs hundert, derjenige der Pohlen viertausand Mann. Die Pohlen wurden mit der Reiterey auf beyden Seiten der Weichsel verfolgt.

(Der Beschluß folgt.)

Zum Gedächtniß der verewigten Königinn von Preußen.

Von Adam Müller.

Unter allen den zahlreichen Versuchen, das Andenken der unvergeßlichen Königinn von Preußen in Gedächtnißreden zu feyern, verdient diese kleine Schrift eine besondere Erwähnung; denn in ihr wird, wie in keiner andern, das eigenthümliche Verdienst der Verewigten, die Größe ihres Verlustes und die trostreiche Verherrlichung der Verklärten im Gedächtniß ihres Volks mit so viel Geist als Empfindung dargestellt, in einer würdevollen, zu dem hohen Gegenstande sich erhebenden Sprache, die man vollkommen angemessen finden würde, wenn sie nicht hin und wieder einen etwas zu metaphysischen Ton anstimmte. Wir glauben den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen, da doch diese Gelegenheitsschrift sich nicht weit verbreiten wird, folgende Hauptstelle aus derselben hier mittheilen:

„Anspruchlos, in der eigenthümlichen Würde Ihres Geschlechts, und in den besondern Schranken desselben wie eingeboren, hat Sie zwölf Jahre hindurch unter gewaltigem Wechsel des Weltglücks den Thron dieses Reiches, den Sie nur zu schmücken berufen schien, tragen helfen. Ohne Eingriff in die besondern Geschäfte der Herrschaft, hat Sie unaufhörlich und mit unerschöpflicher, heiterer Füglichkeit des Geistes, die treue Seele Ihres königlichen Gemahls mit der treulosen Zeit versöhnt; ein von großem Verluste gebeugtes Volk und das sorgenvolle Herz eines väterlichen Königs hat Sie beruhigt: der Himmel war uns geneigt, denn er gönnte uns Ihre hoffnungsreiche Gegenwart; das Unvermeidliche war leicht verschmerzt, so lange uns das Unschätzbare verblieb. — Alle Herrschaft der Erde schwebt und schwankt zwischen zwey gleich mächtigen und doch tief verschiedenen Gestalten: ein Zeitalter erhebt die Macht des Armes und der Waffen; ein anderes die Macht des Herzens und der Liebe. Es gibt nur Eine Krone des Lebens und doch im Innern jenes Reichs, ja jedes einzelnen Menschen, zwey gleich unüberwindliche Prätendenten dieser untheilbaren Krone. Wir hatten vor sechszehn Jahren das seltene Schauspiel, beyde Mächte einen Bund mit einander schließen zu sehen; alle Gewohnheit, alle besondere Neigung unsers besondern Lebens hat sich angeschlossen an diesen Bund. Wir können uns die Herrschaft kaum anders denken, als in ihren beyden ewigen Grundgestalten. — Der sechszehnjährige Augenblick ist vergangen, und Sie ist hinweg genommen, wie Sie uns einst gegeben wurde, unerwartet, ohne unsre Besorgniß, wie einst ohne unser Verlangen. Eine langsame, im Laufe der Jahre abgedrungene Neigung hätte die Natur vielleicht sanft und allmählig im Laufe der Jahre wieder aufgelöst; das himmlisch Schöne aber kann sich nur verewigen, indem sie seine irdische Erscheinung verkürzt, indem sie es rasch hinweg hebt, und den verlassenen Menschen nöthigt, aus eigner Kraft und frey von aller widrigen Beziehung sich ein verklärtes Bild des Verschwundenen zu entwerfen. Darum wölken sich diese Dunkel des Todes vornehmlich um alle Schönheit der Erde; der Schmerz und das Entbehren muß die Sinne der Seele schärfen, damit sie das Verlorne noch inniger und selbstthätiger ergreifen lernen. — Hier ist nun endlich einmahl eine ganz allgemeine Empfindung des Schmerzes; wir haben viele Jahre gelebt, und doch ist dieses das erste Mahl, daß wir ein ganzes Volk wirklich in einem Gefühle beysammen sehn; Europa theilt unsre Bestürzung; und in ganz fremden Ländern, wo nur die Sage von Ihrer Schönheit hingedrungen, fühlt man, daß diese Erde ärmer ist, seitdem sie die Herrliche nicht mehr trägt — lange schwelgt solcher Schmerz, indem er die irdischen Überreste der Verewigten und das, was durch ihre Berührung geheiligt worden, verehrt, indem er die Lebenserscheinung aus dem zurück gebliebenen Staube wieder herzustellen unternimmt; aber da ihn der Tod überall von seinen Pforten, die er durchbrechen will, in das Leben zurückdrängt, so muß er sich zuletzt gewöhnen an die Verwandlung zu glauben, und die Verlorne in dem eignen, fortlebenden Herzen suchen."

„Aus dem vereinigten Schmerz eines ganzen Volkes entzündet sich verklärt, und doch treuer, als es je in Deiner Gegenwart empfunden worden, Dein Bild, unsterbliche Königinn! Was ist die Reihe von einzelnen glücklichen Augenblicken Deiner irdischen Erscheinung gegen den ganzen, vollen Eindruck deines Wesens auf uns, nachdem nun die Jahre und alle feindselige Mächte dieser Erde ihr Recht verloren haben über Dich, nachdem es nun gewiß ist, daß durch die Gebrechlichkeit der Welt Du fleckenlos und siegreich hindurch gewandelt, und kein Pfeil Dich getroffen hat, als der Eine, himmlische, an dem Du verblutet bist! — Ja, noch immerfort und unzertrennlicher als je, tragen zwey Verbundene die Krone dieses Landes: die Strenge und das Gesetz herrschen nicht allein; auch die Sitte und die Liebe behaupten ihre Rechte. Da Sie die Erde zu verlassen schien, hat Sie die Bürger dieses

Staates bis auf den geringsten herab noch näher heran gehoben an das Herz Ihres königlichen Gemahls: sie sind Ihm theurer als je; denn Jeder trägt ein Kleinod in seinem Herzen, ein eigenthümliches Bild der himmlischen Frau, die, wie alles Vollendete und Schöne, kein Spiegel der Welt genügend darstellt, die nur in der tausendfältigen Betriebsamkeit liebender Herzen vollständig geschildert wird."

Emanuel von Portugall.

Der Prinz Emanuel von Portugall liebte in seinem sechszehnten Jahre, mit allem Ungestüme jugendlicher Heftigkeit, ein Hoffräulein aus einer alten und reichen adlichen Familie. Sein Bruder, der König Philipp V., der ihn zum geistlichen Stande bestimmt hatte, ließ ihn zu sich kommen, und verwies ihm seine unberufene Liebeley sehr nachdrücklich. Der Prinz aber erklärte, daß er mit ganzer Seele an dem Fräulein hange, daß er ohne sie das Glück des Lebens nie genießen könne, und daß er fest entschlossen sey, sich mit ihr zu vermählen.

Der König gerieth über diese freymüthige und männliche Erklärung seines Bruders in solche Wuth, daß er ihm unter den härtesten und drohendsten Worten eine derbe Ohrfeige gab. Der Infant sagte mit einer Ruhe und Mäßigkeit, die man von seinem feurigen Temperament, und von seinem raschen Blute nicht hätte erwarten sollen: „Sire, Sie sind mein Bruder und mein König, und ich soll mich nicht an Ihnen vergreifen. Damit ich aber künftig nie vergesse, was ich dem Rechte der Erstgeburt schuldig bin, so sollen Sie mich in Ihrem Leben nicht wieder zu sehen bekommen." —

Der Prinz machte Anstalt, noch in derselben Nacht von Lissabon abzureisen; der König traf aber die strengsten und sichersten Maßregeln, dieß zu verhindern. Er vermochte den Ritter von Ribeira, sich in der Stille mit des Infanten Geliebten zu vermählen. Der Prinz schäumte vor Wuth, als er dieß hörte, eilte sogleich zu der Neuvermählten, fiel vor ihr auf die Kniee, machte ihr die bittersten Vorwürfe, und wiederhohlte ihr die Versicherungen der feurigsten Liebe. Der neue Ehegemahl kam dazu, verbath sich für die Zukunft dergleichen Zudringlichkeiten, und beklagte sich beym Könige über die Kühnheit des Prinzen.

Der König befahl nun seinem Bruder, sich nach Holland zu begeben, wohin ihn ein verständiger Hofmeister, und eine glänzende Dienerschaft begleiten sollte. Der Prinz befolgte diesen Befehl, reisete aber nach einem zweywöchentlichen Aufenthalt in Holland nach Paris. Das fröhliche genußreiche Leben, die mannigfaltige Pracht dieser Hauptstadt der Welt, und besonders die gute Aufnahme, die er am Hofe fand, fesselten den jungen, leidenschaftlichen Prinzen so ganz, daß er darüber Geliebte, Bruder und Vaterland vergaß.

Der König Philipp war darüber im höchsten Grade entrüstet, und schrieb dem Infanten, daß er sich bey dem gänzlichen Verluste seiner Gnade sogleich nach Holland zurück begeben sollte. Der Prinz aber faßte einen andern Entschluß. Er bittet den portugiesischen Gesandten, mit ihm nach Versailles und Marly zu fahren, um ihm dort die königl. Schlösser zu zeigen. Der Gesandte erfüllt den Wunsch des Prinzen, der sein ganzes Gefolge mitnimmt. So wie sie von Marly zurück auf dem Markte von Versailles ankommen, befiehlt der Prinz dem Kutscher zu halten, und fragt: ob nicht einige Postchaisen bereit ständen. „Oui, Monseigneur, en voici quatre" — war die Antwort. C'est assez; sagte der Prinz, und stieg aus dem Wagen.

Der Gesandte, der Hofmeister, und das übrige Gefolge folgten dem Beyspiele des Prinzen, der sie mit einer freundlichen Miene also anredete: „Meine Herren, ich danke Ihnen herzlich für die viele Freundschaft, die Sie mir während meines Aufenthaltes in Paris erwiesen haben, Ich wünsche nichts mehr als recht bald Gelegenheit zu finden, mich Ihnen dankbar zu beweisen. Ich reise in diesem Augenblicke nach Wien zum Kaiser, um unter seinen Truppen gegen die Türken meine Kriegsschule zu machen. Ich denke, er wird mich gut aufnehmen, denn ich bin ja Geschwisterkind mit ihm. Sie, Herr Hofmeister, brauche ich künftig nicht mehr; ich bitte Sie, nach Lissabon zurück zu reisen, und dem König, meinem Bruder, meinen Entschluß mitzutheilen. Wenn Gott mir künftig Glück verleiht, so ist auch das Ihrige gemacht. Leben Sie alle recht wohl!"

Er rief nun zwey seiner Kammerdiener und einen Bedienten, der sein Liebling war, herbey, setzte sich mit ihnen in die Postchaisen, und reisete nach Wien, wo er sehr gut aufgenommen, und bey der Armee sogleich mit dem Charakter eines Generals angestellt wurde. Wie rühmlich er sich in den nachherigen Türkenkriegen ausgezeichnet hat, ist bekannt genug.

Miscellen.

Es gibt Einrichtungen, die, ob sie schon nicht nothwendig scheinen, doch sehr häufig und weit verbreitet sind. Bey mehrern Nationen auf den Inseln Ostindiens trifft man eine Verfassung an, welche der Feudalverfassung Europa's gleicht und in Afrika herrscht, unter den Bullamern am Sherbro eine Verbindung, die sowohl mit der Freymaurerey als mit dem heimlichen Gerichte Ähnlichkeit hat. Was ist nun die Ursache solcher ähnlichen Anstalten in ganz verschiedenen Himmelsstrichen und bey ganz verschiedenen Nationen? Das Bestreben, das Seine zu behaupten, und jedem sein Recht zu erkennen, ist in die menschliche Natur gewurzelt, und wenn gleiche Umstände, gleiche äußere Verhältnisse und Lagen bey Völkern zusammen treffen, welche noch so entfernt von einander sind, so müssen diese auch gleiche Anstalten bewirken; gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Der menschliche Geist wird bloß durch die Verschiedenheit des Himmelsstriches, der Umgebungen und der Religion anders modificirt; von Natur gibt es keine so große Geistesverschiedenheit, als man in der Denkart und in der Gesinnung der verschiedenen Völker auf der Erde bemerkt.

Die geheime Verbindung, welche man bey den Bullamern am Sherbro findet, heißt Purrah und die Einrichtung derselben ist theils religiös, theils politisch. Mit der Freymaurerey hat sie darin Ähnlichkeit, daß keine Frauenzimmer in dieselbe aufgenommen werden, und daß sich die Mitglieder vermittelst eines Eides verbindlich machen müssen, Niemand die Geheimnisse zu entdecken und ihren Obern und Vorgesetzten einen schnellen und unbedingten Gehorsam zu leisten. Man nimmt Knaben von sieben bis acht Jahren auf, welche aber vielleicht so lange im Noviciat bleiben müssen, bis sie das gehörige Alter erreicht haben; mit

Gewißheit läßt sich hierüber nichts behaupten, weil es nicht nur äußerst schwer hält, deshalb genaue Erkundigungen einzuziehen, sondern auch zu befürchten ist, daß man sich durch allzu vieles Nachfragen Gefahren aussetzt.

Wer in den Purrah tritt, der legt seinen vorigen Nahmen ab, und nimmt einen andern an; wer ein solches Mitglied bey seinem gewöhnlichen Nahmen nennen wollte, der würde Händel mit ihm bekommen. Die Gesellschaft hat ihr Oberhaupt, welches der oberste Purrahmann heißt, und dessen Befehlen alle untergeordnete Stellen und einzelne Mitglieder des Instituts unbedingt gehorchen müssen.

Die Mitglieder des Purrah halten ihre Zusammenkünfte an entlegenen Örtern mitten in der Nacht, ohne daß jemand das geringste davon erfährt. Begibt sich der Purrah in eine Stadt oder in ein Dorf, welches jederzeit auch des Nachts geschieht, so verkündigt er den Einwohnern seine Ankunft durch ein ganz entsetzliches Heulen und Schreyen; er erregt einen solchen fürchterlichen Lärm, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Wer nicht zu dieser Verbindung gehört, der ergreift sogleich die Flucht, und eilt nach Hause: denn jeder, der sich auf der Straße betreten ließe, oder eine Miene machte, zu sehen, was vorgeht, würde auf der Stelle umgebracht werden. Da man die Größe der weiblichen Neugierde kennt, die sich nicht leicht zurück halten läßt, so müssen die Weiber so lange in ihren Wohnungen bleiben, und in die Hände klatschen, als sich der Purrah im Orte aufhält.

Diese Gesellschaft macht es sich, wie das heimliche Gericht, zum angelegentlichsten Geschäfte, Verbrechen zu bestrafen, besonders Diebstahl und Zauberey, noch mehr aber die Widerspenstigkeit und den Ungehorsam seiner eigenen Mitglieder. Der Verbrecher wird so schnell, und so in der Stille mit dem Tode bestraft, daß man nie erfährt, wer es gethan hat; ja die Furcht vor dem Purrah geht so weit, daß man sich nicht einmahl darnach zu erkundigen getrauet.

Sind zwey benachbarte Völker mit einander im Kriege, und wünscht man diesem ein Ende zu machen, so droht man ihnen mit der Rache des Purrah, wofern sie die Feindseligkeiten nicht sogleich einstellen. Bisweilen wendet sich auch eine von den kriegführenden Parteyen heimlich an den Purrah und fodert ihn auf, die Mittelsperson zu machen, um ihre Streitigkeiten beyzulegen. Hierauf versammelt sich der Purrah in einem neutralen Bezirke, und sobald er beysammen ist, läßt er den kriegführenden Völkerschaften melden, daß er nicht zugeben könne, daß Menschen, die mit einander als Brüder, Freunde und gute Nachbarn leben sollten, einander bekriegen, sich einander ihre Ländereyen verwüsten und ausplündern; daß es Zeit sey, diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen; daß der Purrah die Ursachen des Krieges untersuchen wolle, daß er verlange, daß dieser aufhöre, und daß er befehle, augenblicklich alle Feindseligkeiten einzustellen.

Sobald der Purrah versammelt ist, ist es jedem Krieger beyder kriegführenden Parteyen bey Todesstrafe verbothen, einen Tropfen Bluts zu vergießen. Auch hüthet man sich sorgfältig, dieß Geboth zu verletzen. Der Purrah zieht nun alle nöthigen Erkundigungen ein, um zu erfahren, welche Völkerschaft die Ursache des Krieges ist. Zugleich ruft er auch so viele Bundeskrieger zusammen, als zur Vollziehung des zu fällenden Urtheiles nothwendig sind. Hat er endlich alles genau erwogen, so thut er den Ausspruch, und verurtheilt die schuldige Völkerschaft, zu einer viertägigen Plünderung.

Die Krieger, welche diesen Ausspruch vollziehen sollen, wählt man sämmtlich aus neutralen Bezirken; sie brechen des Nachts vom Versammlungsorte des Purrah auf. Alle sind verkleidet; das Gesicht ist mit einer häßlichen Maske bedeckt; sie sind mit brennenden Fackeln versehen, und mit Dolchen bewaffnet, theilen sich in Banden von 40, 50, 60, und treffen alle unerwartet und vor Tages Anbruch auf dem Gebiethe ein, das sie plündern sollen, und rufen unter einem fürchterlichen Geschrey den Beschluß des Purrah aus.

Bey der Annäherung dieser Urtheilsvollstrecker ergreift alles die Flucht; Alle retten sich in ihre Hütten, und wenn jemand auf dem Felde, auf der Straße oder sonst wo im Freyen ertappt wird, so wird er entweder getödtet, oder mit fortgeschleppt, und man hört nie etwas weiter von ihm.

Den Ertrag solcher Plünderungen theilt man in zwey Theile: den einen davon erhält der beleidigte Theil, den andern aber der Purrah, der ihn mit den Kriegern theilt, die seinen Ausspruch vollzogen haben.

Wenn eine Familie einer Völkerschaft, die dem Purrah unterworfen ist, zu mächtig und zu furchtbar wird, so versammelt sich der Purrah, und verurtheilt sie fast jedes Mahl zu einer unerwarteten Ausplünderung, welche des Nachts und zwar von maskirten und verkleideten Kriegern vollzogen wird. Leisten die Oberhäupter einer solchen Familie Widerstand, so werden sie getödtet oder weggeschleppt, und tief in einen der geheiligten und einsamen Wälder gebracht, wo sie der Purrah wegen ihrer Widerspenstigkeit richtet, und fast immer verschwinden sie auf ewig.

Man nimmt niemand in den Purrah auf, bis sich nicht zuvor einige seiner Freunde, die zu dieser Gesellschaft gehören, durch einen Eid verbindlich machen, ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er die ihm anvertrauten Geheimnisse verräth, oder während der Aufnahme zurück tritt.

Der Purrah hat in jedem Bezirke, in dem er sich aufhält, seinen eigenen Wald, wo diejenigen, die in denselben treten wollen, hingebracht werden, und so lange sich aufhalten müssen, bis sie wirklich in diese Gesellschaft aufgenommen sind. Jeder Candidat muß sich an der Stelle aufhalten, die man ihm anweiset; mehrere Monathe lang muß er in einer Hütte ganz allein bleiben, wohin ihm maskirte Personen seine Nahrung bringen; er darf weder sprechen, noch sich aus der Umgebung entfernen, die ihm angewiesen ist; wagt er in dem Walde, der ihn umgibt, weiter zu gehen, so ist er des Todes. Nach einigen Monathen von Vorbereitungen wird er zu den Prüfungen zugelassen. Die letztern sollen, wie man allgemein sagt, schrecklich seyn; man macht von allen Elementen Gebrauch, um sich von seiner Entschlossenheit und seinem Muthe zu überzeugen. Man versichert, daß man sich bey diesen Mysterien gefesselter Löwen und Leoparden bediene; daß während der Zeit der Proben und der Einweihung die geheiligten Wälder von fürchterlichem Geheule ertönen; daß man darin in der Nacht große Feuer erblicke, die mit einem alles verheerenden Brande zu drohen scheinen u. s. w.

Hat der Candidat alle Proben überstanden, so läßt man ihn zur Einweihung zu. Vorhero aber muß er schwören, daß er alle Geheimnisse bey sich bewahren, und ohne Verzug die Aussprüche des Purrah vollziehen will. Verräth ein Mitglied dieses Bundes den Purrah, oder ist es aufrührisch gegen ihn, so ist er dem Tode geweihet, und dieser trifft ihn bisweilen mitten im Schooße seiner Familie. Wenn es der Strafbare am wenigsten erwartet, erscheint ein verkleideter, maskirter und bewaffneter Krieger, und sagt zu ihm: „Der Purrah schickt dir den Tod!" Bey diesen Worten weicht alles erschrocken zurück, niemand wagt den geringsten Widerstand zu leisten, und das unglückliche Schlachtopfer stürzt todt zur Erde.

Der Purrah ist meistens nur auf die Gegenden am Scherbro eingeschränkt; wenigstens erstreckt er sich nicht gegen Norden bis nach Sierraleone.

Die Furcht und der Schrecken, den dieser Bund unter den Völkern, wo er eingeführt ist, ja selbst unter den benachbarten Nationen verbreitet, geht über alle Beschreibung. Man kennt sein Daseyn, fühlt seine Wirkungen, aber seine Berathschlagungen und seine Entschlüsse sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. In Sierraleone haben die Neger eine gewaltige Furcht vor ihm; wenn man nur davon spricht, so wird ihnen sogleich angst und bange. Sie glauben, die Mitglieder des Purrah stehen sammt und sonders mit den bösen Geistern im Bündnisse, welche ihren Befehlen gehorchen müßten. Die Anzahl der Krieger, welche zum Purrah gehören, schätzt man über 6000.

....

Vor der Vereinigung des ehemahlichen Kirchenstaates und Hollands mit Frankreich, hatte dieses einen Flächenraum von 12,243 geographischen Geviertmeilen, seitdem aber durch den Kirchenstaat einen Zuwachs von 245, und durch Holland eine Vermehrung von 578 Geviertmeilen erhalten. Jetzt beträgt Frankreichs Ärarialgröße 13,166 Geviertmeilen. — Vorher betrug, nach dem Almanac impérial, Frankreichs Bevölkerung nur 38,000,000 Seelen; jetzt durch des alten Kirchenstaats Population mit 900,000, und durch die holländische mit 2,068,438 Seelen bereichert, beträgt sie beynahe 41 Millionen Seelen.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 16. und Montag den 19. November 1810.

Mein Principium ist, nie zu sagen: diese Regierung ist gut oder schlecht, aber wohl, diese Regierung ist an ihrer rechten Stelle, an dem Ort, wo sie ist. Alle schlechten Regierungen sind es geworden nicht durch Verkehrtheit der ersten Einrichtung, sondern durch Ausartung der Gesetzgebung. Was viele von den Vorzügen eines Staates, wo alles gleich sey, schreiben, ist eine fanatische Schimäre, welche ihnen Rousseau beygebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit größer und choquanter, als in den Popularstaaten. Nie hat eine wahre Demokratie länger als fünf Minuten bestanden.

Johann von Müller.

(138 und 139.)

Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbfleiß.

Von Georgius.

Eure Vorfahren, Ihr Deutschen, die Sachsen und die Angeln, besiegten die Britten; Eure Vorfahren, die Hanseaten, wurden die Handelssieger der Engländer.

Den Besiegten übergaben hierauf, freywillig, die Sieger ihre Waffen und wurden zu Besiegten.

Leichter, als sonst die Sachsen und Hanseaten die Engländer überwanden, siegten diese nun über Deutschland.

Nun schreyet, Ihr Deutschen, anstatt zu handeln; und siegen wollt Ihr durch Anklagen.

Schon lange habt Ihr, von einem Tage zum andern und nur für den augenblicklichen Gewinn gelebt; — und nun erinnert Ihr Euch erst an Eure Armuth, weil Ihr von der Noth, oder vielmehr von Andern darauf aufmerksam gemacht werdet.

Sonst ist es ganz wider Eure Art, an die Zukunft zu denken; auch thut Ihr es jetzt nicht, sondern stimmet nur, nach Eurer charakteristischen Unart, das Fremde nachzusagen und nachzuahmen — darum seyd Ihr Euch selber fremd geworden — in Klagen ein, die, so gegründet sie auch seyn mögen, fast grundlos werden, wenn Ihr sie nur aussprecht.

Ihr habt bloß über Euch selbst zu klagen, damit Ihr wieder mit Euch selber vertraut werdet.

Sagt mir doch, wer an Eurer Verarmung Schuld ist? Ihr selber, sage ich.

Nicht durch fremdes Unglück muß Euer Glück kommen; Ihr selbst müßt es schaffen, und schnell und in jedem, im nächsten Augenblick!

Alle Verzögerung ist schädlich, weil sie innerlich, den Charakter, und äußerlich, den Wohlstand, zugleich vernichtet; — für Euch wäre sie jetzt tödtlich.

Ihr schreyet gegen England: es überschwemme Euch mit seinen Fabrikwaaren, und mache Euch arm.

Aber — könnte man Euch erwiedern — warum kauft Ihr denn so eifrig und gerne diese englischen Fabrikate? Etwa darum, weil sie vortrefflich oder besser als die Eurigen sind? —

Es scheint, der Schaden liegt tief, und Ihr mögt nicht darauf geführet werden, weil Ihr Euch scheuet, ihn zu besehen.

Ihr klagt an, um nicht angeklaget zu werden; aber Ihr vermöget nicht, die Schuld unsichtbar zu machen, die weniger auf dem übrigen Europa, als auf Deutschland haftet.

Führt Krieg! und führt ihn kräftig! aber auch, bevor Ihr dieß thut, wenn Ihr nicht ganz zu Grunde gehen wollt, einen in einer strengen Untersuchung gegen Euch selber.

Denn, wisset! die Schuld, von der alten Ehre abgewichen zu seyn, trifft kein Volk so, als Euch!

Die Ehre des Handwerks und die Ehrliebe des Handwerkers ist verloren gegangen, und aus Deutschland, wo sie geboren und ehemahls einheimisch war, schon längst nach England entflohen.

Ihr Deutschen arbeitet, um wohlfeil, die Engländer, um gut zu arbeiten; diese erfinden dadurch, gut und wohlfeil zugleich zu seyn; Ihr verlernt beydes.

Ihr arbeitet auf Schlechtigkeit los, in dem, was Ihr machet, und auf Verdorbenheit in denen, die es machen. Sagt! hat noch jemand den Krieg gegen Privateigenthum so geführt, als Ihr? Weil die englischen Fabrikate den Vorzug erhalten, den sie zu verdienen suchen, beschuldiget Ihr England: es vernichtet Eure Industrie?

Wer waren denn die Vorgänger und Lehrer der Engländer in der Handlung, im Handwerk, in der Seefahrt und im Seerecht? —

Von den Hanseaten empfingen sie den Grundsatz, worauf sich ihre Handlung und ihr Seerecht gründen.

Im dreyzehnten Jahrhundert (in den Jahren 1237 und 1257) ließen sich die Hanseaten in England privilegiren: daß sie auf ihren Schiffen alle Waaren ihrer Heimath nach England, und aus diesem alle englische Waaren in jene führen dürften. Nach und nach eigneten sie sich durch diesen Grundsatz den Welthandel, obwohl vermittelst einer trüglichen Auslegung desselben zu, wodurch sie, als ihre eigene Waaren, alle fremde nach England, und alle englische Waaren, wiederum als eigene, allen andern Ländern zubrachten. Machte gleich der eigene Vortheil den Ausleger: so gewann doch dieser den Anschein der Rechtlichkeit dadurch; daß der hanseatische Bund in Nowogrod, Bergen, Brügge, London und an andern Orten seine Niederlagen, seinen eignen Markt und seine Verbündeten hatte, die das Bürgerrecht erwarben, und neben oder vor ihm eine völkerrechtliche Unabhängigkeit, wodurch sie überall unter eigener Verfassung und unter eigenen Gerichten lebten.

Dagegen durfte in dem Stammlande des Bundes, in Deutschland, — und auch hierin waren die Hanseaten Lehrer — jede Bundesstadt nur ihre eigenen Waaren ausführen; und jedes Fabrikat mußte da, wo es gemacht wurde, zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden.

Die Niederlage, welche die Deutschen in London hatten, die Guildhall, (das Compagnie- oder Hanse-Haus) hieß auch vorzugsweise der Stahlhof (Steelyard); und bis zum Anfange des 14 Jahrhunderts war ausschließend alle Wollenweberey in den Niederlanden und in Niederdeutschland zu finden. Eduard III. brachte sie von da erst nach England.

Die englische Compagnie der Merchants Adventurers (mercatores adventuratores), die ihre Niederlage in den Niederlanden und zuletzt besonders in Antwerpen hatte, und dadurch die Größe und den Handelsruhm dieser Stadt stiftete, war Anfangs bloß die Nachahmerinn, und dann die lange unterdrückte Nebenbuhlerinn der Hanseaten, bis diese nach und nach ihren, durch die Gunst der Umstände, auch durch Macht, und, wie erwähnt worden ist, durch eine halb trügliche und halb rechtliche Auslegung und Ausdehnung ihrer Privilegien gewonnenen Welt- und Alleinhandel verloren.

Dieser Rückblick auf einige Bruchstücke aus einer glücklicheren Vergangenheit, so überflüssig er erscheinen möchte, kann zur Belehrung, oder zur Beschämung, oder zur Anklage gegen die neuen Ankläger dienen.

Gebührt es sich, das zu verwerfen, was man, den ersten Grundsätzen nach, selber gestiftet hat? Mag es auch von andern ausgebildet, mögen — wie ja auch die Hanseaten in diesen, zum Untergang führenden Fehler verfielen — ihre Nachfolger zu Eroberern geworden seyn: so können die Deutschen nicht mit Recht über das klagen, was ihre Vorfahren in glücklichern Zeiten, und (weil eben das Glück keine Mäßigung kennt) ungemäßigt ausübten. Dagegen verdienen sie selber Vorwürfe, weil sie mit dem europäischen Alleinhandel, von dem sie nach und nach verdränget wurden, die Grundsätze ganz aufgaben, wodurch sie ihn erworben hatten. Wer könnte sie, wenn sie von Siegern nicht freywillig zu Sclaven sich erniedrigen wollten, zwingen, diesen Grundsätzen, weil sie nicht mehr täuschend Europa damit umstricken konnten, ganz und auch in Rücksicht ihres eigenen Vaterlandes zu entsagen? Wer konnte sie zwingen, geschehen zu lassen, daß ihnen jede Nation nicht bloß ihre eigenen, sondern fremde als eigene, Waaren zuführen, und daß sie wiederum deutsche, als eigene Waaren jeder andern Nation überbringen durfte?

Das Räthsel der Welt bestehet jetzt in der doppelten Aufgabe das Neue zu thun, und das Alte nicht ganz zu verlassen.

Es wäre traurig, wenn eine Weltzerrüttende Begebenheit, wie es die Revolution war und ist, ohne wohlthätige Folgen bleiben könnte. Gleichwie die folgenden Jahrhunderte, welche die langen Schmerzen einer Revolution nicht mehr fühlen, sie unpartheyisch rühmen oder tadeln, so werden die größeren, zerstörendern, aber kürzern Kriege der Revolution schneller das Anerkenntniß ihrer wohlthätigen oder übeln Folgen hervor bringen. Auch geschiehet dieß schon, nicht bloß in Frankreich, sondern in Italien, Neapel und Deutschland, durch Anwendung der Grundsätze, welche nach und nach von der Revolution und durch die Folgen derselben als gut oder böse bewährt worden sind; so, daß man wähnen könnte, Preußen z. B. habe in fünfzig Friedensjahren, bey dem alten bewundernden und verblendenden Wohlgefallen an seiner Verfassung, nicht zu so vielen und großen Verbesserungen gelangen können, als ihm zwey Unglücksjahre, während welcher die Noth das Verständniß eröffnete, verschafft haben.

Wer sich aber aus Noth, Einsicht oder Wahl in einen neuen Ideenkreis begibt, der gewinnt zwar eine neue Anhänglichkeit, kommt aber in Gefahr, das Andenken an das Alte zu sehr zu verlieren.

Deutschland! Dir gebührt das Verdienst der ruhigen, geduldigen Unterwerfung, die eine verschuldete ist, neben welchem Du Dir ein höheres und heilsames in Erforschung der Ursachen verschaffen kannst, die das verdiente Unglück herbey geführt haben.

Nur das Einzige kann Dich retten, daß Du von den Geburten der neuesten Zeit das, aber auch nur das anerkennest und annimmst, was Dir davon frommet, eingedenk bleibest Deiner größern Vorfahren, und wieder erweckest ihr Thun und ihr Bestreben.

Bey allen Deinen Jahrbüchern neuer Erfindungen, fehlt Dir daher das Einzige und Wichtigste, nähmlich das, welches in Dir das Andenken an die alten und an die Grundsätze Deiner Vorfahren erhält. Eben darum verließet ihr die ehrwürdige deutsche Verfassung, und, sobald Ihr dieß gethan hattet, mußtet Ihr — die ersten Stifter des europäischen und englischen Handelssystems — dieses selber aufgeben. Als die doppelte Ehre des Handwerks, für die, welche es trieben, und für die Art, wie es getrieben wurde, verloren gegangen war, kam es dahin, daß man von nichts, als von kleinlichem Eigennutz wissen konnte und wollte.

Wie die alte deutsche Ehre und Rechtlichkeit bey dem Handwerk, so ging sie auch bey der Handlung verloren, und diese versank zur wuchernden Krämerey. Dieser doppelte Verlust diente zum Vermittler für die Herrschaft der englischen Industrie und für den rechtmäßigen Vorzug ihrer Erzeugnisse; und eben so verhindert nun der blinde Haß und das Wehgeschrey über diese Herrschaft der Engländer die ruhige

Erforschung der Ursachen eines Unglücks, über das man sich so laut beklagt.

Mit dem Adel, den alle Stände — jeder nach seiner Weise — hatten, verloret Ihr nach und nach das anstellige Handwerkstalent, und wurdet zuletzt Mäkler der Engländer und zu Schleichhändlern mit ihren Waaren. Dahin gelangtet Ihr durch einen Rangstreit tiefer Erniedrigung, in welchem Ihr einander zu übertreffen, und der eine den andern zu überwinden suchtet, an Erfindsamkeit der Mittel zu diesem zerstörenden Zweck. Alle Künste des Betrugs und des mühsamsten Nachdenkens wurden angewandt, um den Fabricaten etwas an innerem Werth zu nehmen, und dagegen an äußerem Scheine zuzusetzen. Wie hier gespannt, gereckt und gestreckt wurde, um die äußere und scheinbare Größe beyzubehalten, wenn der innere Gehalt vermindert, und Gold in Semilor verwandelt war! Alle, welche das deutsche Fabrikwesen kennen, werden wissen, welche, oft trüglichen Mittel sich ein Fabrikant neben dem andern erlaubte, um sich einen bedeutendern Absatz zu verschaffen, oder die Abkäufer eines andern an sich zu locken. Ein neuer Fabrikant suchte dadurch in die Reihe der älteren gewinnend zu treten, daß er wohlfeiler, als diese, verkaufte, die bald gezwungen wurden, wenigstens nachzufolgen; oft auch zu übertreffen suchten. Diese feindseligen Bemühungen dauerten, bis wiederum ein neuer Fabrikant als gemeinschaftlicher Feind aller ältern auftrat, und zu neuem Wettstreite Anlaß gab. Bey solchem niedrigen und erniedrigenden Wetteifer fing einer nach dem andern an, bald hier einen Faden, bald dort eine Masche, bald hier von der Länge, bald dort von der Breite und Weite etc., immer vom innern Gehalt etwas abzuziehen; weil jeder den vorigen Gewinn, so viel möglich, erhalten, und durch Ersparung des innern Werths die Mittel zur vermehrten Wohlfeilheit erlangen wollte. Daher konnte es in Deutschland nie zu so großen Unternehmungen, als in England, kommen. Dieses Spiel gegenseitiger Gewinnsucht, ob es wohl nie aufhörte, ging unter den Fabrikanten von neuem an, wenn irgend einer eine neue, gewinnreiche Erfindung gemacht hatte. Die Messen, welche sonst für die Industrie eine so große Unterstützung waren, dienten nun zur beschleunigten Beförderung dieses Glücksspiels, das schnell bis auf den höchsten Punct sowohl der Wohlfeilheit als Schlechtigkeit der Waaren getrieben wurde. Es zog die Verarmung und die kümmerliche, mühselige Existenz derer nach sich, die in den Fabriken arbeiteten. Je mehr nähmlich der Preis ihrer Producte fiel, desto mehr mußte täglich der Arbeitslohn vermindert, und die, welche ihn empfingen, verleitet werden, durch alle Arten des erfinderischen Betrugs, und durch — für ihre eigene Rechnung vorgenommene — Verminderung des innern Werths der Fabrikate sich zu retten und zu rächen, und sogar die natürlichen und erbitterten Feinde jeder Fabrik und Manufacturanstalt zu werden.

Zugleich nahm, um diesen trostlosen Zustand auf alle Weise zu vergrößern, die Theurung der Lebensmittel aus doppelter Ursache zu.

Erstens durch die Engländer, welche das Getreide nach den englischen hohen Marktpreisen zwar einkauften, aber dadurch auch einen Reitz zur Verbesserung der Agricultur und eine Entschädigung für den allmähligen Untergang der Fabriken und ein Gegengewicht gegen die sittliche Verdorbenheit gaben, die daraus entsprang. Der vermehrte Ackerbau hielt nähmlich die Verarmung auf und führte, wie alles, was zum Ackerbau zurück führt, zur Sittlichkeit zurück.

Zweytens vermehrte sich in vielen Staaten selbst die Theurung, indem nähmlich große Summen Papiergeldes in Circulation gesetzt werden mußten.

Das Papiergeld vermehret in demselben Grade den Preis aller Lebensmittel, wie dadurch die circulirende Geldmasse so lange vermehrt wird, als das öffentliche Zutrauen dem Papier leichtlich den Werth des Metallgeldes beylegt, und glaubt, dieses sey in so großer Menge vorhanden, daß das repräsentirende Papiergeld in jedem Augenblicke realisirt werden könne.

Gleichwie die, aus den Verhältnissen zu dem Auslande entspringende Steigerung der Getreide-Preise die Geldmasse und den Reitz zur Agricultur vermehrt: so vermindert das Papiergeld diesen Reitz, indem in demselben Verhältnisse das Getreide theurer werden muß, als Papier- zum Metall-Gelde gefüget wird, und beydes vereinigt die circulirende, auf einmahl vermehrte Geldmenge, mithin, ohne erhöhte Cultur, ohne vermehrten Fleiß und Ertrag, der Gewinn des Ackerbaues steigen muß. Demnach wurde von den zweyerley Antrieben zur steigenden Theurung der Lebensmittel, der natürliche und glückliche von den Engländern gegeben, welche sowohl unmittelbar die Länder, aus welchen sie Getreide bezogen, als mittelbar alle andere zu vermehrter Agricultur reitzten.

In Fabrikländern erzeugte sich also aus dieser doppelten Ursache zur Theurung, und aus der Politik des Fabrikwesens eine dreyfache Ursache zur Verarmung und Herabwürdigung der Fabrikarbeiter.

In jedem Fabriklande werden, wenn auch nicht alle, doch wenigstens zwey dieser Ursachen vorhanden seyn, z. B. die Schlesischen, an Grund und Boden (in Rücksicht des Materials und der Verarbeitung desselben) gebundenen Leinenfabriken hatten vor dem Kriege den Charakter solcher Politik noch nicht oder nicht in dem Grade, als andere deutsche Fabriken, angenommen; aber die Theurung, und die Noth und Verarmung der Fabrikarbeiter nahm allmählig zu, welche zum Theil von England, noch mehr aber dadurch gestiftet wurde, daß für fünf und zwanzig Millionen Thaler Pfandbriefe (bloß in Schlesien) in die Circulation geworfen wurden.*)

*) Wenn in England ein Mann, wie der Kaufmann Bühring in Berlin, — welcher die erste, Idee der schlesischen Pfandbriefe in einem, im Jahr 1767, Friedrich II. überreichten Plane angab, von den Ereignissen der Zeit in allen seinen Andeutungen nach vierzig Jahren (1807) so bewähret worden wäre: so würde er, wahrscheinlich von dem Augenblick an, wo er seinen Plan entwarf, wenigstens seit dem Zeitpuncte, wo ihn die Ereignisse gepriesen haben, unvergessen und berühmt seyn. In Deutschland ist es nicht so. In dem erwähnten Plane (Schlesische Provinzialblätter von 1799, Märzstück) sagt er: „Es ist gar keine Kunst, durch diesen Plan die Grundstücke im Werth mehr als funfzig Procent steigen zu machen; dieses aber ist eben so unglücklich für das Land, als der Verfall der Grundstücke selbst."

Ferner: „Es ist die größte Finanze, die in einem Staate absolut muß observiret werden, daß Geld, Grundstück und Waaren gegen einander in einem billigen und verhältnißmäßigen Werth

In Sachsen war, neben der, durch England gestifteten und bloß mittelbar aus der großen Masse des Papiergeldes aller deutscheu Länder entspringenden Theurung der Lebensmittel, größten Theils und besonders bey den einheimisch gewordenen Baumwollen-Manufacturen der Grundsatz angenommen worden, anstatt nach der höchsten Güte, nach der höchsten Wohlfeilheit der Waaren zu streben. Auf die eine oder auf die andere Weise werden sich Beyspiele aus allen deutschen Fabrikländern anführen lassen, so wie im Gegentheil einzelne Exempel — wohin die Fabriken der Brüdergemeinden und die gehören, welche nach ähnlichen Grundsätzen handeln — beweisen, daß, mitten unter dem allgemeinen Verderbniß, die entgegengesetzte Tendenz, obwohl unter großen Kämpfen, sich rühmlich behaupten könne.*)

Wenn nun (wie es scheint oder die Erfahrung beweiset) auch mitten im Kriege wider England, die Zufuhr englischer und auch anderer ausländischer Fabrikate immer reitzender und für Wucherer und Krämer immer gewinnreicher wurde: so mochte auch im Kriege der Grundsatz der Schlechtigkeit und größten Wohlfeilheit der einheimischen Manufactur- und Fabrikwaaren bis zu seinem höchsten und letzten Extreme befördert werden.

Kriege verlangen Opfer, die nicht mit Anweisungen auf Geld, sondern nur mit diesem zu bringen sind. Er, wie jedes Landesunglück, vermindert in ganz Deutschland die Masse des baaren Geldes, und eben darum zeitweise das Zutrauen zu allen Zeichen, die es repräsentiren.

Wie die nordischen Meere, alle Anfurthen versandend und unzugänglich machend, zurück weichen: so ziehet sich der Strom, der englischen Ausfuhr des Getreides und der Naturproducte — wahrscheinlich auf sehr lange *) — zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Carl Gustav, König von Schweden.

(Beschluß.)

Aus Krakau, welches die Pohlen noch immer blockirten, machte der schwedische General Würz einen glücklichen Ausfall. Nur Czarnezki trübte die Freude des Sieges. In den letzten Tagen des July legte er sich bey Lowiz in einen Hinterhalt. Ein Detaschement von tausend Reitern und fünfhundert Dragonern wurde gegen ihn abgeschickt. Diese Reiterey ging in den Wald; Czarnezky umringte sie; nur drey und dreyßig entkamen; der Rest fand den Tod. Czarnezky säbelte gleich darauf zwey andere schwedische Parteyen nieder; er, welcher allenthalben war, und sich gleichsam vervielfältigte. Erst eine Verstärkung von einigen hundert zu Pferde und zu Fuß, welche unter einem Obersten Krakau suchen sollten; zweytens der Graf Bresowitz mit fünfzehnhundert Mann, welcher die Stadt Kalisch, belagert von den Pohlen, entsetzen sollte. Dieser wurde zwischen Posen und Kalisch überfallen, umringt, niedergemacht, er selbst erschlagen. Ganziewsky schlug sogar neun Regimenter, fünf brandenburgische, vier schwedische, in Litthauen an der preußischen Gränze aus dem Felde. Sie verloren ihr Geschütz und einige hundert Mann.

Der König von Pohlen sammelte bey Lublin wiederum ein Heer von vierzig tausend Mann, zwanzig tausend desselben waren Tartarn. Seine Absicht war, nach Preußen zu gehen, um Danzig zu entsetzen. Die Danziger rüsteten etwas aus, ihm entgegen zu kommen.

Sein Zug, vielleicht gedacht, war sogleich siegreich. Lenzicz und Conim wurden mit Sturm eingenommen. Gewöhnlich verbrannten die Schweden die Stadt, um das Schloß zu vertheidigen; gewöhnlich hieben die Pohlen die Einwohner, absonderlich die Juden, in Stücken, zwey Gewohnheiten, welche nicht geeignet sind, ein Land in Aufnahme zu bringen.

Warschau wurde von den Schweden geräumt, die Werke geschleift. Kalisch wurde ebenfalls zufolge des Sieges des Generals Czarnezky über Graf Bresowitz, übergeben. Der Zug Johann Casimir nach Danzig wurde durch eine Kette von Siegen, sein Einzug in die dankbare Stadt durch einen Triumph verherrlicht. Seine mitgebrachte Armee von zwölf tausend Mann umschanzte das Dorf Langenau bey Danzig.

Der König von Schweden rückte gegen sie an, und sogleich zogen sie ab. Ihren König ließen sie in der Stadt. Czarnezky

erhalten werden, sonst zerfällt die beste Einrichtung und ruinirt sich Eins mit dem Andern."

„Es ist eine sichere und unumstößliche Regel, daß man niemahls eine Sache (nähmlich die Pfandbriefe) einrichten muß, wenn sie zum Wohl des ganzen Staats sonst reussiren soll: daß man für Überfluß sorgt, auch nicht weniger auf den Abfluß Bedacht genommen wird, sonst kommt das baare Geld außer seinen Werth."

„Wollte man nun diese Pfandbriefe successive auf eine solide Art wieder aus der Welt haben, welches nach der Politique absolument nothwendig ist: so wäre zugleich dieser Satz zu nehmen, daß es keinem Capitalisten erlaubt wäre, auf die ersten Hypotheken der Landgüter mehr, als vier Procent Zinsen zu nehmen." (Er hatte nähmlich vorgeschlagen, daß die Schuldner an die General-Hypotheken-Casse, welche die Pfandbriefe ausgeben sollte, vier und ein halb oder fünf Procent entrichten sollten.)

*) Es sollten alle die, welche Kenntniß davon haben, aus allen deutschen Ländern solche Beyspiele bekannt machen, damit die Regierungen belehret würden, wohin sie ihre Aufmerksamkeit zu richten hätten.

Wie überhaupt an Gebirgen die höhere Industrie zu finden ist, und wie in Schlesien, am Riesengebirge, dießseits des Erzgebirges ꝛc. die Linnen-Manufaktur an Grund und Boden gebunden sind: so sind es zum Beyspiel am Erz- und Fichtelgebirge die Baumwollen-Fabriken; und mitten unter der Verdorbenheit, welche über viele deutsche Fabriken gekommen ist, sollte angedeutet werden, wie hier und da, z. B. in Chemnitz, Ebersdorf, Plauen, Zeulenroda, Hof u. s. w. sich einzelne rühmliche Ausnahmen ereignet haben. Diese sollten eben so aus andern Gegenden, z. B. Augsburg, Elberfeld, Iserlohe, in Hamburg (in Zucker) u. s. w. gesammelt werden, wodurch der Grundton des Verderbens vernehmlicher werden würde.

*) So bedarf England fast keines ausländischen Getreides mehr, seit es das Branntweinbrennen eingestellt hat, und seinen Zucker-Überfluß zu Rum verwendet, und dadurch die Zuckerpreise auf immer steigert.

Anmerk. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß dieser, mit und neben seinen Einseitigkeiten, doch als Organ der Zeit und in historischer Beziehung sehr interessante Aufsatz, ganz vorzüglich und fast ausschließend das nördliche und Mitteldeutschland betreffe. Der Einfluß des nun schon achtzehnjährigen (1792 — 1810) Seekrieges auf den Handelsverkehr, Gewerbfleiß und vorzüglich Transito in Österreich (das schon unter Joseph allen fremden Waaren Fehde gebothen hat und daher gar nicht im Gesichtspuncte dieses Aufsatzes liegen konnte) gibt gewiß eine staatswirthschaftlich und geschichtlich gleich denkwürdige Aufgabe. Schemmerl (Vaterländische Blätter, und aus ihnen dieses Archiv Nr. 110.) Prechtl (über Triest) und zum Theil auch Berzeviczy, haben bereits treffliche Prolegomena geliefert.

zog sie an sich nach Conitz. Hier beging er seinen ersten Fehler, und der König von Schweden vernichtete hier eine seiner glänzendsten Thaten. Er überfiel vier Quartiere des wachsamen Czarnezky, und richtete einige tausend Mann der pohlnischen Armee zu Grunde. Auf diese Siege folgte, als Verbothe derjenigen des Jahres, die Übergabe von Conitz am ersten Januar 1657.

Czarnezky rieth seinem Könige Danzig zu verlassen und sich in seiner Armee zu zeigen. Die Anwesenheit des Sinnbildes der öffentlichen Autorität werde den pohlnischen Adel wiederum mit neuem Muthe beleben; mehrere Tausende würden sich unter seinem Panier versammeln. Dieser König aber beschäftigte sich zu Danzig mit der Verheerung seines Landes. Aus dem Lager bey Langenau schickte er Parteyen ab, welche allenthalben alles verwüsteten. Czarnezky zog über die Weichsel, weil er sich auf der andren Seite des Flusses nicht halten konnte. Nach mehrern obscuren Grausamkeiten, von beyden Seiten verübt, von beyden Seiten bestraft, Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht, Gurgelabschneiden, welche der Natur so geläufige Verrichtungen zu seyn scheinen, allenthalben, wo diese Natur sich selbst überlassen bleibt, drang Czarnezky mit einem zusammengerafften Haufen bis Danzig vor, in der Absicht, seinen König aus einer Stadt zu entführen, deren Gastfreyheit die geliebte Unthätigkeit dem Monarchen noch werther machte. Den Marsch mit diesem Könige ließ er durch einen falschen Angriff auf den König von Schweden bey Marienburg decken.

Der Einbruch des Fürsten Rakozy von Siebenbürgen vollendete die Verwirrung in Pohlen. Der erste Erfolg war die Aufhebung der Blokade von Krakau, welches Würz, wie er sagte, nicht eher übergeben wollte, bis eine Maus einen Ducaten kosten würde. Es gab nun in Pohlen eine moscowitische, eine schwedische, eine siebenbürgische und eine pohlnische Partey. Bey einem sinnlichen Volke muß der Wechsel der Parteyen sehr schnell seyn, weil es der Sinnlichkeit — Rohr vom Winde bewegt — an haltbaren Principien fehlt.

Da der König von Schweden die Stadt Danzig nicht verbrennen konnte, so versuchte er es, sie zu ersäufen. Es wurde ein Damm der Weichsel durchstochen in einer Gegend, da das Wasser überhöhet, weil das Land ihm abgenommen ist. Zwey Gräben und eine Mühle, welche die Danziger sogleich anfertigen ließen, leiteten die Überschwemmung wieder in die Weichsel, so daß die Absicht zugleich auch die Handlung blieb. Die Pest schien aber ein mehr wirksamer Bundesgenosse wie das Wasser, denn die halbe Stadt starb daran. Man mußte die Steuern mit Hausrath bezahlen, weil man kein Geld hatte. Dieser Hausrath wurde mit Gewalt unter der Fahne des Magistrats, welche den Raub sanctionirte, weggenommen; ein Beweis, daß eine merkantilische Oligarchie die härteste aller Regierungen ist.

Es war nun die Sorge des Königs von Schweden, mit dem Fürst Rakozy sich zu vereinigen, Pohlen zu durchschneiden, damit der westliche Theil unterworfen würde. Die Zusammenstoßung geschah bey Iwaniska. Sie wurde durch ein Freudenfeuer gefeyert, welches durch das Versehen eines Soldaten, der eine Kugel in den Lauf steckte, den Prinzen Adolph von Nassau in den Staub streckte.

Ich erwähne nicht eines Krieges der Moscowiter gegen die Schweden in Liefland und Litthauen, weil dessen Begebenheiten das menschliche Herz schänden, ohne den menschlichen Verstand zu ehren. Alles was die Grausamkeit lasterhafter und stupider Barbaren Verfluchtes zum Vorschein bringen kann, wurde von den Moscowitern verübt. Indessen wurden die Russen von den Schweden vernichtet, und ihr Czar kam allein wieder nach Hause.

Nur Dänemark machte aus Eifersucht dem König von Schweden eine gefährliche Diversion. Ich glaube, Carl Gustav wünschte sie, weil ihn der kleine Krieg mit den Pohlen, dieser stete Wechsel gegenseitiger Verwüstungen, ermüden mochte. Hier hatte er Gelegenheit mehr sichere Eroberungen von Dänemark zu erhalten, und diejenigen in Pohlen mit Anstand zu verlassen.

Der König von Dänemark rief die Aristokraten seines Landes zusammen, weil er zu seinen Rüstungen Geld brauchte. Es wurde ihm hinlänglich bewilligt. Die Pohlen rühmten sogleich die Wichtigkeit der dänischen Hülfe. Es seyen wenigstens dreyßig tausend Mann und dreyßig Stücke, ferner eine mächtige Flotte. Ehe aber Carl Gustav die Pohlen los ließ, um die Dänen anzugreifen, versuchte er es, die Danziger auf das empfindlichste zu strafen, und sie desjenigen zu berauben, was Leute, wie sie, einzig und allein nur schätzen, nähmlich ihres Handels, folglich ihres Geldes. Es wollte die Weichsel zudämmen, und den Fluß zwingen, dem frischen Haf und nicht der Stadt Danzig seine befruchtenden Fluthen zu schenken. Es wurden zehn Schiffe mit Steinen in den Fluß gesenkt, worauf die Danziger die Holländer auf ihre Seite brachten, und das Unternehmen für dieses Mahl durch Mittel hintertrieben, von welchen die Geschichte schweigt.

Es liegt uns hier nicht ob, den Zwist der Dänen mit den Schweden aus einander zu setzen, weil das wahre Interesse unter falschen Beschwerden verborgen wurde. Allein das Resultat müssen wir andeuten, weil es zur Entwickelung dieser Feldzüge gehört. Dänemark schützte Beleidigungen vor, um seine Eifersucht zu bemänteln, und der Neid erborgte die Sprache der Gerechtigkeit.

Der König von Dänemark wählte den Vertheidigungskrieg, weil er zum Angriff zu schwach sich hielt. Seine Armee bestand aus ein und zwanzig tausend Mann. Die erste Feindseligkeit war die Besetzung des Herzogthums Bremen. Ein anderer Theil dieser Armee blieb bey Itzehoe im Holsteinischen, unter den Befehlen des Generals Ranzau. Auf diese Nachricht verließ der König von Schweden Preußen und Pohlen und zog nach Stettin.

Zu Demmin musterte er seine Armee, und fand sie stark neun tausend zu Pferde und vier tausend zu Fuß. Das Theatrum Europaeum nennt sowohl Officiere als Gemeine ein schwarzes schmutziges Volk, welches sehr begierig nach neuen Quartieren gewesen sey; wahrscheinlich weil in den alten nichts mehr zu nehmen war. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte die Avant-Garde; der Feldmarschall Gustav Wrangel befehligte den Haupttrupp.

Der König von Dänemark war mit seiner Flotte nach Danzig gesegelt. Wahrscheinlich wünschte er den Krieg mit den Schweden bloß in Preußen zu führen, und glaubte, der König von Schweden werde thun, was der König von Dänemark wünsche. Als er aber den schnellen Marsch Carl Gustavs längs der Seeküste nach Holstein erfuhr, segelte er so geschwind,

als die Winde es gestatteten, nach dem Sunde zurück. Unterweges ließ er in der Insel Rügen einige Mannschaft aussteigen, welche ein Hühnerhaus und zwey Kirchen ausplünderten.

Bey der Ankunft der schwedischen Armee zu Möllen und Ratzeburg im Lauenburgischen verließen die Dänen, bestürzt über eine so plötzliche Erscheinung, das Herzogthum Bremen. Der König war von Stralsund bis Möllen in sechs Tagen marschirt. Es nahm das Lager bey Ottensen; nach Bremen detaschirte er mit 1800 Mann den General Wrangel, welcher das Land sich unterwarf. Der Feldzug gegen die Dänen war nur ein schneller Marsch, auf dem man den Feind vor sich her trieb. Bey Friedrichs-Odde endigte der Zug, weil das Meer ihm Gränzen setzte.

Mit Schiffen versehen wäre Carl Gustav sogleich vor Kopenhagen erschienen. Der König von Dänemark glaubte — gleich andern Monarchen, wenn sie keine Armee mehr hatten — seine persönliche Gegenwart sey allein ein Heer, und reisete nach Friedrichs-Odde. Er fand von seinem Heere nur noch sechs tausend Mann; die übrigen waren zersprengt oder gefangen; drey Provinzen verloren.

Seine Bauern in Schleswig, Holstein und Jütland waren bessere Krieger wie seine Soldaten. Sie fingen im Rücken der Armee die Zufuhren auf und überwältigten die Parteyen. Von ihrer Art im Gebüsch Krieg zu führen, nannte man sie Schnaphähne. Eine Diversion in Pommern und Preußen, welche den König von Schweden nach diesen Ländern abrief, belebte mehr die Hoffnung des Königs von Dänemark, als eine unentschiedene Kanonade seiner Flotte mit der Schwedischen und einige Succeſſe in Schonen ihn trösteten.

Die Schweden aber, in Abwesenheit ihres Königs, standen ruhig in einem verschanzten Lager vor Friedrichs-Odde und benutzten diese Ruhe durch fleißiges Einsammeln und Contributionen. Ihre Generale theilten unter einander die drey eroberten Provinzen, um die Ernte zu erleichtern und zu vermehren.

Da Friedrichs-Odde zur See nicht blokirt war, so konnte nur ein Sturm die Schweden zum Besitz dieser Festung führen. Carl Gustav, dessen Abwesenheit die Dänen einschläferte, schickte dazu aus Wismar den Befehl und die Disposition an Gustav Wrangel, welcher die Armee commandirte. Der König hatte die Höhe des Walles und die Tiefe des Grabens durch Officiere erkundigen lassen, welche in der Nacht an die Festung krochen.

Man formirte drey Attaken. Diejenige des rechten Flügels führte der Marschall Wrangel selbst, gegen zwey dem Wasser zunächst gelegenen Bastionen. Der Fürst Anhalt wurde mit Cavallerie beordert, da das Wasser untief war, die in dasselbe gepflanzten Pallisaden zu umreiten und der Festung in den Rücken zu kommen. De la Gardie führte die mittlere Colonne, und General Beans die dritte, welche aus Reiterey bestand. Abgesessene Reiter sollten das Thor sprengen. Die Nacht verbarg die Anordnung; die Truppen erwarteten mit Ungeduld den Morgen zur Ausführung. Ein Haus in Flammen gab das Signal.

Die Spitze jeder Colonne machten Zimmerleute mit Äxten. Sie bahnten den Weg durch die Pallisaden. Ihnen folgte ein Capitain mit fünfzig ausgesuchten Kerlen zum besteigen der Bastione. Prinz Anhalt ritt durch die See, als aber das Wasser zu tief wurde, mußte er näher am Ufer durch abgesessene Reiter Pallisaden weghauen lassen. Er fand am Ufer eine Brigade dänische Infanterie, die er niederreiten ließ. Dieser vortrefflichen Disposition und dieser tapfern Ausführung muß man hauptsächlich den Erfolg zuschreiben. Der Wall wurde erstiegen. Den mehresten Widerstand fand die Reiterey des linken Flügels, weil das Thor nicht sogleich gesprengt wurde. Der Rest der Besatzung flüchtete nach einer kleinen Verschanzung. Er mußte sich ergeben, weil die Winde keine schnelle Abfahrt nach Fühnen gestatteten.

Da Wismar im Mittelpunct seiner schwedischen und pohlnischen Angelegenheiten lag, so blieb der König von Schweden bis im Januar 1658 in diesem Ort, und beschäftigte sich mit Unterhandlungen. Kaum war der Belt, welcher die dänischen Inseln vor seiner Eroberung schützte, mit Eis belegt, so wurde die Jahrszeit der Ruhe diejenige seiner kriegerischen Thätigkeit. Er zog seine Armee Fühnen gegenüber zwischen Hadersleben und Colding zusammen. Er selbst ließ das Eis recognosciren, und am 30. Januar geschah der Übergang.

Die Insel Bromsöe war der Sammelplatz. Man ging über, da wo das Wasser am breitesten war, weil die Breite die Schnelle des Stroms verminderte; folglich die Dicke des Eises vermehrte. Einige Compagnien versanken jedoch in Gegenwart des Königs. Ein Oberst der Dänen, Gens, lieferte den Ankommenden ein hitziges Treffen, er wurde aber durch ein Manöver des Königs in seinem Rücken umringt und mit seinem Corps gefangen. Die Macht der Dänen in diesem Treffen betrug fünftausend Mann, diejenige der Schweden zwölftausend. Sechzig Kanonen wurden erobert. Die Beute war sehr groß, weil man viele Güter aus den eroberten Provinzen nach der Insel Fühnen geflüchtet hatte. Die Magazine waren gefüllt. Einige dänische Reichsräthe wurden in Odensee gefangen, ein Verlust, wenn die Rathgeber des Feindes thöricht sind.

Die Niederlage erregte bey dem König von Dänemark den Wunsch nach Frieden. Der englische Gesandte, auf Befehl des Protectors, übernahm die Vermittelung. Carl Gustav nahm sie an, bestimmte einen Ort zu den Conferenzen, fertigte Päſſe aus, vernachläſſigte aber keinesweges mit desto größerem Nachdruck den Krieg fortzusetzen. Er hielt es für sicherer und rühmlicher, ihn durch einen vollständigen Sieg, als durch einen unvollständigen Frieden zu enden.

Unerachtet des Thauwetters, worauf aber sehr glücklich für die Schweden, sehr bald ein starker Frost folgte, ging der König mit der Armee, der Bagage, der Artillerie, über das Eis. Man rechnet die Länge des Weges zwölf Meilen, und in einem Zuge von Langeland bis Laland drey Meilen; eine Unternehmung, deren ungewöhnliche Kühnheit den Schrecken der Feinde vermehrte. Sie war die erste von dieser Art in der Geschichte. Sie ist die letzte geblieben.

Der König nahm den Weg über Langeland und Laland, weil die große Strömung im Belt das Eis unsicher machte. Es zog also über Swenborg und Rudköping in Langeland. Den Prinz von Baden mit der Reiterey mußte ihm in derselben Nacht des 5. Februars folgen. Admiral Wrangel mit der Infanterie wurde eben dahin beordert. Gleich nach der Ankunft der Reiterey zu Rudköping am Morgen des 6. Februars ging der König mit derselben drey Meilen übers Eis nach Laland. Hier übergaben die Dänen die Festung Nakskow mit 1600

Mann. Den 8. ging der Zug nach Falster: der König rückte bis an die Fähre des Sundes, wo er die Infanterie unter Wrangel erwartete. Das Schloß Warburg auf dem seeländischen Ufer wurde sogleich von den Schweden besetzt. Man streifte bis Roschild. Der Schrecken hinderte die Vertheidigung. Er wurde durch das Bewußtseyn eines ungerecht angefangenen Krieges vermehrt. Alles flüchtete nach Kopenhagen.

So wie das Eis die Eroberung von Holland in unsern Zeiten; so begünstigte es damahls die Eroberung von Dänemark. Ein gewöhnlicher General hätte den glücklichen Umstand nicht benutzt. Man glaubte, die Rache werde um so strenger seyn, als sie gerecht war. Wrangel bemächtigte im Vorbeygehen sich vier Kriegsschiffe und 30 Gallioten mit 180 metallenen Kanonen, ohne die eisernen, und 1200 Mann besetzt. Als er am 10. Februar zum Könige in Falster gestoßen war, setzte sich der Monarch gegen Kopenhagen in Marsch, in der Absicht, die Hauptstadt, deren Wassergräben zugefroren waren, mit Sturm zu erobern. Die Flucht vieler tausend Landleute vermehrte den Mangel, und die Kälte das Elend, welches der Schreck vor Annäherung der schwedischen Armee vollendete. Es mangelte an Wasser, weil alle Brunnen gefroren waren. Das Volk, welches stets den Unglücklichen Unrecht gibt, sprach davon, man müsse die Urheber dieses Krieges todtschlagen. Als der Sieger nur noch eine Meile von der Stadt entfernt war, der er sich in Schlachtordnung näherte, wurden abermahls Abgeordnete mit Friedensbedingungen zu ihm geschickt. Sie forderten erst einen dreytägigen Waffenstillstand; der König antwortete, nicht zwey Stunden werde er zugestehn. Hierauf wurde man in der Angst über folgende Puncte einig, welche ferner in Roskild genauer bestimmt werden sollten.

Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen, Bleckingen, Halland, die Insel Bornholm, das Amt Drontheim in Norwegen abtreten; dagegen gab Schweden den Dänen die eroberten Provinzen, das heißt das ganze übrige Reich wieder. Dieser Krieg entfernte also die Dänen aus der scandinavischen Halbinsel. Er begründete die Selbstständigkeit Schwedens, statt das die Ritterzüge Gustav Adolphs in Deutschland durch Entvölkerung sie erschütterten. Dieser Friede wäre ohne die Vermittelung von England und Frankreich noch nachtheiliger für Dänemark geworden.

Carl Gustav wollte den Dank seiner Nation auf einem Reichstag empfangen, den er nach Gothenburg berief: ein edler Genuß den despotische Fürsten sich versagen müssen. Der Friede wurde zu Roskild geschlossen, und durch einige Prunkgastmähler gefeyert, indem der besiegte und der siegende König zusammen kamen. Die Großmuth des einen und der Schmerz des andern erhielten das Stillschweigen bey der Tafel.

Der Reichstag war ein Triumph. Die dankbare Freude der Nation äußerte sich in der Bereitwilligkeit, Subsidien und vierzehntausend Mann Truppen zu bewilligen. Kaum waren die Geschäfte beendigt, so entriß sich dieser thätige Monarch den Armen seiner Gemahlinn, und reisete nach Deutschland ab. Er landete in Flensburg, und verlegte seine Truppen in das Mecklenburgische, wo sie viele vergebliche Klagen veranlaßten.

Als Dänemark den Krieg wieder zu suchen schien, um einen günstigern Frieden zu erhalten, war der König von Schweden der erste in der Ausführung. Er schiffte sich ein zu Kiel mit 4300 Mann Infanterie und 2970 Mann zu Pferde. Die Fahrt war sehr glücklich. Der König fragte einen Minister, wohin es gehe? Dieser antwortete, entweder nach Gothenburg oder nach Seeland; worauf der König erwiederte: Er habe aus bloßer Milde dem König von Dänemark seinen Scepter und sein Land wieder gegeben, dafür habe dieser ihn von hinten angreifen wollen. Gott habe ihm bisher immer beygestanden. Hierauf wandte er sich gegen die aufgehende Sonne, und stimmte das Lied an: Auf meinen lieben Gott u.-s. w. Man behauptet, bey der Abfahrt habe das Schiff des Königs allein den Wind gehabt, während die andern wegen der Windstille noch nicht segeln konnten.

Am 17. August landete der König seine Truppen zu Corsöer in Seeland. Am 21. stand er schon vor Kopenhagen. Er stellte sein Heer zwischen zwey Hügeln, deren höchsten er bestieg. Er erblickte die Vorstädte in Flammen und Zeichen zur Gegenwehr. Zwey Kanonenschüsse auf die Stadt, und drey aus derselben war der Anfang des Krieges.

Der König detaschirte ein Corps, um das Schloß Kronenburg zu belagern. Kopenhagen wurde belagert, aber auch vertheidigt, und zwar durch Ausfälle, die nicht selten glücklich waren. Eine umständliche Beschreibung dieser merkwürdigen Belagerung gehört aber nicht in diesen Abriß, sondern in die Geschichte der Feldzüge dieses Monarchen, welche man sich vorbehält. Am Ende wurde diese Hauptstadt durch eine holländische Flotte unter Opdam zur See, folglich auch zu Lande, entsetzt. Da auch eine englische Flotte zur Hülfe von Schweden erschien, so wie eine holländische den Dänen zur Hülfe gekommen war, so wurde das Jahr 1659 mit Negotiationen hingebracht, welche mit einem für den schwedischen Monarchen glorreichen Frieden endigten, der hierauf, um die innern Geschäfte nicht neben den auswärtigen zu vernachläßigen, zum schwedischen Reichstag nach Gothenburg reisete, und zu früh für den Ruhm seines Reiches im 37. Jahre seines Alters durch ein Fieber der Welt entrissen wurde. Ein König, wie selten die Geschichte einen nennt.

M i s c e l l e n.

Bey dem Einfalle, womit die Spanier im Jahre 1588 England bedrohten, hatten sie, außer anderem Schaden, der den Feinden zugefügt werden sollte, auch die Absicht, alle Waldungen auf der Insel, die sie antreffen würden, und besonders den D r a m w a l d in der Grafschaft G l o c e s t e r, wegzuschlagen. So verfuhr wirklich J o h a n n v o n G h e n t in Schottland. Um sich für einen Einfall zu rächen, setzte er vier und zwanzig tausend Äxte im c a l e d o n i s c h e n Walde in Bewegung.

Als X e r x e s seinen Feldzug gegen Griechenland begann, führte ihn sein Weg in Phrygien bey einem ungewöhnlich großen Platanus vorbey. Wie's scheint, war X e r x e s ein großer Bewunderer der Bäume. Bey allen Verheerungen, die er in Feindes Land anrichten ließ, hatte er besonderen Befehl gegeben, die Wälder zu schonen. Dieser bewundernswürdige Platanus fiel ihm auf. Einen solchen hatte er noch nie gesehn. Zum Erstaunen aller seiner Officiere ließ er sein mächtiges Heer drey Tage Halt machen, und während dieser Zeit war er vom phrygischen Platanus nicht wegzubringen. Er ließ sein Zelt darunter aufschlagen, und genoß die Wollust seines erquickenden Schattens; indeß gewannen die Griechen Zeit, den Paß von T h e r m o p y l ä zu besetzen.

P e n n a n t liefert im zweyten Bande seiner Reise durch Schottland

eine ausführliche Beschreibung des jetzt in Frankreich unter dem Nahmen Guillotine eingeführten Todeswerkzeugs in folgenden Worten: „Die Maschine war nur allein im Hardwikkerwalde bey Halifax und in dessen Bezirke, wozu achtzehn Städte und Flecken gehörten, im Gebrauch. Die Hinrichtung geschah gewöhnlich in Halifax. Die Jahrbücher der älteren Zeit bis zum Tode der Königinn Maria von England sind verloren gegangen. Unter der Regierung der Elisabeth wurden fünf und zwanzig Missethäter auf diese Weise abgethan; und noch zwölf andere zwischen den Jahren 1623 und 1650, nach welchem Zeitraume diese Hinrichtungsart außer Gebrauch kam. Die Maschine fiel nachher in Stücken. Eine andere aber, von gleicher Art, ist in einem Zimmer im Parlhause zu Edinburg zu sehen. Hier ward sie vom Statthalter Morton eingeführt, der bey seiner Reise durch Halifax von der hier befindlichen Maschine ein Modell nahm, sie genau nachmachen ließ, und hernach selbst damit hingerichtet ward. Sie heißt die Jungfer, hat die Gestalt, wie die Staffeley eines Mahlers, und ist zehn Fuß hoch. Vier Fuß von der Erde ist ein Querholz, worauf der Verbrecher seinen Kopf legen muß, den ein anderer, von oben herab kommender Balken niederdrückt. Eine scharfe Axt mit einem schweren Gewichte von Bley ist durch einen Tragebalken oben am Gipfel mit einem Stricke befestigt, den der Scharfrichter abschneidet, da alsdann die Axt fällt, und den armen Sünder enthauptet. Ward diese Strafe an einem Pferde- oder Kuhdiebe vollstreckt, so ward der Strick an das Thier gebunden, das den Tragebalken herunter zog, und so des Scharfrichters Stelle vertrat."

Auch in einer kleinen Kirche zu Kalisch im Herzogthume Warschau befindet sich eine alte Abbildung eines ähnlichen Werkzeuges.

....

Einige Naturforscher läugnen das Daseyn des Einhorns, Andere behaupten, es gebe ein solches Thier. In den neuesten Zeiten ist dieß Thier wieder zur Sprache gekommen, und Herr Barrow (s. die Reisen ins Innere von Südafrika in den Jahren 1797 und 1798. A. d. Engl. Leipzig 1801. S. 381) hält es für nicht unwahrscheinlich, daß es ein vierfüßiges Thier mit einem Horne auf der Mitte der Stirne gebe, ob er schon das Einhorn, wie es in Europa vorgestellt wird, für ein Geschöpf der Einbildungskraft ansieht. Auch Cornelius de Jong (s. d. Reisen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ꝛc. A. d. Holl. 1. Th. 1803. S. 201) erwähnt das Daseyn des Einhorns nach dem Berichte eines Capbewohners.

Der erste Gedanke von dem Einhorne scheint seinen Ursprung in der heiligen Schrift zu haben, und nach der Beschreibung, die man in derselben findet, hat man die Darstellung eines solchen Thieres als einen Träger bey königlichen Wappen gewählt. In dem Tarkagebirge in Südafrika findet man in Höhlen Abbildungen von Thieren mit einem Horne auf der Stirne, welche die Bosjesmans gemacht haben. Barrow glaubt annehmen zu dürfen, daß die Bosjesmans lauter solche Thiere darstellen, welche wirklich vorhanden sind und welche sie selbst gesehen haben; denn unter den vielen tausend Thierfiguren, welche er auf seiner Reise durch das Land der Bosjesmans sah, traf er kein Thier an, das einem Ungeheuer ähnlich gesehen, oder was man für ein Geschöpf der Einbildungskraft hätte halten können. Die bosjesmansche Abbildung des Einhorns kann auch keine Darstellung des afrikanischen Rhinoceros seyn, weil dieses ohne Ausnahme zwey Hörner hat. Außerdem kommt das Rhinoceros häufig unter den Abbildungen der Bosjesmans vor, und wird als eine kurze dickbeinigte Figur vorgestellt; das Einhorn hingegen wird nach dem Berichte der Landleute, welche Barrow begleiteten, stets als ein mit ungespaltenen Hufen versehenes Thier angetroffen, das dem Pferde gleicht, einen schön gebildeten Körper hat, und von den Schultern bis an die Seiten mit länglichen Streifen geziert ist. Auf dem Bambosberge soll man die meisten Abbildungen des Einhorns antreffen, und da die Leute, die sie verfertigen, auf der Nordseite dieser großen Gebirgskette leben, so könnte man vielleicht auch daselbst einst das Urbild antreffen.

Dieser Theil des Landes ist noch ganz unbekannt; denn weder ein Reisender noch ein capscher Bauer ist dahin gekommen. Und gewisse Thiere schränken sich, so wie gewisse Pflanzen, bloß auf gewisse Bezirke eines und desselben Landes ein. Dieß kann auch der Fall mit dem Einhorne seyn, das seit Julius Cäsars Zeiten, wo man ein solches Thier zu Rom (Plinius Hist. nat. l. 8. c. 18. et Dio Cass. l. XXXIV.) sehen ließ, für Europa bis ins 18. Jahrhundert hinein verloren war.

Die Bosjesmans hegen nicht den geringsten Zweifel über das Daseyn des Einhornes: auch scheinen sie es für nichts Außerordentliches zu halten, daß ein Thier nur ein Horn hat.

....

Unter den portugiesischen Schiffen, welche im Jahre 1585 von Lissabon nach Goa ausgeschickt wurden, hatte das eine Schiff, wo ungefähr zwölf hundert Mann an Bord seyn mochte, Anfangs eine recht glückliche Fahrt; nach einigen Tagen aber stieß es aus Versehen des Steuermanns auf eine Klippe, und Jedermann sah seinen Tod vor Augen. In dieser Verlegenheit ließ der Capitän das Boot aussetzen, und einen kleinen Vorrath Zwieback, auch einige Kisten mit eingemachten Quitten hinein werfen; darauf sprang er nebst neunzehn andern Personen hinein, welche die Übrigen mit dem Schwerte in der Hand zurück hielten, damit das Fahrzeug nicht sinken möchte. Mit dieser kümmerlichen Provision stießen sie ab, und schwammen in dem großen indianischen Weltmeere herum, ohne Compaß, ohne süßes Wasser, als was ihnen etwa der Himmel von ungefähr gab, der ihnen besonders gnädig seyn mußte, oder sie waren verloren. Nach Ablauf von vier oder fünf Tagen ward der Capitän krank und starb, und sie mußten deßwegen, um allen Verwirrungen vorzubeugen, einen aus ihrer Mitte wieder zu ihrem Befehlshaber wählen. Dieser that ihnen den Vorschlag, zu loosen und den vierten Mann über Bord zu werfen, weil sie sonst, da ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln meist aufgezehrt war, nicht vermögend seyn würden, wenn jeder auch nur eine noch so geringe Portion davon bekäme, sich noch über drey Tage hinzuhalten. Dieser Vorschlag ward angenommen, und vier von dieser unglücklichen Schaar mußten also daran; denn der Capitän, ein Mönch, und ein Zimmermann, wurden sie eins, sollten nicht mit gerechnet werden. Der vierte, ein Portugiese von gutem Herkommen, hatte einen jüngern Bruder bey sich am Bord. Da dieser sah, daß man seinen Bruder in die See werfen wollte, umarmte er denselben aufs zärtlichste, und bath ihn mit Thränen, er sollte ihn an seiner Stelle sterben lassen: „Er sey ein einzelner Mann, bey welchem die Welt nicht viel verlöre; hingegen jener habe seine Frau und Kinder zu Goa, und überdem die Fürsorge für zwey Schwestern, die schlechterdings zu keinem andern ihre Zuflucht zu nehmen wüßten, als zu ihm. Er für seinen Theil wolle weit lieber für ihn sterben, als ohne ihn leben." Der älteste Bruder, erstaunt und wehmüthig über dieß großmüthige Anerbiethen, antwortete: „daß, da einmahl die Vorsehung über ihn bestimmt hätte, ein Raub der Wellen zu werden, es die größte Ungerechtigkeit und Grausamkeit seyn würde, irgend jemand anders, am wenigsten einen Bruder, für sich sterben zu lassen, gegen welchen er die allernächsten Verbindlichkeiten auf sich hätte." Nichts desto weniger bestand der Jüngere auf seiner Bitte, und wollte sich durchaus nicht abweisen lassen, sondern fiel ihm zu Füßen, und hielt ihn so fest, daß ihn die Gesellschaft mit aller Gewalt nicht losreißen konnte. Wie sie so eine Zeitlang gestritten hatten, sagte der Ältere, er solle künftig bey seinen Kindern Vaterstelle vertreten, und die Fürsorge für seine Frau und Schwestern übernehmen; aber alle Vorstellungen waren umsonst. Zuletzt gab der Ältere nach, und der Jüngere ward über Bord geworfen; weil er sich aber gut aufs Schwimmen verstand, hohlte er bald das Boot wieder ein, und hielt sich hinten am Ruder mit seiner rechten Hand. Einer von den Matrosen, der dieß sah, hieb ihm die Hand ab; er hielt sich darauf mit der linken Hand fest; allein auch diese ward ihm abgehauen. Indessen half er sich noch, und hielt sich über Wasser, indem er mit den Füßen ruderte, und die beyden Stumpfhände blutend hervor hob. Ein so rührender Anblick erweichte die ganze Gesellschaft, und alle riefen aus: „es ist ja nur Ein Mann, laßt uns ihn retten!" Sie nahmen ihn also wieder in ihr Boot, und verbanden ihm seine Hände so gut, als es Zeit und Umstände erlauben wollten. Darauf ruderten sie die ganze Nacht fort, und am folgenden Morgen, als die Sonne aufging (als ob die Vorsehung den heldenmüthigen Jüngling für seine brüderliche Treue habe belohnen wollen), sahen sie Land. Es waren die Berge von Mozambique in Afrika, ohnweit einer portugiesischen Colonie. Hier langten sie an, und warteten, bis sie ein Schiff fanden, das sie vollends nach Goa brachte. Linschoten, vor dessen Augen sie in dieser Stadt gelandet sind, speiste denselben Abend mit beyden Brüdern, sah die Stumpfhände des Jüngern, und hat, wie er in seinen Reisen bezeugt, die ganze Geschichte aus ihrem eigenen Munde gehört.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 21. und Freytag den 23. November 1810.

(140 und 141.)

Die Riegersburg.

Sey vor Allen gegrüßt felsige Riegersburg!
— Also rief ich dir zu (zehen der Jahre sind's)
Als die Lyra mir tönte.
Zu lobpreisen das Vaterland. *) —

Rief's vom cetischen Berg, stattliche Veste, dir
Ungesehenen zu, weil mich Verhängniß und
Pflicht vom Vaterland rissen,
In die Länder des Ostens hin,

Zu des Bosporos Strand, zum Pyramidenfeld,
Und von dorten hinweg durch gaditanischen
Schlund und Albions Fluthen,
Zu dem pontischen Meer zurück.

An der Thems' an der Sein' Ufern verlangt' es mich,
An des Isters und Nils siebengetheileter
Mündung, sehnlich nach dir o
Mur und März und geliebte Raab!

Deren Segengefild bis an die Riegersburg
Reich und üppig sich dehnt, busigter Hügel
Und schön gehügelter Busen,
Liebeswonnige Pflegerinn;

Also glücklicher nun, wo ich ins Vaterland
Mit eoischem 1) Schatz wiedergekehret bin!
Hier auf heimischem Boden,
Deines edlen Besitzers Gast,

Grüß' ich dich nun in dir, herrliche Riegersburg,
Reihe Blüthen des Lieds Purgstall dem Freund als Kranz,
Den er häng' in die Hallen,
Zu den Maalen des Ritterthums.

*) Die Steyermark, eine Ode. Grätz 1790. (Wir geben in den nächsten Blättern dies schöne Gedicht eines Verfassers, auf den, als auf einen seiner trefflichsten Orientalisten, das Vaterland mit Recht stolz seyn darf.)

A. d. R.

1) Die hundert sieben kostbaren orientalischen Manuscripte, welche der Verfasser der kaiserl. Hof-Bibliothek von Paris zurück brachte.

Auf vereinzeltem Fels ragend zum Himmel auf,
Stehst du trotzend der Zeit. Also vereinzelt steht
Wahre Größe, die Zeiten
Überragend mit Felsenkraft.

Sieben Thore hindurch steiget der Schlangenpfad 2)
Zur Akropolis auf, wie Ekbatana mit
Sieben Wällen sich hob 3) wie's
Siebenthorige Theben einst. 4)

Oder glänzender noch schaut der Sabäer hier
Jene himmlische Burg, deren gefeyete
Sieben Thore am Norden
Ihm die Pforten des Himmels sind. 5)

Sieben Geister des Lichts halten die Wache dort
Um Ormusdens Gezelt. Siebengestirnen gleich
Lodernd, fahren sie auf dem
Hohen Wagen des Heeres her. 6)

Sie die Spender des Geists, sie die Berathenden 7)
Ihnen seyd ihr geweiht, Pforten der Riegersburg,
Deren grauester Nahmen
Ruggers (Rüdigers) Veste heißt, 8)

Der ermüdet vielleicht vom Hippogryphenritt,
Als er himmelherab senkte das Flügelroß, 9)
Jene Gaben des Geistes
Niederlegt' in der Riegersburg.

2) Julius Cäsar Staats- und Kirchengeschichte des Herzogthums Steyermark. V. Bd.
3) Herodot I. 19.
4) Sophokles, die Sieben von Theben.
5) Die Sabäer sahen in den sieben Sternen des Heerwagens die Pforten des Himmels, durch welche die Engel aus und ein gehen Hist. orient. supplementum per Abrahamum Echell.
6) Zoroaster's Lehre wies den sieben Amschaspanden als weltlenkenden Genien die sieben Sterne des großen Bären zum Aufenthalt an. S. Haftorany. Allgemeines mythologisches Lexicon, von Friedrich Mayer.
7) Die sieben Gaben des heiligen Geistes, genommen aus Jeremias.
8) Rugger, Ruggiero, Rüdiger — Ruggerspurch. Kindermanns Repertorium der steyermärkischen Geschichte. Artikel Riegersburg.
9) Ariost. C. IV.

Sieht ein östlicher Mann solche gewaltige
Massen übergewälzt, spricht er: das konnten nur
Diwe, oder ihr Meister
Der sie bändigte, Salomon! 10)

Sieht er Felsen behaun, thürmenden Wällen gleich, 11)
Spricht er: Nirgends fürwahr! sah ich dergleichen noch,
Als am Berg Bisutun, den
Einst Ferhad so behau'n hat. 12)

Aber fabelnde Mähr' magst du mit Recht verschmähn,
Graue Kunde der Kraft! Felsen ins Mark gehaun,
Sprichst du schon seit Aeonen
Als ein römisches Werk dich aus. 13)

Mir merkwürdiger noch als das befestigte
Calpe, Malta's Gestein, und das Gemäuer von
Rhodos, die ich gesehen
Als Aornos, das Keiner noch sah. 14)

Du einst Steyermarks Wall wider osmanische
Heere, höhntest den Feind siegend, so daß du, wie
Deine Schwester Comoren 15)
Unbezwungene Jungfrau bist.

Frevelnd wähnten sie schon deiner gewiß zu seyn,
Aller Wehren entblößt, als die Gefangenen
Du an deiner Bekleidung
Selber Hand anzulegen zwangst. 16)

Harten Herzen entströmt manche der Thränen doch,
Also hartem Gestein sieben der Quellen hier.
Größer ist Hippokrene 17)
Als der Brunnen auf Pergamos.

Siehe! inner des Walls decken die Weichen des
Berges Reben und Saat, Gaben der Göttinnen
Ohne denen, so Venus
Als ihr Buhle Gradivus starrt. 18)

Die Belagerungszeit zählt man nach Ernten hier. 19)
Während außen der Feind Müh' und Geduld verlernt
Reift von innen das Kornfeld,
Wird gekeltert der Traubensaft.

Also trage der Mann, der in Gefahren der
Zeiten, siegegewohnt wie in Gewittern, ein
Felsen äußeren Stürmen,
Trotz zu biethen gewiß seyn will.

In der eigenen Brust goldene Gaben von
Ruh' und nährender Kraft fest sich vertheidigend,
Bis vorüber gezogen
Mit den Jahren das Ungethüm.

Nicht auf Ahnen und Gold, sondern auf eigenen
Muth vertrauend und stolz weih' er dem Vaterland
Wie der Marmor die Veste 20)
Ohne Reue des Silbers sich.

O mein Vaterland! ständen nur Mehrere
Solchem Samen Entsproßt, Männer wie Purgstall auf,
Gleich der Riegersburg böthst du
Allen Stürmen der Zeiten Trotz.

Würdest dankbar und gern, ihrer stäts eingedenk,
Mit chalybischem Stahl graben die Thatenschrift
In pentelischen Marmor
(Denn an diesem gebrichts dir nicht.) 21)

Würdest ihnen erhöhn Mahle von bleibender
Dauer ewigen Ruhms, wie Obelisken und
Pyramiden Ägyptens,
Wie die Felsen der Riegersburg.

Hainfelden, den 21. Oct. 1810.

Joseph von Hammer.

---

10) Diwe, die Dämonen der orientalischen Mythologie, dem Ringe Salamons gehorsam. V. Herbelot. bibliotheque Orient.

11) De muro caucas. Gog et Magog. Beyer. Opuscula.

12) Bisütun, ein Berg bey Hamadan, senkrecht behauen, nach der orientalischen Sage von Ferhad, dem unglücklichen Geliebten Schirins. S. Schirin, ein morgenländisches Gedicht. Leipzig, 1809.

13) Laut einer römischen Inschrift. S. Carl Mayer's Alterthümer Steyermarks.

14) Aornos, die ihrer Höhe wegen, von Vögeln unerflogene Festung auf dem indischen Zuge Alexanders. Arrian. IV. 25.

15) Bekannter Maßen steht auf dem Walle zu Comorn deßhalb eine aus Stein gehauene Jungfrau.

16) An den neuen Festungswerken mußten türkische Kriegsgefangene arbeiten.

17) Der größte dieser Brunnen ist die Roßtränke, ein in den Felsen gehauener Weiher von weit größerem Umfange, als der große Brunnen auf der Spitze des alten Ilions.

18) Sine Bacho et Cerere Venus friget. Gradivus, ein Nahme des Mars.

19) Die Belagerten können hier thun, was die Araber thaten, da sie Constantinopel belagerten. Als sie keine Hoffnung sahen, die Stadt binnen Jahresfrist zu bezwingen, säten und ernteten sie in Angesicht der Belagerten, und dieß während sieben Jahren. S. die Byzantiner.

20) Ober einer Seitennische des Hauptthores steht auf einer marmornen Tafel die folgende Inschrift:

Was ich in 16 Jaren hab lasen pauen, ist wol zu sehen und zu schauen,
Kain Heller mich nicht reuen thut, ich maine dem Vaterland zu guet. 1613.

Ober der anderen Nische steht:

Auf Gottes Gnad' und mildes Geben, steth all mein Hoffnung und mein Leben.
Catharina Gallerinn, geborne Wechslerinn Freyinn
Frau zu Riegkherspurg und Liechtenegk Wittib.

Ober dem Eingange:

Mors licet plectra silet, loquitur post funera saeclis,
Sumtibus ista meis structa domus.

Seit lange ist diese Burg ein Eigenthum des Purgstallischen Hauses, nun des dem Vaterlande, den Wissenschaften und seinen Freunden theuern k. k. Kämmerers und Gubernialraths Wenzel Grafen von Purgstall.

21) Unser großer Künstler, Herr Kißling, hat so eben dem Marmor, der in der Gegend bey Admont, genannt im Walde, bricht, gleichen Rang, wenn nicht den Vorzug vor dem Cararischen zuerkannt.

Über das Sinken des deutschen Charakters, in Bezug auf nationalen Gewerbfleiß.

Von Georgius.

(Beschluß.)

Es begegneten sich die beyden entgegengesetzten, einander ewig abstoßenden Pole der Industrie.

Die englische hatte nie eine andere Aufgabe, als die, immer tüchtiger, schöner, und nach dem höchsten Grade der Vollendung strebend zu arbeiten; und, wenn dieß geschehen ist, nach der Arbeit, — wie umgekehrt die Deutsche vor ihr — den Preis des Vollendeten, unbekümmert, wie er ausfallen, und gewiß, daß er nicht unbillig seyn werde, zu bestimmen.

Wenn so das Ehrgefühl sich selber befriediget hat; — und wenn nach der Belohnung, welche dieses Bewußtseyn gibt, auch der Nutzen reichlich belohnt: so entstehet ein neues, höheres Unternehmen, nähmlich das, denselben Zweck durch wohlfeilere Mittel, durch Maschinen zu erreichen, und leblose Hände, anstatt belebter, anzuwenden. Dadurch ist es England — immer dasselbe hohe, ehrliche und ehrenvolle Ziel der Vollendung beybehaltend — gelungen, hinter dieser Vollendung fast dieselbe Wohlfeilheit zu erreichen, auf welche der Krämer-Fleiß ausging.

Für diesen wurden von nun an die, sonst wohlthätigen, Messen zum Verderben, indem sich Werth gegen Werth oder Unwerth, und Preis gegen Preis in der nahen Vereinigung einer gewagten Concurrenz, augenblicklich und anschaulich zeigte. Nun kam eben der Zeitpunct, wo die deutschen Fabriken zu Mäklerinnen der Engländer und bis zu Vermittlerinnen des Schleichhandels — das ist der jetzige Zustand der Dinge — herabsanken. Dieser Zustand hatte sich schon vor dem vorletztern Continentalkrieg (1806) gebildet; und es gab Länder, in welchen zwar die Einfuhr fremder Fabrikate verbothen war, deren eigene Fabriken aber nur scheinbar Eigenes verfertigten, um das, was ihnen England, mit bestellten eigenen, einheimischen Signaturen, zuletzt wohlfeiler lieferte, als sie es selber verfertigen konnten, mit reichlichem Gewinn zu verkaufen.

Dieser Gewinn war so sicher, als die Täuschung, welche ihn hervorbrachte, groß war, so wie die Verarmung aller derer, deren Schicksal in den Händen der Fabrikanten lag, immer größer wurde. Die deutsche Industrie war nun vielfältig auf weiter nichts, als auf den Flor des Schleichhandels begründet.

Dahin führte das Vergessen ehrwürdiger Vorfahren, und ihres Geistes und Thuns, und ihrer Bemühung, kunstreich und ehrenvoll in jedem Handwerk das Höchste zu erreichen.

Für Eure Regenten hattet Ihr Deutschen, Schaugerichte, bey denen Ihr — wenn sie ihre Provinzen durchreiseten — öfters die Producte ausländischen Fleißes, als eigene, auftischtet, damit sie bemerken könnten, wie ihre landesväterliche Vorsorge den Flor der Fabriken hervorbringe.

Eure Vorfahren hatten Schauämter, und was vor diesen die Probe nicht bestand, das wurde vernichtet, damit nichts zum Verkauf den Nahmen eines deutschen Productes tragen dürfte, was den deutschen Charakter beschimpfte. Diesen Ehrgerichten unterwarf sich Jeder freudig, weil Jeder Ehrbarkeit, Ehre und Adel suchte in Allem, was er that.

Es gibt alte politische Institute, die von allen Theorieen unabhängig scheinen, ob sie es wohl nicht sind; welche aber dennoch, es mögen sich fortschreitend diese Theorieen, wie sie wollen, bilden, gleichsam in das theoretische Leben practisch wieder eingefüget werden können. Solche alte Institute besitzt Ihr, Deutsche, so viele; aber Ihr wisset es nicht mehr, weil Ihr weder wisset, was Ihr waret, noch was Ihr seyn sollt und könnt.

Zu diesen — oder zu ähnlichen, mit solchen Absichten selbst erfundenen — Instituten müsset Ihr, noch während der Krieg gegen England fortdauert, zurückkehren, um jede Verwechselung Eurer Producte mit fremden, und jedes trügliche Unterschieben der letztern unmöglich zu machen.

Der Krieg ist allem englischen Eigenthume nicht bloß angekündiget, sondern er wird mit Strenge und Erbitterung geführt. Während dieses Kriegs ist es für Deutschland möglich, die alten ehrlichen Grundsätze wieder von ihren Feinden, den Engländern, zurückzunehmen, und seiner Industrie keinen andern Zweck, als den der Vollendung wieder zu geben, der in der unscheinbaren Regel enthalten ist: nicht vor der Arbeit den Preis ihrer Producte, sondern, nach der Vollendung, den Werth derselben zu bestimmen.

England hat wie ehemahls eine physische, so nun die politische Revolution Europa's von diesem Welttheile losgerissen. Demungeachtet darf, bey der allgemeinen Bekämpfung desselben nicht die Rede seyn von dem, was sich während des langen Kriegs allmählig ereignet hat, und wo eben die Waffen gegenseitig immer mehr geschärfet und die Feindseligkeit immer erfinderischer werden muß, um endlich ein Mahl einen Frieden zu gewinnen.

Erspart mir die Schilderung, wie Ihr zuerst den Krieg gegen das Privateigenthum angefangen habt, um die allgemeinen Kräfte des englischen Staats in jedem einzelnen Privatmanne zu brechen, während Ihr für sie bereitwillige Schleichhändler waret. Versagtet Ihr den Engländern alle Handlung nach Deutschland; nahmt Ihr jedem Einzelnen das, was ihm zugehörte, als sey es ein Gesammteigenthum des Bekriegten: so müssen sich die Engländer fast schämen, daß sie es nicht verstanden haben, sich, wie sich's in Zeiten eines Untergangs-Krieges gebühret, unverhohlen, bloß zur Gewaltthat zu bekennen. Anstatt sie z. B. am 11. November 1807 allen Handelsschiffen, die in die Häfen des Continents einlaufen wollten, vorschrieben, zuvor nach den Britischen zu steuern, sich in ihnen besteuern zu lassen, und Atteste zu empfangen, hätten sie, wenn sie nicht, schwankend, bald Eroberer, bald Kaufleute wären, gegen allen Handel des Continents geradezu Krieg führen, und alles Privateigenthum wegnehmen können, was sich auf den Handelsschiffen aller Nationen befand, die in die Häfen des Continents einlaufen wollten.

Wer sich rein zur Gewalt bekennt, wo in Kriegsverhältnissen nichts mehr, als täglich verstärkte Gewalt helfen kann, der stiftet weniger Unglück, führt schneller zum Ziel, und empfängt weniger Vorwurf.

Wovon nähmlich England, den Nutzen ohne den Vorwurf suchend, nicht unmittelbar der Stifter werden wollte, das veranlaßte es mittelbar durch die erwähnte Order in Council vom 11. November 1807 indem, nach dem Beyspiele und nach den Decreten Frankreichs, die Mächte des Continents alle Kauffarthey-Schiffe aufzubringen beschließen mußten, die in England einlaufen, Abgaben entrichten, und sich mit englischen At-

teften versehen würden. Man kann diese Verfügungen als den Schlußstein im Gebäude des sogenannten englischen Seerechts, und als die Vollendung der Absonderung des Continents von England ansehen; aber ist beydes etwas anderes, als eine Waffe — von und für den langen und fürchterlichen Vernichtungs-Krieg erfunden?

Wenn Ihr daher überhaupt gegen England klagen wollt: so müßt Ihr auf den Zustand vor diesem Kriege zurückkommen, und nicht das zum Seerecht rechnen, was bloß dem Krieg angehöret, der, seiner Natur nach, immer erfinderischer in neuen Waffen werden, und diese Erfindsamkeit durch gegenseitigen Wetteifer erwecken und stärken muß.

Erinnert Ihr Euch noch der Ungerechtigkeiten von Holland? Es schloß Flüsse, (die zu Deutschland gehörten); verboth Städten und Ländern die Handlung; um seine Krämer-Buden und Handels-Lauben mußte es bevestigte Barriere-Plätze in fremden, unabhängigen Ländern haben; die Gewürzpflanzungen verminderte es, die Gewürzinseln verschloß es allen Schiffen; die reichlichen Gewürzernten verbrannte es; aus allen Ländern von Europa entführte es gegen sein, in Ostindien niedrig stehendes Gold, das Silbergeld, um damit seinen ostindischen Alleinhandel mit ungeheuerm Gewinn zu treiben; so gewann es wuchernd alle Ausbeute des Harzes und des Erzgebirges; es wurde hierauf durch diesen Gewinn der Gläubiger fast aller Länder und Regenten in Europa, und gab Anleihen, um durch Interessen und Kapital dieses vervielfältiget zurück zu nehmen.

Kaum beklagtet Ihr Euch über Holland; Ihr meintet nie, daß sein Bezeigen ein Anlaß zum Krieg werden dürfe und könne, ungeachtet die Schelde einem Eurer Reichskreise, also Euch selber versperret wurde, und jener die Barriere-Plätze dulden mußte.

England gewann die holländischen Colonien und den Ostindischen Alleinhandel: aber anstatt die reichen Gewürzernten zu vernichten, vermehrte es die Gewürzpflanzungen; in allen Regionen hat es, freylich aus Eigennutz, gelinde Verpflanzungen der, in Ost- und Westindien sonst einheimischen, Gewächse vorgenommen *). Wie auch die Weltbegebenheiten ausfallen mögen: so befördert es dadurch, wenn auch wider seinen Willen, die Wohlfeilheit der Ost- und Westindischen Producte; anstatt der Gläubiger, wurde es der Schuldner aller Länder und vermehrte, ob sie wohl dadurch von ihm abhängig wurden, ihren Reichthum durch sichere Interessenzahlungen; auch confiscirte es diese Schulden nicht, seitdem Ihr den, sonst unerhörten Krieg gegen sein Privateigenthum angefangen habt; gute und zugleich wohlfeile Fabrikate zu verfertigen, war sein tägliches Bemühen; Getreide, Holz, Schiffsmaterialien, Eisen, Kupfer u. s. w. für Preise, die durch seinen vermehrten Geld-Überfluß täglich erhöhet wurden, selbst einzukaufen, oder sich zuführen zu lassen, war sein tägliches Bestreben. Im Seerecht hatte es ursprünglich nichts vor andern Völkern voraus, als etwa den Seegruß. Darin glich es den ehemahligen römisch-deutschen Kaisern, die den Vorrang vor allen, ihnen sonst gleichen, Regenten hatten, so daß kein Mensch wähnte, es müsse ihnen durch Krieg und Kriegsgewalt dieser Vorzug entrissen werden. Jede Seemacht ließ, sobald sie es vermochte, das ausüben, was die Holländer oder die Engländer oder jede andere Seemacht, zum augenblicklichen eigenen Nutzen, eingeführt, und eben dadurch völkerrechtlich gemacht hatte. Jede Kriegsflotte und alle Kriegsschiffe jeder Nation nahmen dieselben Visitationen der, ihnen begegnenden Kauffartheyfahrer, wie die Engländer, vor; verlangten dieselben Begrüßungen; und England mußte sich diese Visitationen und Begrüßungen eben so gut gefallen lassen, als es sie vornahm. Beydes wurde gegenseitig gebildet und ausgeübt nach denselben Grundsätzen.

Nicht die Engländer allein, sondern früher die Deutschen *), die Spanier, dann die Holländer und auch die Franzosen, waren die Erfinder der Contrebande und ihrer allmähligen Ausdehnung von Waffen auf die Materialien derselben; hierauf fast auf alles, was nahe und ferne zur Kriegführung hilft, was in belagerte und blockirte Häfen, dann in jeden Kriegs- und zuletzt in jeden feindlichen Hafen eingeführt wird.

Darum gebt Ihr nun England die Verarmung von Europa schuld, und erforschet nicht, ob denn Europa wirklich so verarmt sey. Ihr, Deutsche, habt ja über alles Register und Tabellen; schlagt doch einmahl Eure statistischen nach; sucht darin die Völker und die Staaten, die wirklich einen verarmenden Passivhandel haben, und die Ursachen auf, woraus er entspringt; betrachtet dann die Staaten, die einen Activhandel führen und die Gründe desselben. Überhaupt werdet Ihr finden, daß das Geschrey, welches man über Veraımung anstellt, übertrieben, und ein Geschrey ohne Grund ist. Ihr werdet bemerken, daß bey weitem der geringste Theil der europäischen Staaten einen Passivhandel, der ja allein den Beweis der Verarmung abgeben kann, trieb; daß daher die Furcht vor dieser Verarmung entweder erdichtet oder übertrieben ist; und Ihr müßt, wenn Ihr ehrlich seyd, erstaunt und betroffen, in Euch gehen, wenn Ihr entdeckt, daß gerade die Länder, welche mit England Handel trieben, einen sehr vortheilhaften und bereichernden Activhandel während des Friedens hatten. Zuletzt werdet Ihr Euch wohl gar verführt fühlen zum täuschenden Glauben, daß bloß die Engländer die Urheber dieses glücklichen Zustandes waren. Versucht einmahl, was freylich Feinden nicht leicht ist, Eure Feinde, die Engländer, auf einige Augenblicke zu vergessen, und erforschet bey jedem unglücklichen Staate, der einen Passivhandel hat, ob nicht die Ursachen desselben in den Gebrechen seiner Verfassung zu finden sind. Ihr werdet auf solche Staaten treffen, die bloß durch die, vielleicht gefährlichen, Reitzmittel, welche sie durch den Handel mit England empfingen, zu einigem Activhandel gelangten. Denkt, ich bitte Euch, an die nordischen Staaten, Rußland, Schweden, Norwegen und Preußen.

Denkt an die einzelnen Länder von Deutschland und erforscht: ob und wodurch sie reich oder arm, und, wenn sie dieß waren, ob nicht überall die größte Schuld an ihnen selber lag? ob nicht in einem gut regierten Lande, nach Verhältniß seiner natürlichen Anlagen, Reichthum, und in einem schlecht regierten Armuth zu finden war?

Der Krieg mit England kann zum Untergang seiner, für den Krieg gestifteten und im Krieg vollendeten Seeherrschaft

*) Diese Pflanzungen sind eine bis jetzt noch unerwähnte und unerkannte Wohlthat, die aus den jetzigen Weltereignissen entspringt.

*) Man findet in einem Kapitulare Carls des Großen vom Jahre 803 die ersten Spuren der Contrebande, wornach der Handel mit Waffen sogar im Frieden und beym Landhandel verbothen war. Baluz. Capit. Reg. Franc. T. I. p. 425.

auf eine doppelte Weise geendiget werden, entweder mit Vernichtung seiner Schifffahrt und mit Zerstörung seiner Manufacturen und Fabriken, oder ohne beydes. Es mag und soll sogar im letztern Falle ein großer Theil seiner bewaffneten und Handelsschiffe verlieren, so wird, auch bey einem für alle Völker dadurch gegebenen, gleichen Seerechte, auch bey einer, von keinem Volke gestörten, Gleichheit der Preise aller rohen Materialien, dennoch der kunstreiche Fleiß, die kunstreichen Maschinen und die Betriebsamkeit der Engländer so lange das Übergewicht behalten, bis man ihnen in diesen ehrwürdigen Bestrebungen gleich gekommen ist oder sie übertroffen hat. Bis dahin werden und müssen Eure Klagen über, und Eure Anklagen gegen sie fortdauern, so wie der Vorwurf, daß sie durch ihre, von Euch freywillig im Krieg und Frieden zum Schleichhandel gesuchten Fabrikwaaren die Verarmung des Continents hervor bringen.

Die Phönicier sind berühmt wegen ihrer Erfindungen und Kenntnisse, wegen ihrer Handlung, ihrer Schifffahrt und ihrer Colonieen; man weiß nach Jahrtausenden, im Einzelnen sogar, noch aufzuzählen, was sie erfunden und gethan haben.

Karthago stand höher, als Tyrus und als die Phönicier, von denen es mit allem, was sie wußten, ausgestattet worden war. Es stand höher an Macht, an Umfang der Handlung, an Herrschaft zur See und zu Land, an Kriegs- und Friedens-Kenntnissen. Um die Weltherrschaft kämpfte es, erobernd und lange siegreich, zur See und zu Land, und ging unter und gleichsam verloren für die Nachwelt; außer in sofern es allenfalls, aber unbekannt in dem fortlebte, was von ihm die Sieger sich zugeeignet haben. †)

England ist schon so oft mit Karthago verglichen worden. Die Umstände haben alles so fürchterlich verwickelt, daß man fast keinen Ausweg mehr erblickt.

Katzianers Tod *).

Christoph von Knillenberg an Christoph von Madrutz, Bischofen zu Trient.

Hochwürdiger Fürst, gnediger Herr! — Euer Fürstlichen Gnaden sein mein ganz vnderthenig gehorsam Dienst zuuor. Wirdiger Fürst und Herr, gleich in dieser Stund ist Herrn Hannsen Khazianer hausFrauen diener ainer, so Sy zu jrer Tochter-Man herrn Vlrichen von Enzing schickhte, alhir ankhomen, der hat mir glaubwürdig angezeigt, vnd zu uerstehen geben, Wie der Jung Graf von Zrini, den gedachter Herr Hanns Khazianer für seinen besten vnd geschwornen Gnedigen gehalten, verschinen Tag genn Khastanobyz zu Jme Khazianer, wie er dann vormals auch zu mehrmals gethan, khomen, vnnd mit der zeit seiner Diener so vil hinein gepracht, das er nit vil schwecher als der Khazianer selbst Jm schloß gewesen sein solle. Vnd hab auch darauf den 27. htag nechst uerschienen monats Octobris, alls er Khazianer anheüt den dritten Novembris zum Türkischen Kayser ziehen wellen, dem Khazianer seinen tolch von seiner Seitten gezukht, vnd in Jm gestochen, aber er, Khazianer, sey vnuerhindert des stichs aufgesprungen, den seinigen vmb Hylf zugeschrien, aber mitler zeit durch des Grauen Diener, **) so Jm ain streich mit ainer Türkhischen hackhen an das Hyrn gegeben, vmbkhomen, vnd als die seinigen seinen Tod gesehen, haben sy auch stillgehalten, vnd hatt also gedachter Graf von Zrini das schloß Khostanobitz sicher Jnnen. Vnnd wiewol ich weyß, das diese Sachen Euer Fürstlichen Gnaden nach Lenegs, vnd durch vyl Personen zugeschrieben worden, so hab ich doch solches derselben nit anderst dann wie Ichs von verzelten Diener Selbsten vernomen, Eylend in

†) Montesquieu, de l'esprit des lois Liv. XXI. c. XI. sagt: On voit, dans le traité, qui finit la première guerre punique, que Carthage fut principalement attentive à se conserver l'empire de la mer, et Rome à garder celui de la terre. Hanon, dans la négociation avec les Romains, déclara qu'il ne souffriroit pas seulement qu'ils se lavassent les mains dans les mers de Sicile; il ne leur fut pas permis de naviguer au-delà du beau promontoire; il leur fut défendu de trafiquer en Sicile, en Sardaigne en Afrique, excepté à Carthage: exception qui fait voir qu'on ne leur y préparoit pas un commerce avantageux.

Dieß erinnert an die Foxischen Friedensunterhandlungen von 1806, durch welche die Landmächte der Protection Frankreichs, und die Seemächte der Protection Englands, und ihre gegenseitigen Verhältnisse der gegenseitigen Verwendung beyder Mächte zugetheilet werden sollten. Auch erinnert der Krieg in Spanien an Rom und Karthago.

*) Hans Katzianer, aus einem der ältesten Geschlechter des Herzogthums Krain, Landeshauptmann desselben, Feldmarschall des römischen Königs Ferdinand von Österreich, Königs von Ungarn und Böhmen, hatte sich bey der Belagerung Wiens durch den großen Suleymann (1529) vielen Ruhm erworben. Er verlor ihn, als er (1537) bey Esseck im Angesichte der türkischen Hauptmacht, entweder aus Eifersucht gegen den Grafen Ludwig Lodron, oder weil er sich von dem zuchtlosen Haufen seines Kriegsvolkes in übereilter und schimpflicher Flucht mit fortreißen lassen, die den Heerhaufen Lodrons preis gab, welcher, als er sein Fußvolk ob diesem feigen Verrath wanken gesehen, mit den Worten: „Ich will nicht besser seyn, als einer von Euch!" sein Roß niedergestochen und darauf gekämpft und den Tod genommen hat, wie die Spartaner an dem Thermopylen. Katzianer wurde darob zu Wien verhaftet, entkam aber mit List, und floh auf des Grafen Niklas Zrini kroatisches Schloß Castanowitz an der Unna, des Willens, zu den Türken oder zu dem hungarischen Gegenkönig, Johann Zapolya, überzugehen, und ihnen Croatien, auch wohl einen guten Theil von Inneröstterreich in die Hände zu spielen. Mit Mehmed Pascha zu Belgrad ward der verrätherische Briefwechsel angesponnen, aber der Divan selbst soll Ferdinanden die Beweise des Verraths in die Hände geliefert haben. — Katzianer wurde darauf durch Zrini an der Tafel listig aus dem Wege geräumt, wie um eines ähnlichen Beginnens willen der Statthalter Siebenbürgens Cardinal Martinuzzi (1551) durch Castaldo, und (1634) Wallenstein durch Buttler, Gordon, Leslie und Deveroux. — Auf Katzianers Grab zu Oberburg ist die Fabel von dem Fuchs, der einen Vogel zu Gaste lud, um ihn selbst zur willkommenen Speise aufzuzehren. — Obiger Brief ist merkwürdig, weil er die Art seines Todes, wie solche bey Ortelius, Isthuanffy, Ricaut, Buchholz ꝛc. vorkömmt, in mehreren Umständen berichtiget. Katzianers Landmann und Anverwandter, Valvasor, Krains Geschichtsschreiber, der auch seine Vertheidigungsschrift aufnahm, bemühte sich (9. und 15. Buch) gar sehr, seine Unschuld wahrscheinlich zu machen.

Katzianers Haupt wurde dem König nach Wien überschickt, von ihm aber seiner Schwester, verehlichten Eytzinger, zum ehrlichen Begräbniß überlassen.

**) Georg Crabuß und Hanns Hoisitzer.

aller vnderthenigchait vnangezeigt nit lassen wellen, thue mich hiemit Euer Fürstlichen Gnaden in aller vnderthenigcheyt bevelchen. Datum Wyenn, den dritten Nouember, Im sieben und dreyssigsten Jar.

Über den Kriegsgebrauch in den Seekriegen, zwischen den Staaten am mittelländischen Meere, während des Mittelalters.

Die hartnäckigen Kämpfe, welche Handelseifersucht zwischen Genua, das sich mit Recht die Königinn der Meere nannte, und der neuen Seemacht, die Aragon nach der Vereinigung mit Catalonien bildete, seit Ende des dreyzehnten Jahrhunderts erregte, geben ein treues Bild von der Eigenthümlichkeit der Seekriege jenes Zeitalters. Hier walteten mehr Leidenschaft und persönlicher Haß, als wohlerwogenes Staatsinteresse und Weisheit der Regierer; hier findet man nicht die Beobachtung der Rücksichten, welche das später ausgebildete Völkerrecht und der Fortschritt der Civilisation auch unter entzweyten Nationen geltend machten. Wuth und Verwegenheit leiteten die Anführer, Wildheit und Rache die Kämpfer. Das waren die Wirkungen der Rohheit des Zeitalters, und der Kleinheit der Nationen, unter welchen der Haß desto leichter zunimmt und bald allgemein wird. Wie konnten auch Mäßigung und Treue in einer Zeit herrschen, wo die Könige Staatshändel, wie persönliche Beleidigungen ausfochten, und sich selbst die Gelegenheit zu friedlichen Besprechungen abschnitten, wo die Herolde dem Feinde den Unwillen und die Verachtung der Fürsten laut verkündigten, wo Schmähreden statt Manifesten dienten, und Galgen oder Blutgerüst das Loos der Besiegten war. In den Geschichtsbüchern finden sich viele Züge zu dem Gemählde der rohen Sitten des Zeitalters. So riefen die Pisaner 1295 nach dem blutigen Kriegszuge den zerstreuten Genuesern drohend zu: Ihr Huren, ihr Weiber der Venetianer, ihr wollet euch noch erkühnen, auf den Meeren zu fahren? Wenn ihr wieder in die See gehen wollet, werft Schwert und Waffen weg, und kommt wie Weiber, oder wir schneiden euch die Nasen ab. — In der That, die Sprache der Sieger war eher von zornigen Weibern, als von siegreichen Kriegern entlehnt. Derselbe Schriftsteller erzählt, daß die Venetianer, als sie 1250 mit ihrer Handelsflotte nach Alexandria segelten, einem Geschwader genuesischer Galeeren begegneten, welche sich schnell sammelten, und durch ein, mit einem Castelle versehenes Schiff ihre Flotte sicherten. Da warfen jene den Feinden zu Spott und Hohn ein paar Hühner in's Meer, ihnen zurufend: Mit diesen möget ihr kämpfen. — Am Ende desselben Jahrhunderts ward Andreas Dandolo, der Anführer einer venetianischen Flotte von 75 Galeeren, durch den genuesischen Admiral Lampo Doria geschlagen, und zum Kriegsgefangenen gemacht. Wüthend über sein Mißgeschick, rannte er mit dem Kopfe gegen den Mastbaum der Galeere, bis er todt niederfiel. Welches Schicksal würde den Genueser erwartet haben, wenn er in die Gewalt dieses Feindes gefallen wäre? So wenig Vertrauen hatte der Überwundene zu der Mäßigung und Menschlichkeit der Sieger!

Im Jahre 1318 ward dem Senate zu Venedig berichtet, es hätte die Mannschaft eines genuesischen Geschwaders ausgerufen: Laßt uns nach den venetianischen Schweinen auf Raub ausgehen. Unwillig über die Beleidigung, entsandte der Senat sogleich eilf Galeeren, welche bis nach der Krimm den Feinden folgten, um für Matrosengeschwätz Rache zu nehmen. In dem Gefechte bey Porto-Longo in Romanien (1354), wo die Venetianer siegten, lief der genuesische Admiral Paganino Doria in der Hitze des Gemetzels durch die Reihen der Seinigen, und rief ihnen zu: Laßt sie sterben, die Schweinheerde... Wenn sich die gebildetsten Völker des Zeitalters gegenseitig so unwürdig schmähten und verachteten, wie ließ sich von anderen kriegführenden Völkern Urbanität erwarten?

Cataloniens Bewohner, die nicht für die Höflichsten in Europa galten, und bey ihrer natürlichen Unfeinheit die rauhe Sitte der Zeit und die Wildheit ihres Muths noch auffallender zeigten, konnten keine besseren Beyspiele von Edelmuth und Menschlichkeit in ihren Kriegen geben, zumahl in den Kämpfen, welche sie gegen die Genueser, die ewigen Feinde ihres Handels und ihrer Wohlfahrt bestanden. Allgemein ward der gegenseitige Haß nicht bloß durch alle Familien verbreitet, sondern selbst von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Ein einziger Zug kann die Erbitterung zwischen beyden Völkern schildern. Als im Jahre 1334 vier catalonische Schiffe, die Kriegsvölker nach Sicilien führten, acht Tage lang gegen zehn genuesische Galeeren in stets erneuten Kämpfen sich gewehrt hatten, mußten sie sich endlich ergeben. Einer von den Cataloniern, der seine Frau mit an Bord hatte, durchbohrte ihr die Brust mit seinem Schwerte, denn lieber wollte er sie zu seinen Füßen sterben, als in der Gewalt der Feinde sehen. Und freylich mochte damahls ein Gatte von der Brutalität eines siegreichen Galeerenvolks nicht viel Schonung erwarten können.

Diese Rohheit des Zeitalters und die persönliche Erbitterung der Streitenden, die nicht viele Handlungen der Mäßigung und Großmuth gedeihen ließen, und der kühne Muth der Kämpfer, welche besiegt, nichts anderes als Sclaverey zu erwarten hatten; dieß war es nicht allein, was die Seekriege so furchtbar und zerstörend machte. Die Gefechte waren mörderischer, als sie es in unsern Tagen sind; denn man schlug sich gewöhnlich auf niedrigen schwachen Fahrzeugen, man enterte von beyden Seiten, um handgemein zu werden, und die Galeeren, welche man mit Haken und Ketten zusammen band, waren schwimmende Verbindungsbrücken, worauf der Feind zum Feinde gelangte. Einer von beyden mußte überwunden oder vernichtet werden. Es war unmöglich, durch irgend eine tactische Bewegung sie zu trennen, und die leidenschaftliche Blutgier, worin allein der Muth oder die Verzweiflung sich äußerte, mochte nicht kaltblütig und mit passiver Unterwerfung der Stimme des Anführers gehorchen, wenn er, der aber gewöhnlich eben so wüthend am Gefechte Theil nahm, dem Kampfe hätte Stillstand gebiethen wollen.

Damahls, scheint es, war die Überlegenheit einer Nation über die andere, nicht wie jetzt, in höherer Kenntniß der Seetactik gegründet. Denn die Manövers, welche heut zu Tage die Combination der Bewegungen und der Zeit mit dem Wi-

nde des Wassers und der Winde, wegen der Verschieden-
des Baues, des Segelwerks, der Größe des Umfangs der
fe und des Gebrauchs der Artillerie, erfordert, waren gar
anwendbar bey Galeerengeschwadern, welche selten auf
See sich schlugen, sondern nur auf einer Rhede, in einem
n, oder einer Bucht sich vertheidigten, bey Ruderschiffen,
fast immer nur im Sommer kämpfend, ihre Ruder von
d und Wellen mochten regieren lassen, ohne ihre Segel
rauchen, welche bloß dazu von großem Nutzen waren, die
gkeit des Angriffs zu vermehren. Eben so wenig endlich
n die neueren Manövers bey Fahrzeugen, die mit gleicher
igkeit und Gewandtheit bey jedem Winde den Angriff wag-
als sie fliehen, auf jedem Strande scheitern, die Mann-
retten, und auch in dieser Lage noch sich wehren konnten.
Der entschiedene Vortheil, welchen damahls ein Seevolk
das andere gewinnen konnte, bestand wirklich mehr in der
haffenheit der Waffen, der Stärke und der Gewandtheit
Bemannung und der Unerschrockenheit und Verwegenheit
Kämpfer, als in der Zahl und Größe der Flotten, beson-
wenn diese Miethlinge oder Verbündete waren. Daher
n die Catalonier und die Genueser, welche stets nur eigene
ffe und eine nationale Marine brauchten, die bey ihres
dels großem Umfange aller Meere am kundigsten war, die
chtetsten Seevölker, und wurden von allen Mächten am
ten gesucht.

Die Gefechte begannen gewöhnlich mit heftigem Anrennen
Schiffsschnäbel gegen die feindlichen Fahrzeuge, unter einem
n von Steinen, Wurfspießen und Pfeilen, und wurden
den tapfern Arm der Krieger geendigt. Daher kam zu
Opfern, welche das mörderische Schwert hinweg nahm,
große Anzahl von Ertrunkenen, wie wir in allen Geschichts-
ern jener Zeit finden. Es konnte nicht anders seyn, da
Schiffe niedrig und leicht gebaut waren, da das Anrennen
mit Eisen versehenen Vordertheile Verwirrung und Erschüt-
ng in den Schiffen verursachte, und die Kämpfer von einer
ere auf die andere übergingen. Die großen hochbordigen
ffe aber hatten nie so viele Ertrunkene. Dazu kam noch
Unmöglichkeit, den Verwundeten beyzustehen, theils weil
Wundarzneykunst noch unvollkommen war, theils weil fast
er der verwirrende Kampf in den kleinen Fahrzeugen selbst
chten ward.

Nicht minder zerstörend wurden die Seekriege durch die
schende Gewohnheit, die genommenen Schiffe zu versenken
auf dem Strande zu verbrennen. Bey dem Mangel des
hützes konnte man die Brandmaschinen so wenig, als die
renner in den Gefechten abwehren, und an Küsten und in
en vermochten die festen Schlösser kein befreundetes und
ündetes Schiff zu beschützen. Nicht selten sah man daher
wundene Flotten im Angesicht der Städte oder Schlösser,
r deren Mauern sie Schutz suchten, in Flammen aufgehen.
hochbordigen Fahrzeuge erschienen gewöhnlich mit Kuhhäu-
bedeckt vor dem Feinde, um die Wirkung der geschleuderten
rmassen abzuhalten. Die Häfen hatten damahls zu ihrer
Sicherheit und Vertheidigung kein anderes Hülfsmittel, als
die Ketten, welche den Eingang derselben, so wie die Schiffs-
werfte sperrten. Eine andere Ursache der häufigen Verheerun-
gen, welche die Flotten erlitten, war die Unfähigkeit derselben,
den Winterstürmen, und oft selbst den Sommerstürmen, zu
widerstehen. Man findet in den Chroniken eine furchtbare Zahl
von Schiffbrüchen angezeigt.

Wie zerstörend aber auch die Grundsätze waren, nach wel-
chen der Seekrieg geführt ward, die militärischen Operationen
der Flotten beschränkten sich fast immer auf Überfälle der Hä-
fen, und auf Landungen an den Küsten, wo man verwüstete
und verbrannte, was sich in Feindes Land ohne Gegenwehr
finden ließ. Da die Fürsten arm waren, und nach der Verfas-
sung der Staaten die Beyträge zu See- und Landkriegen von
dem guten Willen der Unterthanen abhingen, so wurden die
Feindseligkeiten auf beyden Seiten oft unterbrochen, und fast
nie konnte man einen zusammenhängenden regelmäßigen Kriegs-
plan fortführen und vollenden.

Alle Seeunternehmungen wurden in den Sommermona-
then gemacht, und die Flotten auf sechs, fünf, vier Monathe,
zuweilen nur auf Wochen, ja nur auf Tage ausgerüstet; fast
immer kam's nur darauf an, ein einzelnes Unternehmen, irgend
einen coup de main auszuführen. Die Seezüge waren daher
von kurzer Dauer, und die Flotten wurden mit großer Leich-
tigkeit ausgerüstet und — wie der moderne Ausdruck es nennt
— wieder abgetakelt. Nicht immer war der Flotte ein bestimm-
ter Sold angewiesen. Manche rechneten nur auf den Gewinn,
welchen ein Seezug versprach, das Hauptaugenmerk der gewor-
benen Seeleute; aber die meisten Flotten wurden durch die
Beyträge gerüstet und unterhalten, welche die Gemeinden unter
sich vertheilten. Nach ihrem Vermögen, oder nach den Beloh-
nungen, welche die Fürsten versprachen, berechneten die Städte,
wie lange der Sold bezahlt werden konnte, und so gingen
nicht selten die Früchte einer Seeunternehmung verloren, weil
die Ausrüstungszeit abgelaufen war. Hätten die Fürsten und
Freystaaten die vertragmäßigen Beyträge ihrer Völker, und
die freywilligen Gaben der Handelsstädte entbehren müssen, so
würden sie kein anderes Mittel gehabt haben, die zahlreichen
Flotten, deren die Geschichte gedenkt, lange zu unterhalten.
Jede Provinz, jede Hauptstadt gab ihren Beytrag an Mann-
schaft und Geld. Eine königliche Flotte, wenn sie aus allen
Streitkräften des Landes zusammengesetzt war, bestand aus so
vielen Abtheilungen, als Provinzen oder Städte beytrugen,
deren jede das Vorrecht hatte, einen Anführer aus ihrer Mitte
zu wählen. So war's durch mehrere Jahrhunderte im aragoni-
schen Reiche. Dieses Vorrecht freyer Völker und begünstigter
Städte konnte allerdings großen Wetteifer in den Kämpfen
wecken, wo Jeder Zeuge von den Thaten des Andern war,
und bey den Ausrüstungen konnte der Ehrgeiz entstehen, in
den Beyträgen einander es gleich zu thun oder zu übertreffen,
aber oft war diese Einrichtung dem Ansehen des Oberbefehls-
habers nachtheilig, und verzögerte die Sammlung und Verei-
nigung der Streitkräfte.

Miscellen.

Topal Osman wurde 1698 in einem Alter von etwa 25 Jahren mit Aufträgen des Großherrn zum Pascha von Kahira nach Ägypten geschickt. Bis Said (das alte Sidon in Syrien) reiste er zu Lande; da er sich aber vor den Plünderungen der Araber fürchtete, so stieg er hier in ein türkisches Fahrzeug, welches nach Damiat, einer Stadt an dem östlichen Ausfluß des Nils, bestimmt war. Bey dieser kurzen Überfahrt begegnete ihnen ein spanischer Caper; der Übermacht ungeachtet beschlossen sie sich dennoch zu vertheidigen, und ihre Freyheit und Güter zu beschützen. Es entstand ein blutiges Gefecht. Hier gab Topal Osman die ersten Proben seiner Unerschrockenheit, wodurch er sich hernach so oft auszeichnete. Die Mannschaft, durch sein Beyspiel aufgemuntert, focht mit großer Tapferkeit; aber endlich behielt doch die stärkere Anzahl der Spanier die Oberhand, und Osman wurde, nachdem er gefährlich im Arm und Schenkel verwundet war, zum Gefangenen gemacht.

Der spanische Capitän begegnete Topal Osman wegen seiner bewiesenen Tapferkeit mit vorzüglicher Achtung, besonders aber, weil er von ihm als einem Gesandten des Großherrn ein großes Lösegeld zu erhalten hoffte. Als er nach Malta kam, wo der Seeräuber sein Schiff ausbessern ließ, waren seine Wunden noch immer in einem gefährlichen Zustande, ob er schon gut gepflegt wurde. Am gefährlichsten war die Wunde im Schenkel, von welcher er hernachmahls immer lahm blieb, und deßwegen auch den Nahmen Topal oder Krüppel bekam.

Vincent Arnaud, aus Marseille, war damahls Befehlshaber des Hafens zu Malta. Sobald sie Anker geworfen hätten, ging er Amts halber an Bord des Capers. Kaum erblickte Osman Arnaud, als er zu ihm sagte: „können Sie eine großmüthige und edle Handlung thun? — Kaufen Sie mich los, und seyn Sie versichert, das Sie nichts dabey verlieren sollen." Eine solche Bitte eines gefangenen Sclaven war eben nichts Neues; aber die Art, mit welcher dieser es sagte, machte auf den Franzosen einen so starken Eindruck, daß er den Caper sogleich fragte, wie viel er Lösegeld verlangte. Er antwortete, 1000 Zechinen, (beynahe 3000 Thaler). „Aber ich kenne Sie nicht," sagte Arnaud hierauf zu dem Türken, „wie können Sie also verlangen, daß ich auf Ihr bloßes Wort 1000 Zechinen wagen soll?" „Wir handeln beyde nach Grundsätzen," versetzte der Türke, mit edlem Anstande. „Ich trage Ketten, und deßhalb versuche ich jedes Mittel, meine Freyheit zu erlangen, und Ihnen kann es niemand verdenken, daß Sie dem bloßen Worte eines Fremden nicht trauen. Ich kann Ihnen aber jetzt kein Unterpfand geben, als mein Wort und meine Rechtschaffenheit; ich will Sie auch ganz und gar nicht dazu überreden, wenn Sie es aber thun, so versichre ich Sie, Sie werden nie Ursache haben, es zu bereuen." Arnaud gab dem Großmeister Don Perellos hiervon Nachricht. Der Anstand, mit welchem Osman erzählt hatte, die ungekünstelte Freymüthigkeit, und die übrigen seltsamen Nebenumstände bewogen Arnaud unmittelbar nach dem spanischen Schiffe zurück zu gehen. Er wurde mit dem Capitän einig und zahlte für die Befreyung Osmans 600 Zechinen. Hierauf brachte er Osman in eines von seinen eigenen Schiffen, schickte einen Wundarzt dahin, und versah ihn mit allem, was er zum Unterhalt und zur Besserung nöthig hatte. In kurzer Zeit war Osman außer Gefahr.

Osman hatte seinem Wohlthäter schon gesagt, daß er sich seine Bezahlung von Constantinopel schicken lassen könnte. Da er sich aber in den Händen eines so edeldenkenden Mannes sah, so war er dreist genug, sich noch eine Gefälligkeit von ihm auszubitten; diese bestand darin, daß er die Art der Bezahlung gänzlich ihm überlassen möchte. Arnaud dachte, daß etwas Großes nicht halb gethan werden müsse, und war großmüthig genug, den Vorschlag nicht nur anzunehmen, sondern ihm obendrein noch das Schiff, in welchem er bisher gewohnt hatte, anzuvertrauen, und ihn mit noch mehr Beweisen der Großmuth und Freundschaft zu überhäufen. Sobald es seine Gesundheit erlaubte, trat Osman seine Reise in diesem Schiffe an.

Nun schützten ihn französische Kriegsschiffe gegen die Seeräuber. In kurzer Zeit langte er zu Damiat an, und segelte auf dem Nil nach Kahira hinauf. Kaum war er daselbst angekommen, so gab er dem Schiffs-Capitän 1000 Zechinen für seinen Wohlthäter Arnauden, und schickte ihm zugleich einen prächtigen Pelz, mit 500 Kronen zum Geschenk. Bey dem Pascha von Kahira richtete er den Befehl des Großherrn aus, und als er wieder zu Constantinopel anlangte, war er der erste, der dort seine Sclaverey erzählte.

Seine Dankbarkeit für die ihm erwiesene Großmuth, war nicht bloß Folge der ersten Empfindung; sein ganzes Leben hindurch bezeigte er durch Briefe und andere Beweise, was für einen tiefen Eindruck sie auf sein Herz gemacht hatte.

Im September 1731 stieg Topal Osman zur Würde eines Großveziers empor. Sobald er von derselben Besitz genommen hatte, schickte er nach dem französischen Gesandten, ersuchte ihn, nach Malta zu schreiben, und seinem alten Wohlthäter von seiner Erhöhung Nachricht zu geben; er bath ihn, nach Constantinopel zu eilen, weil bey diesen Umständen etwas für ihn bereit wäre, und erinnerte ihn zugleich, daß ein Großvezier selten lange in seiner Würde bliebe.

Arnaud langte im Jahre 1732 mit seinem Sohne von Malta zu Constantinopel an, und brachte verschiedene Geschenke mit, nebst zwölf Türken, welchen er ihre Freyheit verschafft hatte. Die letztern ließ sich der Großvezier zeigen. Arnaud, in einem Alter von 72 Jahren, wurde dem nunmehrigen Großvezier des osmannischen Reichs mit seinem Sohne vorgestellt. Er empfing sie in Gegenwart der vornehmsten Staatsminister mit den größesten Beweisen der Zärtlichkeit und Freundschaft; alsdann wandte er sich gegen die Umstehenden, und zeigte auf die befreyeten Türken: „Seht," sagte er, „diese eure Brüder genießen nunmehr die Süßigkeiten der Freyheit, nachdem sie in der Sclaverey geseufzt haben; dieser Franzose ist ihr Befreyer. Ich selbst war ein Sclave, in Fesseln geschlagen, und Blut strömte aus meinen Wunden; dieser Mann hier befreyete mich; er ist mein Wohlthäter; ihm verdanke ich mein Leben, meine Freyheit, mein Glück, und alles, was ich jetzt genieße. Ohne mich zu kennen, bezahlte er für mich eine große Summe, ließ mich auf mein bloßes Wort wegreisen, und gab mir ein Schiff, mit dem ich, wohin ich wollte, fahren konnte. Wo ist der Muselmann, der einer solchen Großmuth fähig wäre?"

Während Osman sprach, hefteten alle Anwesende ihre Augen auf den alten Arnaud, der des Großveziers Hände zwischen den Seinigen fest hielt. Der Großvezier fragte alsdann den Vater und Sohn nach mancherley Umständen, welche ihre Lage und ihr Glück betrafen. Ihre Antworten hörte er mit Güte und Aufmerksamkeit an, und endlich beschloß er die Unterredung mit einem arabischen Spruch: Alla Kerim, d. h. Gottes Vorsicht ist groß! In ihrer Gegenwart vertheilte er die mitgebrachten Geschenke; den größten Theil davon bekam der Sultan, dessen Mutter, und der Kislar Aga. Hierauf empfohlen sich beyde Franzosen, und reisten zurück.

Topal Osman war einer von den wenigen, welche durch ihr ganzes Leben Beweise einer über den Beyfall des Volks erhabenen Denkart geben. Seine Seelengröße war die Wirkung seiner Rechtschaffenheit, seiner Tugend und seines Verstandes; seine edle Denkungsart verrieth einen Mann, der einen Gott, eine künftige Belohnung und Bestrafung glaubt.

…………………

Philipp von Valois, erster französischer König aus der Nebenlinie des valesischen Geschlechts, bestieg 1328 den Thron. Die Völker gaben ihm damahls den Beynahmen des Beglückten, bald aber den schönern, des Gerechten.

Sein Vasall, der Graf von Flandern, hatte seine Unterthanen so gedrückt, daß die Leute in der Verzweiflung erst die flandrischen Amtleute todt schlugen, dann, um sich gegen grausame Strafen zu vertheidigen, die Waffen ergriffen. König Philipp kam dem Grafen zu Hülfe, griff die rebellischen Flamänder an, und schlug sie den 24. August 1328 bey Cassel. Nachdem er alles vermittelt und den Frieden ganz hergestellt hatte, zog er seine Truppen zurück aus dem Lande, und nahm von dem Grafen Abschied. „Sire," sagte dieser, indem er dem Könige öffentlich vor allen versammelten Großen dankte, „nun mich Ew. Majestät verläßt, wer sichert mich vor neuen Unruhen?" — „Nicht doch," fiel ihm der König ins Wort; „mein Heer that freylich viel; aber seyd künftig klüger, seyd künftig menschlicher, und ihr werdet keinen Rebellen mehr sehn!" — Der Graf verbeugte sich erröthend.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 26. und Mittwoch den 28. November 1810.

Ich sammle keine Facta, sondern Maximen zu guter Führung meiner eigenen und öffentlichen Geschäfte. Alles kommt darauf an, daß wir die Dinge aus ihrem rechten Augpunct ansehen, so werden die Begriffe bestimmt und der Styl von selbst simpel und edel werden. Ich schreibe nicht mehr so viele Anmerkungen auf; gemeiniglich machen Collectaneen das Papier weiser als dessen Eigenthümer, und bilden Schriftsteller nicht Menschen; unglücklicher Freund, unglückliche Stadt, deren Obrigkeit, dessen Freund in fremdem und eigenem Nothfall über seine Excerpten laufen muß! Warum Schätze sammeln, welche die Wellen verschlucken, das Feuer verzehren, ein umgeworfenes Dintenfaß vernichten kann. Warum führen die Philosophen das gemeine Wesen übel? Warum ist das Genie seltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakespear nicht Adversaria stoppelten, um unsterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erstickte. Ich will observiren, ob die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltner aufs Papier schreiben. Die Weisheit, der Werth des freyen Mannes von Genie, soll in ihm selbst seyn, und die Tyrannen, welche Europa haben fesseln wollen, sind nicht strengere Unterdrücker als unsere eignen Vorurtheile und beschwerlichen Gewohnheiten.

Johann von Müller.

(142 und 143.)

Die Belagerung von Diu.

1538.

Unter den Tapfern, welche Portugalls Macht und Herrschaft in fernen Erdtheilen befestigten, lebt Sylveira im Nachruhme. Was Geist und Muth, was Stärke des Entschlusses und feste Beharrlichkeit vermögen, das ward von ihm bewährt, als er mit wenigen Kriegern, ganz der eigenen Kraft überlassen, die Mauern von Diu gegen zahllose Schaaren vertheidigte. In Tagen, wo so manche Festungs-Commandanten im Bildnisse entehrt wurden, mag's erhebend seyn, in die Zeit zurück zu schauen, wo ein ritterlicher König einen Gesandten nach Portugall schickte, um das Bildniß des ruhmvollen Sylveira zu hohlen.

Am Eingange des Meerbusens von Cambaya läuft die Küste von Guschrate (Guzurate) in eine hohe felsige Spitze aus, die eine schmale Erdenge an den Continent bindet. Auf dieser Halbinsel, nördlich von den Meereswellen, auf den andern Seiten von der Mündung eines Stroms umflossen, lag die Stadt Diu, stark durch glückliche Lage und Kunst, welche die Portugiesen seit 25 Jahren oft vergeblich zu bezwingen versucht hatten, um durch diese Eroberung die Herrschaft über das indische Meer völlig zu sichern. Von den Mogolen gedrängt, bewilligte endlich der König von Cambaya (Sultan Badur), dem portugiesischen Statthalter Nuno da Cunha, eine Festung auf der Küstenspitze zu bauen. Ein starker Thurm mitten im Flusse, auf einem Felsen erbaut, der nur bey hoher Fluth, wo Wellen seinen Fuß bespühlten, zugänglich war, wurde den Portugiesen übergeben. Dieser Thurm und die Bollwerke der Feste beschützten die Mündung des Flusses, welche einen sicheren Hafen bildete. Nach der Stadtseite hin ward die Festung nach alter Weise durch mehrere bastionirte Thürme gedeckt, unter welchen, als Hauptangriffspuncte der Thomasthurm, der 90 Fuß im Durchmesser, der Jacobsthurm, der nur 60 hatte, und der Johannesthurm, die schwächste Seite, merkwürdig wurden. Ein Graben von ungleicher Breite lief außerhalb, längs dieser Werke.

Der König von Cambaya bereute bald, was er den mächtigen Fremdlingen bewilligt hatte; er suchte die indischen Fürsten gegen sie aufzureitzen, und warb um Hülfe bey dem osmannischen Sultan; aber mitten unter diesen Vorbereitungen zum Kampfe, traf ihn der Todesstreich von der Portugiesen Hand. Sein Günstling, Khojah Zaffar (Coje Sofar) von der Insel Scio stammend, leitete den Nachfolger des ermordeten Königs, das begonnene Werk zu vollenden, während er die Portugiesen in Diu mit schlau verstellter Freundschaft täuschte. Er war durch Muth und Kriegskunde der Mann für das große Unternehmen. Die Kriegsvölker des Königs von Cambaya begonnen die Feindseligkeiten in dem Augenblicke, als die türkische Flotte, welche Sultan Sulejman unter dem Pascha von Kahira sandte, aus dem rothen Meere heran segelte. Das cambayische Heer bestand aus mehr als 20,000 Mann erlesener Völker, und die türkische Flotte zählte 76 große und kleine Schiffe, welche mehrere tausend Mann Landungstruppen am Bord hatten. Im Anfange des Septembers 1538 warf der Pascha Anker vor Diu, und ließ seine Janitscharen landen mit vielem Geschütze, worunter fünf-

zig Stücke des größten Calibers, Basilisken genannt, und fünf waren, welche steinerne Kugeln von sieben Spannen im Umfange schossen. Die Belagerung begann von der Seeseite wie zu Lande, und Khojah Zaffar gab dem Pascha die Hoffnung, mit wenigen Stürmen die Burg zu erobern.

Ungünstig für die Portugiesen waren die Umstände. Es war kein naher Entsatz von dem Statthalter aus dem Hauptsitze der portugiesischen Macht zu erwarten, denn noch dauerte die Winterzeit dieser Gegenden, wo die regelmäßig wehenden periodischen Winde die Meerfahrt höchst gefahrvoll machten. Nur 700 Portugiesen, worunter 200 Edle, beschützten die Festung, aber ihre Tapferkeit machte sie eben so vielen Tausenden gleich, und an ihrer Spitze stand ein großherziger Mann, muthvoll und klug, Anton de Sylveira Meneses. Alle sahen dem ungleichen Kampfe mit dem Entschlusse entgegen, der Vertheidigung dieser Mauern, welche ihrem Muth und ihrer Ehre anvertraut waren, die letzte Lebenskraft zu weihen, und dieser Entschluß, von kräftigen Herzen gefaßt und kühn ausgesprochen, war hier heiliges Männerwort. Ein unglaubliches Ereigniß gleich in den ersten Tagen der Belagerung, schien die Begeisterung der Krieger nur höher zu entflammen. Franz Pacheco vertheidigte einen Thurm, der außerhalb der Festung in der Stadt selbst lag; mit 60 Kriegsleuten, welche die stürmenden Türken zurück schlugen, als das Geschütz die Mauer geöffnet hatte. Am folgenden Morgen ward der Thurm in der Mitte zerrissen, und den Vertheidigern blieb kein Schutz gegen das Geschoß von Tausenden, die stürmend andrangen. Noch wehrten sich die Portugiesen mit glücklichem Erfolge, aber endlich ergab sich Pacheco der Aufforderung des Feindes auf die trügerische, bald gebrochene Zusage, ihm Freyheit und Leben zu lassen. Dreyßig seiner Gefährten nahmen die Bedingung an, aber die übrigen, empört über solche Schmach, kämpften wüthend gegen die Übermacht, und fielen, Tod und Wunden austheilend, wie es (sagt Goes) portugiesischen Männern ziemte. Unter diesen Tapfern focht ein alter Krieger, Joann Perez, welcher, als er das türkische Siegeszeichen auf dem Thurme wehen sah, mit fünf Gefährten hinan drang, und mehrmahls das portugiesische Banner wieder aufpflanzte, bis endlich die Helden alle erlagen.

Seit dem 4. October ward die Feste heftiger beschossen, und bis zum 30. des Monaths ohne Unterlaß gekämpft. Kein Tag verging, wo nicht die Portugiesen in einzelnen Haufen ausfielen als grimmige Löwen — sagt ein Augenzeuge auf der feindlichen Flotte — die Alles niedermachten, was ihnen begegnete, und Schrecken verbreitend bis an die Thürme und Verschanzungen der Türken drangen. Schon waren die Schießscharten durch das feindliche Geschütz zerstört, die Zinnen der Feste zertrümmert, die Brustwehren zerrissen, und als einer der Thürme niederstürzte, drangen die Feinde übermächtig heran. Die Brust der Tapfern war ein Bollwerk, fester als Mauern. Sie errichteten schnell aus Balken, Steinen und Schutt einen Wall zur Beschützung des Mauerbruches, den Kugeln und Brandpfeilen der Stürmer trotzend. So ward hier mehrere Tage zwey Mahl der Angriff immer fruchtlos erneuert. Sylveira ließ über den Trümmern des Thurmes eine neue Brustwehr erbauen, und hinter derselben ein großes Feuer anzünden, das unablässig unterhalten ward, um durch die Gluth der Flammen die eindringenden Feinde abzuwehren. Von den Männern ermuthigt, theilten die Frauen die Beschwerden und die Arbeit der Krieger. Isabella de Vega, die Gattinn eines Officiers, sammelte die Weiber, welche in der Festung waren, und alle halfen bey der Ausbesserung der Mauern, um dem Heldenkampfe keine Männerarme zu entziehen. Nicht minder gepriesen ward Anna Fernandez, die einst, als ihr Sohn vor ihren Augen fiel, die Leiche fortschaffte, dann schnell zurück kehrte in das kriegerische Getümmel, um die Streiter zu ermuntern, und erst nach des Kampfes glücklichem Ausgange den geliebten Todten begrub.

Mit der ruhigen Besonnenheit des Anführers, der gegen alle Unternehmungen der Feinde mit Kraft und glücklichen Hülfsmitteln gerüstet war, wetteiferte die begeisterte Tapferkeit einzelner Krieger, wovon die Geschichten jener Zeit auffallende Züge *) bewahren; und so geschah's, daß die kleine Heldenschaar nicht verzagte, als sie durch Kämpfe und Krankheiten mit jedem Tage gemindert ward, und der erwartete Entsatz, durch die kleinliche Eifersucht des neu angekommenen Vicekönigs, Garcia de Noronha, verzögert, auch zu Ende der Winterzeit noch nicht erschien. Nur 250 waffenfähige Männer schützten noch die zerrissenen Mauern. Da rüstete sich der Pascha, erbittert über den unerwarteten Widerstand, in der Nacht vom 30. zum 31. October zu einem allgemeinen Sturme. Sylveira ahnete einen heftigen Angriff, der Alles entscheiden mußte. Er versammelte seine Krieger, und sprach zu ihnen von ihrem heiligen Glauben, von ihrem Vaterlande, ihrem Könige, ihren Weibern und Kindern, von der Türken Treulosigkeit und der Väter herrlichen Thaten. Nach dieser tapfern Männer Beyspiel sollten sie den Tod schmählicher Gefangenschaft vorziehen, und Alle, bis zum Geringsten, schwuren sie, der Pflicht und dem Glauben nicht untreu zu werden.

Bey Anbruch der Dämmerung segelten viele große und kleine Fahrzeuge gegen den Thurm der Festung, welcher die Küste beschützte. Sylveira ließ sich nicht täuschen durch diese List, die Absicht war, die Krieger von der Landseite, wo größere Gefahr drohte, abzuziehen. Die Vertheidiger des Thurms warfen die stürmenden Feinde in's Meer, während heftiger Kampf auf den Mauern begann. Schon waren viele Portugiesen gefallen, viele durch Waffen und Feuer verwundet, als ein neuer Haufen erlesener Krieger heran stürmte. Sylveira, der wachsam überall war, von zwanzig Tapfern begleitet, erhielt jetzt Kunde, die Feinde wären unaufhaltsam durch den Mauerbruch gedrungen, und als er herbey eilte, sah er die Seinigen mit den Feinden mitten in der Festung kämpfen. „Christen!" rief er begeistert mit lauter Stimme, „portugiesische Krieger! gedenkt des Glaubens, des Vaterlandes, der Eurigen. Mir nach, mir nach, die Märtyrerkrone zu hohlen!" und wüthend mit geschwungenem Schwerte stürzte er sich in die feindlichen Reihen, hier und dort sich den Weg bahnend, um die Seinigen zu retten. Die Türken wichen dem heftigen

*) Ein Soldat, so stark als muthvoll, ergriff ganze Pulverfässer, und mit dem Ausrufe: „Fort, fort von mir, ich trage den Tod für mich und für Viele!" schleuderte er die entzündeten Gefäße unter die feindlichen Haufen. Ein anderer, als er alle Kugeln verschossen hatte, riß sich einen Zahn aus, den er in das Gewehr lud. Freylich machte der Scharbock, woran fast alle litten, die Aufopferung minder schmerzhaft.

Angriffe. So dauerte fünf Stunden der Kampf an den Mauern und immer rückten neue streitlustige Haufen gegen die unbesiegte Heldenschaar. Bald wurden die Portugiesen von den Feinden ins Innere der Festung gedrängt, bald diese von jenen bis zu dem Thurme geworfen, durch welchen sie eingedrungen waren, und an dessen Fuß zwey feindliche Anführer standen, um alle zurück zu treiben, die vor den Portugiesen flohen, oder den Angriff verweigerten. Während Mann gegen Mann hier kämpfte, flogen Brandkugeln in die Festung, deren Geschütz wieder die türkischen Schiffe traf, und weite Lücken in die dicht gedrängten Reihen der Stürmer riß. Endlich, bey anbrechender Nacht, zogen sich die Feinde nach großem Verluste in ihr Lager zurück. Die Portugiesen hatten den Sieg theuer erkauft; nur zwölf waren ganz unverwundet, nur vierzig noch fähig, wieder in den Kampf zu treten. Sylveira ließ alle mit Speise erquicken, und als die Verwundeten verbunden, die Todten begraben waren, legte er seine besten Kleider an, und alle mußten sich, festlich geschmückt, um ihn sammeln. Dann zogen sie mit ihm singend und tanzend durch die Festung, und während der ganzen Nacht erschollen laut ihre Stimmen und der Ton der Trompeten. Dieß sollte den Feinden ein Zeichen geben, daß ihr Muth noch so ungeschwächt und streitlustig sey, als bey des Kampfes Anfang. Aber nicht Lachen und Fröhlichkeit belebten den Reigen; Thränen benetzten die Wangen der Helden, welche sich, wenn der Sturm wiederhohlt werden sollte, für des Todes gewisse Opfer hielten; und als nun der Tanz geendigt war, schwuren alle, beym nächsten Kampfe nur mit dem Leben von tapferer Gegenwehr abzulassen, und ihren Tod blutig rächend, zu fallen.

Es war keine Hoffnung, länger glücklichen Widerstand zu leisten. Die streitfähige Mannschaft war erschöpft und kraftlos, viele Stücke und Waffen waren gesprungen und zerbrochen, und alles Pulver verbraucht bis auf die letzte Ladung, die in dem Geschütze war. Nur Wenigen gab der kluge Befehlshaber Kunde von diesem Mangel, damit nicht ein treuloser Sclave einen so unglücklichen Umstand den Feinden verrathen möchte. Sylveira erwartete gefaßt den neuen Sturm, als plötzlich der Pascha alle seine Kriegsvölker so eilig einschiffte, daß er alles Geschütz zurück ließ. Die Portugiesen fürchteten eine List. Alle eilten auf die Mauern, selbst die Verwundeten nahmen ihre letzten Kräfte zusammen, und die Weiber mischten sich unter die Streiter, um die Masse zu vergrößern. Aber der Pascha lichtete die Anker, und bald schwanden alle Segel in der Ferne. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Bundesgenossen selbst, aus Furcht vor den Eroberungsabsichten des stolzen harten Fremdlings, diesen Rückzug durch die ausgesprengte Nachricht von des Vicekönigs Ankunft veranlaßten; aber eigentlich war's — wie Goes erzählt — der Anblick der ersten Abtheilung der portugiesischen Flotte, was den Pascha zu eiliger Flucht bewog. Nachts segelten diese Schiffe mit Geschützdonner und lautem Geschrey der feindlichen Flotte entgegen, und auf jedem Schiffe waren vier Fakeln angezündet, welche den erschrockenen Türken die Zahl der Schiffe vervielfachten. Darauf ließ Khojah Zaffar die Stadt anzünden, und eilig fliehend den Portugiesen das Lager zur Beute. Sylveira's Heldenarbeit war vollbracht.

Ludwig Morus Sforza.

Die vielen Revolutionen und Kriege, denen die zahlreichen Staaten Italiens in den mittlern Jahrhunderten stets ausgesetzt waren, gaben manchen kühnen Abenteurern Gelegenheit zu dem glänzendsten Glück. Mehrere unter ihnen traten aus einer Dunkelheit, die dem Geschichtschreiber jedes Forschen unmöglich macht, auf den Fürstenthron; aber unter Allen war keiner, dessen Familie vom Glücke so begünstigt wurde, als Giacomuzzo Sforza von Attendolo, am 10. July des Jahrs 1369 zu Cotignola in Romagna geboren. Obwohl verschiedene Geschichtschreiber den adelichen Ursprung des Hauses Attendolo behauptet haben, so hatten sie doch dazu keinen historischen Grund, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Adel erst der Lohn der Tapferkeit des ersten Attendolo geworden.

Schon in den frühesten Zeiten, da das Glück des Attendolo und seiner Kinder Aufmerksamkeit erregte, war das Gerücht allgemein, er sey nichts mehr als ein gemeiner Bauersmann gewesen, und als in jenen kriegerischen Zeiten ihm einst einige seiner Kameraden zugeredet, Soldat zu werden, so habe er seine Hacke mit dem Entschlusse auf eine Eiche geworfen, seine bisherige Lebensart, falls sie herunter fiele, fortzusetzen, sollte sie aber auf dem Baume liegen bleiben, in den Krieg zu ziehen; sie blieb liegen, und Attendolo wurde Soldat; er erwarb sich wegen seiner Alles zwingenden Kühnheit den Nahmen Sforza; ward von den mächtigsten Staaten desselben als Feldherr verlangt, und starb als Connetable des Königreichs Neapel in den Wellen des Pescara im 55. Jahre seines Alters. Er hatte mehrere Kinder, unter denen der große Franz Sforza die Zierde seines Geschlechts und der Held seines Jahrhunderts war. Er starb als Herzog von Mailand und Herr von Genua im Jahre 1466, im 65. seines Alters, und erwarb sich den Ruhm eines Helden, den das Glück in 22 Schlachten nicht verließ, und der den errungenen Thron durch die Größe seines Geistes und seine Tapferkeit zu behaupten wußte. Er hinterließ von seiner Gemahlinn Blanca eine zahlreiche Nachkommenschaft, auf die er jedoch seinen Geist und richtigen Verstand nicht vererbte.

Galeatius Maria, sein ältester Sohn, befand sich, bey dem Tode seines Vaters, in Frankreich, wohin er von seinem Vater mit einem Heere zur Hülfe Ludewigs XI., der damahls einen gefährlichen Krieg mit den Großen seines Reichs zu führen hatte, geschickt war; er kehrte indeß sogleich nach seinen Staaten zurück, und trat die Regierung derselben ohne Widerspruch an.

Das Herzogthum Mailand gab an Macht, Reichthum und Wohlstand keinem Königreiche nach, und es beruhte bey seinem Regenten, der Schiedsrichter und Schutzgott Italiens zu seyn. Aber Galeatius hatte keinen Sinn für eine so ehrenvolle Rolle. Sein Stolz und seine Härte entzweyte ihn mit seinen Nachbarn, und seine Eitelkeit vergeudete seine und seiner Unterthanen Schätze. Unter dem Vorwande eines Gelübdes unternahm er im Jahre 1471 jene in der Geschichte berüchtigte Reise, welche ihm und den Städten, wohin er kam, unermeßliche Summen kostete; zu Anfang des Monaths März trat er mit seiner Gemahlinn Bona, einer savoyischen Prinzessinn, die Reise nach Florenz mit einem solchen Aufwande an, daß er

zig Stücke des größten Calibers, Basilisken genannt, und fünf waren, welche steinerne Kugeln von sieben Spannen im Umfange schossen. Die Belagerung begann von der Seeseite wie zu Lande, und Khojah Zaffar gab dem Pascha die Hoffnung, mit wenigen Stürmen die Burg zu erobern.

Ungünstig für die Portugiesen waren die Umstände. Es war kein naher Entsatz von dem Statthalter aus dem Hauptsitze der portugiesischen Macht zu erwarten, denn noch dauerte die Winterzeit dieser Gegenden, wo die regelmäßig wehenden periodischen Winde die Meerfahrt höchst gefahrvoll machten. Nur 700 Portugiesen, worunter 200 Edle, beschützten die Festung, aber ihre Tapferkeit machte sie eben so vielen Tausenden gleich, und an ihrer Spitze stand ein großherziger Mann, muthvoll und klug, Anton de Sylveira Meneses. Alle sahen dem ungleichen Kampfe mit dem Entschlusse entgegen, der Vertheidigung dieser Mauern, welche ihrem Muth und ihrer Ehre anvertraut waren, die letzte Lebenskraft zu weihen, und dieser Entschluß, von kräftigen Herzen gefaßt und kühn ausgesprochen, war hier heiliges Männerwort. Ein unglaubliches Ereigniß gleich in den ersten Tagen der Belagerung, schien die Begeisterung der Krieger nur höher zu entflammen. Franz Pacheco vertheidigte einen Thurm, der außerhalb der Festung in der Stadt selbst lag; mit 60 Kriegsleuten, welche die stürmenden Türken zurück schlugen, als das Geschütz die Mauer geöffnet hatte. Am folgenden Morgen ward der Thurm in der Mitte zerrissen, und den Vertheidigern blieb kein Schutz gegen das Geschoß von Tausenden, die stürmend andrangen. Noch wehrten sich die Portugiesen mit glücklichem Erfolge, aber endlich ergab sich Pacheco der Aufforderung des Feindes auf die trügerische, bald gebrochene Zusage, ihm Freyheit und Leben zu lassen. Dreyßig seiner Gefährten nahmen die Bedingung an, aber die übrigen, empört über solche Schmach, kämpften wüthend gegen die Übermacht, und fielen, Tod und Wunden austheilend, wie es (sagt Goes) portugiesischen Männern ziemte. Unter diesen Tapfern focht ein alter Krieger, Joann Perez, welcher, als er das türkische Siegeszeichen auf dem Thurme wehen sah, mit fünf Gefährten hinan drang, und mehrmahls das portugiesische Banner wieder aufpflanzte, bis endlich die Helden alle erlagen.

Seit dem 4. October ward die Feste heftiger beschossen, und bis zum 30. des Monaths ohne Unterlaß gekämpft. Kein Tag verging, wo nicht die Portugiesen in einzelnen Haufen ausfielen als grimmige Löwen — sagt ein Augenzeuge auf der feindlichen Flotte — die Alles niedermachten, was ihnen begegnete, und Schrecken verbreitend bis an die Thürme und Verschanzungen der Türken drangen. Schon waren die Schießscharten durch das feindliche Geschütz zerstört, die Zinnen der Feste zertrümmert, die Brustwehren zerrissen, und als einer der Thürme niederstürzte, drangen die Feinde übermächtig heran. Die Brust der Tapfern war ein Bollwerk, fester als Mauern. Sie errichteten schnell aus Balken, Steinen und Schutt einen Wall zur Beschützung des Mauerbruches, den Kugeln und Brandpfeilen der Stürmer trotzend. So ward hier mehrere Tage zwey Mahl der Angriff immer fruchtlos erneuert. Sylveira ließ über den Trümmern des Thurmes eine neue Brustwehr erbauen, und hinter derselben ein großes Feuer anzünden, das unablässig unterhalten ward, um durch die Gluth der Flammen die eindringenden Feinde abzuwehren. Von den Männern ermuthigt, theilten die Frauen die Beschwerden und die Arbeit der Krieger. Isabella de Vega, die Gattinn eines Officiers, sammelte die Weiber, welche in der Festung waren, und alle halfen bey der Ausbesserung der Mauern, um dem Heldenkampfe keine Männerarme zu entziehen. Nicht minder gepriesen ward Anna Fernandez, die einst, als ihr Sohn vor ihren Augen fiel, die Leiche fortschaffte, dann schnell zurück kehrte in das kriegerische Getümmel, um die Streiter zu ermuntern, und erst nach des Kampfes glücklichem Ausgange den geliebten Todten begrub.

Mit der ruhigen Besonnenheit des Anführers, der gegen alle Unternehmungen der Feinde mit Kraft und glücklichen Hülfsmitteln gerüstet war, wetteiferte die begeisterte Tapferkeit einzelner Krieger, wovon die Geschichten jener Zeit auffallende Züge *) bewahren; und so geschah's, daß die kleine Heldenschaar nicht verzagte, als sie durch Kämpfe und Krankheiten mit jedem Tage gemindert ward, und der erwartete Entsatz, durch die kleinliche Eifersucht des neu angekommenen Vicekönigs, Garcia de Noronha, verzögert, auch zu Ende der Winterzeit noch nicht erschien. Nur 250 waffenfähige Männer schützten noch die zerrissenen Mauern. Da rüstete sich der Pascha, erbittert über den unerwarteten Widerstand, in der Nacht vom 30. zum 31. October zu einem allgemeinen Sturme. Sylveira ahnete einen heftigen Angriff, der Alles entscheiden mußte. Er versammelte seine Krieger, und sprach zu ihnen von ihrem heiligen Glauben, von ihrem Vaterlande, ihrem Könige, ihren Weibern und Kindern, von der Türken Treulosigkeit und der Väter herrlichen Thaten. Nach dieser tapfern Männer Beyspiel sollten sie den Tod schmählicher Gefangenschaft vorziehen, und Alle, bis zum Geringsten, schwuren sie, der Pflicht und dem Glauben nicht untreu zu werden.

Bey Anbruch der Dämmerung segelten viele große und kleine Fahrzeuge gegen den Thurm der Festung, welcher die Küste beschützte. Sylveira ließ sich nicht täuschen durch diese List, die Absicht war, die Krieger von der Landseite, wo größere Gefahr drohte, abzuziehen. Die Vertheidiger des Thurms warfen die stürmenden Feinde in's Meer, während heftiger Kampf auf den Mauern begann. Schon waren viele Portugiesen gefallen, viele durch Waffen und Feuer verwundet, als ein neuer Haufen erlesener Krieger heran stürmte. Sylveira, der wachsam überall war, von zwanzig Tapfern begleitet, erhielt jetzt Kunde, die Feinde wären unaufhaltsam durch den Mauerbruch gedrungen, und als er herbey eilte, sah er die Seinigen mit den Feinden mitten in der Festung kämpfen. „Christen!" rief er begeistert mit lauter Stimme, „portugiesische Krieger! gedenkt des Glaubens, des Vaterlandes, der Eurigen. Mir nach, mir nach, die Märtyrerkrone zu hohlen!" und wüthend mit geschwungenem Schwerte stürzte er sich in die feindlichen Reihen, hier und dort sich den Weg bahnend, um die Seinigen zu retten. Die Türken wichen dem heftigen

*) Ein Soldat, so stark als muthvoll, ergriff ganze Pulverfässer, und mit dem Ausrufe: „Fort, fort von mir, ich trage den Tod für mich und für Viele!" schleuderte er die entzündeten Gefäße unter die feindlichen Haufen. Ein anderer, als er alle Kugeln verschossen hatte, riß sich einen Zahn aus, den er in das Gewehr lud. Freylich machte der Scharbock, woran fast alle litten, die Aufopferung minder schmerzhaft.

Angriffe. So dauerte fünf Stunden der Kampf an den Mauern und immer rückten neue streitlustige Haufen gegen die unbesiegte Heldenschaar. Bald wurden die Portugiesen von den Feinden ins Innere der Festung gedrängt, bald diese von jenen bis zu dem Thurme geworfen, durch welchen sie eingedrungen waren, und an dessen Fuß zwey feindliche Anführer standen, um alle zurück zu treiben, die vor den Portugiesen flohen, oder den Angriff verweigerten. Während Mann gegen Mann hier kämpfte, flogen Brandkugeln in die Festung, deren Geschütz wieder die türkischen Schiffe traf, und weite Lücken in die dicht gedrängten Reihen der Stürmer riß. Endlich, bey anbrechender Nacht, zogen sich die Feinde nach großem Verluste in ihr Lager zurück. Die Portugiesen hatten den Sieg theuer erkauft; nur zwölf waren ganz unverwundet, nur vierzig noch fähig, wieder in den Kampf zu treten. Sylveira ließ alle mit Speise erquicken, und als die Verwundeten verbunden, die Todten begraben waren, legte er seine besten Kleider an, und alle mußten sich, festlich geschmückt, um ihn sammeln. Dann zogen sie mit ihm singend und tanzend durch die Festung, und während der ganzen Nacht erschollen laut ihre Stimmen und der Ton der Trompeten. Dieß sollte den Feinden ein Zeichen geben, daß ihr Muth noch so ungeschwächt und streitlustig sey, als bey des Kampfes Anfang. Aber nicht Lachen und Fröhlichkeit belebten den Reigen; Thränen benetzten die Wangen der Helden, welche sich, wenn der Sturm wiederhohlt werden sollte, für des Todes gewisse Opfer hielten; und als nun der Tanz geendigt war, schwuren alle, beym nächsten Kampfe nur mit dem Leben von tapferer Gegenwehr abzulassen, und ihren Tod blutig rächend, zu fallen.

Es war keine Hoffnung, länger glücklichen Widerstand zu leisten. Die streitfähige Mannschaft war erschöpft und kraftlos, viele Stücke und Waffen waren gesprungen und zerbrochen, und alles Pulver verbraucht bis auf die letzte Ladung, die in dem Geschütze war. Nur Wenigen gab der kluge Befehlshaber Kunde von diesem Mangel, damit nicht ein treuloser Sclave einen so unglücklichen Umstand den Feinden verrathen möchte. Sylveira erwartete gefaßt den neuen Sturm, als plötzlich der Pascha alle seine Kriegsvölker so eilig einschiffte, daß er alles Geschütz zurück ließ. Die Portugiesen fürchteten eine List. Alle eilten auf die Mauern, selbst die Verwundeten nahmen ihre letzten Kräfte zusammen, und die Weiber mischten sich unter die Streiter, um die Masse zu vergrößern. Aber der Pascha lichtete die Anker, und bald schwanden alle Segel in der Ferne. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Bundesgenossen selbst, aus Furcht vor den Eroberungsabsichten des stolzen harten Fremdlings, diesen Rückzug durch die ausgesprengte Nachricht von des Vicekönigs Ankunft veranlaßten; aber eigentlich war's — wie Goes erzählt — der Anblick der ersten Abtheilung der portugiesischen Flotte, was den Pascha zu eiliger Flucht bewog. Nachts segelten diese Schiffe mit Geschützdonner und lautem Geschrey der feindlichen Flotte entgegen, und auf jedem Schiffe waren vier Fakeln angezündet, welche den erschrockenen Türken die Zahl der Schiffe vervielfachten. Darauf ließ Khojah Zaffar die Stadt anzünden, und eilig fliehend den Portugiesen das Lager zur Beute. Sylveira's Heldenarbeit war vollbracht.

Ludwig Morus Sforza.

Die vielen Revolutionen und Kriege, denen die zahlreichen Staaten Italiens in den mittlern Jahrhunderten stets ausgesetzt waren, gaben manchen kühnen Abenteurern Gelegenheit zu dem glänzendsten Glück. Mehrere unter ihnen traten aus einer Dunkelheit, die dem Geschichtschreiber jedes Forschen unmöglich macht, auf den Fürstenthron; aber unter Allen war keiner, dessen Familie vom Glücke so begünstigt wurde, als Giacomuzzo Sforza von Attendolo, am 10. July des Jahrs 1369 zu Cotignola in Romagna geboren. Obwohl verschiedene Geschichtschreiber den adelichen Ursprung des Hauses Attendolo behauptet haben, so hatten sie doch dazu keinen historischen Grund, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Adel erst der Lohn der Tapferkeit des ersten Attendolo geworden.

Schon in den frühesten Zeiten, da das Glück des Attendolo und seiner Kinder Aufmerksamkeit erregte, war das Gerücht allgemein, er sey nichts mehr als ein gemeiner Bauersmann gewesen, und als in jenen kriegerischen Zeiten ihm einst einige seiner Kameraden zugeredet, Soldat zu werden, so habe er seine Hacke mit dem Entschlusse auf eine Eiche geworfen, seine bisherige Lebensart, falls sie herunter fiele, fortzusetzen, sollte sie aber auf dem Baume liegen bleiben, in den Krieg zu ziehen; sie blieb liegen, und Attendolo wurde Soldat; er erwarb sich wegen seiner Alles zwingenden Kühnheit den Nahmen Sforza; ward von den mächtigsten Staaten desselben als Feldherr verlangt, und starb als Connetable des Königreichs Neapel in den Wellen des Pescara im 55. Jahre seines Alters. Er hatte mehrere Kinder, unter denen der große Franz Sforza die Zierde seines Geschlechts und der Held seines Jahrhunderts war. Er starb als Herzog von Mailand und Herr von Genua im Jahre 1466, im 65. seines Alters, und erwarb sich den Ruhm eines Helden, den das Glück in 22 Schlachten nicht verließ, und der den errungenen Thron durch die Größe seines Geistes und seine Tapferkeit zu behaupten wußte. Er hinterließ von seiner Gemahlinn Blanca eine zahlreiche Nachkommenschaft, auf die er jedoch seinen Geist und richtigen Verstand nicht vererbte.

Galeatius Maria, sein ältester Sohn, befand sich, bey dem Tode seines Vaters, in Frankreich, wohin er von seinem Vater mit einem Heere zur Hülfe Ludewigs XI., der damahls einen gefährlichen Krieg mit den Großen seines Reichs zu führen hatte, geschickt war; er kehrte indeß sogleich nach seinen Staaten zurück, und trat die Regierung derselben ohne Widerspruch an.

Das Herzogthum Mailand gab an Macht, Reichthum und Wohlstand keinem Königreiche nach, und es beruhte bey seinem Regenten, der Schiedsrichter und Schutzgott Italiens zu seyn. Aber Galeatius hatte keinen Sinn für eine so ehrenvolle Rolle. Sein Stolz und seine Härte entzweyte ihn mit seinen Nachbarn, und seine Eitelkeit vergeudete seine und seiner Unterthanen Schätze. Unter dem Vorwande eines Gelübdes unternahm er im Jahre 1471 jene in der Geschichte berüchtigte Reise, welche ihm und den Städten, wohin er kam, unermeßliche Summen kostete; zu Anfang des Monaths März trat er mit seiner Gemahlinn Bona, einer savoyischen Prinzessinn, die Reise nach Florenz mit einem solchen Aufwande an, daß er

durch seine Verschwendung allen Staaten Italiens ein gefährliches, von ihnen leider nur zu sehr nachgeahmtes Beyspiel gab. Er hatte eine Menge Hofleute, Bediente, einen zahlreichen Adel und eine Leibwache von 2000 Reitern bey sich, die auf das prachtvollste gekleidet waren. Er führte 200 beladene Maulthiere, 500 Kuppeln Hunde, eine Menge Falken und Sperber mit sich, und dieser Aufzug allein kostete 200,000 Golddukaten.

Damahls herrschte zu Florenz eine außerordentliche Üppigkeit, die Tochter des Müßiggangs und der Ruhe; die Laster nahmen unter der Jugend überhand, Spiele und Ausschweifungen mit dem schönen Geschlechte waren herrschender Ton. Die Ankunft des Herzogs von Mailand und seiner Gemahlinn vermehrte diesen Hang. Als etwas Außerordentliches wird bemerkt, daß damahls zum ersten Mahl in Florenz der ganze Hof zur Fastenzeit Fleisch aß. Man gab sonderbare Schauspiele, und da man die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel in einer Kirche vorstellen wollte, wobey eine Menge Lichter und Wachskerzen gebraucht wurden, so ward damit die ganze Kirche angezündet, welche ein Raub der Flammen wurde. Durch diesen Besuch wurde Florenz noch mehr mit Leuten überschwemmt, welche schnell ein allgemeines Sittenverderbniß beförderten. Die ansehnlichsten Häuser entkräfteten sich, und das Volk ward zum Müßiggang verleitet, und nur Lorenz Medici allein, in dessen Pallast der Herzog und seine Gemahlinn wohnten, konnte durch seine Reichthümer den Glanz seines Hauses behaupten, welches andern unmöglich war.

Von Florenz begab sich der Herzog von Mailand nach Lucca, wo er von der Republik mit vieler Hochachtung empfangen und reichlich beschenkt wurde; von Lucca verfügte er sich nach Genua. Diese berühmte Stadt nahm ihren Fürsten mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen und großer Pracht auf, und beschenkte ihn ebenfalls. Allein, dünkten ihm diese Geschenke und Ehrenbezeugungen geringer, als die, welche er von andern, die nicht seine Unterthanen waren, erhalten, oder empörte ihn der republikanische Stolz der Einwohner? Gleich einem Flüchtling ging er nach einem dreytägigen Aufenthalte unvermuthet nach Mailand zurück, und ließ das Schloß nebst den andern Festungen der Stadt zum großen Widerwillen der Einwohner noch mehr befestigen.

Das Schicksal Galeatius Maria's entwickelte sich wenige Jahre hernach, 1476, auf eine tragische Weise. Zu Mailand hielt sich damahls ein gewisser Cola, von Geburt ein Mantuaner, auf, der die Kinder der vornehmsten Häuser in der lateinischen Sprache unterrichtete. Dieser gelehrte, höchst ehrgeitzige Mann sprach oft mit Wärme von dem Unglück der Staaten, welche böse Regenten hätten, und von dem Glücke derjenigen, die der Himmel als Bürger einer Republik hätte geboren werden lassen.

Unter seinen Schülern waren drey junge vornehme Mailänder, Johann Andreas Lampugnano, Carl Visconti und Hieronymus Olgiato, gleich feurige und fähige Köpfe, seine vorzüglichsten Lieblinge, mit denen er sich oft im vertrauten Tone von den Lastern des Herzogs besprach. Seine Gewalt über sie ging so weit, daß er sie schwören ließ, ihr Vaterland, sobald sie Fähigkeiten und Gelegenheit dazu bekommen würden, von der Tyranney des Herzogs zu befreyen. Da die jungen Leute sich täglich durch die Erfahrung von den Lastern des Herzogs überzeugten, so entschlossen sie sich desto bereitwilliger zu einem gewagten Unternehmen, da sie persönlich von ihm beleidigt worden waren. Galeatius gab fortwährend neue Beweise einer grausamen Seele und eines unmäßigen Hanges zur Wollust. Kein Frauenzimmer, nicht einmahl von den vornehmsten Ständen, war vor ihm sicher; er begnügte sich nicht damit, sie selbst zu entehren, sondern er gab sie auch den Begierden der niedrigsten Menschen preis. Er ließ viele Personen hinrichten, und weidete sich an ihren langsamen Qualen. Sein Betragen gegen seine Mutter, und ihr schneller Tod hatten einen fürchterlichen Verdacht gegen ihn veranlaßt. Die Gattinnen des Lampugnano und Visconti hatte er entehrt, und dem Olgiato wollte er die Abtey Morimondo nicht ausliefern, die ihm der Papst verliehen hatte. Diese Beleidigungen bestärkten sie in dem Entschlusse, Befreyer ihres Vaterlandes zu werden, indem sie sich schmeichelten, daß sie der Adel und das ganze Volk unterstützen würden. Ihren Plan näher zu verabreden, kamen sie oft zusammen, ohne daß man Verdacht schöpfte, indem es bekannt war, daß sie von ihrer Kindheit an gute Freunde gewesen. Sie beschlossen endlich, den Herzog zu ermorden, und bestimmten den zweyten Weihnachts-Feyertag, an welchem der Herzog sich in die Stephans-Kirche zu begeben pflegte, zur Ausführung ihres Vorhabens. Auch glaubten sie ihre Freunde an diesem Tage unter mancherley Vorwänden versammeln zu können; überdem redeten sie ab, daß, falls man einen von ihnen ergriffe, die andern ihn sogleich niederstechen sollten.

Am Morgen des Tages ließen sie einige ihrer Freunde bewaffnen, unter dem Vorwande, dem Olgiato zu helfen; einen Bach auf seine Güter zu leiten, dawider sich verschiedene seiner Feinde setzten; vor ihrem Auszug aber gaben sie vor, vom Herzog Abschied nehmen zu wollen. Unter mehrern Vorwänden riefen sie viele ihrer Anverwandten herbey, in Hoffnung, daß auch diese, sobald der Streich geschehen wäre, sich für sie erklären würden, und sie beschlossen das Volk zur Empörung zu rufen, und sodann die Herzoginn und ihre Minister zu verhaften. Sie hofften das Volk desto leichter zu bewegen, indem sie ihm die Palläste des Ministers Cecco Simonetta und anderer an der Regierung Theil habenden Personen zur Plünderung preis geben wollten. Olgiato und seine Freunde erschienen früh in der Kirche und hörten die Messe.

Der Herzog schien keine Lust zu haben, nach St. Stephan zu gehen, und mancher Umstand hätte ihn davon abhalten können. Stets war er gewohnt einen Brustharnisch zu tragen, heute aber zog er ihn wieder aus, weil er ihm beschwerlich ward. Er hatte Lust, die Messe im Schlosse zu hören, aber sein Caplan war bereits mit allen Ornamenten nach St. Stephan abgegangen. Er wollte sich darauf durch den Bischof von Como, der sich bey Hofe befand, die Messe lesen lassen, aber diesen hinderte eine Unpäßlichkeit. Wider Willen mußte er daher nach St. Stephan gehen. Aber gleichsam als wenn ihm sein Schicksal geahnet hätte, ließ er zuvor seine zwey Söhne, Johann Galeatius und Hermes kommen, umarmte sie, und konnte sich nicht von ihnen trennen. Endlich ging er zwischen den Gesandten von Ferrara und Mantua. Als er der Kirche nahe kam, stellten sich Lampugnano und Olgiato bey dem Eingange rechts, Visconti links, und ließen diejenigen, die vor dem Herzog hergingen, ruhig hereintreten. Endlich kam der Herzog selbst mit einem großen Gefolge, und Lampugnano und Olgiato setzten sich in Bewegung, stellten sich, als ob sie dem Herzoge Platz

machen wollten, näherten sich ihm, zogen ihre Dolche, die sie im Rockärmel verborgen hatten, und fielen über den Herzog her: dieser sank mit sechs Wunden, noch ehe es jemand gewahr wurde, daß er verwundet war; man hörte ihn nichts als die Worte „Santa Vergine" sagen. Indem er sank, entstand ein großer Lärm; mehrere zogen die Schwerter, einige liefen zur Kirche hinaus, andere dahin wo der größte Tumult war, ohne zu wissen, warum?

Diejenigen, welche dem Herzog am nächsten waren und ihn fallen sahen, erkannten die Mörder, und eilten ihnen nach. Lampugnano, der zur Kirche hinauslaufen wollte, drang durch die Weibsleute hindurch, welche auf dem Boden saßen, verwickelte sich aber in ihre Röcke, und ward darüber von einem Mohren des Herzogs erhascht, der ihn niederstach. Ein gleiches Schicksal hatte Visconti. Olgiato aber kam mit dem Volke zur Kirche hinaus, und begab sich, da er seine Kameraden todt sah, nach Hause; aber weder sein Vater, noch seine Brüder wollten ihn aufnehmen. Seine Mutter empfahl ihn einem Priester, einem alten Freunde ihres Hauses, welcher ihn in sein eigenes Kleid verhüllte, und in sein Haus führte, wo er sich zwey Tage aufhielt, und immer noch hoffte, daß eine Revolution entstehen sollte. Als aber alles ruhig blieb, und er besorgte, verrathen zu werden, versuchte er, in verstellter Kleidung zu entfliehen, ward aber entdeckt und geviertheilt. Der älteste Sohn des Herzogs Johann Galeatius Maria wurde, noch nicht acht Jahre alt, zum Herzog ausgerufen; doch führte bey seiner Minderjährigkeit seine Mutter, die Herzoginn Bona, die Regierung.

Ludewig Sforza, der in der Geschichte den Beynahmen Moro führt, der Bruder des ermordeten Herzogs, riß durch seine Ränke die Regierung des Landes an sich; nachdem er den der Herzoginn treuen Cecco Simonetta auf das Schaffot gebracht hatte, mußte der zwölfjährige Johann Galeatius die Regierung selbst übernehmen, und seiner Mutter, der Herzoginn, sagen lassen, sie solle hinführo ihrer Andacht abwarten; sie verließ daher den Hof, und Ludewig war nunmehr Regent, und lenkte die Angelegenheiten des Staats nach seinem Gutdünken.

Seine Ränke riefen zum Unglück von Italien und auch seinem eigenen, den König Carl VIII. von Frankreich in dieß Land; aber kaum hatte er nach dem Tode des jungen Herzogs Johann Galeatius sich des Herzogthums Mailand mit Übergehung der hinterlassenen Kinder desselben bemächtigt, als er, bisher der erste und thätigste Anhänger Frankreichs, da er mit Neid und Furcht den Fortgang der französischen Waffen sahe, ein erklärter Gegner desselben wurde.

Die vorzüglichen Fähigkeiten dieses irre geleiteten Staatsmannes glichen einem scharfen Werkzeuge in der Hand eines ungeschickten Künstlers; er vereitelte durch ihren Gebrauch nicht allein seinen Zweck, sondern that sich gewöhnlich am Ende selbst Schaden damit. Hätte er sich mit dem Range und Ansehen begnügt, das er in seinem Vaterlande genoß, ohne um die Gunst und Vermittelung des französischen Königs sich zu bewerben, oder hätte er dem siegreichen Carl Treue und Glauben gehalten, seine neuen Eroberungen ihm sichern geholfen, und ihm bey seinem Rückzuge über die Alpen Beystand geleistet, so würde er auf beyde Fälle ohne Zweifel im ruhigen Besitze seiner unrechtmäßig erworbenen Gewalt geblieben seyn.

Allein es scheint fast, als ob manche Menschen einen so entschiedenen Hang zum Bösen hätten, daß sie ihren eigenen Vortheil nicht mehr kennen, sobald er, wie es oft der Fall ist, mit den Gesetzen der Rechtschaffenheit und Sittlichkeit übereinstimmt. Nur mit genauer Noth langte Carl mit seinem geschwächten Heere wieder in Frankreich an, wo seine abermahligen großen Zurüstungen und seine Erbitterung über Ludewig Sforza's Untreue diesen einen fürchterlichen Angriff in seinen eigenen Staaten ahnen ließen.

Wie furchtbar und gefährlich ihm diese Zurüstungen des Königs gewesen, bewies seine geäußerte Freude bey der Nachricht von Carls Tode; aber diese Freude war nur von kurzer Dauer, denn der neue König Ludewig XII., der von seinem langen Aufenthalt von Novara her, eine genaue Kenntniß von der Wichtigkeit der Lombardey hatte, war auf nichts so eifrig bedacht, als auf die Eroberung des Herzogthums Mailand. Er verband Unterhandlungen mit Rüstungen.

Mit Spanien und England schloß er Frieden, mit der Schweiz ein Bündniß; auch suchte er die italienischen Mächte auf seine Seite zu bringen, oder wenigstens zu hindern, daß sie sich seinen Absichten nicht widersetzten. Den Papst Alexander VI. trennte er von Ludewig Sforza gänzlich, durch eine Lockung, der dieser Ehrgeitzige zu widerstehen unfähig war; er gab dem Sohne desselben, dem berüchtigten Cäsar Borgia, eine Prinzessinn vom königlichen Geblüte zur Gemahlinn, und zugleich die Versicherung, ihn zum Herrn verschiedener Länder zu machen. Die Venetianer waren leicht zu gewinnen, seitdem Ludewig Moro sie bey Pisa betrogen hatte, haßten sie ihn als einen Verräther: da nun der König ihnen Cremona und Chierabadda anboth, gaben sie allen seinen Vorschlägen Beyfall. Jetzt ließ der König sein Bündniß mit dem Papst und Venedig absichtlich bekannt machen. Ludewig Sforza gerieth in die äußerste Verlegenheit, die noch peinlicher wurde, als Jacob Trivulzi mit französischen Völkern nach Asti zog, und über den bevorstehenden Kriegeszug des Königs keine Zweifel mehr übrig ließ.

Von allen Seiten gedrängt suchte Sforza Verbündete gegen Frankreich, aber Niemand wollte sich mit ihm einlassen. Er wandte sich zuletzt an die Schweizer-Cantone, aber auch hier waren seine Bemühungen vergebens; doch gelang es ihm, eine Anzahl Reißläufer, ohne Bewilligung ihrer Obern, durch Versprechung eines hohen Soldes, in seine Dienste zu locken.

Sforza's Betragen gegen seine Unterthanen war wie der damahlige Zustand seiner Seele, sich selbst widersprechend, und nicht von der Art, Eifer zu seiner Vertheidigung hervorzubringen. Wenn er heute einige Große durch Wiedererstattungen auszusohnen, und durch Herablassung und Hoffnung, ihre Lasten zu vermindern, alle zu begütigen suchte; so plagte er sie morgen durch Gelderpressungen und Auflagen aufs neue, so daß sie, seiner Herrschaft müde, mit Ungeduld auf einen andern Herrn und bessere Zeiten warteten. Mit vielen Kosten hatte er endlich, um sich den Franzosen und Venetianern zu widersetzen, ein Heer von 18000 Mann und eine beträchtliche Artillerie zusammengebracht. An Kaiser Maximilian sandte er Geld, so viel er zusammenbringen konnte, und erhielt dagegen viel Versprechungen, aber unbeträchtliche Hülfe. Seine Armee und sein Geschütz leisteten nichts; denn ein Theil seiner Befehlshaber schienen ungetreu. In dieser Verlegenheit sah er nur einen

durch seine Verschwendung allen Staaten Italiens ein gefährliches, von ihnen leider nur zu sehr nachgeahmtes Beyspiel gab. Er hatte eine Menge Hofleute, Bediente, einen zahlreichen Adel und eine Leibwache von 2000 Reitern bey sich, die auf das prachtvollste gekleidet waren. Er führte 200 beladene Maulthiere, 500 Kuppeln Hunde, eine Menge Falken und Sperber mit sich, und dieser Aufzug allein kostete 200,000 Goldducaten.

Damahls herrschte zu Florenz eine außerordentliche Üppigkeit, die Tochter des Müßiggangs und der Ruhe; die Laster nahmen unter der Jugend überhand, Spiele und Ausschweifungen mit dem schönen Geschlechte waren herrschender Ton. Die Ankunft des Herzogs von Mailand und seiner Gemahlinn vermehrte diesen Hang. Als etwas Außerordentliches wird bemerkt, daß damahls zum ersten Mahl in Florenz der ganze Hof zur Fastenzeit Fleisch aß. Man gab sonderbare Schauspiele, und da man die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel in einer Kirche vorstellen wollte, wobey eine Menge Lichter und Wachskerzen gebraucht wurden, so ward damit die ganze Kirche angezündet, welche ein Raub der Flammen wurde. Durch diesen Besuch wurde Florenz noch mehr mit Leuten überschwemmt, welche schnell ein allgemeines Sittenverderbniß beförderten. Die ansehnlichsten Häuser entkräfteten sich, und das Volk ward zum Müßiggang verleitet, und nur Lorenz Medici allein, in dessen Pallast der Herzog und seine Gemahlinn wohnten, konnte durch seine Reichthümer den Glanz seines Hauses behaupten, welches andern unmöglich war.

Von Florenz begab sich der Herzog von Mailand nach Lucca, wo er von der Republik mit vieler Hochachtung empfangen und reichlich beschenkt wurde; von Lucca verfügte er sich nach Genua. Diese berühmte Stadt nahm ihren Fürsten mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen und großer Pracht auf, und beschenkte ihn ebenfalls. Allein, dünkten ihm diese Geschenke und Ehrenbezeugungen geringer, als die, welche er von andern, die nicht seine Unterthanen waren, erhalten, oder empörte ihn der republikanische Stolz der Einwohner? Gleich einem Flüchtling ging er nach einem dreytägigen Aufenthalte unvermuthet nach Mailand zurück, und ließ das Schloß nebst den andern Festungen der Stadt zum großen Widerwillen der Einwohner noch mehr befestigen.

Das Schicksal Galeatius Maria's entwickelte sich wenige Jahre hernach, 1476, auf eine tragische Weise. Zu Mailand hielt sich damahls ein gewisser Cola, von Geburt ein Mantuaner, auf, der die Kinder der vornehmsten Häuser in der lateinischen Sprache unterrichtete. Dieser gelehrte, höchst ehrgeizige Mann sprach oft mit Wärme von dem Unglück der Staaten, welche böse Regenten hätten, und von dem Glücke derjenigen, die der Himmel als Bürger einer Republik hätte geboren werden lassen.

Unter seinen Schülern waren drey junge vornehme Mailänder, Johann Andreas Lampugnano, Carl Visconti und Hieronymus Olgiato, gleich feurige und fähige Köpfe, seine vorzüglichsten Lieblinge, mit denen er sich oft im vertrauten Tone von den Lastern des Herzogs besprach. Seine Gewalt über sie ging so weit, daß er sie schwören ließ, ihr Vaterland, sobald sie Fähigkeiten und Gelegenheit dazu bekommen würden, von der Tyranney des Herzogs zu befreyen. Da die jungen Leute sich täglich durch die Erfahrung von den Lastern des Herzogs überzeugten, so entschlossen sie sich desto bereitwilliger zu einem gewagten Unternehmen, da sie persönlich von ihm beleidigt worden waren. Galeatius gab fortwährend neue Beweise einer grausamen Seele und eines unmäßigen Hanges zur Wollust. Kein Frauenzimmer, nicht einmahl von den vornehmsten Ständen, war vor ihm sicher; er begnügte sich nicht damit, sie selbst zu entehren, sondern er gab sie auch den Begierden der niedrigsten Menschen preis. Er ließ viele Personen hinrichten, und weidete sich an ihren langsamen Qualen. Sein Betragen gegen seine Mutter, und ihr schneller Tod hatten einen fürchterlichen Verdacht gegen ihn veranlaßt. Die Gattinnen des Lampugnano und Visconti hatte er entehrt, und dem Olgiato wollte er die Abtey Morimondo nicht ausliefern, die ihm der Papst verliehen hatte. Diese Beleidigungen bestärkten sie in dem Entschlusse, Befreyer ihres Vaterlandes zu werden, indem sie sich schmeichelten, daß sie der Adel und das ganze Volk unterstützen würden. Ihren Plan näher zu verabreden, kamen sie oft zusammen, ohne daß man Verdacht schöpfte, indem es bekannt war, daß sie von ihrer Kindheit an gute Freunde gewesen. Sie beschlossen endlich, den Herzog zu ermorden, und bestimmten den zweyten Weihnachts-Feyertag, an welchem der Herzog sich in die Stephans-Kirche zu begeben pflegte, zur Ausführung ihres Vorhabens. Auch glaubten sie ihre Freunde an diesem Tage unter mancherley Vorwänden versammeln zu können; überdem redeten sie ab, daß, falls man einen von ihnen ergriffe, die andern ihn sogleich niederstechen sollten.

Am Morgen des Tages ließen sie einige ihrer Freunde bewaffnen, unter dem Vorwande, dem Olgiato zu helfen; einen Bach auf seine Güter zu leiten, dawider sich verschiedene seiner Feinde setzten; vor ihrem Auszug aber gaben sie vor, vom Herzog Abschied nehmen zu wollen. Unter mehrern Vorwänden riefen sie viele ihrer Anverwandten herbey, in Hoffnung, daß auch diese, sobald der Streich geschehen wäre, sich für sie erklären würden, und sie beschlossen das Volk zur Empörung zu rufen, und sodann die Herzoginn und ihre Minister zu verhaften. Sie hofften das Volk desto leichter zu bewegen, indem sie ihm die Palläste des Ministers Cecco Simonetta und anderer an der Regierung Theil habenden Personen zur Plünderung preis geben wollten. Olgiato und seine Freunde erschienen früh in der Kirche und hörten die Messe.

Der Herzog schien keine Lust zu haben, nach St. Stephan zu gehen, und mancher Umstand hätte ihn davon abhalten können. Stets war er gewohnt einen Brustharnisch zu tragen, heute aber zog er ihn wieder aus, weil er ihm beschwerlich ward. Er hatte Lust, die Messe im Schlosse zu hören, aber sein Caplan war bereits mit allen Ornamenten nach St. Stephan abgegangen. Er wollte sich darauf durch den Bischof von Como, der sich bey Hofe befand, die Messe lesen lassen, aber diesen hinderte eine Unpäßlichkeit. Wider Willen mußte er daher nach St. Stephan gehen. Aber gleichsam als wenn ihm sein Schicksal geahnet hätte, ließ er zuvor seine zwey Söhne, Johann Galeatius und Hermes kommen, umarmte sie, und konnte sich nicht von ihnen trennen. Endlich ging er zwischen den Gesandten von Ferrara und Mantua. Als er der Kirche nahe kam, stellten sich Lampugnano und Olgiato bey dem Eingange rechts, Visconti links, und ließen diejenigen, die vor dem Herzog hergingen, ruhig hereintreten. Endlich kam der Herzog selbst mit einem großen Gefolge, und Lampugnano und Olgiato setzten sich in Bewegung, stellten sich, als ob sie dem Herzoge Platz

machen wollten, näherten sich ihm, zogen ihre Dolche, die sie im Rockärmel verborgen hatten, und fielen über den Herzog her: dieser sank mit sechs Wunden, noch ehe es jemand gewahr wurde, daß er verwundet war; man hörte ihn nichts als die Worte „Santa Vergine" sagen. Indem er sank, entstand ein großer Lärm; mehrere zogen die Schwerter, einige liefen zur Kirche hinaus, andere dahin wo der größte Tumult war, ohne zu wissen, warum?

Diejenigen, welche dem Herzog am nächsten waren und ihn fallen sahen, erkannten die Mörder, und eilten ihnen nach. Lampugnano, der zur Kirche hinauslaufen wollte, drang durch die Weibsleute hindurch, welche auf dem Boden saßen, verwickelte sich aber in ihre Röcke, und ward darüber von einem Mohren des Herzogs erhascht, der ihn niederstach. Ein gleiches Schicksal hatte Visconti. Olgiato aber kam mit dem Volke zur Kirche hinaus, und begab sich, da er seine Kameraden todt sah, nach Hause; aber weder sein Vater, noch seine Brüder wollten ihn aufnehmen. Seine Mutter empfahl ihn einem Priester, einem alten Freunde ihres Hauses; welcher ihn in sein eigenes Kleid verhüllte, und in sein Haus führte, wo er sich zwey Tage aufhielt, und immer noch hoffte, daß eine Revolution entstehen sollte. Als aber alles ruhig blieb, und er besorgte, verrathen zu werden, versuchte er, in verstellter Kleidung zu entfliehen, ward aber entdeckt und geviertheilt. Der älteste Sohn des Herzogs Johann Galeatius Maria wurde, noch nicht acht Jahre alt, zum Herzog ausgerufen; doch führte bey seiner Minderjährigkeit seine Mutter, die Herzoginn Bona, die Regierung.

Ludewig Sforza, der in der Geschichte den Beynahmen Moro führt, der Bruder des ermordeten Herzogs, riß durch seine Ränke die Regierung des Landes an sich; nachdem er den der Herzoginn treuen Cecco Simonetta auf das Schaffot gebracht hatte, mußte der zwölfjährige Johann Galeatius die Regierung selbst übernehmen, und seiner Mutter, der Herzoginn, sagen lassen, sie solle hinführo ihrer Andacht abwarten; sie verließ daher den Hof, und Ludewig war nunmehr Regent, und lenkte die Angelegenheiten des Staats nach seinem Gutdünken.

Seine Ränke riefen zum Unglück von Italien und auch seinem eigenen, den König Carl VIII. von Frankreich in dieß Land; aber kaum hatte er nach dem Tode des jungen Herzogs Johann Galeatius sich des Herzogthums Mailand mit Übergehung der hinterlassenen Kinder desselben bemächtigt, als er, bisher der erste und thätigste Anhänger Frankreichs, da er mit Neid und Furcht den Fortgang der französischen Waffen sahe, ein erklärter Gegner desselben wurde.

Die vorzüglichen Fähigkeiten dieses irre geleiteten Staatsmannes glichen einem scharfen Werkzeuge in der Hand eines ungeschickten Künstlers; er vereitelte durch ihren Gebrauch nicht allein seinen Zweck, sondern that sich gewöhnlich am Ende selbst Schaden damit. Hätte er sich mit dem Range und Ansehen begnügt, das er in seinem Vaterlande genoß, ohne um die Gunst und Vermittelung des französischen Königs sich zu bewerben, oder hätte er dem siegreichen Carl Treue und Glauben gehalten, seine neuen Eroberungen ihm sichern geholfen, und ihm bey seinem Rückzuge über die Alpen Beystand geleistet, so würde er auf beyde Fälle ohne Zweifel im ruhigen Besitze seiner unrechtmäßig erworbenen Gewalt geblieben seyn.

Allein es scheint fast, als ob manche Menschen einen so entschiedenen Hang zum Bösen hätten, daß sie ihren eigenen Vortheil nicht mehr kennen, sobald er, wie es oft der Fall ist, mit den Gesetzen der Rechtschaffenheit und Sittlichkeit übereinstimmt. Nur mit genauer Noth langte Carl mit seinem geschwächten Heere wieder in Frankreich an, wo seine abermahligen großen Zurüstungen und seine Erbitterung über Ludewig Sforza's Untreue diesen einen fürchterlichen Angriff in seinen eigenen Staaten ahnen ließen.

Wie furchtbar und gefährlich ihm diese Zurüstungen des Königs gewesen, bewies seine geäußerte Freude bey der Nachricht von Carls Tode; aber diese Freude war nur von kurzer Dauer, denn der neue König Ludewig XII., der von seinem langen Aufenthalt von Novara her, eine genaue Kenntniß von der Wichtigkeit der Lombardey hatte, war auf nichts so eifrig bedacht, als auf die Eroberung des Herzogthums Mailand. Er verband Unterhandlungen mit Rüstungen.

Mit Spanien und England schloß er Frieden, mit der Schweiz ein Bündniß; auch suchte er die italienischen Mächte auf seine Seite zu bringen, oder wenigstens zu hindern, daß sie sich seinen Absichten nicht widersetzten. Den Papst Alexander VI. trennte er von Ludewig Sforza gänzlich, durch eine Lockung, der dieser Ehrgeitzige zu widerstehen unfähig war; er gab dem Sohne desselben, dem berüchtigten Cäsar Borgia, eine Prinzessinn vom königlichen Geblüte zur Gemahlinn, und zugleich die Versicherung, ihn zum Herrn verschiedener Länder zu machen. Die Venetianer waren leicht zu gewinnen, seitdem Ludewig Moro sie bey Pisa betrogen hatte, haßten sie ihn als einen Verräther: da nun der König ihnen Cremona und Ghieradadda anboth, gaben sie allen seinen Vorschlägen Beyfall. Jetzt ließ der König sein Bündniß mit dem Papst und Venedig absichtlich bekannt machen. Ludewig Sforza gerieth in die äußerste Verlegenheit, die noch peinlicher wurde, als Jacob Trivulzi mit französischen Völkern nach Asti zog, und über den bevorstehenden Kriegeszug des Königs keine Zweifel mehr übrig ließ.

Von allen Seiten gedrängt suchte Sforza Verbündete gegen Frankreich, aber Niemand wollte sich mit ihm einlassen. Er wandte sich zuletzt an die Schweizer-Cantone, aber auch hier waren seine Bemühungen vergebens; doch gelang es ihm, eine Anzahl Reißläufer, ohne Bewilligung ihrer Obern, durch Versprechung eines hohen Soldes, in seine Dienste zu locken.

Sforza's Betragen gegen seine Unterthanen war wie der damahlige Zustand seiner Seele, sich selbst widersprechend, und nicht von der Art, Eifer zu seiner Vertheidigung hervorzubringen. Wenn er heute einige Große durch Wiedererstattungen auszusohnen, und durch Herablassung und Hoffnung, ihre Lasten zu vermindern, alle zu begütigen suchte; so plagte er sie morgen durch Gelderpressungen und Auflagen aufs neue, so daß sie, seiner Herrschaft müde, mit Ungeduld auf einen andern Herrn und bessere Zeiten warteten. Mit vielen Kosten hatte er endlich, um sich den Franzosen und Venetianern zu widersetzen, ein Heer von 18000 Mann und eine beträchtliche Artillerie zusammengebracht. An Kaiser Maximilian sandte er Geld, so viel er zusammenbringen konnte, und erhielt dagegen viel Versprechungen, aber unbeträchtliche Hülfe. Seine Armee und sein Geschütz leisteten nichts; denn ein Theil seiner Befehlshaber schienen ungetreu. In dieser Verlegenheit sah er nur einen

Ausweg; er rüstete sich nähmlich, nach Deutschland zu fliehen, um durch persönliche Vorstellungen bey Maximilian die Hülfe auszuwirken, zu welcher ihm bis dahin für sein Geld nur vergebliche Hoffnung gemacht war. Wirklich sandte er seine Söhne in Begleitung seines Bruders, des Cardinals Ascanius, Giovann Orelli's und verschiedener anderer Vertrauten nach Inspruck. Er gab ihnen einen Schatz von 200,000 Kronen mit, mit dem Befehl, ihn selbst, oder falls die Umstände sich ändern würden, seine weitern Verfügungen zu erwarten. Aber eben in diesem Zeitpunct befand er sich in der traurigsten Lage, und das Unglück, das er über Italien gebracht hatte, fiel schwer auf sein eigenes Haupt. Die Kaiserlichen und Schweizer-Soldaten, die er so theuer erkauft hatte, waren nicht hinreichend, ihn gegen die Macht der Verbündeten zu schützen, aber frech genug, ihn bey allen Gelegenheiten zu mißhandeln; die Gefahr stieg auf den Grad, daß er besorgen mußte, von denen gefangen genommen zu werden, die er zu seinem Schutz angeworben hatte. Seine Söhne und die wenigen Treuen, auf die er sich verlassen konnte, hatte er mit dem Überrest des Schatzes weggesandt, und in der dringendsten Noth sah er nirgends Hülfe, aber allenthalben erklärte oder heimliche Feinde, die seinen Untergang wünschten und solchen zu beschleunigen thätig waren. Bis in das Innerste seines Pallastes drangen täglich bittere Klagen der Unterthanen, über die Drangsale, die sie von den kaiserlichen Soldaten leiden mußten, die auf Discretion bey ihnen lebten. Aber Sforza konnte nicht helfen; er hatte nur noch den Nahmen eines Herzogs, die Gewalt war in den Händen der Soldaten. Nicht nur war er unvermögend, die Noth seiner Unterthanen zu erleichtern, sondern durch seine traurige Lage sogar gezwungen, solche durch neue Auflagen zu beschweren, die um so viel drückender waren, als der gesunkene Wohlstand der Einwohner sie zur Abtragung derselben unfähig machte.

Endlich sah er ein, daß er sich unmöglich länger in seinen Staaten behaupten könne; er reisete daher nach Inspruck, und bauete auf den Vortheil einer persönlichen Unterhandlung und seiner Überredungskunst, am meisten aber auf seinen geflüchteten Schatz. Vor seiner Abreise übergab er, wie ein Mann, der zum Verderben reif, wider den Rath seiner aufrichtigen Freunde, dem Bernhardin von Corte das Commando des Schlosses von Mailand mit einem großen Vorrath an Munition und Lebensmitteln. Von dem Kaiser ward er günstig aufgenommen.

Aber während er hier entfernt von seinen Staaten unterhandelte, wurden solche von dem Marschall Trivulzi wirklich erobert. Die Mailänder bothen selbst die Hand dazu; denn statt Anstalten zur Gegenwehr zu machen, schickten sie dem französischen Heere Gesandte entgegen, mit der Einladung, weiter vorzurücken.

Als der König von Frankreich den glücklichen Fortgang seiner Waffen vernahm, eilte er selbst von Lyon nach Mailand. Das für unüberwindlich gehaltene Schloß ward von dem Commandanten gegen eine Summe Geldes übergeben, ehe noch ein Schuß geschah. Durch einen Triumph, der den alten Römischen gleichen sollte, wollte Ludewig seinen ehemahligen demüthigen Abzug aus Novara, als Herzog von Orleans, tilgen. Sein prachtvoller Einzug erhielt auch wirklich den lauten Beyfall der Einwohner, die nicht wähnten: in der Folge dieß kostbare Schauspiel so theuer bezahlen zu müssen. Zum Dank für diese gute Aufnahme der Mailänder nahm er dem Volke die drückendsten Auflagen ab, und machte sich die Vornehmen durch Geschenke verbindlich. Er schickte bald darauf einen Theil seiner Truppen über die Alpen zurück, und er selbst eilte, Frankreich den Überwinder der Lombardey zu zeigen. In dieser Eile versäumte er, kluge Maßregeln zur Beherrschung des neueroberten Staats zu nehmen. Er übergab dem Trivulzi die unumschränkte Regierung des eroberten Landes. Aber Trivulzi war ein hitziger, leidenschaftlicher Mann, der alle Eigenschaften besaß, einen Staat zu erobern, aber keine einzige, einen solchen in Friedenszeiten zu beherrschen. Er folgte nur seiner Laune, und behandelte ein Volk, welches für seine alte, fast republikanische Regierungs-Verfassung leidenschaftlich eingenommen war, als Sclaven. Mit eigener Hand tödtete er einst auf offenem Markt ein Paar Fleischer, welche sich weigerten, die aufgelegte Tax zu bezahlen. Nach des Königs Abreise vernachlässigte Trivulzi ganz den Befehl, die neuen Unterthanen zu schonen, Erpressungen aller Art, unerhörte Ausschweifungen gegen das schöne Geschlecht, beleidigender Hochmuth und Muthwille und unmenschliche Grausamkeit empörten alle Einwohner.

Jetzt schienen den Mailändern die Auflagen, die sie an Ludewig Sforza bezahlt, etwas leicht zu verschmerzendes, und sein einschmeichelndes Betragen, mit dem er seinen Unterthanen immer begegnet, verglichen mit der höhnenden Verachtung der fremden Unterdrücker, brachte eine feurige Sehnsucht nach der Zurückkunft ihres ehemahligen Herrn hervor; sie sandten eine Bothschaft an den Kaiser, Sforza's Begehren um Hülfe zu unterstützen, und letztern im Nahmen des ganzen Volks zurückzurufen. Da sie Maximilian's Nachlässigkeit kannten, wandten sie sich an die Schweizer, und es gelang ihnen, aber zum Unglück für ihren Herrn, 8000 derselben, wider das Verboth der Obrigkeiten, in Sold zu bekommen.

Sforza traf in kurzer Zeit zu Mailand ein, wo er mit der lebhaftesten und aufrichtigsten Freude von dem frohlockenden Volke empfangen ward, und jetzt trieb eine öffentliche Empörung die Franzosen aus Mailand. Sie flohen aus der Stadt, und suchten Sicherheit in dem Schlosse. Sforza war zufrieden, Meister von der Stadt zu seyn, und hoffte, das Schloß ohne großen Widerstand einzunehmen, wenn er die Franzosen aus den andern festen Plätzen getrieben hätte. Er zog vor Novara, und belagerte diese Stadt, und sie wurde ihm bald übergeben.

Jetzt, da man die Zurüstungen des Königs von Frankreich zu einem neuen Zuge erfuhr, riethen dem Sforza seine aufrichtigsten Freunde zum Rückzug nach Como oder Mailand; aber er verachtete diesen Rath, und beharrte darauf, die Citadelle von Novara, die sich ihm immer noch widersetzte, einzuschließen.

Unterdeß war Tremouille mit französischen Völkern in Italien angekommen, und auch 10000 Schweizer waren mit Bewilligung ihrer Obern zu dem Heere des Königs gestoßen; der in der Schweizer-Geschichte jenes Jahrhunderts bekannte Herr von Gassey, von den Schweizern der Bailly von Dijon genannt, war ihr Oberster.

Die Schweizer im Mailänder-Sold, die ohne Wissen ihrer Obrigkeit sich hatten anwerben lassen, erhielten Abmahnungs-Briefe, und bey Lebensstrafe wurde ihnen gebothen, nicht wider ihre Brüder im französischen Heere zu fechten, sondern bey Empfang dieser Befehle nach Hause zu ziehen.

uf dieses Schreiben bauete la Tremouille mehr, als auf
iaffen, und unterhandelte mit ihnen. Die verschiedenen
seines Heeres hatten sich so schnell um Novara gelagert,
s schlechterdings unmöglich war, aus der Stadt zu kom-
In der Nacht nach der Ankunft derselben hatte die fran-
e Besatzung in dem Schlosse einen Ausfall gethan; ein
: war in das Haus, ja sogar in den Saal eingedrungen,
an, den Kundschaftern zu Folge, den Herzog zu finden
, und wirklich fand; aber einige herbeyeilende Schweizer-
ere entrissen ihn noch den Händen der Feinde. Der fast
erzweifelung gebrachte Sforza wollte nun das äußerste
ı, und sich unter Bedeckung eines vertrauten Haufens mit
lt durchschlagen; die Schweizer mißriethen es als ein
ück, durch welches er seinen Feinden unfehlbar in die
e fallen würde: dennoch ließ Sforza bey anbrechendem
zen seine leichten burgundischen Reiter dem Feind unter
ugen rücken, und er selbst zog ihnen auf den Fuß nach.
ı die Übermacht der Belagerer nöthigte sie bald, in die
t zurückzufliehen, und der Herzog hatte noch den Schmerz,
: seiner vertrauten Freunde fallen zu sehen.

Damit indeß ein ähnlicher Versuch nicht etwa dem Herzog
nderes Mahl gelingen möchte, sandten jetzt die Franzosen
Herold in die Stadt, und ließen der ganzen Besatzung
n Abzug anbiethen, wovon allein Sforza und alles, was
länder hieß, ausgenommen seyn sollte. Den Schweizern
sondere ward Versicherung gegeben, daß ihnen der ausste-
: Sold und alles, was der Herzog ihnen versprochen, von
Franzosen bezahlt werden solle.

In einem darüber gehaltenen Kriegsrath sämmtlicher Ita-
chen, Deutschen und Schweizer Hauptleute fielen Anfangs
Meinungen ganz verschieden aus; allein die Erklärung der
rn und ihrer Soldaten, daß sie der von ihren Obern er-
nen bindenden Vorschrift zufolge, ohne erst neue Verhal-
sbefehle einzuhohlen, gegen ihre Miteidgenossen niemahls
n würden, gab den Ausschlag; das Mehr fiel, sich zu
en, mit dem Anhang, daß man versuchen solle, freyen
g für den Herzog zu erhalten. Umsonst suchte Sforza durch
glänzendsten Verheißungen diesen Schluß zu hintertreiben;
er in der Angst mehr versprach, als er selbst in seinen
lichsten Tagen hätte halten können, so glaubten die Sol-
n nicht daran, blieben gegen Bitten und Vorstellungen un-
ndlich, und die von dem französischen Heer eifrigst und
Drohungen betriebene Capitulation ward unterschrieben.

In Ansehung des Herzogs erfolgte die mündliche Zusage (wie andere sagten, ward nur Hoffnung gemacht), ohne daß sie den Puncten eingerückt wurde, daß Sforza unter der Verwahrung der Schweizer von beyden Parteyen bleiben sollte. Hierwider aber scheint es, daß von den französischen Schweizern Einwendungen gemacht wurden, und vermuthlich geschah es eben daher, daß schriftlich nichts darüber zugesichert ward.

Jetzt gab die Verzweiflung dem Sforza eine Bitte ein, die ihm, aber auf seine Gefahr (besagen ausdrücklich die über diese Begebenheit nachher aufgenommenen richterlichen Verhöre) gewährt ward; nähmlich sich unter die Reihen der Schweizerischen Fußknechte, wie sie gekleidet, zu mischen. Hierauf ward unter Trommelschlag die Ordnung zum Abmarsch formirt, und der Herzog in die Mitte des dichtesten Haufens hinter die Fahnen gestellt.

Als die Schweizer durch das französische Lager ihren Abmarsch antraten, ward ein allgemeines Geschrey: Wo der Herzog wohl stecken möge? er müsse unter den Schweizern seyn! Niemand wollte antworten, indem Officiere und Gemeine gern dem Sforza durchgeholfen hätten. Bey vermehrten Lärm beriefen sie sich lediglich auf den zugesagten ungehinderten Abzug. Schon kam es beynahe zu Thätlichkeiten; die Franzosen drohten, rüsteten ihr Geschütz gegen die Schweizer — Rotten fielen mit gesenkten Speeren in ihre Glieder, und zogen daraus hervor, wem sie wollten; dennoch blieb der Herzog, bald hinten, bald in den vordersten Reihen gestellt, noch immer verborgen. Endlich schrie der Bailly von Dijon Deutsch und laut: „Gebt ihr ihn nicht heraus, so kostet es euch Allen das Leben!" — Dann rief er wieder: „Zweyhundert Kronen und noch mehr, wer ihn zeigen kann!" Diesem Versuch, eine solche Summe zu gewinnen, widerstand ein ehemahliger Trabant des Bailly, Rudolph Turmann von Uri, nicht; mit dem Finger deutet er auf den nicht weit von ihm stehenden Herzog. Der Bailly tritt hinzu, und fordert ihn zum Gefangenen. Sforza sträubt sich umsonst, versucht nun das letzte, und will sich den Schweizern unter dem französischen Heer übergeben. Die Gemeinen schreyen: „Ja! Ja! er ist unser!" Die Hauptleute machen Miene, ihnen beyzufallen. Aber der Bailly ruft: „Er ist ein Gefangener des Königs. Der König gibt euch Sold, und eine Monath-Löhnung mehr für ihn!" Mit diesen Worten zieht er sein Schwert, und schlägt mit der Fläche desselben den Herzog über das Haupt. Alles erstaunt und schweigt; Sforza wird auf ein Pferd und in Eil in Sicherheit gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

In dem alten Wohnsitz der Familie Forbes, Cullodenhause, brachte
6) der Prätendent die letzte Nacht vor dem am nächsten Tage zwi-
ı ihm und dem Herzog von Cumberland vorgefallenen Entscheidungs-
n zu. Die Haupter seines an sich kleinen Heeres waren unter sich
lleu; Eigennutz der Einzelnen durchkreuzte sich vielfach, und nie-
d folgte gern. Der Prätendent selbst hatte zu wenig Muth, zu hoffen,
werde der Sieg zu Theil, daß seine Freunde, als der Morgen an-
), der sein Schicksal entscheiden mußte, ihn kaum vermögen konnten,
Roß zu besteigen.

Die Bewegungen der Schlacht selbst haben für die Leser nichts An-
endes; die Resultate nur. Wenige Stunden entschieden alles. 2500
ellen blieben auf dem Wahlplatze, viele wurden gefangen, alle zer-
t, und der Sieg kostete die Gegner kaum 200 Mann. So sehr war Einigkeit des Willens bey dem Heere der Schottländer zerstört, daß, als die Schlacht begann, eine ganze Abtheilung aus den Clans (bergschottischen Familien) mit fröhlich klingender Feldmusik aus Reihe und Gliedern weg und heim zog. Viele Erderhöhungen in der Ebene, auf welchen jetzt wieder Gras wuchert, und Feldbau gedeiht, sind den Enkeln Zeugen des Unglücks ihrer Vorfahren. Der Prätendent war nicht unthätig in dem Gefechte; in dem dichtesten Kampfe ward ihm das Pferd erschossen, worauf er ritt. Er floh endlich, verlassen von den Freunden, in das abgelegene Haus eines Beamten des Lord Lovat, zehn englische Meilen von der Stadt Inverneß; wenige von den Seinigen fanden ihn dort; sie verweilten dort die Nacht hindurch. In dem Fort Augustus, wohin er des andern Tages eilte, fand er keinen Ruhepunct, denn der Feind war ihm auf der Spur. Jetzt floh er auf die Gebirge, und in öde Thäler, die er

mehrere Tage lang unstät durchirrte. Ganz allein, in den elendesten Kleidern blieb oft kaum noch eine Hütte, oft nur eine Felsenschlucht sein Aufenthalt. Bisweilen lag ein einziger Gefährte seines Unglücks mit ihm in den abgelegensten Wäldern.

Abtheilungen von dem Heere der Sieger verfolgten alle seine Schritte, und die Summe von 180,000 Thalern war dem zugesichert, der ihn einliefern würde. Der brave Sinn der hochschottischen Männer erprobte sich gründlich an dieser gefährlichen Lockuug. Mehr als fünfzig Personen mußte sich der Prätendent während dieser unstäten Flucht gänzlich anvertrauen, und nicht bey einem einzigen regte sich der Gedanke, ihn des Geldes wegen zu verrathen.

Die Erinnerung knüpft an diese Scene sehr merkwürdige Charakterzüge, die meine Leser nicht ohne Theilnahme lassen werden. Einst trat der Flüchtling in die Hütte eines armen Mannes, Mac-Jan, der nicht Theil an der so genannten Rebellion genommen hatte; aber der Mann hatte Mitleiden, und gelobte den Gast zu bewahren. Mehrere Wochen lang hielt er auf das strengste Wort; Frau und Kinder darbten, der Schotte stahl mit Lebensgefahr, um jenen Fremdling zu nähren. Der Flüchtling entkam glücklich. Wohl wußte der Schotte den unermeßlichen Preis, der ihn für seinen Verrath lohnen würde. Nach einiger Zeit quält den armen Mac-Jan und die Seinigen der Hunger in einem sehr harten Winter; das letzte Haberbrod ist aufgezehrt, das letzte Schaf geschlachtet, und der Hungertod grinst ihn, und Frau und Kinder an; da geht der Arme hin, und stiehlt einem Reichern eine Kuh, wird ertappt und zum Galgen verurtheilt. Man kennt die Strenge der Gesetze auf den brittischen Inseln; ohne Gnade wird das harte Urtheil vollzogen. Ehe er zum Tode geht, nimmt der Unglückliche die Mütze ab, faltet die Hände, und dankt Gott mit freudigem Herzen, daß doch nie ein Armer von ihm gekränkt, nie anvertrautes Gut verletzt, nie der Fremde oder Nothleidende ihn vergeblich angesprochen habe, sein geringes Vermögen mit ihm zu theilen.

An einem andern Orte des Gebirges, von seinen Verfolgern gedrängt, weiß der vornehme Fluchtling keine andere Stelle mehr, wohin er sich rette, als das Haus eines seiner Feinde. Er betritt die Schwelle mit den Worten: „Deines Königes Sohn kömmt, um Brod und einige Kleider von dir zu erbetteln. Du bist nicht mein Freund, ich weiß es, aber ich halte dich für einen Ehrenmann, der mein Zutrauen nicht mißbrauchen, und sich meine unglückliche Lage nicht zum Gewinn machen wird. Tausche diese Lumpen, die mich kaum decken, gegen andere Kleider, und verwahre jene; vielleicht kömmt ein Tag, an dem ich sie dir wieder mit Vortheil austauschen kann." — Gerührt biethet ihn der Hauseigenthümer die Hand, hilft, und schweigt. In den Einöden von Glengary irrte er sechs Manathe umher, oft nur wie durch Zauberwerk seinen Verfolgern entrinnend; endlich gelang es seinen zerstreuten Freunden, ein Caperschiff aus St. Malo zu miethen, welches in Lochrannah heimlich landete, und den Verfolgten in dem elendesten Zustande aufnahm. Das Schiff brachte ihn glücklich nach Frankreich, wo ihm eine Freystatt bereitet war.

Selbst englische Geschichtschreiber bestätigen es, daß die siegreichen Engländer nach der Schlacht bey Culloden sich niedrig betragen haben. „Weder Verwundete, noch Wehrlose, noch Unbewaffnete," sagt der biedere Garnett, „wurden verschont; der englische Soldat schien dem Henker die Mühe ersparen zu wollen!" —

....

Als bürgerlicher Krieg geraume Zeit hindurch Spanien zerrüttet hatte, siegte endlich König Peter, dem ein Prinz von Wales seinen rüstigen Arm geliehen hatte, über seinen Mitbewerber um die Krone von Castilien, Heinrich von Trastamara aus dem Hause der Guzmann; seine Mutter war die Seitengeliebte von Peters Vater gewesen, und jetzt hatte ihm dieser außereheliche Sohn den Besitz der Krone streitig gemacht.

Der Sieger, dem der Beynahme des Grausamen nicht mit Unrecht von den Zeitgenossen gegeben ward, und der auch von spätern Geschichtschreibern, welche seine Thaten ohne Partenlichkeit abwogen, mit diesem unrühmlichen Beynahmen belegt worden ist, dürstete nach Rache; über jedes, noch so schuldlose Mitglied der Familie Guzmann fiel sein Haß wüthend her, und ihr Blut floß. Als er nach Sevilla kam, wo eine alte, achtbare Matrone, Mutter des Dom Juan Alfonso de Guzmann lebte, so war diese die erste, an deren Martern seine Rache sich zu kühlen suchte. Durch seinen Machtspruch ward sie in den Kerker geschleppt, und zu dem Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Der Holzstoß wurde zu Sevilla auf einem freyen Platze errichtet, und die alte Frau darauf stehend festgebunden. Ihre Dienerinnen, begleiteten sie bis zu dieser schrecklichen Stelle, alsdann traten sie zurück, und in die Thränen der Treue mischten sich die Thränen vieler im Volke, denen von dieser unschuldigen Matrone in den Tagen des Glücks Gutes zugekommen war.

Der Holzstoß lodert, und schon zischt die Flamme an der Armen hinauf; ein heftiger Wind treibt ihr Gewand empor, und droht, ihren Körper schamlosen Augen zu enthüllen. Das sieht die Getreueste von ihren Getreuen, die Kammerfrau Isabella Davalos; sie liebt ihre Gebietherinn bis in den Tod, fliegt hin zu dem Holzstoß, ersteigt ihn, kniet nieder bey der Unglücklichen, umfaßt fest ihr Gewand, daß der Sturm daran vergeblich seine Macht versucht, und so wird sie mit jener zugleich in Asche verwandelt. Welches Opfer! Welche Gefühle, die es forderten!

Die Familie der Guzmann ließ die theure Asche von beyden sammeln; eine prächtige Kapelle in der Kirche des Heil. Isidor zu Sevilla verschließt den Aschenkrug, und an dem Marmor-Denkmahle der Matrone ist diese wahrhaft erhabene Scene abgebildet. Da sieht man das Mädchen knieend vor der Verlassenen, sich an sie schmiegend, von Flammen umgeben. So ehrten die Zeitgenossen das Andenken dieser Großthat, aber sie beurkundeten ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch einen Familienbund, der jedes Mitglied der Familie Guzmann feyerlichst verpflichtete, keinen von dem Geschlechte der Davalos, der in Noth sey, hülfelos zu lassen, es koste was es wolle!

....

Deutsche Puristen sieht man nicht selten die Achseln zucken, wenn französische Soldaten ihr „qui vive' rufen, und das deswegen, weil sie, die Puristen nähmlich, das Wort vive für einen Conjunctiv nehmen, und diesen somit für einen Sprach-Schnitzer erklären. So wenig nun überhaupt Soldaten, besonders aber französische, in der Grammatik bewandert zu seyn pflegen, so unerklärbar wäre jedoch eine Sprachverderbung, die aus vit, vive machen könnte, weshalb es denn auch unwahrscheinlich ist, daß eine solche Corruption Statt gefunden habe. Nichts desto weniger müssen die französischen Soldaten auf jenen vermeinten Fehler schon aufmerksam gemacht worden seyn. Denn seit einiger Zeit hört man euch schon häufiger „qui vit" rufen.

Wie hat sich's nun aber mit diesem vive? Ich glaube, folgender Maßen. Daß es keine Sprachverderbung seyn kann, habe ich schon bemerkt; auch findet man diesen Ausdruck in den besten Wörterbüchern, wie zum Beyspiel im Flatheschen, unter dem Worte vivre. Eben so wenig ist aber jene Phrase, Französisch genommen, in dieser Sprache grammatikalisch richtig. Es bleibt mir daher nichts anders übrig, als diese Redensart für Italienisch zu erklären, wo sie alsdann folgender Gestalt geschriebon werden müßte: Chi vive?

Wie kämen nun aber französische Soldaten zu einem italienischen Kriegs-Terminus? Darauf könnte ich ganz kurz antworten: Wie wir Deutschen zu so viel Französischen. Aber ich glaube, hierüber eine wirkliche nähere Auskunft geben zu können. Man erinnere sich der Zeit, wo unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. das Parlament zu Paris gegen den Cardinal Mazarin einen Aufstand erregte, und von diesem gewisser Maßen in die Acht erklärt wurde. In Folge dieses Aufstandes, an dem ganz Frankreich Theil zu nehmen drohte, ließ der Cardinal, der sich auf französische Truppen nicht mehr verlassen zu können glaubte italienische nach Paris kommen.

Von dieser Zeit an, glaube ich, existirt der Ausdruck chi vive, unter dem französischen Militär, welchen letzteres jede Minute von den italienischen Soldaten, die natürlich vor den Parisern auf ihrer Huth seyn mußten, zu hören bekam. Auch war vielleicht dergleichen Ausruf unter den Franzosen bis dahin nicht Sitte gewesen, und wurde also als etwas Neues von diesen um so bereitwilliger aufgenommen.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv

für

Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag, den 30. November 1810.

In diesen Zeiten muß eine gewisse Seelenkraft vor Allem andern in der Jugend angebaut werden. Erhebet Euch gegen die verdorbene Methode, den Geist auf Unkosten des Gemüthes zu bilden, räsonniren zu lehren, und das mannliche Gefühl der menschlichen, helvetischen und bürgerlichen Würde zu verabsäumen; giesset Energie in die Jugend und zeigt derselben ewige Feinde in ihr selbst, in den Sitten der Zeit, in den Grundfehlern der Bundesrepublik, in diesen Zeiten, in den Gefahren der Nachkommen, damit sie zumahl ihre Energie sowohl erhalte zum Besten des Vaterlandes, als mäßige zur Erhaltung der Regierung. — Ein anderes unsterbliches Werk: schliesset alle Bücher, außer Tacitus und Montesquieu. Excerpirt aus jedem dieser beyden alle seine politischen Grundsätze; dann suchet, wie jeder durch seine Zeit, seine Verfassung, die Wendung seines Geistes und des Genies der Zeitgenossen auf jeden Gedanken gerathen ist; suchet die Gründe der Verschiedenheiten; vergleichet den Ausdruck und entdecket die Ursachen seiner Energie in Stellen, die beym andern wenig Gefühl erregt haben, und wenn Ihr dieses Parallel vollendet habet, daß Ihr es ihnen im Elisium vorlegen dürfet, alsdann setzet Euch muthig an ihre Seite. — Noch ein anderes: Wählet im practischen Leben einige von den Großen, in welchen sich die ganze Kraft der menschlichen Natur geoffenbaret hat; suchet die Wege der Natur in solchen Wundern der Menschheit; vergleichet Völker und Zeiten und stellet in Parallel Carln den Großen mit Alexander, Cosmus Vater des Vaterlands mit Augustus, Pericles und den edlen Lorenzo Medicis rc. Oder stellet Venedig, Genua, Sparta, Karthago und Bern neben einander; so werdet Ihr das Vaterland befestigen, oder seine Unfälle weissagen. — Lesen, ist Nichts; Denken Etwas; Denken und Fühlen, die Vollkommenheit!

Johann von Müller.

(144.)

Über die Wohlthätigkeit des Einflusses der österreichischen Regierung auf das Königreich Galizien.

Eine akademische Rede

gehalten den 3. Nov. 1810. im k. k. Bibliothek-Saale zu Lemberg.

Von

J. Rohrer.

Eine edle Gesinnung lag der heutigen, hierortigen Versammlung so vieler Jünglinge und Männer von ausgezeichnetem Range zum Grunde. Man will sich, ohne Rücksicht auf zufällige Umstände, welche nun einmahl zum Weltlaufe mit gehören, in dem achtungswerthen Bestreben gleichsam stärken, der Menschheit und jenem Staate, welchem wir gesicherte Existenz und Lebensgenuß danken, würdiger zu werden. — Die Verfechter, oder wenigstens stillen, wenn schon nicht minder ernsten Anhänger der guten Sache wollen sich einander zeigen. Schon ihre freywillige Gegenwart in diesem Saale verkündet es, daß sie der Weisheit nicht unhold sind, und daß sie die Zahl der Verehrer wissenschaftlicher Erkenntnisse zu vermehren wünschen. Wahrlich die wackern Männer jeder christlichen Religions-Partey haben nicht unrecht, wenn sie den Besuch öffentlicher Gottesverehrungen aufrecht zu erhalten suchen; weil es gegen einen leichtsinnigen Gaffer immer doch fünf bessere, empfänglichere Menschen gibt, welche bey Erblickung andachtsvoller Gläubigen in der heiligen Halle sich selbst erbauen, und zugleich frommen Gesinnungen hinan helfen. So spreche ich denn auch aus gleichartigen Gründen den so benannten literarischen und humanistischen Versammlungen mit voller Seele das Wort, und ich wünsche nur, daß dergleichen eben so oft in der Hauptstadt dieses Königreiches geschehen mögen, als dieß zum Beyspiel der Fall in Prag und in andern cultivirten Großstädten Europens zu seyn pflegt.

Ich fühle demnach im hohen Grade die Würde des Auftrages, den Redner der das denkende Publicum beseelenden Geistesstimmung auf dieser, nur dem wissenschaftlich gebildeten Manne zugänglichen Stätte vorzustellen. Möchte ich dem schönen Rufe einiger Maßen entsprechen! Möchte ich die doppelte Absicht erreichen, durch diese Rede etwas beyzutragen, damit die Zahl guter, der Weisheit und Regierung gleich ergebener Menschen immer größer werde; damit das Gefühl für Wahrheit und Tugend, wie nicht minder die Anhänglichkeit an unsere Staatsverwaltung sich immer kräftiger in Wort und That ausspreche, und aus den jungen Gemüthern meiner Vaterlandsgenossen Pallisaden bilde, vor welchen Unvernunft, Barbarey, Verstocktheit, Geistesverfinsterung und engherziger Egoismus, wie feindselige Dämonen fliehen. — Ich habe mir ein

Thema zur Ausführung, in wie fern sie sich mit beschränkten Zeitverhältnissen verträgt, gewählt, welches der Festlichkeit dieses Tages würdig seyn, und, wie ich mir schmeichle, selbst dann ihren Beyfall ernten soll, wenn die Gaben des Redners nicht ganz dem herrlichen Stoffe zusagen. Ich wünsche mich nähmlich über die Wohlthätigkeit des Einflusses der österreichischen Regierung auf das Königreich Galizien, wie es die kurz bemessenen Augenblicke erlauben, auszubreiten. Ich will dadurch unter einem, wenigstens von meiner Seite das laute Glaubensbekenntniß ablegen, daß ich eine Gelehrsamkeit, welche uns zur Verehrung der Regierung und zu strenger Befolgung aller Unterthanspflichten anzuspornen vernachlässigt, und welche uns nicht auch zu guten Bürgern macht, — nur für ein höchst zweydeutiges Gut ansehe. Es würde wahrscheinlich weder der Mühe, noch der großen Kosten der Staatsverwaltung verlohnen, wenn diese es nicht allmählig durch ihre Cultur-Anstalten dahin brächte, die Einwohner zu braven, für die Zwecke der Regierung thätig mitwirkenden Staatsgliedern zu bilden. Lassen sie uns an dieser schönen, der Brust eines jeden rechtlichen Mannes so natürlichen Hoffnung ja nicht zweifeln! — Echte Aufklärung steht keineswegs im Widerspruche mit bestehenden Regierungen; sie entdeckt selbst da eine lichte Seite, eine bessere Tendenz der obersten Macht, wo der kurzsüchtige, durch Vorurtheile eingenommene Kopf nichts als Schatten, nichts als Verkürzungen seiner angeblichen Gerechtsame, die doch oft im Grunde bloß verjährter, staatsverderblicher, volksvernichtender Schlendrian sind, zu sehen glaubt.

....

Es müssen Zwecke seyn, welche zu erreichen, die Regierung vorzüglich sich bemüht; und es müssen Mittel gewählt werden, welche dem abgesteckten Ziele bestmöglichst entsprechen. Lassen Sie uns mit unbefangenem Blicke ausforschen, was die österreichische Regierung in Galizien für beyderley Hinsichten that; was für Zwecke dieselbe sich von jeher vorzusetzen schien, und wie die Mittel waren, welche fester Staatswille und die Regierungseinsicht gewählt hat, um sich der Vollkommenheit nach Kräften zu nähern. Folgende zwey Fragen sind es, mit deren Auflösung ich mich in der festen Überzeugung beschäftigen will, daß es dadurch meinen Herrn Zuhörern ein Leichtes seyn wird, selbst ein solches Urtheil am Ende zu fällen, wobey, wohl überlegt, ihre eigene ehrenvolle Selbstständigkeit nicht minder, als die Ehre der Regierung gewinnen muß:

Was that die österreichische Staatsverwaltung in Galizien, um die Herrschaft des Rechtes geltend zu machen? Erste Frage. — Denn Sicherstellung der Rechte der ganzen Staatsgesellschaft und jedes Einzelnen, welcher im bürgerlichen Vereine lebt, war unstreitig Einer der Lieblingswünsche unserer Regierung.

Was that dieselbige Regierung hier Landes, um Cultur aller Art, vorzüglich aber Sitten-Cultur hervor zu bringen und zu befördern? Zweyte Frage. — Es konnte nähmlich einer so erleuchteten Staatsverwaltung die Bemerkung, auch schon bey einigem Nachdenken über den Umfang ihrer Pflichten unmöglich entgehen, daß die Sicherheit des Ganzen und der Einzelnen zwar beständig ein vorzügliches Augenmerk verdiene, ein sehr wichtiger Zweck unveränderlich bleiben müsse, und auch schon deßhalb bereits von hohem Werthe sey, weil durch dieselbe gleichsam erst eine der erheblichsten Bedingungen realisirt wird; welche es möglich machen, daß der Mensch die Menschheit in sich entwickle, sich vervollkommne, und dadurch auf eine, seiner Intelligenz würdige Weise unterscheide; daß aber dennoch der höchste Zweck der Menschheit, Tugend und Glückseligkeit in Harmonie der Regierung immer gleichfalls gegenwärtig seyn sollte. Es war also ganz in der Ordnung, wenn ich auch die Frage im zweyten Theile meiner Rede aufzulösen beschloß, welche Anstalten und Mittel von unserer Staatsverwaltung, (die neben den im strengern Sinne so benannten Rechts-Pflichten immer auch ethische erkannte,) um ihre Unterthanen zur Erreichung mannigfaltiger, vor allem aber moralischer Zwecke geschickter und empfänglicher zu machen, und um auf diese Art durch Cultivirung der Einwohnerschaft den Wohlstand Galiziens einer größern Höhe und längern Dauer zuzuführen, ergriffen worden seyen?

....

Wie sehr die österreichische Regierung die staatsbürgerlichen Rechte des Volkes geltend zu machen, immer stärker heraus zu heben, und jenen Unterthanen zu Hülfe zu kommen bemüht war, welche ehedem fast bloß auf Gnade und Ungnade der Grundherren zu leben, zu wohnen, sich zu verehlichen, und ihre Kinder zu ziehen schienen, dieses bedarf wohl keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Die ungemessene Frohne ward aufgehoben, jene Ausgeburt finsterer Jahrhunderte, wodurch es allmählich dahin gebracht wurde, daß der größte Theil des Volkes aufgehört hat, als Selbstzweck zu erscheinen, und sich seiner Persönlichkeit, auch außer den in der Schenke zugebrachten Augenblicken, zu erfreuen! — Eine wahrhaft väterliche Regierung ist durch den österreichischen Hof auf galizischem Boden eingetreten. Die Unterthanen werden nicht bloß als Knechte und Werkzeuge sehr weniger Grundeigner im Lande, sondern als Staatsbürger, nach dem heilig seyn sollenden Gesetze der Selbstständigkeit angesehen. Ihre Personen sollen von Niemand mehr in Anspruch genommen werden können; sie sollen sich selbst besitzen dürfen! Denn die Fesseln der Leibeigenschaft passen nicht in den Wirkkreis österreichischer Souveraine. Der nun errichteten Kammer-Procuratur ward es zur Pflicht gemacht, die Gemeinden zu vertreten. — Da vormahls nur ein Edelmann Rechtsfreund werden zu können, die Begünstigung genoß; kein ähnlicher aber wider Edelleute aus Furcht vor der Macht dieser einzig Reichen und aus Gewinnsucht, je den gemeinen Mann zu vertreten, Lust bezeigte: so war im Grunde das arbeitsame Landvolk in jeder Hinsicht der Willkühr der Grundherren Preis gegeben. Nur eine Parteу genoß im Staate einer fast durch nichts gezügelten Ungebundenheit, wobey die wahre bürgerliche Freyheit der Übrigen unmöglich bestehen konnte. Man vergaß es ganz, daß der Staat nur um der Einzelnen Willen da ist; auf die größte Mehrheit der letztern ward sehr wenig gedacht! — Nur unter Österreichs beglückender Regierung änderte sich wenigstens dem Geiste der Gesetzgebung nach, nicht wenig die Scene. Sowohl der Grundherr als der Bauer sollten den Gesetzen unterworfen werden; nur diese sollten regieren. Alle eigenmächtigen Mißhandlungen der gemeinen Leute sollten aufhören. Nie sollte zur körperlichen Strafe der Unterthanen, als Unterthanen, ohne vorläufige schriftliche Untersuchung geschritten werden. Auch dem Mindern wurde das Recht, sich zu beschweren, offen gelassen. Unter die heiligsten Verpflichtungen der von Joseph II. eingeführten Kreisämter ward die

Beschützung der Landleute aufgenommen. Aber schon dessen erhabene Mutter, die große Theresia, arbeitete mit echtem Regenten-Geiste vor. Schon höchst Sie beschloß, damit den allgemeinen Menschenrechten durch eine zu große Ausdehnung der Begünstigungen der obersten Classe nicht Abbruch geschehe, schon diese unvergeßliche Monarchinn fand es ihrem Berufe gemäß, gewisse Standesvorzüge, deren sich Individuen mit Gefahr des Ganzen anmaßten, ganz zum Besten des Volkes eingehen zu lassen. Schon unter Ihr ward die herrliche Idee bürgerlicher Gleichstellung aller Landeseinwohner unter dem unbeugsamen Scepter der Gesetze zur fruchtbarern Ausführung vorbereitet. Josephs fester und dennoch so heller und menschlicher Sinn vollendete. Unter ihm ward das vormahls von einem Volkstheile in Anspruch genommene Vorrecht, alle wirklichen Würden und Ämter bloß aus einem kleinen Kreise dieser Kaste zu besetzen, außer Anwendung gebracht. Ganz andere Principien belebten jenen Monarchen, dessen Bildniß uns umschwebt! Sie sahen, meine Herren und jungen Freunde! Männer, unter Ihnen Räthe, ja Präsidenten werden, ohne daß unter Östreichs menschenfreundlicher Regierung je ängstlich gefragt ward, ob der Bittwerber vom pohlnischen, rutheniſchen oder armenischen Volksstamme und Ritus sich herschreibe? — So wurden persönliche Verdienste ausgezeichnet; so ward der öffentliche Eifer vortheilhaft geweckt; so wurden Geist und Volk wieder in ihre Rechte eingesetzt; so ward der Menschheit ihre ursprüngliche Würde wieder gegeben.

Aber glauben Sie ja nicht, daß nun, nach dem bereits geschehenen Guten unsere Regierung ausruhen zu dürfen, sich berechtigt glaubte. Polizeyliche Anordnungen, wodurch es dem Eigenwillen, der Eigenmacht und dem Eigennutze noch schwerer gemacht wird, die allgemeine Ordnung zu stören, werden keineswegs ausbleiben. Die Realisirung eigener Kreisgerichte und eine wohlthätige Concentrirung der Behörden erster Instanz in politischer Hinsicht, wodurch mit noch größerem Nachdrucke der Unterthan unterstützt und die Herrschaft des Rechts erleichtert werden kann, wird nicht lange mehr bloß frommer Wunsch seyn.

Schon haben wir ein wohl geordnetes Strafgesetzbuch der Verbrechen und schweren Polizeyübertretungen, (man kann ohne Schmeicheley sagen, das beste in Europa,) worüber jeder, der als obrigkeitlicher Beamter in Galizien einzutreten sucht, vorläufig den Hülfsunterricht zu erhalten vermag, und die Prüfung bestehen muß. In sehr kurzer Zeit werden Sie auch ein neues, den Zeitumständen, dem Volksbedürfnisse und der vorgerückten wissenschaftlichen Cultur entsprechendes, bürgerliches Gesetzbuch in die Hände erhalten. Eine bürgerliche Gerichtsordnung soll ferner folgen, welche den Geschäftsgang dieses Regierungszweiges, ohne der Güte des Gerichtsverfahrens Abbruch zu thun, noch mehr vereinfachen soll, wenn gleich durch dieses Gesagte ich keineswegs die hohen Verdienste verkennen will, welche sich der gegenwärtige Präsident des adelichen Gerichtshofes zu Lemberg *), um Galizien bey den in Gang gebrachten Verbal-Prozessen durch eine zum Besten der Partheyen ungleich kürzere und schleunigere Behandlung, in wie fern sie mit den bisherigen Gesetzen ausgleichbar war, erwarb. — Es verdient eine mit redlichem Danke verknüpfte Erwähnung, daß schon jetzt die Prozeßsucht hierorts durch die trefflichen Einleitungen dieses Staatsmannes ein weit übleres Spiel hat. Auch die von unserm Monarchen nun eingeführte, so benannte Normalien-Hof-Commission hat sicher die Absicht, nicht den Kreis der Verordnungen zu erweitern, sondern ihn zu verengen und nur auf das Wesentlichste zusammen zu ziehen. Man ist hohen Ortes ganz überzeugt worden, daß die Vielheit der Gesetze ihren ämtlich aufgestellten Hüthern eine zu große Last auflege, und es dem Rabulisten weit leichter mache, eine Verordnung zu treffen, deren Wortsinn ihm mehr zusagt; daß der in zu mannigfaltigen Gesetzen sich aussprechende Geist ungleich schwerer aufzufassen sey; daß dadurch die Übersicht der Verpflichtungen dem gehorchenden Theile verbittert werde, und für muthwillige Gesetzübertreter eine erwünschte Veranlassung mehr zu häufigen Entschuldigungen und Recursen im Wege der Gnade entstehen müsse! — Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, meinen jungen Mitbürgern ans Herz zu legen, wie sehr unser erhabner Souverain bey Auswahl derjenigen, welche für das Gesetzfach arbeiten, darauf Bedacht nahm, wissenschaftlich gebildete und mit dem Völkerzutrauen geehrte Männer zu benützen; und wie sehr derselbe dadurch seine eigene Achtung für Geistesbildung, die wahrlich nicht ohne Mühe und große Aufopferungen zu erringen ist, bewährt hat. Wem von ihnen sind die Nahmen eines Sonnenfels, eines Zeiller, dieser vormahligen Zierden der Wiener hohen Schule unbekannt? — Ja aus Ihrer Mitte meine Herren! sahen Sie erst vor wenigen Jahren einen Mann als wirklichen Staatsrath nach der Kaiserstadt abgehen, der sich in Lemberg durch eifrige Pflichtenerfüllung als Rechtslehrer und Justiz-Rath ausgezeichnet hat. Möge die Ihnen zu Gemüth geführte Belohnung der Verdienste, an welcher es, wenn die letztern im gehörigen Lichte dem Monarchen vorgetragen werden, nie fehlt, Sie, meine jungen Freunde! anflammen, eine gleich würdige Bahn einzuschlagen, und sich den Wissenschaften ernstlichst zu weihen.

*) Dieß ist der kais. kön. geheime Rath von Rottmann, welcher auch diese akademische Rede mit seiner Gegenwart beehrte.

....

Der Faden meiner Rede führt mich gleichsam von selbst zur Auflösung der zweyten Frage. Was that Östreich für die intellectuelle und moralische Cultur seiner galizischen Unterthanen?

Allerdings werde ich hier mit jenen in einen mißfälligen Widerspruch gerathen, welche schon den Umstand an sich für übel halten, daß die Unterthanen zur Cultur erwachen, oder in derselben fortschreiten; daß ferner die Regierung sich in das Cultur-Geschäft mengt, und nicht Alles lieber dem Zufalle, oder, wie man das Ding schöner zu taufen beliebt, der Natur überläßt. Allein der für Wahrheit sprechende und handelnde Mann und eben so eine von der Güte ihrer Sache durchdrungene Regierung würde nie einen Schritt weiter machen, wenn vorher ängstlich die Zahl der Widersacher abzuzählen wäre! — Etwas muß für das allgemeine Beste gewagt werden; und wenn man es auf eine solche Art versuchen kann, daß dadurch die Ruhe des Ganzen nicht gefährlich erschüttert wird; dann ist ein solches Wagen heilige Pflicht denkender Männer und weiser Regierungen. Warum soll die Cultur, das heißt die Entwickelung und Ausbildung aller menschlichen, vorzüglich aber der geistigen und sittlichen Anlagen zu mißrathen seyn? Warum trägt der Mensch das göttliche Emblem der Vernunftwürde in seinem Antlitze; warum schlägt in seinem Busen ein für so viele, so hohe Gefühle und Entschlüsse empfängliches Herz! — Warum soll eine Regierung fehlen, wenn sie die Cul-

tivirung einer Nation zu befördern sucht? Wahrlich! sind die Regierungen auch weiter nichts als staatsklug, so sollen sie schon, um der Existenz ihrer Staaten willen Alles für National-Cultur leisten, was nur immer mit gemäßigten Staatseinnahmen und ordentlich fließenden Geldeinkünften verträglich ist; weil bey diesen Zeiten, ich möchte sagen, schon eine solche Geistesspannung unter den Staaten an der Tagesordnung ist, daß jene Nation nothwendig auch politisch fallen muß, welche in Hinsicht der Bildung ihrer Köpfe und Herzen zurück bleibt, und bloß auf die Allgewalt und Mehrheit ihrer Hände und Füße vertraut.

Wir stehen um unserer Nahrung, um unserer Kleidung, ja um unsers ganzen Lebensgenusses willen in beständiger Verbindung mit den drey Reichen der Natur; je mehr wir uns in Beziehung auf diese auskennen, desto besser haben wir uns selbst berathen. Sie erinnern sich, meine Herrn! des großen Preises von einer Million Franken, welchen der französische Kaiser demjenigen zudachte, der mittelst seiner Maschinen aus Flachs ein der Baumwolle an Feinheit gleichendes Gewebe hervorbrächte. Setzen Sie nun, es wäre der neuseeländische Flachs wegen seiner Zartheit an sich ungemein dazu geeignet, ein baumwollartiges Gewebe hervorzubringen; wie viel Gutes könnte selbst unserm Staate ihm dadurch verschafft werden, wenn wir uns eine nähere Kenntniß der angeblichen Eigenschaften dieser Pflanze und die Einheimischmachung dieser Species angelegen seyn ließen? — Welch einen außerordentlichen Einfluß auf National-Wohlstand die Kenntniß der Naturkräfte und eine von gesunder Beurtheilung geleitete Anwendung derselben haben könne, dies sehen Sie durch ein neuerliches Beyspiel der Engländer bestätigt, welche, wie kaum mehr bezweifelt werden darf, durch Anwendung der Dampfmaschinen ihre Schiffe in Bewegung setzen, von Wind und Wetter unabhängig machen, und auf diese Art zu wahren Gebiethern der Schöpfung im Meere sich aufwerfen können. Nun hängen aber die meisten Künste und Wissenschaften so an einander, daß der Druck oder Stoß, den eine einzige derselben empfindet, sich auf die meisten übrigen mehr oder weniger zu verbreiten pflegt. Folglich ist die Pflege aller Kenntnisse, die Förderung aller Geschicklichkeiten wichtig. Wenn also dieses Königreich unter östreichischer Regierung mit Männern versehen ward, welche die National-Jugend mit den besten mathematischen und physischen Werken bekannt machen; war das nicht eine große Wohlthat; und war es nicht eine zweyte, wenn eben diese unsere Staatsverwaltung hier eine an naturbeschreibenden Büchern reichhaltige Bibliothek angelegt, wenn sie für ein mechanisches Museum gesorgt und ein chemisches Laboratorium erbaut hat?

Oder hat etwa eine Regierung, wie die östreichische, deren Oberhaupt so viele Gerechtigkeit und Milde in allen Unternehmungen unverkennbar an den Tag legt, Blicke so genannter Profanen in ihr Innerstes zu scheuen? Muß nicht vielmehr die National-Liebe nach aller gesunden Schlußfolgerung nothwendig zunehmen, je mehr man sich durch selbst eigenes Prüfen überzeugt haben wird; wie sehr der Monarch nur seine Unterthanen liebt, nur die Erhöhung ihres Wohlstandes bey allen Verordnungen beabsichtet, und durch alle neu gefaßten Plane zu verwirklichen strebt. Ewig wird es wahr bleiben, daß Pflichten und Rechte unzertrennlich an einander geknüpft sind. Es ist daher auch für einen denkenden Kopf kaum zu begreifen möglich, wie man es je von Menschen verlangen könnte, daß sie bloß ihre Pflichten immer vor Augen haben, wohl erwägen und befolgen sollen, ohne sich auch beygehen lassen zu dürfen, einen Blick mitunter auf ihre Gerechtsame zu werfen, und diese nicht minder im Zusammenhange sich vorzustellen. Möchte Jeder im Staate genau von seinen natürlichen und durch den Bürgerverein ihm zufließenden Pflichten und Rechten unterrichtet und gleichsam neu beseelt werden; so würde er die erstere nur um so genauer erfüllen, und die Gränzen der letztern nur um so weniger überschreiten! — Gleichen Überzeugungen scheint unser höchster Hof zu huldigen. Wie würde er sonst hier zum ersten Mahl in der Hauptstadt dieses Landes eine eigene Lehrkanzel des natürlichen Privat- und öffentlichen Rechtes aufgestellt, und das Studium desselben jedem Galizier, der in die Dienste der Regierung eintreten will, zur Pflicht gemacht haben?

Gewiß, gerade die am meisten vorrückende Cultur spricht dem strengsten Gehorsam gegen den Souverain das feyerlichste Wort. Unsere galizische adeliche Jugend wird um so herzlicher ihrem Landesfürsten ergeben seyn, je mehr sie sich mit den Ideen des kritischen Weltweisen über ihr Verhältniß zur oberrsten Gewalt und zum Volke bekannt gemacht hat. Gerade die erhabenste Rechts-Philosophie, in deren Principien nun die Jünglinge auf hiesigem Lyceum eingeweiht werden, erkennt unbedingte Unterwerfung als wesentlich zur Norm einer Staatsverfassung, als unnachsichtlich zur Idee einer Souveränität im Staate; sie erklärt nicht nur alles Klügeln über die Schuldigkeit des Gehorsams, sobald die Staatsregierung ihre vollen Functionen ausübt, für zwecklos; sondern sie verwirft voll ernster Strenge jede werkthätig sich äußernde, dem Staate mit Gefahr drohende Vernünfteley. Ich kann Ihnen demnach auch, meine verehrenswerthen Herren Professoren und Collegen, die sie von Ihrer Seite zur Verbreitung des wohlthätigen Einflusses der Regierung auf die galizische Einwohnerschaft mitwirken sollen, gelegentlich nicht dringend genug empfehlen, in diesen Zeit- und Ortsverhältnissen, worin wir stehen, darauf zu dringen, daß der Ihrer Leitung anvertraute junge Mann für Gehorsam empfänglich werde. Sobald es dem Charakter einer Nation auch nur scheinbar an dieser Eigenschaft fehlt; sobald sich auch nur ein Theil derselben berechtigt glaubt, bloß dasjenige zu befolgen, was seinen beschränkten Einsichten gut scheint; was seiner Herrsch- Ehr- und Habsucht schmeichelt; sobald ist der öffentlichen Unordnung Thür und Thor geöffnet! — Ja die besten Gesetze helfen immer äußerst wenig, wenn der pflichtmäßige Unterwerfungssinn jenen mangelt, für welche sie aufgestellt worden sind. Freywilliger Gehorsam ist freylich schon an sich eine Tugend, die ihren Mann mit dem seligen Bewußtseyn erfüllter Pflicht lohnt. Sie aber, meine Herren Lehrer der Nation, in deren Hände der Staat vertrauend die Verwahrung und Förderung der Cultur niederlegte, müssen auch dahin arbeiten, daß die junge Seele unter absoluten Gehorsam, ohne lange um die Gründe des Befehles zu fragen, sich beugen lerne. Dann haben Sie die Wünsche der Staatsregierung erfüllt, und die Cultur von dem unverdienten Vorwurfe, als bilde sie unzeitige Raisonneurs, gerettet! — Der Mißbrauch, welcher schon so oft von der Religion nicht minder als von der Cultur gemacht ward, kann keineswegs für die Entbehrlichkeit des Gebrauches sowohl der einen als der andern National-Eigenschaft im Staate das Geringste beweisen. —

Lassen Sie uns dem leichtsinnigen egoistischen Zeitalter nach Kräften entgegen arbeiten, worin der unbärtige Jüngling mitunter sich gelüsten läßt, durch ihr Alter ehrwürdig gewordene und sich bewährende Regierungen zu bekritteln und zu hofmeistern! — Nie wird ein Volk aus dem Stande der Wildheit zur vollendeten, edlern Menschheit zu übertreten fähig seyn, wenn es nicht sich vorher der Disciplin zu unterwerfen, angehalten worden ist. Nur auf diesem Wege muß der erste Schritt zur Cultur geschehen. Wenn demnach unser Monarch vierzig Söhne von begüterten adelichen Familien auf eigene Kosten alljährig zu unterhalten beschloß, welche sich vollkommen der militärischen Zucht zu unterwerfen haben, unter einem aber auch in dem höheren Kreise der Kriegswissenschaften Unterricht erhalten, und nur auf diese Art der Ehre, als Gardisten Seiner Majestät zu dienen, würdig seyn können: so sind ähnliche Maßregeln und Verkehrungen würdige Beweise einer auf richtige Grundsätze sich fußenden Politik. — Von oben herab wirkt bekanntlich das Beyspiel am meisten. Werden die Vornehmen im Lande keine die Menschheit beleidigende Handlung sich erlauben; werden sie die Ersten seyn, welche, den Rechten ihres Souverains und ihrer Mitbürger zu nahe zu treten, sich hüthen: dann wird auch im Staate allerdings eine Unterordnung bestehen können, welche mit Schonung der Souveränitäts-Rechte Menschenachtung in beständigem Einklange enthält. Zu diesem Zwecke muß es auch wohl abgesehen gewesen seyn, wenn unser Kaiser bey Wiederherstellung der Wiener Theresianischen Akademie für adeliche Zöglinge aus Galizien eigens fortdauernd einige Stellen bestimmt hat.

Doch nicht etwa bloß zu Wien, im politischen Mittelpuncte des Kaiserthums, sondern auch im Vaterlande der Galizier selbst suchte man Unterrichtsanstalten zu begründen, welchen unter einem die Absicht zum Grunde lag, durch öffentliche Erziehung zum Theil die häusliche zu ersetzen. Allerdings ein äußerst schwerer, sehr problematischer Versuch, welcher freylich bis jetzt nicht sowohl von Seite der Regierung, als vielmehr von Seite der Ältern noch sehr vieles zu wünschen übrig ließ; welcher aber dennoch geschehen mußte, sollte anders auch in diesem Königreiche die Menschengattung ihrer Bestimmung näher gebracht werden, und die künftige Generation den Zwecken der Menschheit und des Staates entsprechender ausfallen! — Erblicken Sie nun meine Herren! am platten Lande Galiziens allein einhundert fünfzehn Trivial-Schulen, das ist, wenigstens auf eilf östreichischen Quadrat-Meilen im Durchschnitt eine Schule für das Landvolk mit einem bereits öffentlich geprüften Lehrer; so wird Ihnen diese Summe nur dann als sehr groß erscheinen, wenn Sie sich zu Gemüthe führen, daß vor 37 Jahren noch keine einzige Landschule in diesem weitläuftigen Erdstriche gestanden hat. Würde man den Landleuten selbst das Geschäft der Ausbildung ihrer Kinder, ohne Dazwischenkunft der Regierung überlassen haben, so wäre hier Landes vielleicht eben so wenig geschehen, als bisher in der benachbarten Moldau geleistet wurde, wo die Bojarenkaste nur mit der Unwissenheit der übrigen Landeseinwohner bestehen zu können meint, und daher auch den letztern keinen geistigern Genuß gönnt, als der aus der Kneipe gehohlt werden kann. — Unsere Staatsverwaltung, nachdem sie Galizien wieder näher an sich zog, dachte edler, als einst die mitylenische oberste Gewalt, welche ihrem Bundesgenossen alle Art von Bildung der Kinder untersagte, damit es ihnen ja nie möglich werde, sich aus dem Stande der Unterjochung heraus zu arbeiten.

Das Land hat ferner in seinen volkreichern Städten 16 deutsche Hauptschulen. Man hat es sich zum Zwecke gemacht, — was schon Agesilaus empfahl, — der Jugend in diesen Bürgerschulen dasjenige zu lehren, was ihr zu wissen frommt, wenn sie einmahl erwachsen ist. Schon ist in der Hauptstadt des Königreichs kaum Einer der neuern Meister mehr, der sich nicht bevor er das Handwerk antrat, ausgewiesen hätte, das seinem Berufe ersprießliche Zeichnen zu verstehen. Auch die Elemente der Baukunst und Meßkunst werden dem jungen Bürgerssohne beygebracht, ohne daß man ihn deßhalb auch anhält lateinisch zu lernen.

Die Aufmerksamkeit auf alle das Gewerbfach unterstützende Cultur-Anstalten ist ein unsern Monarchen wirklich auszeichnender Zug. Es wurden galizische Individuen mit Stiftungen versehen, welche die Landwirthschaft theoretisch und practisch in Wien und auf den anliegenden Familien-Herrschaften des Kaisers hören und sehen sollen. In der Folge soll jedes der neun Orte unsers Königreichs, worin ein lateinisches Gymnasium besteht, auch einen eigenen Lehrer der Landwirthschaftswissenschaft erhalten. Es soll — das ist die Absicht des Hofes — neben dem Humanismus, welcher in den jungen Gemüthern durch Lesung classischer Werke zu wecken ist, der Jüngling auch mit jenem Gewerbe vertrauter werden, welches ihm und dem Staate Brod verschafft, und dasselbe verbessern helfen kann. Bisher trieb man in Galizien die Landwirthschaft bloß als ein Handwerk, das angeblich keiner weitern Vervollkommung fähig ist und bedarf. Unsere Unkunde rächt sich an uns selbst tagtäglich empfindlicher. Mit einer Million östreichischer Joch Hutweiden, welche das Land noch jetzt besitzt, fehlt es demselben dennoch an hinlänglichem, kräftig genährten Zug- und Nutzvieh. Es ist Armuth an Butter und Schmalz. Ja die fette Milch oder Sahne kommt in der Hauptstadt beynahe so theuer, wie der von weitem Auslande bezogene Tischwein zu stehen! — Werden die hiesigen Landeseinwohner einst mit der Kunst einer bessern Benützung der Brache, der dem Boden so wohlthätigen Abwechslung der halmtragenden Früchte mit andern Futter- und Knollengewächsen, der Anlegung von Stallungen und zweckdienlichen Düngergruben vertrauter seyn; dann werden sie dieses großentheils nur dem Gouvernement zu danken haben, welches den bisherigen heillosen Schlendrian auszumerzen und die Grundsätze einer vernünftigern Landwirthschaft allgemeiner zu verbreiten mit thätigem Ernste beschloß. — Wenn wir ferner, obgleich der Waldboden noch in Galizien bey vierthalb Millionen Joch einnimmt, trotz dieses großen Umfanges dennoch Mangel an hartem Holze nicht selten leiden; so wird wenigstens die Zukunft, statt noch drückender, höchst wahrscheinlich tröstlicher ausfallen. Der verschwenderischen Sorglosigkeit, mit welcher bisher die Grundherren und übrigen Landleute zu Werke gingen, wird Ziel und Schranke gesetzt. Die Eintheilung der Wälder in Schläge — ein neues Phänomen auf hiesigem Horizonte — wird so eben wiederholt befohlen und auszuführen versucht. Da bisher unsere Förster selten was anderes als gute Jäger waren, so soll künftig eine bereits vorgeschlagene Forstlehranstalt dieses Personale mit einer ungleich vielseitigern Ansicht seines Gewerbszweiges bekannt machen. Man wird auf den Cammeral-Herrschaften der Nation mit gutem Beyspiele vor-

zugehen suchen; und wenn die Holzzucht sich zu einer ehrenvollen Beschäftigung im Lande erheben, und wenn dadurch unsere Nachkommenschaft sich in ihrem nördlichen Clima mit hinlänglichem Brennmaterial geschützt sehen wird: dann hat sie dieses vorzüglich jenem Herrn Administrations-Chef*) zu danken, den wir in unserer Mitte verehren.

....

Es ist hohe Zeit, daß ich wenigstens mit einigen Worten der von Joseph II. hierorts gestifteten hohen Schule und ihres erwiesenen Einflusses auf das Gemeinbeste Galiziens erwähne. Nur Thatsachen will ich ausheben, welche sprechend genug sind und unwahre Schmeicheleyen entbehrlich machen, die ohnehin in meinen Charakter nicht passen würden.

Die Erhaltung des Gesundheitszustandes einer Nation ist wohl eine Bedingung, ohne welche alles Übrige nicht zu gedeihen vermag. — Daß viele Menschen durch die bereits im Jahre 1802 hier öffentlich authorisirte Vaccination dem Tode entrissen wurden, ist allbekannt; daß aber im einzigen Königreiche Galizien mehr Kinder auf Kosten und Zuthun der Regierung mit den wohlthätigen Schutzpocken eingeimpft wurden, als im ganzen russischen Kaiserthum, obgleich alle Zeitungen rücksichtlich der Veranstaltungen im letztern Reiche ihr Lob erst unlängst ausströmten; dies dürften wohl nur Wenige wissen! — Wäre es bekannter, als es ist, daß unser höchster Hof alljährig beynahe gegen drey Mahl hundert tausend rheinische Gulden bloß für das Sanitätswesen zu Gunsten seiner galizischen Unterthanen ausgibt; daß allein für das hiesige, von Joseph II. gestiftete, allgemeine Krankenhaus innerhalb eines Jahres bey 30000 Gulden angewiesen zu werden pflegen; daß unsere Staatsverwaltung bey ausbrechenden Menschen-Epidemien oder Viehseuchen zwey Drittheile aller Heil- und Apotheker-Auslagen großmüthig auf sich nimmt; daß im Durchschnitt jedes Jahr bey 4000 Menschen auf Kosten der Regierung nun in zwölf öffentlichen Krankenanstalten behandelt, und dem Schooße ihrer Familien wieder zu geben gesucht werden; wäre, sage ich, dieses von jeher bekannter gewesen, als es war, und wäre es nicht ein (wahrlich unterm Monde nun höchst seltener!) Zug unsers regierenden Kaiserhauses, selbst von seinen wohlthätigsten Handlungen vollends kein Rühmens, ja nicht einmahl von seinen gemeinnützigsten Unternehmungen eine Erwähnung zu machen: hätte dann wohl die National-Dankbarkeit, oder wenigstens der Segen jedes gut gearteten, für edle Rührung empfänglicher Menschen ausbleiben können?!

Es ging ehedem diesem weitläuftigen Lande fast um nichts besser, als der benachbarten Türkey. Die Pesten waren weit häufiger und wütheten weit schrecklicher. Nun finden sich treffliche Contumaz-Anstalten an unserer Bukowiner Gränze gegen die Chotymer Raja und die Moldau. — Vormahls fehlte es beynahe ganz an Sammelplätzen für Arzneyvorräthe. Erst unsere Regierung gab jedem, der sich mit den nöthigen pharmaceutischen Kenntnissen auswies, zweytausend Gulden Vorschuß auf die Hand, um wenigstens allmählig in den Kreisstädten Apotheken zu begründen. Noch vor einem halben Jahrhunderte warf man sich auf gut Glück in diesem großen Lande bloß jüdischen Bartscherern und alten Kräuterweibern bey äußern und innern Krankheiten meistens in die Arme. Nicht mehr so jetzt unter österreichischer Aufsicht und Schützung! — Man findet doch schon nach der Mittelzahl auf 27 Quadrat-Meilen einen Heilarzt, auf 24 einen Apotheker, auf 13 gevierten Meilen endlich einen Wundarzt. Hier ist aber nur das platte Land gemeint. Denn Lemberg allein, wohin nach Landessitte auch viele Edelleute und Damen aus dem pohlnischen Antheile Rußlands reisen, um sich heilen zu lassen, zählt jetzt schon 31 Ärzte, 15 Wundärzte, 19 Wehmütter und 9 ordentlich eingerichtete Apotheken. Seit dem Anfange, als der unvergeßliche Joseph die Universität hierorts gestiftet hat, wurden an der hiesigen hohen Schule 32 Ärzte graduirt, 181 Wundärzte vollständig ausgebildet und 218 Wehmütter mit den nöthigsten hebeärztlichen Kenntnissen versehen. Die klinischen Anstalten dauern noch fort, und das unermüdliche, einsichtsvolle Protomedicat biethet alle Kräfte auf, um den allgemeinen Gesundheitszustand dauerhafter zu begründen.

Noch eine Seite liegt Menschen, liegt Nationen, die sich ihres hohen Berufes bewußter zu werden anfangen, tief am Herzen. Ich meine neben dem physischen Leben das moralische Wirken. Welch ein Feld für mich insbesondere, der ich die Moralisirung und Charakterbildung einer Nation für das schönste Ideal der Wünsche einer guten Regierung erkenne! — Freylich wird kein Staat je durch Zwangmittel seinen Zweck zu erreichen, sich schmeicheln können. Die Besserung eines Jeden muß aus ihm selbst von freyen Stücken hervortreten; sie muß sich im eigenen Busen des jungen Mannes zum festen Vorsatze ausbilden. Ja alle dießfälligen Bemühungen einer Staatsregierung werden so lange vergeblich seyn, als es dem eigensinnigen Unterthan nicht selbst beliebt, moralischer werden zu wollen. Aber lassen Sie uns dessen ungeachtet eine Staatsverwaltung verehren, welche nach Kräften beyzutragen, von jeher sich verpflichtet fühlte, damit es nicht bloß bey dem befolgten Buchstaben ihrer Gesetze sein Bewenden habe, sondern damit schon die Achtung für Pflicht als Pflicht sich zur Triebfeder aller Handlungen des Bürgers emporhebe. Wir müssen es, um unsers hohen Begriffes von der Menschheit willen erwarten, daß die edlen Wege, welche von der Regierung eingeschlagen wurden, zum erhabenen Ziele führen werden! — Sie erinnern sich noch, meine Herrn! daß, als unser Hof dieses Land in Wiederbesitz nahm, zwey Drittheile der Einwohnerschaft, nähmlich die ganze ruthenische Nation ganz ohne Bildungs- und Unterrichts-Anstalten war; ja daß selbst ihre werden wollenden Priester das traurige Loos hatten, sich in einem elenden Dorfe, zu Walawa nächst Przemisl bey Bauern in Rauchhütten einquartieren zu müssen, wo sie nach einigen, im Stillen gelernten dogmatischen Sätzen geweiht wurden! Nicht so unter Östreichs Ägide! Der ruthenische Clerus zählt nun bey 80 auf Staatskosten hierorts in einem öffentlichen General-Seminarium seines Glaubens-Ritus gepflegte und durch wenigstens drey Jahre zu unterrichtende Zöglinge, denen es nur durch den Vorhof der Philosophie möglich gemacht wird, in den Kreis der theologischen Wissenschaften einzutreten. Seitdem Joseph, dieser edle Herrscher, das ruthenisch theologische Institut begründet hat, sind sicher wenigstens schon zweytausend griechisch-katholische Pfarrerssöhne in demselben zu trefflichen Volkslehrern allmählich ausgebildet worden. Schon jetzt kann man annehmen, daß wenigstens der dritte Theil der fungirenden Pfarrer und

*) Dieß ist der kais. kön. Hofrath und Stephans-Ordensritter Ernst von Kortum; ein für die Geschichte des österreichischen Galiziens hoch verdienter Nahme!

ner-Mönche dieser Nation und dieses unirten Ritus
ch versteht, und selbst in deutschen Büchern Stoff zur
ung und Erbauung seiner Gemeinden aufzufinden ver-
— Wir sahen im verflossenen Jahre 203 Jünglinge unse-
y allbekannten Ritus dem theologischen Studium*) unter
dentlichen vom Staate aufgestellten Professoren am hie-
jetzt bestehenden Lycäum sich widmen. Welch eine Aus-
ür die allmählige höhere Geistes- und Sitten-Cultur
der Einwohnerschaft des pohlnischen, ruthenischen und
schen Volksstammes; zumahl wenn man noch dem redli-
issenschaftlichen Eifer hinzudenkt, welcher die von unsern
rchen gewählten Oberhirten beseelt, deren Ergebenheit an
und Kirche über allen Zweifel erhaben ist! — Und wie
ich muß es nicht jedem Freunde der Menschen- und Völ-
ollkommnung seyn, von mir unter einem zu hören, daß
uch im verflossenen Jahre bey fünfthalbhundert Jünglinge
rorts dem philosophischen Studien gewidmet haben, wo-
ie kleinere Hälfte neuerdings in den Stand geistlicher
ehrer eintrat.

Jenn übrigens der Staat bey seinen Unterrichts- und
ungsanstalten nicht bloß den allgemeinen Zwecken der
hheit in die Hände zu arbeiten sich vorsetzt, sondern ins-
ere für die Staatsverwaltung geschickte Diener sich zu
geübt; so ist diese doppelte Bemühung allerdings ganz
vernünftigen Interesse entsprechend. Im vorigen Jahre
n sich auf hiesigem Lycäum 220 Jünglinge für die Rechts-
Staatswissenschaften. Man unterließ nichts, um sie mit
ohlthätigen Geiste, der ihre Regierung belebt, gleichfalls
eelen. Man lehrte sie die Staatskunde ihres eigenen
andes, und führte diesen jungen Männern unter hun-
für die Güte der Staatsverwaltung zeugenden Datis auch
Thatsache zu Gemüthe, daß der Monarch die bedeutendste
r des Landes — ich meine jene, welche an den Getränken
— ganz zum Besten der galizischen Einwohnerschaft zu
iden beschloß, indem hiervon um das Volk von Einquar-
zen bewaffneter Mannschaft zu befreyen, Militärhäuser
t, und, um dem Producten-Handel einen höhern Schwung
en, bessere Wasserstraßen angelegt werden sollen.

Jenug der Züge über die Wohlthätigkeit des Einflusses
treichischen Gewerbs-Rechts-und Sittenbildungs-Politik
ne große Provinz, worin wir leben! — Ich schließe
akademische Rede mit dem frommen staatsbürgerlichen
che: Möge die allwaltende Vorsehung jenen Gouverne-
-Chef uns noch lange erhalten, welcher mit der edelsten
enheit gegen unsern Souverain so viele Humanität für
olksclassen verbindet, und als ein selbst im hohen Grade
schaftlich gebildeter Mann, für die Emporhebung der
r gewiß das Möglichste leistet!

*) orsteher desselben ist gegenwärtig der kais. kön. geheime Rath und
nenische Erzbischof Simonowicz, welcher gleichfalls diese Rede
t seiner Gegenwart beehrt hat.

Denkmahle der Vorzeit.

g Carl der Neunte von Schweden, an König
ristian den Vierten von Dänemark 1611.

u hast nicht als ehrlicher und christlicher König gehan-
delt, Du hast den Stettin'schen Frieden gebrochen; Blutver-
gießen veranlaßt, und Kalmar durch Verrätherey eingenom-
men. Gott wird dieß strafen. Da keine andere Mittel helfen,
so biet' ich Dir einen Zweykampf an, nach der alten Go-
then löblichen Gebrauch. Du kannst zwey von Deinem Adel
mitnehmen, rittermäßige Leute. Ich will Dir ohne Harnisch
und Küras begegnen, bloß mit der Sturmhaube auf dem Ko-
pfe und dem Degen in der Hand; und wo Du Dich nicht
auf dem Platze einfindest, so halt' ich Dich nicht für einen
ehrlichen König, noch für einen Kriegsmann.

Risby, den 11. August. Carl.

Christian der Vierte an Carl den Neunten.

Dein leichtfertiger und unbescheidener Brief ist uns durch
einen Trompeter geworden. Wir merken, daß die Hundstage
in Dein Gehirn wirken. Was Du sagest, daß wir den Stet-
tiner Frieden gebrochen, das lügst Du, als ein machtloser Hund
der sich mit Bellen wehren will. Du sollst einmahl vor Gott
Rechenschaft geben, sowohl für diesen Krieg, als für alles un-
schuldig vergossene Blut, das Du vergossen, und für die Ty-
ranney die Du an Deinen eignen Unterthanen verübt hast.
Daß wir Kalmar, wie Du vorgibst, mit Verrätherey genom-
men, ist auch nicht wahr. Wir haben es als ein ehrlicher
Kriegsmann genommen. Du mußt Dich schämen, daß Du es
Dir vor der Nase hast wegnehmen lassen. Was den Zweykampf
anbetrifft, so bist Du schon von Gott geschlagen. Ein warmer
Ofen wäre Dir dienlicher, und ein Arzt, der Dir den Kopf
in Ordnung setzen könnte. Du solltest Dich schämen, Du alter
Geck, einen ehrlichen Herrn so anzugreifen, welches Du gewiß
von alten Weibern gelernt hast, die sich mit dem Munde ver-
theidigen.

Kalmar, den 14. August Christian.

(Olof Dalins Svea Ri Kow Historia.)

Zwey Briefe König Jacobs des Zweyten von England an den Staatsrath.

Mylords! Kein irdisch Ding ist so kostbar, als die Zeit.
Sie wissen, was ich Ihnen für eine Arbeit während meiner
Abwesenheit aufgab, und in welcher Zeit ich die Vollendung
dieser Arbeit forderte. Mein schottischer Kanzler pflegte schon
vor 24 Jahren zu sagen: Mein Hausstand könne nicht mit Epi-
grammen unterhalten werden — also werden lange Reden und
schöne Historien meinen Credit nicht wieder herstellen. Omnis
virtus in actione consistat. Erinnern Sie Sich, daß ich Ihnen
sagte: Der Schuh müsse für den Fuß gemacht werden, und
lassen Sie Sich dieses zur Richtschnur in Ihrem Verfahren
dienen. Schaffen Sie Alles Überflüssige und die Schaar der
unnöthigen Bedienten, wo Sie solche nur finden, ab. Von dem
Hausetat, den Pensionen, der Garderobe kürzen Sie soviel,
als nur möglich. Mein Hausstand darf nur 50,000 Pfund ko-
sten. Können Sie ihn noch geringer einrichten, so geschieht
mir ein Dienst damit, und damit Sie sehen, daß ich meine
Person nicht schone, so erhalten Sie hierbey eine Note von den
überflüssigen Ausgaben meiner Küche, da ich von einem ehrli-
chen Manne darüber Auskunft erhalten. Ich will weder münd-
liche noch schriftliche Antwort, sondern daß man zu Werke
schreite und wirklich anfange zu räumen. Ich habe die Sache
nun in Ihre Hände gegeben, und die Welt soll mein Zeuge

seyn, daß ich es redlich gethan habe. So bitte ich Gott, daß er Sie in Ihrer Arbeit segne, und wünsche Ihnen ein herzliches Adieu.

b) Mylords! Ich erhielt gestern Abends den seichtesten Brief von Ihnen, den meiner Meinung nach je ein König von seinem Conseil erhalten hat. Sie schreiben mir, die Reducirung des Garderobe-Amts werde nichts helfen, und geben mir doch auch keinen andern Rath.

Was sind Sie für Räthe, wenn Sie keinen Rath für mich haben? Eine solche Antwort hätte der Geringste meiner Unterthanen mir geben können. Kurz es ist mein völliger Entschluß, daß Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht gebracht werden, und meine Haushaltung muß der Hauptgegenstand der Reduction seyn. Sie müssen die Mittel erfinden, wie dieser Plan zu meiner Ehre und Zufriedenheit auszuführen ist. Können wir nicht drey Tafeln halten, so müssen wir uns mit einer begnügen. Kann die Garderobe nicht helfen, so müssen andere Theile daran. Kurz, wenn Sie keine Hülfe finden, so werd' ich sie zu finden wissen. Es sind außer meinem Hausstand noch zwanzig Wege zur Ersparung übrig, wenn man sich recht darnach umsieht. Merken Sie sich das! Gott befohlen! Jacob.

Miscellen.

Als Marseille aufrührerisch gegen Heinrich IV., endlich von seinem Heere bedroht wurde, drang der wüthende Pöbel noch immer auf zwecklosen Widerstand. An der Spitze derselben standen zwey Niederträchtige, Charles Cassaulx, ein mit allen Verbrechen vertrauter, ungestümer Wüstling, und Louis Daix, ein Galeeren-Sclave, dessen Ketten das unsinnige Volk zerbrochen hatte.

Gesetzlosigkeit und Tyranney herrschten im Innern, und schon hatte König Heinrich sein Heer gegen die Stadt geführt, und umlagerte die Mauern; gewonnen war sie ihm, sobald jene beyden Greuelichen fielen. Peter Libertat beschloß ihren Fall. Er hatte sich diesen Schreckensmännern verkauft, sie weihten ihn in ihre Geheimnisse ein, und vertrauten ihm die Bewachung eines von den Hauptthoren. Libertat war schlauer, als jene Beyde; er konnte berechnen, ihre Macht werde scheitern, und so verrieth er sie, nicht aus Vaterlandesliebe, sondern aus Eigennutz; denn erst als ihm Ämter, Würden, Ländereyen, Geldsummen zugesichert waren, begann er sich gegen die Tyrannen thätig zu zeigen. Er rechnete dabey auf List, nicht auf Kraft, wie sie den Helden ehrt. Daix mußte, durch falsche Vorspiegelungen veranlaßt, einen Ausfall zu dem Thore hinaus, das Libertat vertheidigte, wagen; die Königlichen waren davon unterrichtet; die Thore wurden hinter jenem verschlossen, und so fiel er seinen Feinden in die Hände. Cassaulx wurde durch ersonnene Nachrichten, welche seine Gegenwart erforderten, an das nähmliche Thor gelockt; er kam, Libertat lauerte seitwärts im Hinterhalt, und ermordete den Tyrannen mit dem Degen, von einem seiner Brüder unterstützt. Der Fall der Bösen ward sogleich verkündigt, die Guten triumphirten, und die reuigen Einwohner öffneten ihrem Könige Heinrich die Thore; im Taumel der Freude beschlossen sie: den Tag ihrer Befreyung alljährlich durch einen Umzug festlich zu begehen, und Libertats Bildsäule von Marmor in dem Stadthause aufzustellen. Noch steht sie dort, völlig geharnischt, mit einem wirklichen Degen in der Hand, wohl dem nähmlichen, der sich mit dem Blute des Tyrannen gefärbt hat. Libertat zog Güter und Schätze, Würden und Ämter gemächlich an sich, die ihm der gute König Heinrich verheißen, und ohne Einwendung gab, weil der Dienst, den jener geleistet hatte, dem Wohl des Ganzen entsprach. Die Belohnung war nicht gering für jene Zeiten; hundert tausend Thaler baar, Erhebung in den Adelstand für sich und seine Brüder, Übertragung des Oberbefehls über zwey Galeeren, über das Schloß Notre Dame de la Garde, über das ihm vorher schon anvertraut gewesene Königsthor u. s. w. — Kurz Peter Libertat hatte seinen Lohn dahin, und die Nachwelt kann ihm nur in der Reihe der nützlichen Menschen eine Stelle einräumen, nicht in der Reihe der Edlen.

....

Aus der fürchterlichen Schlacht bey Mohacz, dem Cannä der Hungarn, und aus den der Feindeswuth zunächst gelegenen Orten, retteten sich viele Edle und Unedle mit Weib und Kind in das Gebirge zwischen Ofen und Gran. Manche Krieger, die aus der Schlacht entkommen waren, Vornehme und Geringe, fanden auch den Weg in das abgelegene Dorf Maroth. Die Osmannen eilten nach. Zwey Tage lang wehrten sich die wackern Ungarn, Verzweifelnden ähnlich, am dritten Tage gelang den Türken ein allgemeiner Angriff, der mit so viel Wuth ausgeführt wurde, daß nur wenige Christen sich retten konnten.

Unter diesen Wenigen war Dobozy; seine Gattinn schwingt sich hinter ihm auf das Pferd, und im Hui sind sie von dannen. Aber nicht unbemerkt. Die Türken folgen, hohlen die Fliehenden ein. Das Pferd ermattet bald, und vermag nicht weit mehr beyde zu tragen. „Setze mich ab, spricht die Frau, damit du dein Leben retten mögest; aber eine Bitte gewähre mir, den Tod von deiner Hand, damit ich nicht der Türken Sclavinn werden müsse.“ Der Mann antwortet: „fasse Muth, habe Vertrauen; Gott rettet uns beyde.“ — Sie strengen die letzten Kräfte an; aber näher kommen die Feinde, matter wird des Pferdes Lauf. Die Frau fleht inniger, zärtlicher; als die Osmannen sie eingehohlt haben, und schon mit ihren Schwertern erreichen, springt sie vom Pferd, und beschwört den Gatten, ihr den Tod zu geben. Dobozy wendet sich schnell, und mit einem Streiche ist die Geliebte nicht mehr. Wüthend dringt er auf die Schaar der Feinde ein; Verzweiflung macht ihn zum Löwen; aber der Menge erliegt er bald, und todt sinkt er neben die theure Leiche hin!

....

Als im siebenjährigen Kriege der sächsische Prinz Xaver mit einem Truppen-Corps vor Göttingen rückte, war damahls gerade der verstorbene Hofrath und Professor Kästner Rector der Universität.

Der Prinz ließ nicht nur den Commandanten der Stadt zur Übergabe auffordern, sondern er sandte auch deßhalb zugleich ein Schreiben an Kästner, in welchem er diesem anzeigte, wie er den Commandanten zur Übergabe der Stadt aufgefordert habe, von ihm aber, da er als Rector der Universität das Wohl der letztern vorzüglich wahrnehmen müsse, erwarte, wie er seiner Aufforderung sogleich Folge leiste, indem jeder Widerstand nur den Ruin der Stadt und besonders der Universität nach sich ziehen würde, da er sodann die Stadt einschließen und ihr alle Lebensmittel abschneiden müßte, wodurch, bey dem bekannten Mangel derselben in der Stadt, in kurzer Zeit eine Hungersnoth unvermeidlich wäre.

Kästner gab darauf dem Prinzen Nachstehendes zur Antwort:

„Er danke tiefgerührt und unterthänigst für die Aufmerksamkeit, womit Se. Durchlaucht ihn zu beehren geruhet hätten. Was aber die Übergabe der Stadt Göttingen beträfe, so wäre dieß eine militärische Angelegenheit, die lediglich von dem Commandanten abhinge, und in die er sich auf keine Weise mischen dürfe, weshalb er sowohl als die Universität sich den Anordnungen unterwerfen müßten, die der Commandant für zweckmäßig halten möchte. Was übrigens die angedrohete Hungersnoth beträfe, so wäre er für seine Person deßhalb ohne Sorgen, weil er in früheren Zeiten fünf Jahre Professor Extraordinarius in Leipzig gewesen, folglich zu hungern gelernt habe.“

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 3., Mittwoch den 5. und Freytag den 7. December 1810.

Komm in den parnassischen Hain, lerne Griechisch, unsere erste Sprache, worin der blinde mäonische Dichter in der antiken Majestät die unsterblichen Götter und Menschen besang, Lycurgus die ernsten Rhetra sprach, Anacreon scherzte, und wider Philippum der attische Chatham donnerte; sieh den göttlichen Plato, den scharfsichtigen Geist Aristotelis, den liebreichen Xenophon, den hohen Sophocles, und Pindarum, den brausenden Strom von hohen Gedanken und Bilderk; sieh, unser Griechenland, unsere jonischen Küsten, Tempel der Grazien, wie reich an Staaten und an Gesetzen! Über unserer Sprache wirst du alles vergessen, dann ist nicht eben sie die Musik? und meinst du, der Honig des Hymettus sey lieblicher gewesen oder anmuthiger, als der Umgang unserer Weisen ist?

Johann von Müller.

(145—147.)

Denkmahle aus der vaterländischen Vorzeit.

Instruction Kaiser Maximilians I. an Erzherzog Philipp seinen Sohn, durch den Cardinal d'Amboise. Linz den 21. Nov. 1501.

Vor allem werden sie ihm sagen, daß der König unser Herr (Maximilian) den König von Frankreich hinlänglich unterrichtet glaubt, daß bey Unterhandlung und Abschließung des Friedens zwischen genannten unserm König und dem König Wladislaus von Böhmen unter andern ausgemacht und beschlossen worden ist, daß der König von Böhmen keine andere Gemahlinn nehmen solle, als die Königinn von Ungarn (Beatrix, Tochter K. Ferdinands von Neapel und der Isabeau von Clermont) Witwe des verstorbenen Königs (Mathias Hunniady Corvin) von Ungarn, zufolge welchem Beschlusses König Wladislaus sich mit besagter Königinn verlobt, und per verba de praesenti vermählet *), das Beylager vollzogen und sie einige Tage als Gefährtinn und Gattinn wirklich bey sich behalten hat.

Nichts desto weniger hat derselbe König Wladislaus hernach besagte Königinn von Ungarn verstoßen, und ist gar nicht mehr geneigt sie zu sich zu nehmen, und als seine Gemahlinn zu erkennen.

Noch mehr, obgleich König Wladislaus dem angeführten Vertrage gemäß keine andere Gemahlinn nehmen und haben kann, als die verwitwete Königinn von Ungarn, so hat doch unser König vernommen, daß Wladislaus bey dem Könige von Frankreich zudringlich darauf antragen läßt, eine andere Gemahlinn aus dem Königreich Frankreich **) zu erhalten, in der Absicht, mit dieser männliche Erben zu erzeugen, und sie auf die Throne von Ungarn und Böhmen und deren Nebenreiche als Nachfolger zu setzen, welches zum großen Nachtheil unsers Königs und meines Herrn (Erzherzog Philipps) geschehen würde; indem sie die wahren Erben und Nachfolger in den Königreichen Ungarn, Böhmen und den dazu gehörigen Ländern und Herrschaften sind, welche nach dem Tode des Königs Wladislaus erledigt würden, und folglich auch zum großen Nachtheil des Herrn Erzherzogs Carl von Österreich (nachhin Carls V.), als einzigen Erben meines Königs und Herrn.

Deswegen wünscht unser König, daß mein Herr Erzherzog und der Cardinal dem Könige von Frankreich auf gute Art begreiflich machen, daß er keine Verehlichung mit dem König Wladislaus in seiner eigenen Verwandtschaft oder sonst im Königreich Frankreich gestatte, daß sie ihm ferners vorstellen, wie ganz zweckwidrig ein entgegengesetztes Verfahren sey, indem keine Dispens, welche hierin erwirkt werden möchte, von Gültigkeit seyn könne, auch daß der König seine eigene Tochter *), welche durch die Verheirathung mit dem Erzherzoge Carl auf die Thronen von Ungarn, Böhmen und der davon abhängigen Lande gelangen soll, und die dermahlen der König Wladislaus inne hat, durch ein entgegengesetztes Verfahren geradezu davon entfernen würde.

---

*) So gab Beatrix beym Papsten vor; aber Alexander VI. erklärte diese angebliche Ehe für ungiltig.

**) Wirklich vermählte sich 1502 am 29. September König Wladislav mit Anna von Foix, Gastons Grafen von Candale Tochter, die ihm 23. July 1503 die Prinzessinn Anna gebar, (die nochmahls (1526) die Kronen von Ungarn und Böhmen ihrem Gemahl Ferdinand I. zubrachte,) und drey Jahre später (1506) an den Folgen der Geburt Ludwigs des Letzten, in diesen beyden Reichen herrschenden Jagellonen umkam.

*) Claudia, Tochter Ludwigs XII. und der Anna von Bretagne (Max I. geraubter Braut und Witwe Carls VIII.) geboren 1499, verlobt mit Carl V. 1501, vermählt 1514 an seinen Nebenbuhler Franz I.

Ludwig Morus Sforza.

(Beschluß.)

Noch ehe die Schweizer, sowohl die, welche in des Königs-Sold gestanden, als auch die, welche unter dem Herzoge gedient, in ihrem Vaterlande anlangten, kam die böse Nachrede in verschiedenen Cantonen, und besonders auf der eben eröffneten Tagsatzung zu Zürich zur Sprache: Es hätten Schweizer den Herzog Sforza zu Novara verrathen. Über dieses Gerücht bestürzt und erbittert, faßte die Tagsatzung den einmüthigen Schluß ab: „Es solle Jedermann unter den Seinigen der Sache treulich nachgan, daß die Schandbuben, wenn dergleichen wären, an Leib und Leben aufs schärfste können gerichtet werden."

Sobald die zürichschen Soldaten, die dem Herzog zugelaufen waren, wieder in ihre Vaterstadt angelangt, wurden diejenigen aus ihnen zum Verhör vorgefordert, die als Augenzeugen, oder sonst als des Vorgangs kundig angegeben waren.

Über den wichtigsten Punct der Untersuchung, was für Personen aus der Eidgenossenschaft zu der an dem Herzog begangenen Verrätherey mehr oder minder beygetragen haben, antworteten die meisten bestimmt und kurz.

Jos Wirth von Stein, Rhan und Leemann von Zürich, sagten aus: Ihnen sey als Augenzeugen nichts bekannt, als daß sie freylich dünke, es sey dem Herzog fast ungütlich geschehen; unter dem gemeinen Mann sey im Lager überall die Sage erschollen, daß ein Turmann von Uri den Herzog verrathen, und dafür zweyhundert Kronen empfangen habe, daß er mit dem Finger auf Sforza gedeutet, da derselbe gerade vor ihm im Glied gestanden.

Brüchli sagte aus: „Als sie Freytags Morgens aus der Stadt gezogen, und Sforza im dritten Glied gehabt, sey Ammeggeli von Appenzell gekommen, und hab' geredt: Brüchli! der Herzog muß heraus, oder es kost übel." Als er nun geantwortet: Er wisse nicht, wo er jetzt sey, so habe jener erwiedert: „Es muß seyn." Darauf haben zwey, die er nicht kannte, den Fürsten, einer beym rechten, und einer beym linken Arm genommen, und ihm an einen andern Ort geführt; wo sie ihn aber hingestellt, wisse er nicht. Über die Wahrheit dieser Aussage beruft er sich auf seine Spießgesellen und auf sieben andere; von diesen letztern sind die Verhöre nicht vorhanden, es waren gemeine Hellepardierer.

Scherer sagt: Bey ermeldetem Abzug wären Deutsche (das heißt, die Deutsch reden) gekommen, die er nicht gekannt; doch hab' es geheißen: einer sey der Bailly selbst, die beyden andern Schweizer von seinen Leuten gewesen, und haben den Herzog heraus gefordert. Als man ihnen nun denselben nicht geben wollen, hätten sie geschworen: „Summer Gotts Wunden, wir wollen ihn han, und sollt's viele hundert Kronen kosten und all euer Leben." Darauf habe einer in dem Glied hinter ihm, den er aber auch nicht gekannt, die Hand aufgehabt, und halb laut gesprochen: „Da!" Auf dieses hätten die gedachten drey den Sforza genommen, und einer aus ihnen, den er für einen Schweizer gehalten, zu ihm gesagt: „Herr, erschreckt nicht! Ihr seyd nicht des Königs, sondern der Eidgenossen Gefangener, das ihr doch begehrt habt." Hierauf habe der Herzog gebethen, ihm das Best zu thun, und ihn wenigstens nicht an seine Feinde auszuliefern; damit hätten sie ihn weggeführet. Nach ein Paar Stunden wären wieder etliche gekommen, und hätten den Herzog noch einmahl gefordert, denen aber oben gedachter Brüchli geantwortet: „Was, geht ihr uns doch mit dem, der ist schon vor zwey Stunden weg." Hätte man übrigens (fuhr Scherer fort) ihm, Brüchli, und andern biedern Eidesgenossen gefolgt, würde man den Herzog nicht also haben wegführen lassen. Und endlich sagte er: Erst nachdem sie drey volle Stunden dergestallt in Ordnung gestanden, habe man sie aufbrechen und ihre Straße ziehen geheißen.

Zummer sagte, wie obige, noch mit dem Umstand: Er sey auch mit Brüchli, Scherer und andern nächst an dem Herzog gestanden, als Brüchli mit eins gerufen: Lug Zummer poz Seich! Der Herzog ist gefangen. Als er, Zummer, nun aufgeschaut, habe er gesehen, wie ihrer drey ihn hielten, die er aber ebenfalls nicht gekannt; diese drey hatten Sforza an einen Graben hinausgeführt; daß nach einer Weile wieder andere gekommen, die den Herzog gefordert hätten, bestätigt er auch mit dem Zusatz: Als Brüchli, versichert, der Herzog wäre schon längst weg, und sie das nicht glauben wollten, hätte jener es mit dem schönen Schwur bekräftigt: „Summer poz Seich!" Auf die neue Frage aber, wo sie ihn denn hingeführt? nur geantwortet: „Er ist einmahl weg, ihr könnt suchen.

Fähnrich Zimmermann sagte aus: Der Herzog sey wirklich nächst an seinem Fähnlein gestanden, als einer, den er nicht gekannt, andere aber für einen Schweizer in Französischen Sold gehalten, gekommen, und geschrien habe: „Ihr Gesellen, ihr müßt den Herzog heraus geben, oder ihr werdet alle erstochen." Nach langem Wortwechsel habe der Schreyer mit noch einem den Herzog aus den Reihen gezogen, und zu den Franzosen führen wollen; weil aber der Herzog das Haar aufgebunden, und er in Schweizer-Kleidung war, hätten sie ihn doch nicht erkannt, und einstweilen wieder entlassen, so daß er wirklich wieder aufs neue, aber in ein anderes Glied eingetreten, und erst eine Stunde hernach zum zweyten Mahl gefangen, und darauf hinweg geführt worden; das sey aber in einer Entfernung von ihm geschehen, daß er es nicht selbst gesehen, sondern bald nachher, wie die andern, auch vernommen habe.

Nun wurde auch der so genannte Dapfer Voigt verhört: Der behauptete, daß er es gewesen, der den Herzog in die Reihen versteckt, und getrachtet, ihn auf diese Weise davon zu bringen, auch ihn wirklich so lange habe verhehlen können, bis man die Schweizer alle durch eine Gasse von Spießen laufen ließ, um so den unter ihnen verborgenen Sforza und andere Welschen desto besser zu erkennen; auch da habe er noch sein Bestes gethan, und dazu geholfen, daß der Herzog sich verwandelt, daß man ihn nicht entdecken können; das sey so gut gelungen, daß er den Franzosen entwischt, da sie ihn schon einmahl aus den Glied heraus geholt. Wie man ihn endlich doch noch gefunden und erkannt habe, das wisse er nicht, weil er eine Weile vorher sich von ihm entfernen müssen. — Dieß schien Fähnrich Zimmermanns Aussage von einem einstweiligen Entrinnen oder Entlassen des Herzogs zu bestätigen.

Viele andere Officiere und Gemeine, die verhört worden,

behaupteten: Man habe im Heer durchgehends geglaubt, Sforza sey am Abend zuvor im Saal gefangen worden; in den Reihen seyen etliche Mahl Leute gekommen, und wieder weggenommen worden, besonders sey ein Hellepardierer nie lange an einem Posten geblieben, worüber sich viele verwundert, und habe man angefangen zu murmeln, es sey der Herzog selber; er habe aber so verstellt ausgesehen, daß sie ihn nicht kennen mögen. Zudem habe eine so ungewohnte Unordnung überhand genommen, wie es sonst bey uns nit, wohl bey den Italienern bräuchlich sey; daß sie auch darauf weniger Acht gegeben; dann sey mit einmahl ein gewaltiger Lärm worden, der Bailly habe den Herzog erschlagen, und dann wieder, er habe ihn lebendig wegführen lassen; und einer von Uri sey aus einem armen darüber ein reicher Schelm geworden.

Aus diesen Aussagen, die Stifter eines Complotts zu entdecken, oder aus denselben Grund zu einer Strafe zu finden, wie Verrätherey sie verdient, deuchte Zürich, großen Schwierigkeiten unterworfen; die fast einstimmige Klage traf Turmann. Also wurden die Verhafteten gegen Bürgschaft der Gefangenschaft entlassen. Der Magistrat sandte inzwischen die Verhöre an die übrigen Cantone, und drang ernstlich darauf, daß, nach genommener Abrede, sie ihre Hauptleute und Gemeine, die um den Vorfall wüßten, genau verhören möchten. Besonders schrieb er an St. Gallen, einen Andreas Claus, und an Appenzell, den Ammann Zellweger und Gristan Phister zu vernehmen, die sonst viel bey dem Herzog, und besonders an diesem Tage die nächsten bey ihm gewesen seyn sollten. Alle Cantone, wie Zürich, zeigten in ihren Schritten für die gekränkte Ehre der Schweizer eine lebhafte Betriebsamkeit und ernsten Eifer, auf den Grund der ihnen zur Last gelegten Verrätherey zu kommen; und alle waren bey Untersuchung dieses für jeden Canton so ehrenrührenden Vorfalls sorgfältig und thätig.

St. Gallen und Appenzell nahmen die Beklagten in Verhaft. Aus den vielen Verhören mit Andreas Claus ergibt sich, daß er bey der Gefangennehmung des Herzogs nicht in der Nähe, sondern weit von ihm hinter der Ordnung gestanden; er bewies diese Aussagen durch Zeugen, und ward des Verhafts entlassen; doch mußte er tausend Gulden vertrösten, daß er sich auf den ersten Wink wieder stellen wolle.

Ammann Zellweger und Gristan Phister, welche Officierstellen gehabt, sagten aus: Es seye viel Murrens wegen nicht bezahlten Sold unter den Truppen entstanden, welches der Herzog durch einen etwelchen Vorschuß in etwas gestillt. Sie seyen nebst andern Hauptleuten beym Herzog gewesen, und haben ihm vorgestellt, daß nach sichern Nachrichten ein großes feindliches Heer im Anzuge wäre; er werde darum wohl thun, über den Tessin zu gehen, da der Paß noch frey sey, oder die Stadt so zu speisen, daß man da bleiben könnte, in welchem letztern Fall sie sich getraueten, ihm den Platz bis auf Ankunft der Eidgenossischen Bothen zu halten, welche nach eingekommenen Berichten nicht mehr fern seyn könnten, und dann schon genugsam zu den Sachen reden würden. Allein Sforza habe immer geantwortet, der Feind könne sobald nicht mit Heereskraft da seyn, und er erwarte unverzüglich eine starke Hülfe aus Deutschland. Als indessen dennoch die Franzosen und mit ihnen so viele Eidgenossische Völker angezogen, hätten sie den Herzog gebethen, mit ihnen über den Tessin zurück zu ziehen, da sie sich mit ihren Brüdern durchaus nicht schlagen, weder wollten noch dürften. Mittlerweile sey der Abmahnungs-Brief an gemeine Knecht, ob dem Tag zu Lucern angelangt, und da sie vermuthet, daß ihre Miteidgenossen unter der Widerparth auch ein Missiv erhalten, hätten sie denselben durch den nähmlichen Bothen zugeschrieben, der ihnen auch das ihrige zurückgebracht.

Unterdessen habe die Belagerung ihren Anfang genommen. Sofort hätten die Schweizer auf Sforza's Seite ihren Abzug formirt, und wären schon außer den Thoren gewesen, als der Herzog ihnen nachgekommen, und sie dringend gebethen, einstweilen wieder zurück zu ziehen, so wollte er denn schon einen kümmerlichen Weg suchen, davon zu kommen. Sie haben eingewilligt, seyen aber in der Stadt auch immer in den Waffen geblieben. Bald darauf wären etliche Eidgenossische Hauptleute aus dem französischen Heer mit Geleit gekommen, und hätten mit ihnen über ihre gegenwärtige mißliche Lage eine Unterredung gehalten; und sie wären wieder zu den andern hinausgegangen, und seye das Geleit hin und her niemand versagt worden, der mit dem andern reden wollte, so daß zuletzt alles sich freundsgesellenweise unter einander gemischt. Endlich wäre noch viel Redens und langer Unterhandlung, mit des Herzogs Genehmigung, dahin capitulirt worden, die Stadt den Schweizern auf französischer Seiten zu gemeinen Eidsgenossen Handen zu übergeben, das dann wirklich auch mit Bedingung freyen Abzuges erfolgt. Diesen hätten sie auch gern für den Herzog und alle Menschen, die bey den Schweizern in Novara waren, ausgemittelt, und darüber harten Wortwechsel gehabt; aber in Ansehung seiner und drey andern Personen hätten sie es nicht erhalten können, die (wie es geheißen) an den König meineidig worden wären, und hätte die Widerpart den Ausdruck gebraucht: „daß eher alles lau und zagen solle," ehe man diese und den Herzog entrinnen ließe. Endlich nach abermahligen Streit habe man ihnen Hoffnung gelassen, der Herzog soll ein Gefangener aller Schweizer, und den Franzosen nicht ausgeliefert werden. Als man nun Sforza auch das letztere kund gethan, habe er ihnen vorstellen lassen, warum sie ihn jetzt in seiner Noth Preis geben, und nicht mehr für ihn streiten wollten; er werde sie doch reichlicher bezahlen, als bis jetzt noch nie erhört worden. Worauf Ammann Zellweger ihm geantwortet:

„Herr, zeigt uns den Artikel in unserm Bestellbrief, der ausweist, daß Eidsgenossen sich mit Eidsgenossen schlagen. Unser Land ist uns so lieb, wie Euch Eures; schlagen wir unsere Brüder, so dürfen wir nit mehr heim, und schlagen sie uns, so können wir's nimmer."

Hierauf habe der Herzog ihnen gesagt, derley Argumentiren könnt' ihm nun wenig helfen; lieber sollten sie ihm rathen, wie er davon kommen möchte. Allein da hätte es geheißen: „Der Herr habe seine weisen Räthe, denen er allezeit gefolgt, die sollten ihm rathen;" oder wenn er durchaus ihres Rathes begehre, so gehe solcher dahin: „Daß er auf sein gut Pferd sitze, und mit viel oder wenig Begleit davon reite, auf Bellenzone oder wo es ihm gut dünke." Worauf sich aber Sforza erklärt: „Er möge nicht reiten; sie sollten sonst rathschlagen, wie man ihn fortbrächte." Da sie das gedauert, habe man zuletzt gerathen, man wolle

den Herzog, auf seine Gefahr, in ein Soldatenkleid stecken; sie trauten sich, ob Gott will, denselben davon zu bringen; einmahl wollten sie ihr Bestes thun, doch gescheh' es auf des Herzogs Gefahr, und für die Folgen wollten sie nicht gut seyn.

Alles dieses sey an einem Donnerstag Abends geschehen. Freytags Morgens, da Sforza, wie solches die Hellepardierer verabredet hatten, ebenfalls, eine Hellepарde in der Hand, davon ziehen sollte, sey der schwarze Galliaz (Galleazze) zu den Hauptleuten gekommen, und habe sie um ein Begleit von zweyhundert Mann gebethen; da sie aber niemand finden konnten, der sich hiezu wollte brauchen lassen, sey Phister selbst in des Herzogs Kammer gegangen, habe ihm solches angezeigt, und in ihn gedrungen, sich doch gefaßt zu machen, weil die Zeit des Abmarsches nahe, damit er doch mit den Knechten zum Thor hinaus kommen möchte. Während diesem Besuch habe der Herzog immer in ein Papier gesehen, Phister wisse nicht, ob er gebethet, oder was er sonst gemacht; einmahl habe ihm gedünkt, es sey ihm mit der Abreise nicht Noth gewesen. Darauf sey er weg gegangen, um den Schattenhalb zu suchen, daß er den Fürsten ankleide, wie solches abgeredt worden.

Da er den Schattenhalb gefunden, und ihn zu Sforza geschickt, habe er zu seiner Mannschaft gehen müssen. In kurzem aber seyen beyde, Zellweger und Phister, mit noch zwey andern zu dem Herzog zurück gekehrt, um zu sehen, ob er jetzt reisefertig sey? Da er noch immer gezaudert, haben sie ihn auf ein Rüßli gesetzt, an welches der schwarze Galiaz sich angeklammert, und in das Lager geführt, und ihn in den dichtesten Haufen hinter die Fahne gestellt. Jeder von ihnen habe sich zu seinem Posten begeben, wo sie genug zu thun gehabt, weil die Franzosen die Büchsen (Feldstücke) gegen die Mailändisch-Eidgenossischen Linien aufgeführt, und bereits etliche Schüsse gethan. Man habe deswegen eiligst an den Bailly gesandt, und ihn erinnert, diese capitulationswidrige Thätlichkeit einzustellen, welches auch erfolgt. Doch sey bald wieder ein Scharmützel zwischen der lombardischen Miliz und den burgundischen Miethstruppen erfolgt, deren viele getödtet und rein ausgeplündert worden. Nachdem auch dieses nicht lange gedauert, und die Truppen noch etwa eine halbe Stunde in Schlachtordnung gestanden, habe es ein einsmahliges Tütschen und Aufwütschen unter den Franzosen gegeben, wovon sie in der Entfernung nicht Grund gewußt hätten; endlich sey das Geschrey durch die Reihen gegangen, die Franzosen haben den Herzog gefunden und weggeführt, und sey dabey einstimmig geredt worden, Turmann von Uri habe ihn verrathen. Die Wahrheit dieser Aussagen seyen sie bereit, mit Zeugen und mit einem körperlichen Eid zu erhärten."

So weit die Verhöre. Turmann anlangend, so kam derselbe, nachdem er eine Zeitlang bey dem Bailly von Dijon seinen guten Aufenthalt gefunden, nach Verlauf zweyer Jahre nach Uri, indem er glaubte, die Geschichte sey vergessen. Aber er ward sogleich verhaftet, und auf sein freywilliges Geständniß, von dem Bailly von Dijon fünfhundert Kronen für seine Verrätherey, an der außer ihm Niemand Theil gehabt, empfangen zu haben, zum Rade verurtheilt, doch aber auf Fürbitten seiner rechtschaffenen Verwandten, und weil er selber übrigens ein herzhafter Gesell gewesen, mit dem Schwerte hingerichtet.

Sforza's Verbrechen dienten Ludwig XII. zum Vorwande, ihn mit einer Grausamkeit zu behandeln, die jedoch in der That nur eine Folge der Erbitterung über seinen Widerstand war, und nun verwandelte sich das Andenken an die Vergehungen des Herzogs in Mitleid mit seinem Unglück. Er wurde nach dem festen Schlosse Loches, im Herzogthum Berri, abgeführt, und dort in ein einsames, düsteres Gefängniß eingeschlossen, wo er zwar täglich die nothdürftigste Nahrung erhielt, aber alles dessen, was das Leben erträglich machen kann, gänzlich beraubt war. So schmachtete er in der Einsamkeit und im tiefsten Elend noch zehn Jahre bis an seinen Tod. Die Geschichte der Menschheit hat kaum ein Beyspiel aufzuweisen, das mehr Mitleid erregt. Schmerz und Entbehrung, Folter und Ketten können den Körper quälen; aber das Bewußtseyn der Unschuld wird diese Peinigungen mildern, und dem unschuldig Leidenden steht noch immer, gleich einem rettenden Engel, der Tod zur Seite, um seinen letzten Angstschweiß abzuwischen. Dieß war leider nicht der Fall bey Ludwig Sforza. Er hatte Verstand genug, seinen Irrthum einzusehen, und Gefühl genug, um sich der Größe seiner Schuld bewußt zu seyn: daher litt er wahrscheinlich am Geiste noch mehr, als am Körper. Sein inneres und äußeres Glück war zerrüttet. In andere Unglücksfälle lernt man sich ergeben; aber ein verwundetes Gewissen — wer kann das ertragen!

Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.

Von Lichtenstein.

Eine verhängnißvolle Gegenwart schwächt immer das Andenken an die Ereignisse der kaum entflohenen Vergangenheit, und die Thaten einzelner großer Männer, die auf die Schicksale der Völker mit ungewöhnlichem Erfolge einwirkten, verdunkeln das Verdienst derer, die mit vielleicht eben so kräftigem, aber weniger glücklichem Bestreben vorangingen, und die Bahn ebneten, auf welcher sie vor den Augen der staunenden Welt ihren Weg zum Ruhme durchfliegen sollten.

So scheint auch die Unternehmung des unsterblichen Columbus sammt ihren ungeheuren Erfolgen zu ihrer Zeit die ausschließliche Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen und das Andenken an die nicht minder preiswürdigen Thaten und Fahrten der Schiffer, die vor ihm genannt wurden, fast gänzlich verdunkelt zu haben. Das Unrecht, das diesen wackern Männern von ihrem Zeitalter widerfuhr, ist von der Nachwelt nicht wieder gut gemacht worden. Denn, indessen die Geschichte der Entdeckung von Amerika unter den gebildetsten Völkern Europa's zahlreiche gelehrte Forscher gefunden hat, und sogar der Jugend auf mannigfache Weise belehrend und unterhaltend dargestellt ist, indessen die Helden jener, an Großthaten wie an Greueln reichen Unternehmungen selbst in unsern Romanen und auf unsern Schaubühnen glänzen, sucht der Freund der Entdeckungsgeschichte, wenn ihm nicht gerade die Quellen selbst zu Gebothe stehn, vergebens nach einiger Auskunft über die Vorgänge, welche die Entdeckung der afrikanischen Küsten be-

gleiteten. Wahr ist es, es brachte der Welt wenig Gewinn, zu erfahren, daß diese von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Küsten, mit Ausnahme weniger Puncte, weder dem Golddurst der Könige, noch den Speculationen des Kaufmanns eine reiche Ausbeute versprachen; aber undankbar ist es dennoch, die Verdienste der älteren Seefahrer, die mit dem regesten Eifer ihr Ziel zu erreichen strebten, wegen dieses weniger erwünschten Erfolges so ganz vergessen zu haben. Noch mehr muß man sich wundern, daß selbst Bartholomäus Diaz, der erste Schiffer, der die Südspitze Afrika's umsegelte, und dem Handel einen neuen Weg zu den unerschöpflichen Reichthümern Indiens bahnte, kein viel günstigeres Schicksal gehabt hat.

Mit Recht mag man es undankbar nennen, daß bis auf den heutigen Tag seine Unternehmung keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt ist, und daß nun schon seit 300 Jahren ihrer nur immer im Vorbeygehen und mit wenigen Worten erwähnt wird. Denn so wenig ist über die näheren Umstände dieser Entdeckung durch irgend ein Werk der beyden letzten Jahrhunderte bekannt geworden, daß selbst in den neuesten Beyträgen zur Geschichte der geographischen Entdeckungen, die Herr Ehrmann, einer unsrer fleißigsten Sammler, vor wenigen Monathen in den allgemeinen geographischen Ephemeriden lieferte, abermahls der alte Irrthum wiederhohlt wird, Barth. Diaz habe die Südspitze Afrika's nicht umschifft, sondern sey nach der Entdeckung des stürmischen Vorgebirges, geschreckt durch die Wuth der Wellen und des Windes, heimgekehrt, um seinen Nachfolgern den Ruhm der Umseglung dieses Vorgebirges zu überlassen. Der Unwille über diese Vernachlässigung wird noch gesteigert durch die Betrachtung, daß eben dieser Punct der Erde in der Folge der Gegenstand einer so gespannten und thätigen Aufmerksamkeit geworden ist, und daß dem ungeachtet noch Niemand es der Mühe werth gehalten hat, die Geschichte seiner Entdeckung genauer zu erforschen, und die Gestalt, in welcher sich das Land und seine Bewohner den ersten Europäern darstellte, mit dem, was wir jetzt von beyden wissen, aufmerksamer zu vergleichen.

Zu diesem Geschäft nun fühlte sich der Verfasser gegenwärtiger Abhandlung berufen, indem er damit umging, seine im südlichen Afrika gesammelten Erfahrungen zu ordnen und der Welt bekannt zu machen. Er hoffte den Werth seines Werkes dadurch zu erhöhen, daß er auch die Geschichte des Landes vollständiger und gewissenhafter bearbeitete, als es von seinen Vorgängern geschehen ist. Indessen der Druck der Zeiten die Ausführung seines größern Unternehmens, wo nicht gänzlich hindert, doch mit fast lähmender Trägheit verzögerte, legte er in das vaterländische Museum ein Bruchstück von diesem historischen Theil seines Werks nieder, den er mit Liebe und Eifer größtentheils aus alten, fast vergessenen portugiesischen Werken zusammengetragen hat.

Zuvörderst mag die Behauptung, daß man die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung keinem andern, als Barth. Diaz zuschreiben könne, hier eine kurze Erörterung finden. Es ist bekannt, daß schon Herodot (IV. 42) einer Umschiffung Afrikas zu den Zeiten des Königs Necho von Ägypten erwähnt, und erzählt, dieser Fürst habe phönicische Schiffer ausgesandt, welche aus dem arabischen Meerbusen ausgelaufen und nach drey Jahren durch die Säulen des Herkules und das mittelländische Meer wieder nach Ägypten zurückgekehrt seyen. Es ist wohl überflüssig, die merkwürdige, vielfach gepriesene und von Andern verdächtig gemachte Stelle hier wörtlich herzusetzen. Wer Beweise für ihre Glaubwürdigkeit sucht, findet solche bey Schlözer, Sprengel, Renuel, und Heeren, da hingegen Andre, vornähmlich Manuert, Robertson, Gosselin, und neuerlich Bredow, die Zweifel unterstützt haben, die sich dagegen erheben lassen. In der That scheinen mir die Gründe der letztern überwiegend. Ohne mir indessen eine Entscheidung anmaßen zu wollen, bemerke ich nur, daß nach meiner Kenntniß der südafrikanischen Küsten gerade diese das Haupthinderniß der Umschiffung seyn mußten. Will man aber auch die phönicischen Schiffer alle Gefahren, welche diese weit in das Meer und unter seine Oberfläche sich hinerstreckenden Felsenmassen einer Küstenfahrt entgegensetzen, glücklich überstehen lassen, so ist doch das, von Herodot erzählte, öftere Landen jener Schiffer, welche diese gefährliche Küste zum ersten Mahle sahen, und unmöglich die wenigen Stellen, an welchen eine Ladung ausführbar ist, kennen konnten, nicht ohne ein halbes Wunder denkbar, und eben so wenig glaublich, daß sie unter diesem Himmelsstrich (was nur im tropischen Afrika möglich war) in wenigen Monathen die Früchte ihrer eignen Saat sollten haben ernten können. Auch Rennel, der mit der mehrsten Localkenntniß über die Sache urtheilt, fühlt diese Schwierigkeiten und nimmt deshalb an, die von Necho ausgesandten Phönicier seyen ohne weiteres Landen in einer Reise, von der Ostküste aus der Gegend von Sofala bis in den äthiopischen Meerbusen geschifft, (Geogr. of Herodotus p. 693), was doch wohl bey dem oft sich erneuernden Bedürfniß, Wasser einzunehmen, wenn man die Größe und Einrichtung der phönicischen Schiffe in Anschlag bringt, kaum denkbar ist.

Überhaupt ist diese Umschiffung von Afrika nur in der Voraussetzung eines höchst seltenen Zusammentreffens von tausend günstigen Zufällen annehmbar, und da nun die absolute Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens nicht zu bestreiten seyn möchte, so ist wohl kein Endurtheil in diesem Streit zu erwarten. Aber eben deßwegen bleibt auch das ganze Factum für die Geschichte ohne erheblichen Werth, und die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung ist doch wohl nur von der Zeit an zu datiren, wo seine Existenz zur Kunde der Völker gelangte.

Es gibt noch andre Angaben von einer Entdeckung des Caps vor Diaz Zeit, die aber so wenig das Gepräge der Glaubwürdigkeit tragen, daß ich es für unnöthig halte, sie hier ausführlich mitzutheilen und zu widerlegen. Die eine nennt einen Florentiner Paolo Toscanella (geboren 1397), welcher in der Geographie und Schifffahrt schon so erfahren gewesen, daß er das Vorgebirge der guten Hoffnung gekannt und seinem Freunde Martinus, einem Chorherrn von Lissabon, einen neuen Weg nach dem Specerey-Indien noch vor dem Jahre 1474 vorgeschlagen habe. — Die andre handelt weitläufig von der Copie eines, im Jahre 1459 für den portugiesischen Hof verfertigten Planisphärs, auf welcher das Vorgebirge d. g. H., die Insel Madagascar ꝛc. sehr wohl angedeutet gewesen. Auch sey daneben bemerkt, ein indisches Schiff habe um das Jahr 1420 jenes Vorgebirge entdeckt u. s. w.

Diese Angaben beweisen nun wohl höchstens, daß man schon vor Barth. Diaz hin und wieder einer Ahnung von dem

Daseyn eines umschiffbaren Endpuncts des großen afrikanischen Continents gehabt habe, entziehen aber dem ersten wahren Entdecker desselben eben so wenig seinen Ruhm, als ähnliche Vermuthungen, die, wie man nachher behauptete, der Columbischen Unternehmung vorangegangen seyn sollten, das Verdienst dieses Helden zu schmälern im Stande gewesen sind.

Nach Beseitigung dieser Vorfragen gehe ich zur Geschichte selbst über.

Die schnellen Fortschritte, welche die Physik und Astronomie gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts machten, beschleunigten plötzlich den bis dahin trägen Gang der Entdeckungen an der Westküste Afrika's, und öffneten dem Eifer der portugiesischen Könige ein unbegränztes Feld für die Erweiterung ihrer Besitzungen und des Gebieths der Wissenschaften zugleich. Schon war dem dringendsten Bedürfniß der damahligen Seefahrer durch den allmählig eingeführten Gebrauch des Compasses abgeholfen, und lange Erfahrung hatte sie kühn gemacht, doch entbehrten sie noch ein Mittel, sich bey langen Reisen auf offener See, wo ihnen der Anblick der Küste mit ihren Wahrzeichen entging, über die wahre Höhe des jedesmahligen Standpunctes zu belehren, und was man bis dahin zur Erreichung dieses Zweckes als nützlich erprobt hatte, bewährte sich auf hoher See, bey der Gewalt der Strömungen und den nicht zu berechnenden Zufälligkeiten, die den Lauf des Schiffs unmerkbar aufhalten, beschleunigen und verändern können, als völlig unanwendbar. Da erfand ein deutscher damahls in Portugal lebender Astronom, Martin Behaim, mit Hülfe zweyer Leibärzte Königs Johann II., Nahmens Rodrigo und Josepe, ein bewegliches, hölzernes Astrolabium, welches an dem großen Mast befestigt, zur Bestimmung der Sonnenhöhe gebraucht werden konnte, und berechnete Tabellen für die tägliche Declination der Sonne.

Waren bis dahin die Befehlshaber der Entdeckungs-Expeditionen zufrieden gewesen, das äußerste Ziel ihrer Vorgänger um wenige Tagreisen zu überschreiten, so entdeckte nun mit einem Mahle Diego Cam, in dessen Gefolge sich auch (nach von Murrs Angabe) Martin Behaim selbst befunden haben soll, auf zwey schnell hinter einander (1484 und 1485) angestellten Reisen eine Küstenstrecke von 375 portugiesischen Legoas, oder 280 geographischen Meilen. Durch diesen bedeutenden Sprung zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt, sandte nun König Johann II. im folgenden Jahre 1486 einige Schiffe unter Befehl von Bartholomeu Diaz aus, um endlich das lang gesuchte Indien, wenigstens den Weg dahin, zu entdecken. Was Barros von dieser Reise erzählt, enthält, ungeachtet der beklagenswerthen Kürze seiner Schreibart, so viel Interessantes, daß ich es mir nicht versagen kann, ihn hier selbst reden zu lassen, und die einzige bis auf uns gekommene, meines Wissens noch nirgends vollständig übersetzte Nachricht von dieser Unternehmung möglichst treu, in dem Geiste des Erzählers wieder zu geben.

Benin und Congo waren entdeckt: Diogo d'Azambusa, Joam Alfonso d'Aveiro und Diogo Cam hatten sich auf den letzten Entdeckungsreisen berühmt gemacht, und auf ihren Schiffen Eingeborne jener Länder nach Portugal geführt, welche das Christenthum willig annahmen, und die Vermuthung, es gebe im mittlern Afrika einen mächtigen christlichen Fürsten, aufs neue belebten. Diesen, unter dem Nahmen des Priesters Johannes längst gerühmten König, dessen Reich sich von Ägypten durch Äthiopien weit nach Süden hinab erstrecken sollte, aufzusuchen, das Heil des christlichen Glaubens und den Ruhm von Portugals Macht allgemeiner zu verbreiten, zugleich aber auch den Seeweg nach Indien zu finden, rüstete König Johann II. zwey bewaffnete Schiffe, jedes von etwa 50 Tonnen, und eine mit Proviant beladene Pinasse aus. Den Oberbefehl über diese Expedition gab er einem seiner Hofcavaliere, Bartholomeu Diaz, der auch die letzten Entdeckungsreisen mitgemacht hatte. Joam Infante commandirte das zweyte, und Peró Diaz, Bartholomeu's Bruder, das Proviantschiff, beyde, so wie sämmtliche Officiere, in ihrem Gewerbe viel erfahren.

Gegen Ende des August 1486, so fährt nun Barros nach dieser hier abgekürzten Einleitung fort, segelten diese Schiffe von Portugal ab. Da die Küste vom Cap Catharina bis zum Cap Padram von Cam bereist war, so steuerte Diaz geradesweges auf den Fluß Congo zu, und verfolgte erst von dort an den Lauf der Küste, bis er die Angra do salto erreichte, von wo Cam zwey Neger mitgenommen hatte. Diese beyden waren vom Könige unserm Diaz wieder mit gegeben, daß er sie in ihr Vaterland zurückbringe, und beyde waren vorher wohl unterrichtet von dem, was sie bey ihren Landsleuten thun und sprechen sollten. Ebendaselbst nahm Diaz vier Negerinnen wieder ein, welche er im Verfolg der Reise hier und dort an der Küste wieder aussetzte, und zwar die erste in der Bay, in welcher er das erste Maalzeichen errichtete (Serra parda,) und die zweyte in der Angra das voltas; die dritte starb, und die vierte entsprang in der Angra dos Ilheos de sancta Cruz mit zwey dortigen Eingebornen, die man gefangen hatte. Man suchte sie aber nicht gewaltsam zurückzuhalten, weil der König befohlen hatte, daß man den Bewohnern der neuentdeckten Länder weder Gewalt anthue, noch Ärgerniß gebe. Ferner hatte der König befohlen, diese (mitgenommenen) Leute freundlich behandelt und wohl gekleidet, wie auch versehen mit Proben von Silber, Gold und Speeereyen, ans Land zu setzen, damit sie den Völkern möchten Kunde geben von der Größe seines Reichs und von den Gütern, die es enthielte, und wie an dieser ganzen Küste seine Schiffe hin und her führen, und wie er befohlen habe, Indien zu entdecken, vor allem aber einen Fürsten aufzusuchen, der sich Priester Johannes nenne, und von welchem man sage, daß er in diesem Lande wohne. Alles, damit dieses Gerücht dem Priester zu Ohren käme, und man erführe, in welcher Gegend er sich aufhalte. Jene Negerinnen nun waren zu diesem Zweck unterrichtet, und es war ihnen verheißen, daß die Schiffe zurückkehren und sie nach Portugal führen sollten. Inzwischen sollten sie landeinwärts gehen, den Eingebornen diese Dinge bekannt machen, und so gut sie könnten, Alles erkunden, was ihnen empfohlen war. Ohne Gefahr glaubte man sie zurücklassen zu können; denn eben deshalb hatte man Weiber gewählt, als mit welchen die Männer nicht Krieg haben, noch ihnen Leides zufügen. —

Auf der weitern Reise wurden in großen Zwischenräumen an den bemerkbarsten Plätzen der Küste Maalzeichen errichtet, und das erste, genannt Sant-Jago, steht an dem Ort, den man nachher mit dem Nahmen Serra Parda belegt hat, unter 24 Grad (südlicher Breite) und 120 Legoas jenseits des letzten Zeichens von Diogo Cam. Man benannte aber die Bayen, Vorgebirge und Landgegenden, die man entdeckte, entweder

Tage, an welchem man bey ihnen anlangte oder ckwürdigen Begebenheiten. So wurde die heutige Angra as deshalb also genannt, weil Diaz dort so häufige ngen des Schiffs machen mußte. Er hielt sich nähmlich nf Tage auf, gegen einen Wind, der ihm nicht verstat- inen Lauf längs der Küste fortzusetzen. Diese Bay aber nter 29 Grad S. B. — Jetzt verließ Diaz die Küste sich in südwestlichen Curs nach dem hohen Meer, und)zehn Tage bey demselben Winde vor den Untersegeln ßen Mastes. Da die Schiffe nur klein und die Wellen) ungestümer waren, als an der Küste von Guinea, ja üthender, als in der spanischen See zur Zeit des hef- Sturmes, so hielten sich Alle schon für verloren. Als r der Sturm legte, der diese Wuth des Meeres erregt wandten die Schiffer ihren Lauf, um in östlichem Curs nd wieder zu finden, in der Voraussetzung, die Küste uch hier (zwischen dem 36. und 40. Grade S. B.) von n nach Süden, wie sie sie bisher gefunden hatten. Nach- : indessen mehrere Tage gesegelt waren, ohne auf die u stoßen, nahmen sie endlich ihren Curs nach Norden, langten so an eine Bay, die sie wegen des vielen Rind- , welches sie von Hirten getrieben am Lande erblickten, hhirten-Bay, Angra dos Vaqueiros nannten. Ehe sie it diesen Menschen zu einer Unterredung kommen konn- endeten diese, erschreckt von solcher neuen Erscheinung, cken, und flohen landeinwärts, so daß die Unsrigen von nichts mehr erfahren konnten, als was sie aus großer nung bemerkten, nähmlich daß sie Neger waren und ge- tes Haar hatten, wie die von Guinea. —

m weitern Fortsegeln längs der Küste in dem neuen (öst- Curs, über welchen die Befehlshaber nicht wenig erfreut , stießen sie endlich auf eine Insel, welche unter $33\frac{3}{4}$ Grad liegt. Hier errichteten sie das Zeichen des heiligen Kreu- welches der Insel den Nahmen gegeben hat. Sie liegt eine halbe Legoa vom festen Lande, und weil zwey reiche n daselbst angetroffen wurden, nannte man sie auch edo das fontes.

das Schiffsvolk war aber durch das stürmische Wetter, an überstanden hatte, ermattet und gar furchtsam gewor- und alle fingen hier aus einer Stimme an zu murren und ten, daß man nicht weiter ginge. Die Lebensmittel seyen he verzehrt, sagten sie, und wenn man in diesem Augen- noch umkehre, das zurückgelassene Proviantschiff aufzusu- das ohne hinlängliche Bemannung, gewiß schon längst Rückkehr harre, so sey schon zu fürchten, daß sie alle Hun- terben könnten, ehe sie es erreichten, wie viel mehr noch man immer vorwärts dringe, und sich noch weiter von Hülfe entferne. Es sey genug, in einer Reise eine so Küstenstrecke entdeckt zu haben, und die wichtigste Ent- g, die man von dieser Unternehmung habe erwarten kön- sey in der That bereits gemacht, indem die ganze Küste östlich laufe, und es am Tage liege, daß hinter ihnen ein s Vorgebirge befindlich seyn müsse, welches aufzusuchen lso den Rückweg anzutreten, offenbar der beste Rath sey. Bartholomeu Diaz, um den Beschwerden so vieler Men- zu willfahren, ging mit den Hauptleuten, Officieren und hmsten Matrosen ans Land, und ließ sie hier einen Eid en, daß sie nach ihrer wahrsten Überzeugung erklären wollten, was ihnen für den Dienst des Königs jetzt am noth- wendigsten zu thun scheine. Alle nun blieben einstimmig dabey, man müsse umkehren, und machten aufs Neue die obenerwähn- ten und mehrere andere Gründe von ähnlicher Wichtigkeit gel- tend. Sodann befahl er, von diesem ihren Bedünken eine schriftliche Acte aufzusetzen, welche Alle unterzeichnen sollten. Da er indessen für sich, fügte er hinzu, den eifrigen Wunsch hege, weiter vorzudringen, und überhaupt nur zu thun, was ihm die Verpflichtung in seinem Posten und der Befehl des Kö- nigs gebiethe, durch welchen eben er auch angewiesen sey, Sa- chen von Wichtigkeit mit den vornehmsten Personen seines Ge- folges zu überlegen, so fordre er von Allen, daß sie, bevor der Entschluß, bey welchem sie beharrten, unterzeichnet würde, ein- willigen möchten, noch zwey oder drey Tage weiter die Küste zu verfolgen; und wenn sie dann nichts fänden, was sie ver- pflichten möchte, ihre Reise fortzusetzen, dann sey auch er be- reit, den Rückzug anzutreten. Hierein willigten Alle.

Als aber die Tage verflossen waren, die er gefordert hatte, war nichts damit erreicht, als die Entdeckung eines Flusses, der 25 Legoas jenseits der Kreuzes-Insel, auf der Höhe von $32\frac{2}{3}$ Graden liegt. Und weil Joam Infante, Capitän des Schiffs Sam Pantaleam, der erste war, welcher hier ans Land ging, so erhielt der Fluß den Nahmen, den er noch heute trägt: Rio Infante. Hier kehrten sie um, weil das Schiffsvolk aufs Neue seine Klagen erhob. Als sie wieder bey der Insel des heiligen Kreuzes anlangten und noch ein Mahl dort landeten, trennte sich Diaz von dem dort errichteten Maalzeichen mit so viel Schmerz und Rührung, als ob er einen geliebten Sohn ver- ließe. Er erwog, mit wie viel Gefahr für seine Person und für all dieses Volk er von so fernem Vaterlande um so geringen Erfolges willen, hierher gekommen, indem Gott ihm nicht ver- stattet, den Hauptzweck seiner Sendung zu erreichen.

Nachdem sie von dort wieder abgereiset und mehrere Tage gesegelt waren, ward ihnen endlich der Anblick jenes großen, merkwürdigen, so viele Jahrhunderte lang unentdeckt gebliebe- nen Vorgebirges, daß gleichsam nun erst da zu seyn anfing. Denn nicht es selbst allein war entdeckt, sondern mit ihm öffnete sich den Völkern eine andere, neue Welt von Ländern. Diaz und seine Gefährten nannten dieses Vorgebirge, wegen der vie- len Gefahren und Mühseligkeiten, die sie bey dessen Umseglung zu überstehn gehabt hatten, das stürmische: Cabo tormentoso. Als sie aber nach Portugal zurückkamen, gab ihm der König Dom Joam einen andern und glänzendern Nahmen, und nannte es Cabo de boa esperança, weil es die endliche Entdeckung des so ersehnten und so lange gesuchten Indiens hoffen lasse. Dieser Nahme, wie ihn der König erfunden, und so glorreich wie einer, dessen sich Spanien rühmt, wird fortdauern zum Ruhme dessen, der diese Entdeckung veranstaltet, so lange man wird denken können. Ich habe in meiner Geographie dieses Vor- gebirge beschrieben und abgebildet als einen sehr wohlgelegenen Ort, von welchem man billig viel hoffen darf.

Nachdem Diaz Alles angemerkt hatte, was für die Schiff- fahrt von Wichtigkeit war, ließ er ein Maalzeichen, genannt Sam Felipe, am Lande (vielleicht in der Tafelbay) errichten, indessen der heftige Sturm ihm nicht verstattete, sich länger hier aufzuhalten oder vor Anker zu gehn. Vielmehr setzte er seinen Lauf längs der Küste fort, um das zurückgelassene Pro- viantschiff wieder aufzusuchen. Als sie, bey selbigem anlangten,

waren es gerade neun Monathe, seit sie es verließen, (ungefähr September 1487) und von den neun Menschen, welche sie darauf zurückgelassen hatten, waren nur noch drey am Leben. Einen von diesen, den Schiffsschreiber, Nahmens Fernam Colaço, der von der Krankheit noch sehr hinfällig war, erschütterte die Freude über den Anblick seiner Gefährten so heftig, daß er auf der Stelle starb. Die Ursache aber ihres großen Verlustes an Todten war, daß sie den Negern an der Küste zu viel getraut und Gemeinschaft mit ihnen gepflogen hatten; da war Streit beym Tauschhandel entstanden, und die Neger hatten sie ermordet. Diaz ließ die Lebensmittel, die er im Schiffe vorfand, heraus nehmen, und es verbrennen, weil es schadhaft geworden und überdieß nicht Volk genug vorhanden war, es zu regieren.

Endlich erreichten sie die Prinzen-Insel (Ilha do principe) und fanden daselbst Duarte Pacheco, Cavalier des Königs in üblen Umständen. Es war nähmlich vom König beauftragt, die Flüsse an der Küste zu untersuchen, und hatte, weil er damit nicht allein zu Stande kommen konnte, das Schiff weiter gesandt, einigen Tauschhandel zu treiben. Dabey war es verunglückt, nur ein Theil der Mannschaft hatte sich gerettet, und mit diesem begab sich Pacheco auf die Schiffe des Diaz. Weil nun zu dieser Zeit schon ein Fluß bekannt war, der sich der Handelsfluß (Rio do resgate) nannte, wegen des Handels, den man dort mit den Eingebornen trieb; so ging Diaz, um nicht mit leeren Händen nach Hause zu kommen, dort erst vor, und nachher am Castel von Sam Jorge de Mina, in welchem Joam Fogaça damahls Befehlshaber war. Dieser übergab ihm das Gold, das er eingehandelt hatte, und damit kehrten sie nach diesem Königreich (Portugal) zurück, woselbst sie im December 1487 nach einer Abwesenheit von 16 Monathen und 17 Tagen anlangten.

Bartholomeu Diaz hatte auf dieser Reise 350 Legoas von der Küste entdeckt, also beynahe eben so viel als Diogo Cam auf zwey Reisen. In der Strecke von 750 Legoas, welche diese beyden vorzüglichen Seeleute bereiseten, stehen sechs Maalzeichen: das erste, genannt Sam Jorge, an dem Flusse Zaire im Königreiche Congo, (unter 6° S. B.) das zweyte, Sancto Agostinho, auf dem Vorgebirge gleiches Nahmens (unter 13° S. B.,) das dritte, als das letzte von Diogo Cam Menga das areas, (unter 22° S. B.) das vierte oder das erste von Diaz in Serra Parda, das fünfte, Sam Felipe auf dem großen, merkwürdigen Vorgebirge der guten Hoffnung, und das sechste, Sancta Cruz, auf der Insel dieses Nahmens. Dieß war die äußerste Entdeckung, die bey Lebzeiten Königs Johann II. gemacht wurde.

So weit Barros. Beyläufig muß ich hier einiger Irrthümer erwähnen, zu welchen der berühmte, von Martin Behaim verfertigte, und noch jetzt in Nürnberg aufbewahrte Globus veranlaßt, und welche der verdiente Verfasser der oben genannten Schrift über den Ritter Behaim unwiderlegt gelassen hat. Zugleich beweisen sie, wie wenig man solchen Urkunden, wie die ältesten Charten sind, trauen darf. — Neben dem Vorgebirge der guten Hoffnung stehen daselbst die Worte: „Hie wurden gesetzt die Säulen des Königs von Portugal A Domini 1485 den 18. Jan." Wider die Richtigkeit dieser Angabe streitet offenbar die Barrossche Erzählung. Es war frühestens im May oder Junius 1487, als Diaz auf seiner Rückreise beym Cap anlangte. Von Diogo Cam, welcher 1485 die Reise machte, kann hier die Rede nicht seyn, denn dieser kam, wie Herr von Murr selbst anführt, nur bis zum Cap Padram. Es ist dieß also ein Fehler auf dem Behaimischen Globus, der die Zuverlässigkeit dieser, für die Entdeckungsgeschichte so merkwürdigen Urkunde nicht wenig beeinträchtigt.

Auf der andern Seite der Spitze von Afrika bey Riotucunero und Porto-Bartholo viego (womit offenbar die Gegend des Rio Infante gemeint ist), findet man die portugiesische Fahne gezeichnet, und daneben steht: „Bis an das Ort sindt die portogalische Schiff kommen und haben Jr seul aufgericht und in 19 Monathen sind sie wieder in ir Land heim kommen." Abermahls ein Irrthum, denn Diaz brachte nur 16½ Monathe auf seiner Reise zu, und eine andere, als die seinige kann von Behaim, der diesen Globus schon 1493 verfertigte, nicht gemeint seyn.

Ich kehre zum fernern Verlauf der Entdeckungsgeschichte des südlichen Afrika zurück. — Nachdem Columbus im Jahre 1493 den spanischen Scepter in die neue Welt, jenseits des atlantischen Oceans hinübergetragen, sehen wie Portugal, um auch seiner Macht einen ähnlich bedeutenden Zuwachs zu verschaffen, unter König Manuel die Entdeckung des östlichen Indiens eifriger und mit Glück weiter verfolgen. Auf dem Wege dahin landet Vasco da Gama im November 1497 in der Bay Sancta Helena, die anderthalb Grade nördlich vom Cap liegt, und also genannt ward von dem Tage ihrer Entdeckung. Hier entspinnt sich die erste Bekanntschaft zwischen den Urbewohnern des südlichen Afrika und den goldsuchenden Europäern.

Vasco nähmlich hatte sich hier ans Land begeben, um mit den neuerfundenen Behaimischen Astrolabien, die auf dem Schiffe wegen des Hin- und Herbewegens kein ganz sicheres Resultat gaben, astronomische Beobachtungen anzustellen. Da meldeten ihm seine Leute, daß sie in einiger Entfernung zwey Neger bemerkten, die gebückt gingen, als ob sie mit Kräutersammeln beschäftigt wären. Jedem es nun sein angelegentlichster Wunsch war, jemand zu finden, der ihm Nachricht von dem Lande gäbe, so ertheilte er voller Freude den Befehl, sie leise zu umgehen und ohne Gewaltthätigkeit einzufangen. Die beyden Neger aber waren beschäftigt, an dem Abhange der Berge Honig zu sammeln, und hatten jeder einen Feuerbrand in den Händen; bey ihrer gekrümmten Stellung bemerkten sie nicht eher, daß sie umzingelt würden, als bis ihnen das Schiffsvolk ganz nahe war, von welchem dann einer von ihnen glücklich erhascht und zum Befehlshaber geführt ward.

Vasco da Gama, der sich vergeblich bemühte, dem Gefangenen in irgend einer Sprache verständlich zu werden, und bemerkte, daß er, bestürzt von so vielen neuen Erscheinungen, auch nicht auf die Zeichen achtete, die die Natur allen Menschen gemeinverständlich gemacht hat, ließ zwey Schiffsjungen herbeykommen, von denen der eine ein Neger war, welche sich zu ihm setzten und mit ihm essen und trinken mußten, indessen da Gama selbst sich entfernte, um ihn von seiner Furcht sich erhohlen zu lassen. Diese Behandlungsart hatte den gewünschten Erfolg; die Knaben nöthigten ihn fleißig zum Essen, und als Vasco da Gama wieder hinzu trat, war er schon ganz zutraulich geworden, und deutete auf einige Berge, die etwa zwey Legoas entfernt seyn mochten, und gab ferner durch Zeichen zu verstehen, daß an dem Fuße derselben der Wohnort seiner

Landsleute befindlich sey. Da nun da Gama keinen bessern Abgesandten hinschicken konnte, um die Andern herbeyzuhohlen, so befahl er, daß man ihn mit einigen Geschenken an Tandwaaren, Korallenschnüren und einer Mütze entließe. Durch Zeichen ward ihm bedeutet, er möge gehen, und mit seinen Gefährten wieder kommen, dann wolle man ihnen noch ein Mahl so viel geben. Das that er denn auf der Stelle, und brachte noch spät desselben Tages zehn bis zwölf seiner Landsleute, die sich dasselbe ausbaten, was er bekommen hatte. Man gab es ihnen sogleich; wie viel man ihnen aber auch Proben von Gold, Silber und Specereyen zeigen mochte, so würdigten sie die keiner Aufmerksamkeit, und zogen Glöckchen, Ringe und Kupferpfennige diesen Kostbarkeiten weit vor. Sie waren gelblich von Farbe, klein von Statur, häßlich von Gesicht, sehr dumm, und übel gestaltet, und ihre Sprache glich einem Stammeln. Ihre Kleidung bestand in Thierfellen, die Schamtheile hatten sie mit hübschgearbeiteten hölzernen Scheiden bedeckt, und ihre Waffen waren vorn angebrannte Stäbe von wildem Olivenholz, oder statt des Eisens mit spitzen Thierhörnern versehen. Sie aßen Wurzeln, Kräuter, Seehunde und Wallfischfleisch, auch Seevögel und wilde Ziegen. Auch gab es Hunde bey ihnen, wie die in Portugall, die auch eben so bellten.

Am andern Tage kamen mit ihnen schon mehr als vierzig, die sich so zutraulich zeigten, daß einer der Officiere, Nahmens Fernam Veloso, Vasco da Gama um die Erlaubniß bath, sie nach ihren Wohnort begleiten zu dürfen, um etwas mehr Kunde von dem Lande zu bekommen, als man von ihnen erfragen konnte; welches ihm auch dieser auf Fürbitte seines Bruders Paulo da Gama gestattete.

Indessen Veloso mit den Negern fortging, beschäftigte sich das Schiffsvolk mit Einsammeln von Brennholz, und Andere suchten am Strande sich Muscheln, deren es viele dort gab. Paulo da Gama machte inzwischen Jagd auf einige Wallfische, die sich neben den Schiffen zeigten, hätte aber dabey fast das Leben eingebüßt, indem ein mit einer Harpune verwundeter Wallfisch beynahe das Boot zertrümmert hätte, in welchem er sich befand. Das Fleisch dieses Thiers diente ihnen nachher zu einer angenehmen Nahrung. Indessen begann es Abend zu werden, und das Volk ruderte eben wieder nach den Schiffen, als Vasco da Gama, der Veloso's Rückkehr erwartete und seine Augen nach dem Lande gerichtet hatte, diesen sehr eilig über die Hügel herabkommen sah. Er befahl sogleich einem der Böte, die vom Lande kamen, umzukehren und ihn einzunehmen. Die Matrosen des Bootes aber, als sie Fernam Veloso, der sonst nie unterließ, von seiner Tapferkeit zu reden, so im halben Trab den Strand hinablaufen sahen, zauderten absichtlich, ihn einzunehmen. Dieser Verzögerung machte die Neger, welche im Hinterhalt lagen, und wahrscheinlich vermutheten, daß sie landen würden, argwöhnisch, daß Veloso irgend ein Zeichen gebe, das sie nicht verständen. Eben als er ins Boot steigen wollte, stürzten zwey Neger auf ihn los, um ihn daran zu verhindern; die mußten nun freylich ihre Kühnheit mit blutigen Köpfen büßen, bis die andern ihnen zu Hülfe kamen. Da entstand aber ein solches Werfen von Steinen und Lanzen nach dem Boot, daß Vasco da Gama, als er selbst vom Schiffe herbeyeilte, um den Frieden herzustellen, von einer solchen Lanze im Schenkel getroffen ward. Eben so trugen noch ein Officier und zwey Matrosen ähnliche Wunden davon. Als nun Vasco da Gama sah, daß sie nicht zu beruhigen wären, befahl er, wieder nach den Schiffen zu rudern; indessen machten noch beym Abstoßen einige unserer Bogenschützen Gebrauch von ihren Waffen, damit die Wilden nicht ungestraft blieben. Veloso aber hatte nichts zu erzählen, als daß ihn bey der weiten Entfernung von der Küste eine Furcht angewandelt, die Neger möchten ihn zu weit führen und ihm Leides zufügen wollen, deshalb sey er umgekehrt.

Obgleich die Schiffe sich nun noch mehrere Tage in der Helena-Bay verweilten, so ließ sich doch keiner der Eingebornen weiter sehen, und da Gama erreichte seinen Wunsch nicht, von ihnen etwas über die Natur des Landes und die Entfernung des Vorgebirges der guten Hoffnung zu erfahren. Sein Steuermann Pero da Lanquer, der mit Bartholomeu Diaz einer der ersten Entdecker des Caps gewesen war, wußte diese Entfernung auch nicht anzugeben, weil er, (wie Castanheda erzählt) auf der Hinreise damahls zu weit vom Lande entfernt gewesen, und auf der Rückreise an dieser Gegend der Küste bey Nacht vorübergesegelt war. Überdieß war Diaz durch das stürmische Wetter, das er in der Nähe des Vorgebirges überstand, wohl verhindert worden, Beobachtungen anzustellen, nach welchen da Gama sich hätte richten und die Entfernung der Südspitze bestimmen können. Da Gama wollte sich hier mit frischem Wasser versehen, fand aber in der St. Helena-Bay keinen Fluß. Er schickte daher das Schiff Berrio unter Capitän Nicolao Coelho ab, um einen Fluß zu suchen. Dieser segelte vier portugiesische Meilen längs der Küste (wahrscheinlich nördlich), und fand dort einen Fluß, den er Rio San Jago nannte.

Am 17. November 1497 lichtete Vasco da Gama die Anker, und verließ die Bay St. Helena nach einem dreyzehntägigen Aufenthalte. Schon am 20. kam er an das große Vorgebirge der guten Hoffnung, und umsegelte es bey schönem Wetter unter dem festlichem Schall von Trompeten und Pauken. Alles Schiffsvolk war darüber hocherfreut, denn sie hatten nach der damahligen Vorstellung von dem Cabo tormentoso, sich auf viele Gefahren und Mühseligkeiten bey seiner Umsegelung gefaßt gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker.

Von Heeren.

Es ist gleichsam zum Grundsatz in der Geschichte geworden, sie zu beschränken auf die herrschenden Völker. Nur diejenigen, die als solche, die wenigstens im Besitz der politischen Unabhängigkeit erscheinen, behaupten in ihr ihren Platz. Mit dem Aufhören ihrer Unabhängigkeit endet auch ihre Geschichte. Sie scheinen plötzlich verschwunden; kaum hört man noch ihre Nahmen erwähnen; nicht selten sind die Fälle, daß auch diese endlich verhallen. Allerdings ist zwar politische Selbstständigkeit das Erste aller Güter für eine Nation. Aber gleichwohl ist an sie nicht Alles geknüpft. Das Daseyn eines Volks dauert fort auch ohne sie, oder kann wenigstens fortdauern; mit ihm behalten auch besiegte Völker ihre Thätigkeit, und greifen durch sie in die Thätigkeit des Ganzen ein; ja ihr Wirkungskreis ist vielleicht nur um desto größer, je weniger er bemerkt wird.

Sollte es ohne Nutzen seyn, diese Betrachtungen etwas weiter zu verfolgen? Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, wenigstens einige Blicke auch auf diese Kehrseite der Geschichte zu werfen? Allerdings ist es nicht ihr glänzender Theil, der uns beschäftigt. Es sind die Jahrbücher der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, ja selbst der Unmenschlichkeit, die wir aufzuschlagen, die wir zu durchblättern haben. Aber auch sie sind nicht ohne ihren eigenthümlichen Reitz! Auch das Unglück hat seine Größe, hat selbst seine Triumphe; so wie auch der Sieg — seine Leiden hat. Ja, sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß es gerade hier ist, wo die Menschheit so oft in ihrer ehrwürdigsten Gestalt erscheinen? Die Fassung, mit der das Unglück getragen ward, ohne etwas seiner Würde zu vergeben; die leidende Ausdauer, die dem Druck entgegengesetzt wurde, nicht selten belohnt durch die politische Wiedergeburt unter glücklichern Zeitumständen, haben auch ihr Interesse. Wie hoch oder niedrig man aber auch dieses anschlagen mag, so bleibt immer so viel klar, daß es eine viel zu beschränkte, viel zu einseitige Ansicht ist, besiegte Völker als für die Geschichte nicht mehr vorhanden zu betrachten. In dem großen Gemählde des Völkervereins bilden auch sie ihre Gruppen; und das Ganze wird ohne Haltung und innern Zusammenhang, wenn man sie übersieht.

Allerdings ist dieser Gegenstand von der Art, daß er eben so gut den Stoff zu einem Werke, als zu einem Aufsatze hergeben könnte. Es kann nicht die Rede davon seyn, ihn hier historisch zu erschöpfen; nur davon, einige allgemeine Betrachtungen, auf die Geschichte gegründet, darüber anzustellen. Aber sollten diese auch selbst nur abgerissene Gedanken seyn, so vermögen sie doch die Aufmerksamkeit zu erregen; mag die vollständigere Ausführung einem künftigen Geschichtschreiber aufbewahrt bleiben!

Die Schicksale besiegter Völker hingen allerdings nicht bloß von ihnen, aber auch nicht bloß von den Siegern, sie hingen von beyden ab. Was konnten die Besiegten thun, ihr Schicksal zu mildern; *was konnten sie vor allem thun, um ein Volk zu bleiben?*

Unter Barbaren, wo ewige Feindschaften der Stämme herrschten, wo jedes vergossene Blut die Aufforderung zur Rache, zu neuem Blutvergießen wird, werden *Ausrottungskriege* geführt. Die Besiegten sollen von der Erde verschwinden; nur darin sieht man die Sicherheit, und, indem die beleidigte Ehre nur durch Rache versöhnt werden kann, die Genugthuung. Absichtliche Ausrottung blieb aber immer nur das Ziel roher Barbaren; das noch dazu fast nie erreichte Ziel. Bald geboth selbst der Eigennutz andere Verfahrungsarten, und die Besiegten dauerten neben oder unter den Siegern fort. Aber wie sie als Volk fortdauerten, wie sie ihre Nationalität erhielten, kann nur dann deutlich werden, wenn wir genauer bestimmt haben, was zu dieser gehört.

Fünf Hauptpuncte sind es, an welche, vielleicht an den einen mehr als an den andern, aber doch überhaupt, die Fortdauer einer Nation als solche geknüpft ist. Ihre *Verfassung*, ihre *Sitten*, ihre *Religion*, ihre *Sprache*, ihre *geistige Bildung*. In welchem Verhältniß also stand jeder derselben mit ihrem politischen Schicksal? Wie wirkte der Verlust der Unabhängigkeit auf jeden zurück? Was ging unter, wie viel und wodurch wurde es gerettet? Wodurch wurden der Nationalität nur leichte, wodurch tödtliche Wunden geschlagen?

Es liegt in der Natur der Dinge, daß gewöhnlich die erste und stärkste Rückwirkung des Siegs *die Verfassung* trifft. Gäbe es auch keine politische Ursachen, sie zu verändern, so fühlt der Sieger sehr wohl, daß moralische Gründe es anrathen. Mit ihr hofft er den Nationalgeist zu lähmen, und mit ihm die Kraft des Widerstandes. Aber in den meisten Fällen sind die politischen Beweggründe die stärksten, und werden vielleicht für den Sieger in gleichem Grade stärker, als er selber eine höhere politische Bildung besitzt. Bey erobernden Barbaren ist es keine Seltenheit, zu sehen, daß sie die Verfassungen der Besiegten bestehen lassen; nicht aus Großmuth, sondern weil sie eben keine Ursache haben, sie umzustürzen. Sie wollen nur die Erhebung von Tributen; werden ihnen diese richtig bezahlt, was liegt ihnen daran, ob die Besiegten ihre alten Einrichtungen behalten, oder sie mit neuen vertauschen, die sie vielleicht nicht einmahl ihnen zu geben verstünden? Wer die Geschichte der großen Reiche Asiens kennt, weiß auch, daß es hier die gewöhnliche Erscheinung ist, mitten in dem Hauptstaat andere von sehr verschiedener Beschaffenheit, selbst wohl kleine Republiken in großen despotischen Reichen zu erblicken. Aber je mehr sich die Politik der Sieger gebildet hat, je mehr Zwecke sie durch den Staat erreichen wollen, je mehr überhaupt der Staat in ihren Augen ist, um desto weniger werden sie geneigt seyn, die alte Ordnung der Dinge bey dem Besiegten fortdauern zu lassen. Wo der Römer ein Land zur Provinz machte, war die Aufhebung von dieser auch der erste Schritt; und selbst wo etwa äußere Verhältnisse den plötzlichen Umsturz verbothen, zeigte sich doch bald das Streben darnach.

Für nichts können die Besiegten auch weniger thun, als für die Erhaltung ihrer Verfassung. Ihr Schicksal liegt gewöhnlich ganz und allein in den Händen des Siegers. Sein Vortheil, besonders die Form seines eigenen Staates, entscheidet. Ist dieser schon ein *Aggregat verschiedener Länder*, so mag es ihn wenig beschweren, wenn noch ein anderer verschiedenartiger Bestandtheil hinzu kommt; herrscht aber in ihm *politische Einheit*, ist diese vielleicht gar theoretisch zum Princip erhoben, wie läßt es sich erwarten, daß er zu Gunsten der Besiegten sie aufgeben sollte? Allerdings wirken also äußere Umstände mit auf die Erhaltung oder Veränderung der Verfassung ein; allein diese äußern Umstände sind nicht in der Macht der Besiegten.

Die Frage, wie eng der Zusammenhang sey, in dem Verfassung und Nationalität stehen, ist nicht leicht, und wohl unmöglich allgemein zu beantworten. Es wäre eben so verkehrt, diesen Zusammenhang gänzlich läugnen zu wollen, als es einseitig seyn würde, die ganze Nationalität an die Verfassung zu knüpfen. Ein enger Zusammenhang zwischen beyden ergibt sich bey den Völkern Europa's schon von selbst, so bald man nur historisch die Entstehung ihrer bisherigen Verfassungen betrachtet. Sie waren keinesweges auf die Art geschaffen, wie jetzt neue Constitutionen gemacht und eingeführt werden. Sie hatten in dem Laufe der Jahrhunderte sich selber gebildet. Sie mochten theoretisch betrachtet sehr fehlerhaft seyn, und waren es wirklich; aber sie waren das Werk der Völker und ihrer Bedürfnisse; und, indem die Nationen auf diese Weise sie sich selber allmählich geformt hatten — was war natürlicher, als

h ihr Charakter sich darin ausdrückte? Gingen gleich sten derselben aus dem Feudalwesen hervor, so spiegeln h die Grundzüge des Nationalcharakters deutlich darin r Deutsche, der Britte, der Franzose, der Spanier, ganz verschiedene Hauptgesichtspuncte, nach denen sie rth ihrer Verfassungen beurtheilen; und darnach erhiel- se auch bey ihnen ganz andere Formen. Der Britte will e, was er Freyheit nennt; Sicherheit für Personen und hum vor aller Willkühr der Regierung durch seine Re- anten, oder parlamentarische Einrichtung. Eine Verfas- ie ihm diese nicht sichert, und auf diesem Wege sichert, so gut wie keine Verfassung; denn daß zwischen Auto- und Despotismus, sich noch eine Gränzlinie ziehen lasse, t er nicht. Ganz anders der Deutsche. Ist gleich auch er dische Verfassung gewöhnt, so ist sie ihm doch nicht das das sie dem Britten ist; da sie nie bey ihm gleiche Aus- erhielt. Auch auf das Recht der Selbstbesteurung legt r nicht einen gleich hohen Werth. Er will vor Allem nd Gerechtigkeit. Wie die Rechtspflege sey? ist seine rage; er erträgt viel mit Stillschweigen, nur keine Ju- s dem Cabinet. Sie auch nur einmahl sich erlaubt zu verzieh er selbst dem großen Friedrich nicht. Er sah eichsverfassung unbeweint zu Grabe tragen; aber der seiner Reichsgerichte, wie unvollkommen sie auch wa- at ihn tief geschmerzt; und noch sind die Stimmen nicht t, die sie wieder fordern. Wie verschieden sind dagegen chten des Spaniers, der sich wenig um die Justiz be- rt, wenn nur Erhaltung der Religion in ihrer Rein- sichert bleibt. Und wiederum des Franzosen, der nur in Hauptstadt, in seinem Monarchen und dessen glänzen- ofe, den Staat zu sehen gewohnt war?

nn man es bey diesen auffallenden Verschiedenheiten be- n, daß ein Verhältniß zwischen Verfassung und Natio- statt fand? Aber wenn dieses auf der einen Seite klar it es doch auf der andern Seite es nicht weniger, cht jede Umwandlung der Verfassung, und nicht bey Völkern in gleichem Grade, die Nationalität sofort zu e richtet. Der Charakter einer Nation wird zwar immer ehr bald weniger durch die Verfassung bestimmt; allein sschließend durch sie. Der Verlust der Verfassung ist frey- den Augen der Besiegten häufig eins der schmerzlichsten ; aber der Werth, den sie darauf setzen, ist mehrern weit mehr Sache des Gefühls und der Gewohnheit, als nsicht und der Überzeugung. Nicht der wahre Werth der sungen gibt den Maßstab der Anhänglichkeit an diesel- s gab nicht selten Nationen, die an den Schlechtesten und uchbarsten mit Enthusiasmus hingen; sondern die Mei- die eine Nation einmahl von ihrer Verfassung hegt. Rückwirkung des Untergangs der Verfassung auf die Na- ität, ward daher auch mit dieser größer oder geringer Allerdings lassen zwar die Formen sich ändern, ohne shalb die Nation aufhört, Nation zu seyn; aber offen- d diese Formen bey der einem weit tiefer dem Charakter rückt, wie bey der andern. Es ist eben so unmöglich, daß tokratie plötzlich in England gegründet werde, als daß nd sich zu einer Demokratie umwandle. Geschähe es, so die Völker sich selber umwandeln müssen. Der große h, Frankreich zu einer Republik umzuformen, mußte bald mißlingen, weil der Charakter der Nation sich dagegen sträubt. Bey dem Deutschen, der weit mehr auf Einrichtung der Justiz als der Staatsverfassung sieht, konnten die Formen der letztern nicht so tief und bestimmt sich dem Nationalcharak- ter einprägen, als bey jenen. Fast alle Arten der Verfassun- gen waren bey ihm wirklich zu Hause; er paßte für alle, nur den Despotismus ausgenommen, weil er sich an alle gewöhnt hatte. Werden daher nur die Forderungen erfüllt, die er an den Staat macht, (und was stünde diesen im Wege?) so ist es kaum zu fürchten, daß der Charakter der Nation durch Formen ausarten werde.

In einer nahen Verbindung mit der Verfassung stehen unstreitig die Sitten einer Nation; aber wie ganz anders ist hier das Verhältniß zwischen dem Sieger und den Besieg- ten! Wenn eine Veränderung der Verfassung gewöhnlich in der Macht des Siegers lag, so geht eine plötzliche Umwandlung der Sitten weit über sie hinaus. Sie steht nicht zu erzwingen mit dem Schwert in der Hand; und selbst die Eroberer, wel- che sie wollten, fühlten bald, daß sie andere Wege einschlagen mußten. Als Cyrus die Lyder besiegt hatte, verboth er, um sie für die Zukunft wehrlos zu machen, alle kriegerischen Übun- gen, und ließ ihre Jugend weibisch erziehen. Der Erfolg ent- sprach seinen Erwartungen; und das Volk der Lyder, einst berühmt durch seinen kriegerischen Muth, ward zum Sprich- wort durch seine Weichlichkeit. Aber wenn man sich über diese frühe Erfindung des Despotismus wundert, so war doch die Schuld der Lyder noch weit größer, als die des Cyrus. War- um ließen sie sich weichlich machen? Hier ist es also, wo ein weites und ruhmvolles Feld für den Vortheil der Besiegten sich öffnet. Die Erhaltung ihrer Sitten steht in ihrer Macht. Wenn dieß aber nicht zu bezweifeln steht, wovon hängt sie denn ab? Wir glauben von drey Stücken: Von dem Werth, wel- chen die Besiegten selbst auf ihre Sitten legen; von der Art des gesellschaftlichen Verkehrs mit den Siegern; und ganz vor- züglich von dem Benehmen des andern Geschlechts.

Zuerst der Werth, den eine Nation selbst auf ihre Sitten legt. Unter den Völkern des westlichen Europa's ist allerdings durch eine ähnliche Cultur eine Gleichförmigkeit der Sitten entstanden; welche sie beynahe zu Einer Nation zu machen schien. Aber es sind doch nicht bloß die sehr feinen Nüancen, wodurch sie sich unterscheiden; auch der auffallenden Verschieden- heiten ist noch genug übrig geblieben. Das Nationelle spricht sich darin am deutlichsten aus; und hat als solches in den Au- gen des Fremden nicht bloß etwas auffallendes, sondern auch Achtung gebiethendes. Durch freywillige Verläugnung seiner Sitten beraubt sich daher der Besiegte selber derjenigen Waffen, welche ihm vor allen die Achtung der Sieger erhalten können. Er setzt sich aber in dessen Augen desto mehr dadurch herab, weil dieser selber sie nicht forderte, nicht einmahl erwartete. Sie erscheint ihm nothwendig als Wegwerfung; und wer sich selber wegwirft, muß sich nicht beklagen, wenn er verachtet wird. So ist also Verläugnung der väterlichen Sitte wahrer Verrath an der Nationalität; und das Nachäffen des Fremden erscheint nicht bloß in einem lächerlichen, sondern auch in einem schändlichen Lichte. Mit den Sitten steht, mit den Sitten fällt der Charakter einer Nation; wird doch die Verfassung selber eine leere Form, wenn sie nicht durch die Sitten gestützt wird; aber mit der Verfassung gehen nicht sofort nothwendig die Sit-

ten unter. Wiederhohlt wurden Hindus, wurden Chinesen unterjocht; und doch blieben sie und sind sie Nationen; warum? — weil sie ihre Sitten nicht fahren ließen; und welches auffallendere Beyspiel könnten wir anführen, als das, welches wir in unserer Mitte sehen, das des jüdischen Volks? Zerstreut über die Länder der Erde, ohne Verfassung und gemeinschaftliches Vaterland, sind sie nach fast zwey Jahrtausenden eine Nation weil sie ihren Sitten getreu blieben.

Die Bewahrung der väterlichen Sitten bestimmt schon größten Theils von selbst die Art des gesellschaftlichen Verkehrs zwischen den Sieger und dem Besiegten; die weit mehr, wie man vielleicht glaubt, über das Schicksal der letztern entscheidet. Von ihr hängt es ab, ob Völker sich gänzlich in einander verlieren sollen oder nicht; sie ist es, welche jene wohlthätige Scheidewand zieht, welche Nationen von Nationen sondert. Es ist nicht bloß auf dem Schlachtfelde, wo Nationen sich kennen lernen; es ist weit mehr durch den fortgesetzten friedlichen Verkehr. Ist hier der Einfluß langsamer, so ist die Wirkung desto gewisser. Auch hier ist aber der Vortheil auf der Seite der Besiegten. Es gibt eine Mittelstraße zwischen kaltem Zurückstoßen und zuvorkommender Vertraulichkeit, die man am wenigsten verfehlen wird, so lange man die Form beobachtet, welche in dem Vaterlande das Herkommen in dem gesellschaftlichen Verkehr bildete. Wenn es eitler Trotz wäre, jedem Umgange mit dem Sieger zu entsagen, folgt daraus, daß er ohne Rückhalt in jeden Kreis, auch in den traulichen Kreis des Familienlebens, eingeführt werde? Folgt daraus, daß der bisher herrschende Ton sofort aufgegeben und umgestimmt werde, bloß um, wie man glaubt, dem Fremden zu Gefallen zu seyn?

Erhaltung des gesellschaftlichen Tons und der Sitten unter den Besiegten ist das Werk Aller. Aber in einem höhern Sinne ist es das Werk des weiblichen Geschlechts; denn ihm ward vorzugsweise jene ehrenvolle Bestimmung bey den gebildeten Völkern Europa's, die ihm nicht den Rang in der Gesellschaft versagten, der ihm gebührt. Niemahls aber kann es diesen hohen Beruf besser erfüllen, und soll es ihn sorgfältiger erfüllen, als in den Zeiten der Kriege und der Leiden des Vaterlandes. Ihm naht sich der Sieger, aber mit andern Empfindungen als dem Manne; ihm bleibt der Empfang überlassen; ihm wird ohne eigene Schuld die Achtung nicht entzogen, die ihm zukommt. Wo das Weib sich wegwirft, ist auch der Mann entehrt; wo jenes sich seine Achtung erhält, findet auch der Mann in ihm eine Stütze für die Seinige. Ihm ist es übertragen, das heilige Feuer der Vesta zu bewahren; es ist seine Schuld, wenn es erlischt; und nicht ohne Ursache sah dieß das Alterthum als die schlimmste aller Vorbedeutungen an.

Ihrer **Religion** zu entsagen war die Forderung, die die Sieger oft, oft auch nicht, an die Besiegten machten. Es war gewöhnlich die Religion der Sieger und ihr Geist, die hier entschieden. War sie ihrer Natur nach intolerant, machte sie Anspruch darauf, allgemein seyn zu wollen, war sie auf Lehren gegründet, deren Annahme man mit dem Schwert in der Hand erkämpfen konnte, wurden die, welche sich nicht dazu bekannten, als eine Menschenclasse niederer Art betrachtet, so muß man es erwarten, das Schwert für den Glauben gezogen, und den Scheiterhaufen auflodern zu sehen. Dazu kam oft noch die enge Verbindung, in welche bey siegenden Völkern Religion und Verfassung gesetzt war. War jene auf diese gegründet, herrschte der Glaube, daß nur Einheit der Religion Einheit des Staats sichere; so ging das Streben, seinen Glauben auch dem Besiegten aufzudringen, gewöhnlich und selbst aus der Eroberung hervor. Nirgend gleichwohl fand der Sieger leicht einen hartnäckigern Widerstand, der, durch den Druck zum Enthusiasmus erhoben, oft unüberwindlich blieb. Es ist schwer, in der Geschichte ein Beyspiel aufzufinden, daß eine Secte durch das Schwert wirklich vertilgt worden sey; aber nicht selten, daß gerade die Verfolgung ihr nur mehr Anhänger erwarb. Denn keinen Druck fühlten die Völker schärfer, als Religionsdruck; tiefer selbst als die Entreißung ihrer Verfassung. Mit ihm griff man das Heiligste an, was jedes Volk nicht bloß als Volk, sondern was jeder Einzelne hat. Es war der Mensch, der sich hier angegriffen fühlte; denn daß der Staat kein Recht über die Gewissen habe, daß Überzeugung nicht mit dem Schwert aufgedrungen werden solle, weil sie sich nicht damit erzwingen läßt — dieß empfand auch der bloße Menschenverstand,

Das Band zwischen Religion und Nationalität kann aus verschiedenen Ursachen bald stärker bald schwächer seyn. Es muß desto enger bleiben, jemehr ein Glaube nur Glaube Eines Volks ist; darum ist z. B. bey den Juden ihre Nationalität unmittelbar an ihre Religion geknüpft, weil sie durch diese sich auf das bestimmteste von andern Völkern unterscheiden. Wie sie mit ihr besteht, so würde sie mit ihr auch bald verschwinden. Bey weit verbreiteten Weltreligionen kann freylich schon die Nationalität deshalb nicht so eng an sie gebunden seyn, weil sie vielen Völkern gemein sind. Aber sie ist es doch immer in Verhältniß gegen Völker eines ganz andern Glaubens, wie bey Türken und Christen; und auch deßhalb, weil Verfassung und Sitten immer mit ihr zusammenhängen. Wir leben glücklicherweise nicht mehr in den Zeiten, wo der Sieger es zu seinen Vorrechten zählt, selbst den Gewissen Gewalt anzuthun; und der Aufruf, an seine Religion zu halten, könnte überflüßig scheinen. Es gibt aber einen Weg, auf dem man auch ohne den Willen des Siegers ihn wieder zur Verfolgung bringen kann; — **die wachsende Gleichgültigkeit gegen die Religion.** Wenn Ihr es selber kein Hehl habt, daß Eure Religion Euch gleichgültig sey, wie wollt Ihr verlangen, daß der Sieger sie ehre? Soll er das heilig halten, was Ihr selbst profanirt? Verachtung aller Religiosität kann auch er nicht dulden; denn ist auch der Glaube aufgegeben, daß der Staat keiner **herrschenden** Religion bedarf, so weiß man doch sehr wohl, daß er nicht ohne Religiosität bestehen mag. Ist es nöthig, noch weiter anzudeuten, wohin diese Geringschätzung der eigenen Religion führen kann, ja führen muß? Veränderter Glaube läßt freylich sich nicht mit dem Schwert erzwingen; wohl aber veränderter Cultus. Mehr als dieß bedurfte es aber auch vormahls nicht, um alle die Gräuel hervor zu rufen, über welche die Stimme der Vernunft in Europa endlich einen ihrer mühvollsten Siege errungen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 10. und Mittwoch den 12. December 1810.

Sobald ich wählen konnte, entschied ich für die Staatskunst. Ich warf meine Blicke über Europa, ich wußte die Historie freyer Völker, ich sah Veränderungen im Militärwesen, die Herrschsucht einiger Potentaten, die Erschöpfung einiger andern. Ich erinnerte mich der Bevölkerung, der Pracht der großen Männer von Kleinasien, der Macht, des Ruhms, des Wohlstandes, der Philosophie, der Künste von Athen, der Spartanischen Tugend, des alten Glanzes von Afrika, der Consuln und Dictatoren, Scipions, Katons, Cicerons, tiefe Geister, große Seelen, unsterbliche Dichter, und sah die Revolutionen des Genies im Verhältniß zum Schicksal der Freyheit, und sah das Nichts von eben dem Afrika, Griechenland, Natolien. Es ist natürlich, daß man sich nicht ganz auf den Handel und die Natur des Erdreichs verlasse, daß man zittre für die Enkel. Europa, noch wild, war voll Nationen, aber frey; Alleinherrschaft würde es seiner Einwohner berauben und des Scepters der Erde! Unter vielen alten Kaisern und Königen, auch unter Carl V., seinem Sohn, seines Bruders Urenkeln (??) und Ludwig dem XIV. hat die europäische Freyheit gewacht. Aber diese Könige haben Nebenbuhler gefunden in Nassau, Wilhelm, Heinrich IV. Richelieu, Gustav, Eugenius, Marlborough.

Johann von Müller.

Biographische Züge.

Lord Wellesley.

Lord Wellesley bildete sich als General-Gouverneur von Ostindien, seit ungefähr siebzehn Jahren, zu einem der unternehmendsten, gewandtesten, scharfblickendsten Staatsmänner aus. Er allein hat während seiner Administration des unerschöpflichen Indiens die Macht der brittischen Compagnie daselbst mehr, als alle seine Vorgänger, erweitert. Er war Regent, Feldherr, Gesetzgeber und Kaufmann: alles zugleich.

Wem ist der Nahme Tippo Saibs, Königs von Mysore fremd, des Sohnes Hyder Aly's? Dieser unglückliche Prinz, der nur den unruhigen Ehrgeitz ohne die Talente seines Vaters erbte und der das großbritannische Ostindien oft schwer genug erschütterte, verlor durch Wellesley Leben und Reich. Immer war dieser Beherrscher Mysore's, dieser Krieger-Prophet, wie er sich am liebsten von Schmeichlern grüßen ließ, und wie ihn selbst die Inschriften seiner Kanonen nannten, immer war er Frankreichs treuer Bundesgenosse gewesen. Als die Revolution ihn dieses Beystandes beraubte, blieb ihm dennoch sein Haß gegen die Engländer; und ruhmvoll kämpfte er allein gegen die Übermacht, bis Wellesley's Heer unter Cornwallis ihn am 9. Junius 1790 in den Linien von Travancore schlug, und auf immer lähmte. Wellesley dictirte dem schwergebeugten Monarchen den 17. März 1792 den Frieden, der mit der Hälfte des Reichs von Mysore und drey Millionen Pfund Sterling noch nicht zu theuer erkauft schien. Aber seine Leidenschaften fühlten sich nicht besiegt, und an Kräften erschöpft. Der Friede war nur Waffenstillstand mehrerer Jahre. Tippo nach Rache, Wellesley nach dem Überrest von Mysore lüstern, erneuerten im Jahre 1798 mit gleicher Begierde den Krieg. Das indische Königreich ward die Beute der Britten, und Tippo Saib starb, wie ein Held, auf den Festungswerken seiner Hauptstadt Seringapatnam. So vermehrte der kühne Wellesley das Reich der ostindischen Compagnie mit anderthalb Millionen neuer Unterthanen, und einem Gebiethe von mehr denn eilfhundert Quadratmeilen Flächenraums.

Im Jahre 1798, da die Franzosen Ägypten besetzt hatten, schickte Wellesley eine Eskadre ins rothe Meer, um von dort aus die Feinde seines Vaterlandes anzugreifen. Wirksamer war sein Krieg wider sie in Indien selbst gewesen, wo er sie nach hartnäckiger Gegenwehr aus allen ihren Besitzungen trieb, bis die brittische Fahne ringsum, an allen Küsten dieses Ophirs der alten und neuen Welt, siegreich wehte. Selbst das alte Delhi, des Großmoguls Hauptstadt, mußte ihm die Thore öffnen, und das mogolische Reich, mit den Waffen bezwungen, der fernen kleinen Insel des Nordens zinsbar werden.

Staatsklug hielt Wellesley die indischen Staaten und Mächte unter sich in anhaltender Entzweyung. Immer wußte er ihre Eifersucht erst gegen den Mächtigsten unter ihnen zu benutzen; immer nahm er die schwächern in seinen Bund. So unterwarf er sich die Starken, fesselte die Ohnmächtigen, und machte noch auf Großmuth Anspruch. Der brittische General-Gouverneur ruhete nicht, bis er auch die unzähmbaren Maratten gebändigt hatte, deren Fürsten Sindiah und Holkar in der Geschichte jener Weltgegend nur allzu berühmt gewordene Nahmen tragen. Wellesley übte die Klugheit des alten Roms zur Unterjochung der Nationen, und hatte das Glück eines Cortes.

Aber wann war so viel Glück auch ganz ohne Neid? Der Mann, welcher dem brittischen Indien eine Ausdehnung gegeben hatte, wie an Größe Portugall, Spanien und Frankreich zusammen genommen nicht haben, von einer Population bewohnt, zwey und drey Mahl stärker, als die Bevölkerung der brittischen Reiche in Europa, — Er konnte von den Kleinmännern, woran auch in England vermuthlich kein Mangel ist, unmöglich mit gleichgültigen Augen betrachtet werden. Und in der That war selbst die ostindische Compagnie in der Stille froh, des kühnen, rastlosen Mannes endlich los zu werden. Er hätte vielleicht noch die Thronen von Persien und China untergraben können. Durch seine ungeheuren Anstrengungen zur Eroberung Indiens hatte er die Schuldenmasse der Compagnie zu achtzehn Millionen empor gesteigert, und sie in die Nothwendigkeit versetzt, unaufhörlich bey den Gährungen der unterjochten oder zinsbaren Fürsten in bewaffneter Wachsamkeit zu stehen.

Lord Wellesley wurde also zurück gerufen, und Lord Cornwallis ging an seine Stelle im Jahr 1805 nach Ostindien.

Als der gewesene General-Gouverneur im Anfange des Jahres 1806 die vaterländischen Ufer in Europa wieder betrat, strömte ihm das Volk mit schwärmerischer Freude entgegen. Die Ankläger verstummten bey dem allgemeinen Jubel. Sein Wiedereintritt in die erlauchte Versammlung des Oberhauses glich einem vollkommenen Triumph. Zwar provocirte im Unterhause ein gewisser Mr. Paul in der Sitzung vom 27. Januar 1805 die Untersuchung von Wellesley's Administration; zwar strengten sich einige Parlaments-Redner wacker an, Verdacht bald gegen die Gerechtigkeit seiner Maßregeln, bald gegen die Güte seines Willens zu erregen. Der Marquis hatte die Bewunderung seines Vaterlandes für sich, dessen Glanz er in Asien, wie kein Gouverneur vor ihm, verbreitet hatte. Alle gegen ihn abgedrückte Pfeile prallten ab. Es war sogar darum zu thun, den gewesenen General-Gouverneur gleich zu Foxens Nachfolger im Ministerium zu machen.

Aber vorher erkohr das Cabinet von St. James diesen Mann, um den verworrenen Angelegenheiten Spaniens vorzustehen. Allein schon nach den ersten Tagen seiner Ankunft auf spanischem Boden sah der Marquis für seine Thätigkeit hier ein vom ostindischen Wirkungskreise himmelweit verschiedenes Feld. Er fand ein Volk, zwar durch Fanatismus begeistert, aber durch Anarchie aufgelöset; eine Armee ohne Disciplin, Feldherren ohne Erfahrung, Eintracht und Gewalt; eine Regierung oder Junta, im Nahmen Ferdinands VII., ohne Geld, ohne Seele und Macht.

Die Junta aufzulösen, und die höchste Gewalt in der Hand eines Einzigen (des Erzbischofs von Toledo) zu concentriren; den Armeen und Feldherren einen Generalissimus in dem Sieger von Talavera Sir Arthur Wellesley, jetzigen Lord Wellington, zu geben, war die erste Revolution, welche der Marquis beabsichtigte. Der spanische Erzbischof und der brittische Obergeneral schienen in seiner Hand nur die Werkzeuge zur Umschaffung des insurgirten Spaniens werden zu sollen. Diese Plane mißglückten ihm zwar. Er ward nach England zurück berufen, um als Staats-Secretär der auswärtigen Angelegenheiten Theil an der gegenwärtigen Administration zu nehmen, aber bis jetzt dauert (länger als der Krieg mit jeder andern Macht,) und mit wechselndem Glücke, der Widerstand der hispanischen Halbinsel.

Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker.

(Beschluß.)

Ist Religion Eigenthum eines Volks, so ist seine Sprache noch mehr als dieses, sie ist sein Werk. Auf nichts hat daher ein Volk ein heiligeres Recht, als auf seine Sprache; es schuf sie, es bildete sie sich selbst. Indem sie der Ausdruck seiner Empfindungen wie seiner Vorstellungen ist, wird sie der treue Abdruck seines ganzen geistigen Seyns. Durch seine Sprache constituirt sich aber auch gleichsam ein Volk im Äußern verschieden von andern; mit ihr geht daher auch sein Daseyn als Volk unwiederbringlich verloren, weil sich die Gränzen verwischen, die es von andern trennen; so wie mit der Fortdauer der Sprache auch der unterscheidende Charakter übrig bleibt, der jenes Verschwinden unmöglich macht. So ist es also nicht bloß der Verlust der Töne und Worte, der mit der Sprache untergeht; es ist zugleich der Untergang der eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden. Ein Volk, das seine Sprache liebt, achtet sich auch noch als solches; das Aufgeben dieser ist das stillschweigende Bekenntniß, daß man aufhören wolle, ein Volk zu seyn.

Die Sprache der Besiegten zu unterdrücken war häufig das Streben der Sieger; und gewöhnlich um desto mehr, je mehr sie sich selber gebildet glaubten. Jede Verschiedenheit beschränkt die Allgewalt; sie will Einhalt in Allem, also auch in der Sprache. Aber wie selten ist es ihr gelungen! Schwerlich haben Eroberer es in dieser Art der Tyranney so weit gebracht als die Römer. Ganz Westeuropa und Nordafrika ward durch sie romanisirt. Und doch vermochten auch sie es nicht, diesen Versuch allgemein zu machen. Wo griechisch geredet ward, fand Römersprache keinen Eingang; nur die Sprachen der Barbaren sollten mit der ihrigen vertauscht werden, und wurden damit vertauscht.

Die gänzliche Vertilgung der Sprache eines Volks durch gewaltsame Mittel ist nur möglich mit der Vertilgung des Volks selber. Wo eine Sprache zu Grunde ging, indem das Volk fortdauerte, geschah es durch lange fortgesetzte und planmäßige Politik. Auch in jenen römischen Provinzen verlor sich das Alt-Celtische und Iberische nicht in einem Jahrhundert; und leben nicht noch selbst jetzt die schwachen Überreste von beyden in Bretagne und am Fuß der Pyrenäen? Auch ward gänzliche Ausrottung von den Siegern kaum erwartet; aber auch damit glaubte man schon viel gewonnen, wenn unter der neuen Herrschaft die Landessprache nur zum Volksdialect herabgedrückt ward. Sie ward dadurch gleichsam entweiht in den Augen des Volks selbst, besonders der höhern Classen. Die Anhänglichkeit an sie verlor sich, weil sie nicht weiter veredelt ward. Sie lebte nur im Munde des Pöbels, und den Pöbel ließ man sprechen, wie es ihm beliebte. Dieß war das Schicksal aller Sprachen des westlichen Asiens unter der Herrschaft der Nachfolger Alexanders aus macedonischem Stamm. Während das Griechische die Sprache der Höfe und der Großen war, blieben das Armenische, das Syrische u. a. nur Dialecte des niedern Volks. Aber sie waren auch vorher nicht mehr, als bloße Volksdialecte gewesen; und dieß führt uns von selbst auf die Hauptbemerkung über diesen Gegenstand.

)ie Schicksale der Sprachen hingen von Grade ihrer Bildung ab. Die Sprachen unge-er Völker sind unter der Herrschaft der Fremden zu de gegangen auch ohne Gewalt. Dem Barbaren ist seine che bloße Sache der Gewohnheit; ohne diese würde sie gleichgültig seyn. Man kann sie ihm also abgewöhnen; ja ieyspiele sind nicht selten, daß es freywillig sie sich abge-t hat. Die rohen Sieger nahmen mehrmahls die Spra-her gebildetern Besiegten an. Hatten nicht die Franken ihr isch in Gallien, die Gothen ihr Gothisch in Spanien ab-? Wer zwang sie aber dazu, wer konnte sie dazu zwin-Die Veränderung der Sprache erfolgte in diesen Fällen elbst mit der fortschreitenden Bildung; weil für die vielen Begriffe die bisherige Sprache keine Ausdrücke hatte.

Wie ganz anders aber ist es mit den gebildeten Sprachen; eißt, mit denen, die nicht bloß in dem Munde der Völ-ihrem täglichen Gespräch, sondern die in den Werken Literatur, ihrer Poesie und Beredsamkeit, leben? Diese s, durch welche seine Sprache für das Volk selber eigent-st ihren Werth erhält. In ihnen spricht sich der Geist, enkart, die Empfindung der Nation aus; in ihnen er-sie gleichsam sich selber wieder; und sieht auch für fol-Geschlechter die Fortdauer ihres Geistes gesichert. Sie icht bloß ihr Gesammteigenthum im vollsten Sinn, woran a der Sprachgenossen sein Antheil streitig gemacht wer-ann; sie sind auch ihr höchstes, ihr edelstes und unver-lchstes Eigenthum; weil selbst der Sieger sie ihm nicht rauben kann. Ein Volk, das seine Classiker hat, besitzt i ihnen zugleich das sicherste Unterpfand der Fortdauer Sprache und seiner Nationalität. Große und mächtige nen sind untergegangen, und ihre Sprachen verhallten nen bis auf den letzten Laut; weil sie keine Dichter hat-welche sie überlebten. Wie einst der Ägypter, der Cartha-rach, können wir nur vermuthen nach Analogie; aber n der Maeonide seine unsterblichen Gesänge sang, war riechische Sprache erhalten, so lange es noch Menschen die menschlich fühlen können.

lu Erhaltung der Sprache hängt also ganz eigentlich Er-ig der Nationalität. Aber ein besiegtes Volk, was kann n, sich seine Sprache zu erhalten? Vor Allem: es achte lber; aber nicht in Worten, sondern durch die That. das ist Achtung für die Sprache, daß man viel von Vorzügen spricht, die sie vor andern besitzen soll, oder h besitzt. Es ist verkehrt, Vergleichungen über den Werth ter Sprachen im Allgemeinen anstellen zu wollen; jede te Sprache hat auch ihre Vorzüge; sonst wäre sie nicht t. Man kann sagen, die eine sey wohlklingender, bieg-, reicher wie die andere, allein man kann nicht überhaupt , sie sey besser. Das Pochen auf die Vorzüge seiner ei-Sprache ist daher meist eine eitle Prahlerey, sobald nicht stimmten Eigenschaften die Rede ist. Achtung für die rsprache zeigt sich aber darin, daß man sie gebraucht, an sie irgend gebrauchen kann. Freywilliger Gebrauch ei-emden Sprache ohne Noth, ist immer Entäußerung der nalität für den Augenblick. Der Deutsche, der Französisch, nglisch spricht, muß während dessen aufhören, Deutscher n, so weit er es kann. Er muß französisch, englisch den-wenn er nicht schülerhaft sprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. Die Einführung der französischen Sprache in die officiellen Verhandlungen, gegen welche, als sie seit Ludwig XIV. anfing, mehrere Regierungen sich sträubten, dunkel ahnend, daß Herrschaft der Sprache zur Herrschaft des Volks führe, während andere sie sich nachgebend gefallen ließen, war dennoch bey weiten nicht so folgenreich, als die in das Privatleben der höhern Stände. Sie wirkte für die Muttersprache auf eine doppelte Weise sehr nachtheilig. Zuerst, weil dieser dadurch das Mittel zur Ausbildung entzogen ward, welche sie für das gesellschaftliche Leben passend macht. Wo anders, als in dem Kreise der höhern Stände kann sie diese erhalten, die noch so viele große Schriftsteller ihr nicht zu geben im Stande sind? Aber auch deshalb wirkte jene Einführung nachtheilig, weil überhaupt die Achtung für die Muttersprache dadurch sank. Denn worauf kann diese Achtung mehr gegründet seyn, als auf die Anerkennung ihres practischen Werths für den Gebrauch, der doch der eigentliche Gebrauch der Sprache seyn soll, wechselseitiger Austausch der Ideen im gesellschaftlichen Verkehr?

Mit der Achtung für die Muttersprache steht ihre Bildung, das zweyte Mittel ihrer Erhaltung, in einem engen Verhältnisse. Es ist unmöglich, daß eine Sprache sinken oder gar untergehen kann, so lange die ersten Geister einer Nation sich mit ihrer Fortbildung beschäftigen. Daß aber diese Fortbildung durch große Schriftsteller geschieht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Auf diesem Wege also wird National-Literatur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. In welchem glorreichen Lichte erscheinen also nicht hier jene friedlichen Heroen der Völker? Sie sind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, fester, als sie durch noch so viele Siege begründet werden kann. Haltet fest an Eurer Literatur! ist daher die Vorschrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, welche Nationen bleiben wollen. Aber wie dieses Festhalten geschehen solle, ist eigentlich die Frage, auf die es ankommt. Die Nationen des neueren Europa, die eine schon gebildete Literatur besitzen, sind größten Theils voll von Vorurtheilen für dieselbe, zum Nachtheil der Ausländer. Es war nicht so im Alterthum. Die Römer, die Sieger der Griechen, erkannten dennoch willig in ihnen ihre Meister, und wurden ihre Schüler; auf diesem Wege bildeten sich, — wem wäre es unbekannt? — die unsterblichsten ihrer Dichter. Die Zeiten der Nachahmung in der Literatur scheinen für die Völker des neueren Europa vorbey zu seyn; man ist ihrer müde geworden; selbst die Deutschen, sonst vor andern zu ihr geneigt, werden schwerlich diesen Weg, der schon früher sie nicht zum Ziele führte, aufs neue wieder betreten. Wenn es aber höchst wahrscheinlich ist, daß die Nationen des jetzigen Europa ihren nationalen Charakter in ihrer Literatur nicht verläugnen werden, — wäre es nicht um so viel wünschenswerther, daß sie, ihre Vorurtheile ablegend, sich verständigten, sich richtiger wechselseitig würdigten? Es gibt, scheint es, dazu nur Ein Mittel: die Überzeugung, daß jedes gebildete Volk auch nur zunächst der Richter seiner eigenen Literatur seyn kann. Allerdings stehen uns Urtheile auch über die Werke der Fremden frey; nur nicht das Urtheil: weil sie nicht so sind, wie die unsrigen, so sind sie ohne Werth. Beschränkt sich gleich die Literatur einer Nation nicht auf ihre Poesie, so ist doch allerdings vor-

zugsweise von dieser die Rede. Was ist aber Poesie ihrem Wesen nach, als Ausdruck der Empfindung durch die Sprache? Weichen aber die Nationen in ihrer Art, zu empfinden, von einander ab; so folgt auch daraus von selbst, daß diese Verschiedenheit sich auch in dem Ausdruck derselben, in ihrer Poesie, zeigen werde, wofern sonst diese wahre National-Poesie, nicht bloß conventionelle poetische Form ist. Ein Schriftsteller unserer Zeit, von zweyen der ersten Nationen gekannt und geschätzt, hat dieses vortrefflich bey derjenigen Empfindung gezeigt, welche vor allen andern der Poesie Nahrung gab, bey der Liebe. Die kleine Schrift, wovon wir sprechen *), wenn sie gleich nur einen beschränkten Gegenstand zu umfassen scheint, führt doch zu viel größern Resultaten, als man auf den ersten Blick vielleicht glaubt. Sie gibt uns den Schlüssel zu der Verschiedenheit des innersten Charakters der deutschen und französischen Poesie. Es wird hier klar, daß diese Verschiedenheit gar nicht etwa bloß in gewissen conventionellen Formen, nicht etwa in der Beobachtung gewisser Regeln liege, über die man disputiren, und die man allenfalls nach Übereinkunft abändern könne. Der Grund liegt viel tiefer; die Poesie der Völker ist verschieden, weil die Völker selbst verschieden sind. Es ist unmöglich, daß die Werke eines Corneille oder Racine, wären sie auch mit allem Zauber ihrer Sprache in die unsrige übertragen, jemahls den deutschen Geist fesseln können. Wir finden zwar darin schöne Sachen in schönen Versen gesagt, die aber nie jene Bewegung und Rührung in uns hervor bringen, welche wir von dem Trauerspiel erwarten; denn sie treffen das deutsche Gemüth nicht. Es ist aber eben so unmöglich, daß die Werke unserer ersten Tragiker, sollten sie auch allen drey Einheiten auf das vollkommenste ein Genüge leisten, auf das französische Publicum eine gleiche Wirkung äußern, wie die der ihrigen. Hat man es doch nicht einmahl gewagt, die edelsten und erhabensten Schöpfungen des deutschen Dichtergeistes in der Jungfrau und den Piccolomini's ohne die wesentlichsten Veränderungen ihm darzubiethen; und was ist aus diesen Umarbeitungen geworden? Und beschränkt sich diese Verschiedenheit etwa bloß auf die dramatische Poesie? Ist es nicht dasselbe bey der epischen? Konnte die Henriade auf deutschem, konnte der Messias und der Oberon auf französischem Boden gedeihen? Ist es nicht dasselbe bey der lyrischen? Sind wir hier nicht arm, wo unsere Nachbaren reich sind, und wiederum reich, wo sie arm sind? Das Lied, die eigentlichste Volkspoesie, ist Beyden gemein; aber wie verschieden ist sein Charakter? Wenn sich in dem französischen die Lustigkeit, oft die Frivolität ausspricht, so ist es in dem Deutschen das Gemüth und die Empfindung. Die Nationen müßten erst ihre Gefühle austauschen, wenn sie ihre Lieder austauschen sollten. Sind französische Gedichte mehr diesseits des Rheins gelesen worden, als deutsche jenseits, so folgt daraus noch nicht, daß sie der Nation mehr zusagten. Man las sie weniger aus Neigung, als zu andern Zwecken; man las sie, um die Sprache zu lernen; man las sie — um sagen zu können, daß man sie gelesen habe.

Sollte nicht auf diese Anerkennung der ursprünglichen Verschiedenheit der National-Poesie, in so fern sie aus der Verschiedenheit der National-Anlagen und Charaktere hervor geht, die Billigkeit der Völker in der wechselseitigen Schätzung ihrer Literatur gegründet werden müssen? Nicht darnach wird der Werth einer Literatur gemessen, wenigstens nicht unbedingt gemessen werden können, wie sie der andern Nation gefällt; sondern vielmehr darnach, wie sie für ihre eigene Natur paßt. Als Bürger's Lenore erschien, wußte man sie auch auswendig von der Elbe bis zur Donau. Darum war sie vortrefflich, und hätten alle Kritiker der Welt das Gegentheil demonstrirt. Es mag seyn, daß die französischen Tragiker nie bey uns einheimisch werden können; wir wollen darnach nicht den Werth bestimmen, den sie mit Recht für ihre eigene Nation haben. Aber dieselbe Gerechtigkeit müssen wir auch von der andern Seite fordern. Die Urtheile der Fremden, noch dazu so oft ohne diejenigen Vorkenntnisse gefällt, ohne welche hier gar nicht einmahl geurtheilt werden kann, ohne Kenntniß der Sprache, können und dürfen uns nicht irre machen. Um desto wichtiger ist es daher, daß eine richtige Schätzung unserer eigenen Literatur durch eine gerechte Kritik unter uns Wurzel fasse. Es ist nicht der Ort hier zu zeigen, was eine solche Kritik überhaupt sey; aber das kann nicht laut genug gesagt werden, welchen großen Einfluß sie auf die Erhaltung des Nationalgeistes in der Literatur haben könne und habe. Bey Völkern, die schon seit geraumer Zeit so entschieden ihre Classiker besitzen, wie dieses bey einigen der gebildeten Nationen Europa's der Fall ist, ist dieser Einfluß zwar nicht unbedeutend, aber viel weniger erheblich, viel weniger gefährlich. Die anerkannten Heiligthümer wagt hier die Kritik so leicht nicht anzugreifen; weil sie im voraus weiß, die Angriffe würden vergeblich seyn, und wenn sie es thut, so geschieht es mit Behuthsamkeit, wohl selbst unter der Maske des Lobes. Cervantes, Tasso, Racine, vermag keine Kritik mehr in den Augen ihrer Nationen herab zu setzen; selbst nicht eine gerechte Kritik. Aber wie ganz anders ist der Fall bey der deutschen Nation, die zwar nicht weniger ihre Classiker hat, aber doch, da sie noch nicht die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden, — wie sollen wir sagen, so glücklich oder unglücklich ist, — sie noch nicht in dem eminenten Sinn zu haben als jene Völker? Denn wie hoch man auch bey diesen die Vortheile davon zur Festigkeit des Geschmacks anschlagen mag, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß jene Vergötterung ihrer Classiker, die sie für unübertreffbar, ja sogar für unerreichbar erklärt, das stillschweigende Bekenntniß des Stillstandes, oder vielmehr des Sinkens ist. Der Glaube bey einer Nation, das Vortrefflichste sey schon erreicht, es sey so gut als umsonst, es zu übertreffen, es nur erreichen zu wollen, ist ein bleyernes Gewicht, dem Flügel des Genies angelegt. Es muß sich selber im voraus sagen, es habe nicht auf freye Anerkennung des Werths seiner Werke zu hoffen. Stände auch Racine unter einem andern Nahmen aus dem Grabe wieder auf, und dichtete eine Athalie, — umsonst! sie würde nicht den Ruf der alten Athalie erhalten!

Das oft so laut gepriesene Glück von Nationen, in jenem eminenten Sinn ihre Classiker zu haben, ist daher in Wahrheit ein sehr zweifelhaftes Glück. Ihr seyd geworden, kann man zu ihnen sagen, was Ihr werden könnt; denn Ihr gesteht es selbst. Ihr lebt von dem Ruhme Eurer Väter. Wir glauben noch nicht, den Gipfel erstiegen zu haben, aber wir streben, ihn zu ersteigen. Wir suchen uns eigene Lorbeeren zu erringen; und Dem werde der Kranz, dem er gebührt. Aber freylich:

*) Sur la manière essentiellement différente, dont les Poëtes français et les Allemans traitent l'amour; par Mr. Ch. Villers.

Dem werde der Kranz, dem er gebührt — was schließt diese Forderung nicht in sich? Wie viel wichtiger erscheint da die Kritik, wo das Urtheil der Nation durch sie erst bestimmt werden soll? Wie viel mehr kann sie hier schaden, wenn sie ihrem hohen Zweck entgegen handelt? Wenn blindes Vergöttern des Mittelmäßigen, wenn absichtliches Herunterreißen des Vortrefflichen, wenn kaum noch die Meister die Augen schlossen, ja noch bey ihren Lebzeiten, ihr Geschäft wird? Ist eine solche Kritik unter solchen Verhältnissen nicht wahrer Verrath an der Nation, wahrer Verrath des Edelsten, was sie besitzt?

Poesie, Literatur, wesentlich an die Sprache eines Volks geknüpft, sind darum sein Eigenthum. Aber ganz anders ist es mit der höhern wissenschaftlichen Bildung. Diese, an keine bestimmte Sprache gebunden, wenn sie sich gleich irgend einer zu ihrem Vehikel bedienen muß, ist Gesammteigenthum der Menschheit, in sofern sie einen Werth darauf legt. Was Shakespear's Dichtergeist schuf, gehört zunächst den Britten, was Newton's Tiefsinn erfand, gehört allen unterrichteten Völkern. Nicht ohne Ursache hatte daher Europa für diese wissenschaftliche Cultur eine allgemeine Sprache angenommen, und bey allen Vortheilen, welche die Veredlung der Muttersprachen haben mag, ist die Vernachlässigung der gelehrten Sprache dennoch ein nicht zu berechnender Verlust. Durch ihre Allgemeinheit hörte das Nationelle da auf, wo es aufhören soll, und das wahre Gesammteigenthum der gebildeten Nationen sonderte sich davon ab, und ward allgemein. Der Ersatz dafür ist jetzt in der größten Verbreitung lebender Sprachen zu suchen. Mittel zum Austausch ihrer Kenntnisse werden die Völker unsers Welttheils freylich immer finden; allein dieser Austausch wird weniger schnell, wird weniger allgemein seyn.

Ein ganz anderer Gesichtspunct zeigt sich also, wenn wir den Werth der Nationen in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen, und wenn wir ihn in Rücksicht ihrer ästhetischen Bildung schätzen. Aus der ersten geht unmittelbar ihre universalhistorische Wichtigkeit hervor; aus der letztern, in sofern sie sich in den Werken ihrer Sprache ausdrückt, (denn von denen der bildenden-Künste reden wir hier nicht.) zunächst ihre nationelle. Welterobernden Barbaren bleibt der Fluch der Geschichte; den durch Wissenschaft gebildeten Völkern die Achtung und der Segen auch der spätesten Nachwelt.

Wissenschaftliche Ausbildung ist also zwar für ein Volk nicht unmittelbare Stütze der Nationalität; allein indem sie seinen Antheil an dem edelsten Gemeingut der Menschheit bestimmt, bestimmt sie zugleich seinen Rang in der Reihe der Völker für Gegenwart und Zukunft. Bedarf es eines weitern Beweises, welchen Werth ein aufgeklärtes Volk, seiner politischen Selbstständigkeit beraubt, auf seine wissenschaftliche Bildung legen muß? Es bleibt durch sie das Salz der Erde; es hat in ihr die Garantie seines ewigen Ruhms; also seiner Achtung; und daher seiner Fortdauer. Es vermochte durch sie oft mehr, als irgend eine Berechnung hoffen ließ; es hat durch sie unblutige Siege erfochten, glorreicher und dauernder als die auf dem Schlachtfelde. Gewiß, es gehört zu den erhebenden Anblicken, zu sehen, welche Triumphe so oft die Wissenschaften über Sieger, selbst sogar über rohe Sieger, davon getragen haben! Ist es doch (um nicht von Europa zu sprechen,) das häufig wiederkehrende Schauspiel in den Geschichten Asiens, rohe Eroberer zu erblicken, die über gebildete Völker herfallen, welche sie nicht bloß zu unterjochen, sondern vernichten zu wollen scheinen. Aber nicht lange haben sie über sie geherrscht, so erhält das Edlere der Menschheit das Übergewicht; es öffnet sich ihnen eine neue Welt; sie fassen Sinn dafür; sie achten die Besiegten; sie werden ihre Schüler. Es sey genug, statt Vieler nur an Ein Beyspiel zu erinnern, an das der Araber. Hervorgebrochen aus ihren Wüsten, begeistert durch den Fanatismus einer Religion, die, in dem Coran alle Weisheit findet, jede andere Wissenschaft verachtete, huldigten sie dennoch bald den Kenntnissen der Besiegten, und verschmähten es nicht, ihre Schüler zu werden. So haben sie selber ihr Andenken in der Geschichte geehrt, und noch nennt die Nachwelt mit Ehrfurcht die Nahmen so vieler mächtiger Herrscher, die in den Künsten des Friedens weit mehr als in denen des Kriegs ihren Ruhm suchten und fanden.

Welche Gründe des Muths für die Besiegten, aber auch welche Verpflichtungen für sie, gehen aus diesen Betrachtungen hervor? Es ist klar, ihr Schicksal ruht meist in ihrer Hand. Nur das kann ihnen genommen werden, was seiner Natur nach vergänglich ist. Aber nicht in diesen liegt die Nationalität. Nicht äußere Formen, — auch ohne äußere Gewalt den Veränderungen der Zeit unterworfen, — bilden diese; sie liegt tiefer; in dem innersten Wesen unserer geistigen Anlagen und ihrer Entwickelung. Zu diesem unsichtbaren Tempel bahnt kein Schwert den Weg; er wird heilig gehalten, so lange Ihr ihn selbst heilig haltet; Ihr tragt selber die Schuld, wenn er entweiht wird.

Die Entdeckung des Vorgebirges des guten Hoffnung.

(Fortsetzung.)

Am Tage der heiligen Catharina erreichten sie eine Bay, welche jetzt (zu Barros Zeit) Aguada de Sam Bras, die Blasiusbay genannt wird, und 60 Legoas von dem Vorgebirge entfernt liegt. Sie fanden dort Neger mit gekräuseltem Haar, ganz wie die vorigen, welche ohne Furcht zu den Böten heran kamen, um etwas zu erhalten, was man ihnen auf den Strand warf. Sie fingen auch sogleich an, sich durch Zeichen den Unsrigen verständlich zu machen, so daß man bald einen Tauschhandel zu Stande brachte, und Schafe von ihnen erhielt, für allerhand Kleinigkeiten, welche ihnen dagegen gegeben wurden. Wie groß indessen die Heerden von Kühen waren, die sie bey sich führten, so konnte man doch von ihnen kein einziges Stück davon bekommen. Es schien, als ob sie ihr Rindvieh sehr gut hielten, denn einige ungehörnte Ochsen, welche die unsrigen sahen, waren ungemein fett und glatt; die Weiber kamen auf diesen geritten, mit Satteln von geflochtenen Binsen. Und in den drey Tagen, welche Vasco da Gama sich dort aufhielt, hatten die Unsrigen viel Freude an ihnen, weil es ein fröhliches Volk war, das den Tanz und die Musik liebte. Einige von ihnen spielten auf einer Art von Hirtenflöten, die ganz artig klangen.

Von diesem Ort verlegte da Gama die Flotte in einen andern nahe gelegenen Hafen, weil zwischen den Negern und den Unsrigen einiges Mißtrauen über den Eintausch des Rind-

viehes zu entstehen anfing. Die Wilden folgten aber den Schiffen längs dem Strande, bis an den Ort, wo sie ankerten, und kamen bald in so großer Anzahl heran daß man feindselige Absichten errathen konnte. Da Gama ließ daher einige Kanonen gegen sie abschießen, um sie in Schrecken zu setzen, und ohne ihnen Schaden zuzufügen. Dann ankerte er noch zwey Legoas weiter, nahm dort alle Lebensmittel aus dem Proviantschiff, und ließ es verbrennen.

Castanheda erwähnt auch der kleinen Felseninsel, welche in der Mossel-Bay liegt, und erzählt, unsere Reisenden hätten dort viele Robben und Penguins angetroffen. Von den erstern zählten sie eines Tages 3000. Ein Maalzeichen mit dem Wappen von Portugal und dem heiligen Kreuz, welches da Gama am Strande errichten ließ, ward vor seinen Augen von den Wilden wieder umgeworfen.

Am vierten Tage nach ihrer Abreise von hier, welches der Vorabend der heiligen Lucia war, entstand ein so heftiger Sturm, daß die Schiffe abermahls vier Tage vor den leeren Masten laufen mußten. Und weil dieß der erste Sturm war, in welchem sich die Reisenden auf so unbekanntem Gewässer befanden, so geriethen sie so außer sich vor Furcht, daß keine Eintracht (Accordo) weiter unter ihnen war, als die im Gebeth zu Gott. Sie bekümmerten sich mehr um die Buße ihrer Sünden, als um die Richtung der Segel, denn alle waren mit der Furcht vor dem Tode erfüllt. Aber Gottes Barmherzigkeit zog sie auch aus dieser großen Gefahr, und brachte sie an die Inseln, welche wir heutiges Tages (zu Barros Zeit) Ilhéos chanos (die flachen Inseln) nennen, fünf Legoas weiter, als Santa Cruz, wo Barth. Diaz sein letztes Maalzeichen setzte. In diesem Gewässer fanden sie die östlichen Ströme so heftig, daß sie in ihrem Wege bald vorwärts bald zurück kamen, und sich, wie Castanheda erzählt, ein Mahl plötzlich wieder im Gesicht der Insel Santa Cruz befanden, als sie sich schon sechzig Legoas davon entfernt glaubten.

Am Tage der Geburt unsers Herrn kamen sie an der Küste vorüber, welche sie Terra do Natal nannten, und welche noch also heißt bis auf den heutigen Tag. Weiterhin fanden sie endlich auch einen Fluß, in welchen sie am Tage der heiligen drey Könige einliefen, daher er den Nahmen Rio dos Reys erhielt. Einige nennen ihn auch Rio do cobre, den Kupferfluß, weil die Reisenden hier Armringe von diesem Metall und von Elfenbein von den Negern des Landes eintauschten. Auch brachten diese Wilden ihnen Lebensmittel, und hielten überhaupt mit den Unsrigen so gute Gemeinschaft, daß Vasco da Gama sie mit Geschenken überhäufte. Einer der Seeleute, Nahmens Martin Alfonso, ging mit Erlaubniß des Befehlshabers sogar nach ihrem Dorfe, und ward dort viel gastfreundlicher aufgenommen, als Fernam Veloso bey jenen, in der Bay Santa Helena. Der Herr dieses Dorfes empfing ihn nicht nur mit großer Festlichkeit, sondern, als er von dort nach den Schiffen zurückkehren wollte, ließ er ihn, um ihn zu ehren, von mehr als zwey hundert seiner Leute begleiten. In der Folge kam derselbe Herr in starker Begleitung an die Küste um die Schiffe zu sehen. Ihre Bekleidung, die aus Thierfellen bestand, schien den Portugiesen ein Beweis, daß in diesem Lande ein kaltes Klima herrsche, und daß die Bewohner mit gebildetern Völkern in Gemeinschaft stehen müßten. Wegen des guten Verständnisses, in welchem die Unsrigen während ihres fünftägigen Aufenthalts mit diesen Wilden lebten, nannte Vasco da Gama diese Bay: Aguada da boa paz, die Friedens-Bay.

Noch ausführlicher erzählt uns Castanheda von diesem Aufenthalt. Er erwähnt des heiligen drey Königsflusses nicht, sondern berichtet, daß die Portugiesen am 11. Januar 1498 in den Kupferfluß eingelaufen, daher man billig annehmen mag, daß beyde Flüsse unterschieden sind, und daß Barros sich irrt, wenn er beyde Nahmen einem und demselben Flusse beylegt. Die Neger, die sie hier trafen, waren von großem, starkem Körperbau und viel zahlreicher, als die bisher gesehenen. Ihre Waffen waren Hassayayen mit eisernen Spitzen, an Armen und Schenkeln trugen sie viele kupferne Ringe, und Platten von eben diesem Metall in den Haaren. Der Überfluß daran gab (auch nach Castanheda) Veranlassung, diesen Fluß den Kupferfluß zu nennen. Der Weiber waren ungleich mehr, als der Männer, und unter sechzig Personen waren nie weniger, als vierzig Weiber. Sie hatten großen Überfluß an Salz, so daß die Portugiesen vermutheten, sie wüßten es aus dem Seewasser zu bereiten. (Man erinnere sich aber der großen Salzseen oder sogenannten Zoutpannen in diesem Theil des Landes). Sie trugen auch Messer von Zinn (?) mit elfenbeinernen Scheiden. — Diese Nation zeigte sich nicht allein viel verständiger als die zuerst entdeckten, sondern auch weit friedsamer und ohne Argwohn. Man ward mit ihnen bald so vertraut, daß einige Portugiesen es wagten, sie nach ihrem gemeinschaftlichen Wohnort zu begleiten; wo sie von dem Oberhaupte sehr freundlich empfangen wurden. Die Häuser, in denen sie wohnten, waren von geflochtenem Stroh, und die Bevölkerung war an dem besuchten Orte sehr groß. An europäischen Kleidungsstücken hatten sie großes Gefallen, und als ihr König ein, von den Portugiesen geschenktes, scharlachrothes Wamms nebst ein Paar Strümpfen und einer Mütze von derselben Farbe angelegt hatte, klatschten seine Unterthanen vor Freude in die Hände. Bewirthet wurden die Fremdlinge mit Hühnern (wahrscheinlich Perlhühnern) und Hirse. Ganz freywillig halfen sie den Portugiesen, aus einem etwas entlegenen Orte des Flusses Wasser an die Schiffe bringen, und verdienten auf solche Weise ihrem Lande den Nahmen Terra da boa gente.

Aus allen diesen Angaben erhellet nun zur Genüge, daß die Portugiesen hier es nicht mehr mit Hottentotten, sondern schon mit einem Kafferstamme zu thun hatten. Es bedarf nur einer flüchtigen Vergleichung der neuesten Beschreibungen dieses Volks, um einzusehn, daß die Hauptzüge in dem Charakter der Kaffern bis auf unsere Zeiten dieselben geblieben sind. Was sie noch jetzt von den Hottentotten so auszeichnend unterscheidet, ihre körperliche Größe und Kraft, bey natürlicher Gutartigkeit, monarchische Regierungsform, Mehrzahl der Weiber und Polygamie, das Beysammenwohnen einer großen Volksmenge an einem Ort, sorgfältigere Bereitung ihrer Wohnungen und Kleider, vegetabilische Nahrung u. s. w. — von dem Allen finden sich schon in diesem ältesten Berichte, den wir über sie haben, die deutlichsten Spuren. Noch interessanter muß es für einen jeden seyn, dem die Kunde von diesem merkwürdigen Volke am Herzen liegt, aus eben diesem Bericht zu erfahren, daß sie Metalle kannten und gebrauchten, ehe noch Europäer bey ihnen gewesen waren, woran man immer zu zweifeln geneigt gewesen ist. Allerdings hat ihr Land Überfluß

an Eisen und Kupfer, und tiefer landeinwärts wohnen Kafferstämme, die beyde Metalle sehr gut zu gewinnen und zu verarbeiten wissen. Nur ist es ein Irrthum, wenn Castanheda von Zinn spricht; wahrscheinlich ließen sich die Portugiesen durch die größere Weiße und Biegsamkeit des kafferschen Eisens verleiten, es für Zinn zu halten, an welchem Metall es dem südlichen Afrika ganz fehlt. —

Die weitern Begebenheiten von da Gama's Reise gehören nicht hierher. Er kehrte nach 14 Monathen in diese Gegend zurück, und hielt sich nur kurze Zeit in der Blasius-Bay auf, um Wasser einzunehmen, und eine feyerliche Messe lesen zu lassen. Seine Leute litten viel an Krankheiten, und hatten Mangel an Lebensmitteln. Es wurden daher auf der Insel in dieser Bay eine große Menge Robben erschlagen, deren Fleisch dem Seevolk eine große Stärkung und Erquickung gab. Zugleich wirkte das bessere Klima so vortheilhaft, daß, als Vasco am 20. März 1499 das Vorgebirge wieder umsegelte, alle seine Leute schon wieder Dienst thun konnten. Am 29. August desselben Jahres kam die Flotte nach Lissabon wieder zurück.

König Manuel ließ da Gama's Entdeckung nicht lange unbenutzt. Schon im März des folgenden Jahres segelte eine Flotte von 10 Schiffen und zwey Caravelen mit einer Mannschaft von 1500 Köpfen unter Befehl von Pedro Alvarez Cabral aus dem Tajo, um die Entdeckungen zu verfolgen und Factoreyen in Indien zu errichten. Diese entdeckte auf ihrer schnellen Reise schon im April die brasilische Küste, und kam gegen das Ende des folgenden Monaths in die Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung. Hier erlebte die Flotte ein großes Unglück. Nachdem sich nähmlich schon seit dem 12. May ein großer Comet in der Luft gezeigt hatte, der zum großen Schrecken der Seeleute acht Tage lang unbeweglich (?) an demselben Orte stehn blieb, und mit seinem Schweife, Unglück bedeutend, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinwies, so erhob sich, als er verschwand; das Meer in großen Wellen, wie wenn es von weit her aufgeregt heran ströme. Und am 23. May zeigte sich im Norden eine ungeheure schwarze Wolkensäule, von der Art, die die Guineafahrer Bulcam (einen Vulkan) nennen. (Wahrscheinlich ist damit eine Windsbraut gemeint). Damit legte sich plötzlich der Wind, es ward todtenstille, als athme jene schwarze Wolke jetzt ganz den Wind in sich ein, um ihn nachher mit desto wüthenderem Blasen wieder auszuhauchen. Die Schiffer noch unbekannt mit dieser Erscheinung, versäumten es, die schlaff herabhängenden Segel zu bergen. Da stürmte urplötzlich der fürchterlichste Orcan über sie herein, in die los-offenen Segel, schleuderte mit voller Gewalt die Schiffe aus einander und gegen einander, in die aufgethürmten Wogen hinein, und vier von den Schiffen sanken augenblicklich mit ihrer sämmtlichen Mannschaft. Barros nennt uns die Nahmen ihrer Befehlshaber; unter ihnen auch den wackern Bartholome Diaz. So verschlang dieses Meer unter den ersten Opfern auch seinen Entdecker. — Zwanzig Tage wüthete dieser Sturm, und trieb die übrig gebliebenen Schiffe weit aus einander, so daß an die nähere Untersuchung der Südküste Afrika's nicht mehr zu denken war, und erst bey Sofala die Flotte sich wieder sammelte. Auf der Rückkehr, im May 1501, verhinderte sie ein ähnlicher Sturm, sich der Südküste zu nähern, und Cabral kehrte nach Europa zurück, ohne das Hoffnungskap besucht zu haben.

Nur ein einziges von seinen Schiffen, unter Befehl eines gewissen Pedro da Taide, welches früher von ihm getrennt worden war, lief in die Blasius-Bay ein, und hinterließ daselbst eine Nachricht über den Zustand der portugiesischen Angelegenheiten in Indien für die Schiffe, die auf ihrer Ausreise etwa hier anlegen möchten. Schon im Sommer desselben Jahres ward sie von Joam da Nova, Befehlshaber einer neuausgesandten Flotte gefunden, und war für diesen von der größten Wichtigkeit. Von dieser Zeit bis zur Colonisation des Caps blieb es Schiffergebrauch unter Portugiesen, Holländern und Engländern, bey jedesmahligem Anlegen am Cap, Briefe und Nachrichten für folgende Schiffe an gewissen bezeichneten Stellen, unter großen Steinen verwahrt, zu hinterlassen. Pedro da Taide, der erste Erfinder dieser Art des Briefwechsels, legte sein Schreiben in einen alten Schuh, und nagelte diesen an einen Baum, so daß er den Landenden gleich in die Augen fallen mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Von 1528 — 1532 plünderten und zerstörten einige hundert spanische Abenteurer unter Francisco Pizarro ein großes Reich, das von Millionen Menschen bewohnt war, die unter einer weisen Verfassung ruhig und glücklich lebten. Aber die Macht des menschlichen Willens, der höchste Muth, der kaum glaublichste Grad der Ausdauer und Gefahrverachtung hat sich nirgends kräftiger bewährt, als in eben dieser die Menschheit schändenden Unternehmung. Ein erschütterndes Beyspiel gibt der erstaunliche Heereszug des Gonsalvo Pizarro, Bruders von Francisco, der damahls, der vorzüglichsten Theile des Landes Meister, auf der höchsten Höhe des Glückes stand.

Gonsalvo Pizarro, von seinem Bruder zum Statthalter der Provinz Quito erhoben, ward abgesandt, die Provinz Zumague (von den Spaniern wegen der Zimmtbäume, die sie dort zu finden glaubten, Canela genannt), ostwärts der Anden aufzusuchen, und zu erobern. Aus hundert Reitern, eben so viel Spaniern zu Fuß und viertausend Peruanern, die den Dienst der Lastthiere übernehmen mußten, und kaum so gut, wie diese, behandelt wurden, bestand sein ganzes Heer. Kälte und Mattigkeit tödteten den größten Theil der letztern schon bey dem Übergang über das Andesgebirge. Den Einmarsch der spanischen Abenteurer in die Provinz Quixos bezeichnete die Natur selbst mit den erschütterndsten Scenen, die jeden Mindermuthigen von allem weitern Vordringen abgeschreckt haben würden. Die Erde bebt fürchterlich, der Sturm rast, der gespaltene Boden, aus welchem Flammen hervorbrechen, verschlingt Felder, Städte, Dörfer vor den Augen der neuen Ankömmlinge; mit entsetzlicher Gewalt schwellen Ströme an, ein Tag des Umsturzes scheint angebrochen, die ganze Ordnung der Dinge verwandelt zu seyn! Gonsalvo Pizarro allein zittert nicht; gegen die Natur selbst kämpft er an, duldet unnennbare Beschwerden, und erreicht die Provinz Zumague, wo er den Zimmtbaum wirklich findet. Ohne Aufhören quält ihn der Regen, so daß nie ein trocknes Gewand an ihm oder seinen Gefährten ist. Ermattet sind diese, der Anführer fleht ein, daß er den größten Theil davon hier zurück lassen müsse, wenn er die Kräfte nicht ganz erschöpfen wolle. Mit einer geringen Anzahl der Stärksten treibt ihn die Hoffnung, noch herrlichere, an Gold und Edelsteinen überreiche Länder zu entdecken, vorwärts. Ihn täuschen absichtlich die Bewohner der Provinz, um ihn in öde, nahrungslose Wüsteneyen zu locken. So dringt er bis in die Provinz Koka, welche der Koka oder Nago durchströmt, der sich in den Maranon ergießt. Von den Einwohnern friedlich empfangen und verpflegt,

weilt er hier, bis die zurück gebliebene Heeres-Abtheilung wieder bey ihm eingetroffen ist.

Nun setzt Pizarro die Reise immer weiter fort, die Peruaner suchen ihm jeden Schritt zu erschweren; der Fluß hält ihn auf, er muß fünfzig Meilen weit an ihm hinziehen, ehe er übersetzen kann. Es muß ein Floß erbauet werden, das diese Unerschrockenen überführt. Aber an dem jenseitigen Gestade warten neue Beschwerden auf sie; durch dichte Waldungen müssen sie sich mühsame Bahn brechen, in beständigem Kampf mit den Eingebornen, kämpfend noch überdieß mit Hunger und Elend. Immer sumpfiger, magerer, unfruchtbarer wurde das Land. Als sie endlich mildere Gegenden berührten, so fanden sie solche von so feindlich gesinnten Menschen bewohnt, daß den Fremdlingen doch nur wenig von dem Guten und Erquickenden, was hier die Natur both, zu Theil werden konnte, und auch das Wenige noch erkämpft werden mußte. Weiter vorzudringen, war ihnen nicht möglich, denn der Axt und dem Messer wichen die dichtverwachsenen Wälder nicht, die sich hier verbreiteten; eine ehrwürdige üppige Vegetation, viel zu reich für die Zerstörungsversuche der Menschen. Gonsalvo Pizarro entschloß sich, hier so lange zu verweilen, bis ein ansehnliches Schiff gebauet wäre, welches die weitere Reise erleichtern könnte. Ein eben so kühner Entschluß; denn hier gebrach es, außer dem Holze, an allen Bedürfnissen zum Schiffsbau; es wurden Kohlen gebrannt, Schmidten errichtet, und aus den aufbewahrten Hufeisen der unter Weges gestorbenen Pferde Klammern, Bandeisen, Nägel geschmiedet. Pizarro selbst arbeitete an der Esse; aus den Hemden machte man Taue, flickte Segelwerk zusammen; eine Art Gummi, welches dort aus den Bäumen triefte, diente statt Theer, und so kamen nach unglaublicher Mühe eine Brigantine und einige Boote zu Stande.

Ein Theil der Mannschaft wurde eingeschifft, der andere zog dem Ufer, Strom abwärts nach, aber immer gleich schrecklich blieb die Wanderung, gleich öde das Land, Sümpfe und Wälder wechselten mit einander ab. Mit wilden Früchten und Wurzeln nährten sich die Soldaten höchst kümmerlich. Doch noch ein härterer Schlag traf den Anführer; er hatte einem seiner ersten Hauptleute, Franz Orellana, den Oberbefehl des Schiffes und der Boote anvertraut, und ihn vorausgesendet, um Lebensmittel aufzusuchen und an einer gewissen Stelle auf ihn zu warten. Orellana wird treulos, ihn ergreift der stolze Gedanke, selbst Entdecker neuer Länder zu werden, und die Schätze selbst einzuernten, die er zu finden hoffte; der Strom führt ihn fort, er erreicht die Mündung und das Meer, und überläßt seinen Oberbefehlshaber dem unsäglichsten Elend. Sogar die Boote nimmt er mit.

Wer stellt sich den tiefen Gram des Pizarro vor, wer das Entsetzliche in der Lage seines Gefolges, da sie jene Stelle zu erreichen hoffen, wo sie ihre Schiffe und Lebensmittel finden sollen, und statt deren einen halb verhungerten Gefährten antreffen, den Orellana aus dem Schiffe an das Land verwiesen hatte, weil er Unzufriedenheit über jenen Verrath äußerte. Klar wurde den Ankommenden hier die ganze Größe jener Schandthat und ihres Elends; statt Speise both ihnen der Verlassene nur seinen eignen halb verdorrten Leib dar; auch die Kräftigsten konnten ihn wenigstens als Vorbild ihres eignen Zustandes in naher Zukunft betrachten. Eine gräßliche Aussicht! Seit dem Ausmarsch aus Quito war dieser Volkshaufe vierhundert Meilen weit höchst mühsam gewandert, fast alle Pferde waren geschlachtet und verzehrt, viele durch ungesundes Futter, mehrere durch Hunger und Ermattung getödtet worden; von den Kleidern blieben kaum noch wenige Lumpen übrig, Regen, Wind, Wald und Gebüsch hatten sie entstellt, zerfetzt; Gewehre und Degen waren von Rost unbrauchbar worden; und die Körper der Armen voll Geschwulst, die Füße voll Wunden, von scharfen Dornen verursacht, matt, höchst hinfällig; und kein Fahrzeug am Maranon, um überzusetzen, wo sich bisweilen jenseits bessere, mildere Gegenden ausbreiteten.

Pizarro mußte die Gestade des Flusses verlassen, um wo möglich den Rückweg nach Quito zu finden. Dieser führte über die steilsten Felsengebirge hin. Da wuchs noch das Elend. Stündlich blieben von den Ermatteten einige zurück; ringend zwischen Tod und Leben mußte man sie liegen lassen; wer noch Kraft zur Eile hatte, beschleunigte die Reise, keiner blickte rückwärts, denn der Jammerzustand der hülfelos liegenden Kranken und Schwachen zerriß das Herz. Das Band der Menschen- und Bruderliebe war aufgelöst, jeder dachte nur an sich selbst, schon für die nächste Stunde in der bangesten Erwartung gleicher Leiden. Winseln und Hülferuf verhallten unerhört an den öden Felsen. Bis in Wahnsinn ging bey vielen dieser höchste Grad von Kümmerniß über, sich von Freunden und Brüdern, und von einem Anführer verlassen zu sehen, dem sie bisher das Leben so freudig anvertraut, dessen Glück und Ruhm ihre Tapferkeit begründet hatte. Zu welchen schrecklichen Mitteln nahmen nicht die Hungernden ihre Zuflucht; Aas und Gewürme, Leder selbst mußte zur Stillung des Hungers dienen.

Pizarro sandte einige Reiter voraus, die auch glücklich Quito erreichten, und Kunde brachten von der Noth der zurückkehrenden Spanier. Man belud eine Menge Peruaner mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen und zog den Ankommenden fünfzig Meilen weit entgegen. Diese, Gespenstern, Gerippen ähnlich, entstellt, fast nackend, selbst den Anführer und die Officiere nicht ausgenommen, mit Stücken von Thierfellen oder mit unkenntlichen Kleiderüberresten bedeckt, wankten dieser Hülfsschaar entgegen. Welches Zusammentreffen! Die Freude der Rettung war unaussprechlich, sie wurde für manchen noch tödtlich, der sich ihr allzu rasch überließ, und zu gierig über Speise und Trank herfiel.

....

Man erinnert sich noch aus den Zeitungen des Jahres 1806, daß der König von Preußen den bekannten militärischen Schriftsteller, Heinrich von Bülow, wegen seines Werks: Der Feldzug von 1805 in Berlin arretiren ließ.

Herr von Bülow war ein geistvoller und kenntnißreicher Mann. Er war erst Officier beym preußischen Cavallerie-Regiment von Reitzenstein. Der Garnisonsdienst ward ihm zu enge; er wollte für eine freye Nation fechten, ging nach den österreichischen Niederlanden, und diente als Officier unter den Insurgenten. Getäuscht in seinen Erwartungen, kehrte er in die Heimath zurück, studierte, und errichtete auf seine Kosten eine Schauspielergesellschaft. Sie erhielt zum Spielen keine Erlaubniß; er reiste also ins Land der Freyheit nach Amerika. Der Ton daselbst mißfiel ihm; er reiste zurück nach Hamburg, legte sich auf den Glaswaarenhandel, ging selbst mit einer Ladung derselben nach Amerika, und ward betrogen. — Er kam heim; schrieb einige militärische Werke; suchte wieder preußische Dienste — dann pfalzbayerische — nichts gelang ihm. Er verließ Deutschland, ging nach London und wollte ein Journal: Das Neueste von London, herausgeben; der Buchhändler ließ ihn im Stich; Schulden halber kam Bülow zu London ins Gefängniß. Nach seiner Befreyung wollte er in Dienst der ostindischen Compagnie treten; er entwarf den Plan zu einer Colonisation in Afrika. Alles war trefflich durchdacht; aber alles zerschlug sich. Er reiste folglich nach Frankreich, und kam von da wieder im Jahre 1803 nach Berlin. Hier schrieb er wieder einige militärisch-politische Werkchen. Sie brachten ihn ins Gefängniß, wo er bald starb.

....

General Löwenwald, als General du Jour, und der sächsische Oberste Rochow, rückten am 22. Sept. 1737 mit einigen Regimentern längst der Donau bis an die türkischen Vorposten, weil der Rapport eingelaufen war, sechs türkische Tschaicken hätten die Donau übersetzt, und am Timok Truppen debarquirt; während dem Marsche begegnete dem General ein Quartiermeister der von seiner eben gemachten Patrouille rapportirte, daß er nichts als große Wasservögel, (die man Nimmersatt nenne) wahrgenommen, die er Anfangs für türkische Tschaicken gehalten hätte, mithin scheine die Vorpostenmeldung der nähmliche Irrthum. General Löwenwald traute diesem Rapport, ließ die Regimenter wieder einrücken, und rapportirte dem Feldmarschall Khevenhüller die Sache als einen durch die Wasservögel entstandenen falschen Allarm. Inzwischen schlichen sich die Türken durch das Dickicht bis an die Vorposten, und schnitten denselben die Köpfe ab, und da sich diese Nimmersatt immer vermehrten und gefräßiger wurden, beschloß Feldmarschall Khevenhüller am 24. den Rückzug, um von ihnen nicht aufgefressen zu werden.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 14. und Montag den 17. December 1810.

Die Freyheit besteht darin, daß man Niemanden gehorcht als dem Gesetz. Es ist eine politische Freyheit und eine bürgerliche, es ist eine Freyheit im Gesetz und eine Freyheit in der Verwaltung. Ein Landmann von Uri genießt bürgerliche Freyheit, weil er mit Leib, Ehr' und Gut allein von den Gesetzen des Landes abhängt; politische, wenn er die, welche die Gesetze vortragen und verwalten, erwählen hilft. Die bürgerliche Freyheit eines Franzosen besteht darin, daß er niemand unterthan ist, als den Gesetzen der Ehre und den Gesetzen des Königreichs Frankreich; seine politische Freyheit ist, daß er nicht dem Vicekönig eines ausländischen Eroberers, daß er niemanden gehorcht, als dem König seinem Herrn. Er hat eine Freyheit im Gesetz, er ist ein Franzos, und der Thron des Königs ist verfochten worden durch das Schwert seiner Väter.

Johann von Müller.

(150 und 151.)

Carls V. Itinerär.

(Fortsetzung.)

1544.

Am 2. Jänner kam der Kaiser von Brüssel auf Löwen, und am 3. nach Tirlemont, am 4. nach Tongern, am 5. nach Lüttich, am 6. dem Dreykönigstage opferte der Kaiser bey dem Hochamte in der Domkirche Gold, Weihrauch und Myrrhen. Am 8. von Lüttich nach Huisen; am 9. und 10. war selber zu Aach, am 11. zu Crappe, am 12. 13. und 14. zu Cöln, am 15. zu Bonn, am 16. zu Rombach, am 17. zu Andernach, am 18. zu Coblenz, am 19. zu Sonne, einem pfälzischen Schlosse, am 20. zu Kreuzenach, wo der päpstliche Legat Farnese auf der Post über Frankreich angekommen war, welchen der Herr von Granvella und der Bischof von Arras besuchte, der auch am 21. Nachmittag zur Audienz abgehohlt wurde. Am 23. war der Kaiser zu Alzei, am 24. zu Worms, wo der Legat auf sein Anbringen Antwort erhielt und Abschied nahm; der Kaiser aber nach Neuschloß kam, wo er bis auf den 30. verblieb, und zu Speyer anlangte.

Am 1. Februar hielt der Kaiser einen Einzug, wo auch die Herzoginn von Bayern, und die Churfürstinn von der Pfalz, Nichten des Kaisers, dann der römische König mit den Erzherzogen seinen Söhnen, und sechs Churfürsten mit mehreren Fürsten und Herren eintrafen. Hier gelangte der Pfalzgraf Friederich durch des Churfürsten Ludewigs Tod zur churfürstlichen Würde. Am 20. waren der Kaiser und die Reichsstände versammelt, wo der Reichs-Vicekanzler Naves den Vortrag machte. Die Reichsstände erklärten sich in der Folge 20,000 Mann zu Fuß, und 4000 Pferde wider Frankreich auf 6 Monathe stellen zu wollen.

Am 24. Aprill hatte der Herzog von Braunschweig öffentliche Audienz, um sich gegen die Beschuldigungen des Landgrafen von Hessen zu vertheidigen. An diesem Tage begab sich auch der Churfürst von Maynz nach Hause.

Am 5. Aprill legte der Großmeister von Preußen den Lehenseid in einer feyerlichen Versammlung ab.

Am 8. wurde die Vermählung des Grafen von Egmont mit einer bayerischen Prinzessinn mit außerordentlicher Pracht begangen.

Am 9. Juny wurde der Reichsschluß kund gemacht, daß sich alle in französischen Diensten befindliche Deutsche bey Strafe der Verbannung innerhalb 15 Tagen zurück einfinden, und niemand mehr bey Todesstrafe sich in die Dienste des Königs von Frankreich begeben solle.

Am 10. kam der Reichsabschied zu Stande, und der Kaiser begab sich nach Neuschloß, wo er bis auf den 13. verblieb, an dem er nach Schneeberg kam; am 14. war selber zu Ichteritz, am 15. zu St. Albrecht, und hielt am 16. in Begleitung der Erzherzoge, des Herzog Moritz von Sachsen, des Markgraf Albrechts von Brandenburg, und mehrerer Fürsten mit 5000 Mann zu Fuß, und 3000 Pferden seinen Einzug zu Metz, wo er bis auf den 6. July verblieb.

Am 1. July wurden die gefangenen französischen Grafen de Ligny, de Brienn und de Chesne nach Metz gebracht, und nach Namur abgeführt.

Am 6. marschirte der Kaiser mit fliegenden Fahnen von Metz nach Pont a Mousson, hielt am 7. Rasttag, kam am 8. nach Menouville, am 9. nach Dreux und am 10. nach Penne, Am 11. nach Nassau, wo sich der Herzog von Lothringen mit der Herzoginn, Nichte des Kaisers einfand, am 12. über Ligny nach Steeville, am 13. in sein Lager nach St. Disier, wo der Kaiser in einem Dörfchen das Nachtlager nahm. Am 14. wurde der mit einer Falkonetkugel an der Schulter verwundete

Prinz von Oranien in das kaiserliche Quartier gebracht, und verschied am andern Abend in den Armen des Kaisers. Am 15. mißlang ein Sturm. Am 14. hatte der Kaiser auch den Herzog Moritz, den Don Francesco von Este mit 4 Compagnien, und 4 halben Kanonen mit 2000 Pferden und dem Grafen von Fürstenberg nach Vitry abgeordnet, welche am 24. dahin kamen, und den General der französischen Cheveaux legers Mr. de Brissac in die Flucht trieben, die Stadt und das Schloß einnahmen, gegen 1500 Mann niedermachten, und 4 Fahnen eroberten, der Graf Wilhelm von Fürstenberg jedoch wurde hierbey blessirt, und der Herr von Hallweil starb nach 7 Tagen, an einer empfangenen Wunde.

Am 8. August capitulirte die Besatzung von St. Disier auf den Fall, daß bis auf den 17. kein Entsatz ankommen sollte. Am 11. trafen im kaiserlichen Lager neuerlich 6000 Mann Deutsche ein. Am 12. streiften einige bis nach Janteille, welcher Ort abgebraunt wurde.

Am 25. brach der Kaiser mit dem Lager auf, kam nach Turpie, und verblieb daselbst den 26. und 27., am 28. war selber zu St. Pierre, wo er auf längeres Ansuchen am 29. bewilligte, Friedensvorschläge zu vernehmen, und den Herrn von Annebaut, Admiral von Frankreich, welcher an diesem Tage zu St. Venay mit 300 Pferden eintraf, sicheres Geleit gab, auch dem Vicekönig von Sicilien, und Herrn von Granvella zu Vernehmung der Vorschläge den Auftrag ertheilte, welche 2000 Mann zur Bedeckung bey sich hatten, und durch zwey Tage in Unterhandlungen waren.

Am 30. nahm der Kaiser sein Quartier à la haussée, und rückte am 31. August zwar auf einen Kanonenschuß weit gegen Gallon vor, setzte aber in der Nacht seinen Marsch fort, und fand sich bey Anbruch des Tages der französischen Armee gegenüber, welche durch die Marne getrennt wurde. Die Franzosen hielten sich in ihren Verschanzungen, nahmen aber den Grafen von Fürstenberg gefangen. Zur nähmlichen Zeit fiel der französische General-Lieutenant Prinz de la Roche für Yon mit 30 hommes d'Armes in kaiserliche Gefangenschaft, an diesem Tage marschirte der Kaiser auf drey Meilen vorwärts, und campirte auf dem Felde.

Am 2. Sept. war der Kaiser bey Tirre, am 3. bey Compiegne, am 4. zwischen Traye und Eperien an abgebrannten Orten, am 6. zu Chatillon, wo der Bischof von Arras mit sicherem Geleite vom König Franz nach England ging, und am 7. September zu St. Creppeau, an welchem Tage durch die kaiserlichen Cheveaux legers Tiery-Simony genommen ward, am 8. im Dorfe Sabaythe, am 9. und 10. auf eine halbe Meile weiter, am 11. bey Soisson, welche Stadt sich auf beschehene Aufforderung ergab, Se. Majestät aber logirte in der Nähe, zu Oblette, und schickte den Herzog Moritz in die Stadt. Am 12. marschirte der Kaiser durch die Stadt, und nahm sein Quartier in der Abtey St. Marceau, wo er am 13. 14. 15. und 16. verblieb, an welchem Tage der Friede mit Frankreich geschlossen ward, und am 17. kamen die französischen Bevollmächtigten, dem Kaiser aufzuwarten. Noch an demselben Tage kam Se. Maj. mit dem Lager nach Pignay und am 18. nach Creci, wo der Bischof von Arras vom König von England zurück eintraf. Auch kam nach Mittag gegen 4 Uhr der Herzog von Orleans, zweyter Sohn des Königs von Frankreich auf der Post an, und logirte bey dem Kaiser.

Am 19. langte der Graf von Vendome an, der Kaiser beschwor in Gegenwart dieser französischen Herren den Friedensvertrag, wo sodann die Erzherzoge, der Herzog von Orleans, der Graf von Vendome und der Admiral von Frankreich bey dem Kaiser speisten. Am 20. kam der Herzog von Guise mit mehrern andern, welcher neben dem Herzog von Orleans, und dem Admirale an die kaiserliche Tafel gezogen wurde, worauf sich der Admiral beurlaubte, und seinen Sohn als Geisel zurück ließ, auch kam der Herr von Laval, welcher so wie der Herzog von Guise, als Geisel diente. An diesem Tage nahm der Kaiser zu Riblemont das Nachtquartier, und kam am 21. in die Abtey zu St. Nac bey St. Quintin en Vermanday, am 22. nach Chateau de Cambresis, am 23. auf Mittag aber nach Cambray, wo die Königinn Statthalterinn bereits sie erwartete, und die Cardinäle de Mendon und Lothringen (letzterer an Statt seines Bruders des Herzogs von Guise,) schon früher angekommen waren, der Cardinal von Toernon sich aber in Geschäften befand.

Am 24. ließ der Kaiser den Herzog von Orleans, und die Geiseln bey der Statthalterinn, und ging nach Chateau Cambresis zurück, um mit der Armee Verfügungen zu treffen, wo er auch den 25. zubrachte, an welchem der Herzog von Orleans von Cambray nach Peronee abreiste, die Königinn mit den Geiseln aber nach Valenciennes kam; an diesem Tage übergaben die Franzosen Landrecy den Kaiserlichen. Am 26. passirte der Kaiser durch Landrecy, speiste zu Quesnoy, und kam auf die Nacht nach Valenciennes. Am 28. traf selber zu Mons ein. Am 30. Sept. war das Nachtlager zu Notre dame de Chaulx, auf drey Meilen von Brüssel.

Am 1. October speiste der Kaiser zu Trois Fontaines, und langte zu Nacht zu Brüssel an, und ging am 18. der Königinn in Frankreich mit den Erzherzogen und mehreren Fürsten entgegen, nahm sein Nachtlager zu Breyne le Conte, kam am 19. auf Mittag nach Mone, begegnete nach Mittag der Königinn, und kam mit selber nach Mone zurück, wo er der Königinn, den Erzherzogen, dem Cardinal von Lothringen, der Herzoginn von Estampes und ihrer Schwester, Gräfinn von Berlü ein Nachtmahl gab, und am 20. auf Mittag neben den Vorigen, auch den Cardinal von Meudon, den Bischof von Rheims, den Herrn de Laval und de Henauden bey der Tafel hatte, wo er die Nachricht erhielt, daß der Herzog von Orleans auf der Post auf einen Besuch komme, daher der Kaiser den Vicekönig von Sicilien ebenfalls auf der Post zum Empfang entgegen schickte, sodann kamen alle nach Soujnie, wo sie die Königinn von Ungarn empfing, die ihre Schwester, die Königinn von Frankreich bey sich behielt, wo indessen der Kaiser mit den Cardinalen, und anderen zu besagtem Breyne sein Nachtlager hatte. Um 9 Uhr Nachts traf der Herzog von Orleans ein, und bewohnte die Zimmer des kaiserlichen Quartiers. Am 21. kamen alle auf Mittag nach Notre Dame de Chaulx, wo die Statthalterinn den Kaiser, und die Königinn von Frankreich zurück ließ, und mit dem Herzog von Orleans nach Brüssel kam, um auf den 22. den feyerlichen Einzug zu veranstalten; welche in einer Sänfte unter einem Himmel getragen, und von vielen französischen Herren, auch der Herzoginn d'Estampes, Gräfinn de Vertu, d'Aubemont, und anderen, unter welchen waren, Madem. de Pontievre, de Martignon, de Rieulx, de Bressieulx, de Grenac, Madem. de l'Estrange

und de l'Arpenzon, begleitet wurde, und bis auf den dritten November zu Brüssel verblieb, an welchem sie Vormittag mit den bey ihr befindlichen Damen reiche Geschenke erhielt, die sich auf 50,000 Goldkronen im Werthe belaufen haben. Nachmittag gegen 3 Uhr reiste die Königinn mit dem Herzog von Orleans, und wurde vom Kaiser bis vor die Stadt, von den Erzherzogen bis Mons, und von dem Herzog von Arscot bis an die Gränzen begleitet. Am 4. November waren die Stände versammelt.

Am 2. December nahm der Kaiser, die Statthalterinn, die Erzherzoge und andere zu Alost das Nachtquartier, und kamen am 3. nach Gent, wo der Kaiser dieses ganze Monath hindurch vom Podagra gequält wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.

(Beschluß.)

Im Jahre 1502 ging Vasco da Gama unter dem Titel, Admiral der ostindischen Meere, aufs Neue dahin ab, und im Jahre darauf folgte ihm eine große Flotte in drey Abtheilungen, deren erste Alfonso d'Alboquerque, die zweyte Francisco d'Alboquerque, und die dritte Antonio de Saldanha befehligte. Aber je wichtiger die Angelegenheiten der Portugiesen in Indien werden, desto ausschließlicher beschäftigten sich ihre Geschichtschreiber mit diesen allein, und desto magerer werden ihre Berichte über die Entdeckungen und Begebenheiten an der afrikanischen Südküste. Nur von wenigen Schiffen wird hinfort angezeigt, daß sie daselbst gelandet, von den übrigen aber nur ihre Abreise aus Portugal und ihre Ankunft in Mozambique oder in den asiatischen Häfen erwähnt. Eine jener Ausnahmen macht die Reise des Antonio de Saldanha. Dieser (so erzählt Barros) war in der Mitte des Jahres 1503 von Portugal ausgesegelt und unterweges von den Schiffen, die unter seinem Befehl standen, getrennt. Glücklicherweise bekam er auf der Insel St. Thomas einen Piloten, der ihn nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, denn er selbst war des Weges dahin nicht kundig. Hier landete er nun, um Wasser einzunehmen, an einem Ort, der seitdem Aguada de Saldanha genannt wird, ein Nahme, der sehr berühmt geworden ist unter uns, nicht sowohl wegen dessen, was er und einige andere Hauptleute dort gethan haben, als wegen der vielen Edlen, die von den Händen der Wilden dort ums Leben gebracht worden sind, (wie man an seinem Orte sehen wird). Schon bey Saldanha's Ankunft zeigte sich dieses Volk als ein sehr verrätherisches, treuloses; denn als er von ihnen eine Kuh und zwey Schafe eingehandelt hatte, nach der gewöhnlichen Weise des Tausches gegen portugiesische Waaren, und nun zum zweyten Mahle ans Land kam, um das Vieh abzuhohlen, hatten sie ihm wegen der einen Kuh einen Hinterhalt gelegt von mehr als zweyhundert Menschen, welche die Landenden überfielen. Saldanha selbst lief große Gefahr für seine Person, indem er einem seiner Leute zu Hülfe kommen wollte, jedoch entkam er noch mit einer Wunde an dem Arm. Ehe aber dieser Streit mit den Wilden ausbrach, und ehe Saldanha noch erfuhr, daß dieses Land überhaupt bewohnt sey, stieg er, um zu sehen, in welcher Gegend er sey, und um nach den zurück gebliebenen Schiffen auszuschauen, auf einen hohen, aber völlig platten und ebenen Berg, den wir (Barros) jetzt die Tafel des Vorgebirges der guten Hoffnung nennen. Von hier aus erblickte er die Spitze des Caps und im Osten das Meer, und eine große, von Süden her tief in das Land hinein gehende Bucht (die Fals-Bay). An der andern Seite derselben, zwischen zwey Reihen hoher Felsen, die wir jetzt os picos fragosos) nennen, ergoß sich ein großer Fluß, der seinen Lauf von weit her zu nehmen schien, denn er war mächtig an Wasser. Aus diesen Zeichen ersah er nun, daß dieß wirklich das Vorgebirge der guten Hoffnung sey, und mit dem ersten dienenden Winde umsegelte er es, und setzte seine Reise mit größerm Vertrauen weiter fort.

Eines ausführlichern Beweises bedarf es gewiß nicht, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß die ursprüngliche Aguada de Saldanha keine andere, als die heutige Tafel-Bay gewesen sey. Beynahe hundert Jahre lang behielt sie diesen Nahmen, den die Engländer, als sie nach Ostindien zu handeln und die afrikanische Küste zu besuchen anfingen, in Soldania (gleichsam die Sultans-Bay) zu verstümmeln gewohnt waren. Im Jahre 1601 belegte der holländische Admiral Joris (Georg) Spielbergen die Tafel-Bay mit ihrem heutigen Nahmen, und schob ihren bisherigen der nördlicher gelegenen Bucht zu, welche noch jetzt Saldanha-Bay genannt wird. Indessen hat diese Vertauschung zu manchen Irrthümern und nahmentlich zu der irrigen Behauptung Veranlassung gegeben, die Engländer und Holländer hätten auf ihren ersten ostindischen Reisen immer die (heutige, wasserarme) Saldanha-Bay, nicht aber die Tafel-Bay besucht.

Von eben diesem Jahre (1503) theilt Ramusio noch eine Nachricht aus dem Munde eines Florentiners Giovanni da Empoli mit. Dieser befand sich auf einem portugiesischen Schiffe, das in die Blasius-Bay einlief. Hier hatten die Portugiesen damahls schon ein kleines Gebäude errichtet, welches wahrscheinlich den Seeleuten zum Obdach und Bethhause diente. Empoli nennt es Eremitorio. An diesem Ort, erzählt er weiter, ist Überfluß an süßem Wasser, doch muß man künstlich Gruben anlegen, um es zu erhalten. Das Land bringt keine Art von Lebensmitteln hervor, ausgenommen viel Rindvieh zum Schlachten. Eine Kuh kostet hier ein metallenes Glöckchen, denn Gold und Silber kennen sie nicht. Die Menschen sind fast ohne Haupthaar, sehr dumm, haben kleine funkelnde Augen, und gehen mit Thierfellen bekleidet. Ihre Schamtheile bedecken sie ebenfalls mit Stücken von einem Thierfell. Eben solche Kleider tragen auch die Weiber, nur hängen sie bey ihnen von den Hüften nach hinten und vorn weiter herab, und daran ist noch der Schwanz von irgend einem Thiere befestigt. Die Brüste dieser Weiber sind sehr schlaff und lang, und über alle Vorstellung häßlich. Die Männer tragen eine Art von Lanzen, zuweilen mit einer Spitze von Eisen, welches Metall sich hin und wieder findet. Gesetze haben sie gar nicht, und essen, so viel wir gesehen haben, das Fleisch roh. Sie sprechen tief aus der Kehle mit Zischen und Schnalzen, und nie haben wir einen von ihnen mit Leichtigkeit ein Wort vorbringen hören. „In conclusione sono huomini bestiali," so endigt Empoli seine Beschreibung. Zum Glück für die armen Hottentotten hat man jetzt doch besser über sie urtheilen gelernt.

Nachdem nun bey den portugiesischen Schriftstellern der

afrikanischen Küste lange nicht mehr erwähnt ist, sieht man endlich im Jahre 1510 den Vicekönig Francisco d'Almeyda, welcher fünf Jahre lang die Angelegenheiten der Portugiesen in Indien geleitet hatte, auf seiner Rückkehr nach Europa, mit einer ansehnlichen Flotte in der Aguada de Saldanha ankommen, um Wasser einzunehmen, und wo möglich von den Wilden einiges Schlachtvieh einzuhandeln. Ungern und nur gezwungen durch des Königs Befehl hatte Almeyda Indien, den Schauplatz seiner Heldenthaten, verlassen. Er hatte sich dort große Verdienste um sein Vaterland erworben, die Macht der Mauren, der Nebenbuhler im Gewürzhandel, bedeutend geschwächt und sein eigner Sohn, der tapfere Lorenzo war nach herrlichen Thaten in einer Seeschlacht gegen Emir Hussein gefallen. Dennoch glückte es den Ränken seiner Gegner, besonders des schlauen Alfonso d'Alboquerque, ihn von seinem Posten zu verdrängen, und die Ankunft des Marschalls Coutinho in Conanor machte seiner Gewalt ein Ende. Indessen scheint es doch, als habe er durch seine Härte einigermaßen diese Entsetzung verdient, denn er ließ zahlreiche Feinde in Indien zurück, und die Eingebornen freuten sich seiner Entfernung. Unter ihnen lief das Gerücht von einer Prophezeihung indischer Zauberinnen, der Vicekönig werde die Südspitze Afrikas nicht umsegeln. Als er daher jenseits des Vorgebirges gekommen war und die Aguada de Saldanha erreicht hatte, pries er mit fröhlichem Herzen Gott, daß er die heidnischen Hexen zu Schanden mache.

Damit sich seine Leute von den Beschwerden der langen Seereise etwas erhohlen möchten, gab er Erlaubniß, daß jedesmahl, wenn Böthe ans Land gingen, um Wasser zu hohlen, einige der übrigen Mannschaft sie begleiteten, um Tauschhandel mit den Negern zu treiben, welche sogleich an die Küste gekommen waren, so bald sie die Schiffe geankert gesehen hatten. Sie wurden auch bald mit den Unsrigen vertraut, und gaben ihnen Rindvieh im Tausch für Stückchen Eisen und Tücher, welche Waaren sie sehr liebten. Einige der Seeleute gingen aber über die Erlaubniß hinaus, und begleiteten die Wilden nach ihren Wohnungen, die eine Legoa von der Küste entfernt waren. Bey diesen Besuchen verloren einige ihre Dolche, welche die Wilden behielten, und ihnen obendrein noch abnahmen, was ihnen von den Sachen, die sie bey sich hatten, eben gefiel. Um sich wegen dieser Gewaltthat zu rächen, lockte ein gewisser Gonçalo, ein Diener des Vicekönigs, zwey der Negern hinterlistiger Weise nach dem Strande, die aber seine boshafte Absicht merkten, und ihm nicht folgen wollten. Als er sie nun etwas kräftig dazu zwingen wollte, warfen sie die Sachen, die sie zu tragen hatten, ab, fielen über ihn her, und richteten ihn so übel zu, daß er mit blutigem Gesicht und eingeschlagenen Zähnen zu seinem Herrn zurück kam. Gerade zu derselben Zeit waren einige Edelleute bey dem Vicekönig, deren Diener ähnliche Erfahrungen gemacht hatten, und die so unwillig auf die Neger wurden, daß sie den Vicekönig zu dem Entschluß bewegten, nach dem Wohnort der Wilden zu gehn und sie zu züchtigen. Er willigte aber in dieß Begehren mehr, um sich den Edelleuten gefällig zu zeigen, als aus eigenem Unwillen gegen die Neger, zumahl da mehrere der Hauptleute, da Brito, da Mello und Coelho, sich bestimmt gegen diese Unternehmung erklärten.

Demungeachtet ward sie früh morgens am 1. März 1510 zur Ausführung gebracht. Da das Dorf der Wilden etwas seitwärts von den Schiffen lag, so ließ Almeyda, um seinen Leuten die Hälfte des Weges zu Fuß zu ersparen, nicht nach dem Wasserplatz, sondern nach einer Gegend des Strandes rudern, von wo aus sie das Dorf um so viel näher hatten. Seine Mannschaft bestand aber aus 150 seiner besten Leute, dem Kern der ganzen Flotte. Als er ans Land stieg, befahl er dem Oberbootsmann seines Schiffes, mit den Böthen da zu bleiben, und nicht von der Stelle zu gehn. Es schien, als ob er ahne, wie nöthig er sie zu seinem Rückzuge haben würde, und die Besorgnisse, die er bey diesem Gang blicken ließ, deuteten auf seine letzte Stunde. Denn von dem Augenblick, wo er den Edelleuten in ihrem Begehren willfahrte, zeigten alle seine Reden und Handlungen, daß er seinen Tod vor Augen habe. So sprach er, als er vom Schiffe in das Boot stieg, von seinen sechzig Jahren, und gab zu erkennen, daß er den Weg mit Widerwillen antrete. Nachher als er ans Land stieg, bekam er etwas Sand in die Schuhe, und ließ sie sich von seinem Leibknecht ausziehen, der sie darauf an einander schlug, um den Sand auszuschütten. Es war aber damahls in Portugal eine der übelsten Vorbedeutungen, wenn man bey dem Anfang eines Unternehmens ein Paar Schuhe an einander schlagen hörte, von welchem Aberglauben Barros die Veranlassung und einige unterhaltende Beyspiele weitläufig anführt. „Würde wohl mancher Andere, sagte Almeyda zu seinem Diener, noch einen Schritt weiter gehen, wenn er dein Klappen mit den Schuhen gehört hätte? Ich glaube aber mehr an Gott, als an Vorbedeutungen, und werde meinen Weg muthig verfolgen."

Als man nun zu den Hütten der Wilden kam, fand man Anfangs wenig Widerstand. Die Bewohner entflohen, die Portugiesen trieben das Vieh davon, und krochen in die niedrigen, von Binsen geflochtenen Hütten, um die Kinder herauszuhohlen und mitzunehmen. Dabey ereignete sich schon ein Unglück, indem einer der Hauptleute, Nahmens Fernam Pereira, der in einer solchen Hütte steckte, von einem andern Portugiesen, der das Rascheln hörte und glaubte, es säße noch ein Neger darin, mit einem kräftigen Lanzenstoß von außen her durchbohrt wurde. Als die Nachricht davon zum Vicekönig kam, sagte er: der Tod dieses Pereira ist mir ein Zeichen, daß wir nicht weiter gehn müssen, und sogleich gab er eiligst Befehl, das Volk wieder zu sammeln und zurück zu kehren. Das gemeine Schiffsvolk trieb die erbeuteten Ochsen vor sich her, und schleppte die Kinder mit, die in den Hütten gefunden waren. So war man schon ein gutes Stück Weges von dem Dorfe entfernt, als man an den Ort kam, wohin die Neger bey dem ersten Schrecken geflüchtet waren. Als sie aber ihre Kinder in den Händen der Portugiesen sahen, stürzten sie, etwa 80 an der Zahl, wüthend auf sie los, als hätten sie sich dem Tode geweihet, um ihre Söhne zu retten. Lorenzo da Brito aber als er die Heftigkeit ihres Angriffs bemerkte, und die Ursache davon erfuhr, rief den Leuten, die die Kinder führten, hastig zu: „Laßt die Jungen los, denn es sind keine Stiere, sondern Löwen, die sie zurück fordern." Obgleich nun die Unsrigen die Kinder entließen, und einige Armseligkeiten, die sie von dem Dorfe mitgenommen hatten, von sich warfen, so waren die Neger doch schon zu wüthend geworden, und drangen mit blindem Ungestüm mitten zwischen das Seevolk, indem sie dabey

ich besonders bemühten, ihr Rindvieh wieder an sich zu locken. Dieses schien auch zu solcher Art von Gefechten so gut abgerichtet, daß es den Wilden auf bloßes Zurufen und Hissen (Assoviar) folgte, wie sie es haben wollten, so daß sie sich bald mitten zwischen ihrer Heerde, wie von einer Schutzwehr umgeben, befanden. Von dort aus warfen sie nun mit einer solchen Gewalt ihre hölzernen Lanzen und Steine (deren jeder eine Menge in einem Sack bey sich trug) auf die Unsrigen, daß sogleich einige verwundet niederfielen und von den Ochsen zertreten wurden. Da man nun aber keine Vertheidigungswaffen mitgenommen, sondern sich nur zum Angriff mit Piken und Schwertern gerüstet hatte, so war es bey dieser Art des Gefechtes nicht möglich, den Negern viel Schaden zuzufügen, da hingegen diese zwischen ihrem Rindvieh heraus, fast mit jedem Wurf einen Mann trafen.

In beständigem Zurückziehen kamen nun die Portugiesen schon sehr erschöpft an den Ort, wo Almeyda den Böthen zu warten befohlen hatte. Unglücklicherweise aber war inzwischen die Fluth eingetreten, und die Brandung so stark geworden, daß die Böthe sich nicht dort halten konnten, und nach dem Wasserplatz rudern mußten. Es blieb also nichts übrig, als daß man suchte, längs dem Strande auch dahin zu gelangen. Hier war aber der Sand so tief, daß die ohnehin schon ermüdeten Seeleute kaum aus der Stelle kommen konnten, da hingegen die Neger so leicht und behende darauf gingen, als wären sie Vögel gewesen, oder vielmehr Henkersknechte des Teufels, (algozes do demonio,) der seine verderbliche Macht an dem edlen Geschlecht übte, das sich um den Vicekönig jetzt noch ein Mahl sammelte und sich vor ihm in Reihen stellte. Aber auch dieser Versuch blieb vergeblich, indem immer mehrere der Portugiesen, von Lanzen getroffen und vor Ermattung nieder sanken, und die andern ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Beständig blieben die Wilden mit ihrer Heerde, dem gedrängten Haufen der Fliehenden zur Seite, und ließen nicht ab, ihnen mit Lanzen und Steinwürfen hart zuzusetzen. Ohne weiteren Widerstand zu leisten, setzten diese ihren beschwerlichen Weg fort; die schwer Verwundeten, die in dem lockern Sande nicht fort kommen konnten, gingen in das Wasser, um festern Boden unter den Füßen zu haben, und färbten das Meer mit dem Blut, das von ihnen herabfloß. Die weniger Ermatteten flohen voraus, nur auf die eigene Rettung bedacht, und bald war der ganze Zug getrennt, und der Vicekönig nur von wenigen Treuen umgeben. Die Neger aber, um sie zur Gegenwehr zu reitzen, traten nahe herzu, neckten die Portugiesen, und schnitten ihnen Gesichter. Diesen Hohn konnte einer der Hauptleute, Pedro Barreto, nicht länger ertragen; er fuhr auf einen der Übermüthigen los, und durchbohrte ihn mit der Pike, fiel aber auch selbst, im nähmlichem Augenblicke von vielen Steinen und Wurfspießen getroffen, todt zu Boden. Da Brito, Coelho, Coutinho und sechs andere Hauptleute waren schon vor ihm gefallen. Da begannen die Portugiesen gar kleinmüthig zu werden, und jeder sah seinen Tod unabwendbar vor Augen. Jorge da Mello, des Vicekönigs Freund und Unterbefehlshaber, den seine unzeitige Milde gegen Alfonso d'Alboquerque und andere Feinde in Indien immer verdrossen hatte, trat in diesem Augenblick zu ihm und sagte: „Möchten doch die jetzt um Dich seyn, denen Du vormahls unverdient Ehre und Gutes erwiesen hast, denn jetzt wäre es Zeit, solche Wohlthaten zu vergelten." Almeyda aber antwortete: „Die mir etwas schuldig sind und mich gekränkt haben, sind weit hinter mir. Es ist jetzt nicht Zeit, zu solchen Erinnerungen; dessen nur erinnere Dich, was Dir als Edelmann zu thun zukommt, und versprich mir, die Fahne des Königs unsers Herrn nicht zu verlassen und sie zu retten, daß sie nicht von diesen Wilden gemißhandelt werde, da ich selbst mein Leben und meine Sünden hier endige nach Gottes Willen." Er war aber schon von vielen Lanzen- und Steinwürfen getroffen, und vor Ermattung kaum noch im Stande, sich aufrecht zu halten. Da Mello aber und andere, unterstützten ihn, und beynahe hatten sie nun den Wasserplatz erreicht, als ein Wurfspieß, aus dem Haufen der Wilden geworfen, ihm den Hals von einer Seite zur andern durchbohrte. Er machte noch eine Bewegung mit der Hand, als wollte er die Lanze herausziehen; in dem Augenblick aber verließen ihn seine Kräfte, er hob beyde Hände noch ein Mahl bethend zum Himmel, und fiel todt zur Erde. Als dieß Diego Pirez, da Brito's Pflegevater erfuhr, der schwer verwundet hinterher geführt ward, rief er aus: „Das wolle Gott nicht, daß ich das Leben bewahre, und den Sohn und den Feldherrn zurücklasse, um das Vaterland wieder zu erblicken." Mit diesen Worten ließ er sich aus den stützenden Armen seiner Knechte auf den Strand sinken; die Wilden aber verjagten seine Leute und zerschmetterten ihm, wie den übrigen Verwundeten, mit großen Felsenstücken den Kopf, und plünderten den Leichnam. Was sich nun noch retten konnte, eilte dem nahen Wasserplatz zu, und stürzte sich vor den nachdringenden Verfolgern in die See, um die Böthe zu erreichen, die wegen des seichten Strandes etwas weit von dem Ufer lagen. Nicht einmahl die Fahne hatte gerettet werden können. Sie fiel den Wilden nebst den Leichen von 65 tapfern Kriegern, unter welchen sich außer dem Vicekönig noch 11 Hauptleute befanden, in die Hände.

Das aber ist das bejammernswürdigste, daß kaum 160 dieser elenden Wilden, der einfältigsten und rohesten dieser ganzen Küste, einen Haufen von 150 unserer tüchtigsten Leute besiegten, ohne daß diesen die Größe ihres Muths, noch ihre Überlegenheit an Erfahrung und Klugheit, mit welchen sie so lange und so rühmlich die streitbarsten Völker des Orients für Gott und den König bekämpft hatten, zu Statten kommen konnte. Ein kleines Ende Weges in dem losen Sande und die Gluth der Sonne war Schuld, daß diese bewährten Streiter, von hölzernen Stäben und Steinen, geworfen aus den Händen nicht eines Riesenvolks, nein, der elendesten, thierisch dummen Neger, ihren Tod finden mußten.

Jorge da Mello, nachdem er die Verwundeten auf die Schiffe gebracht und die Wilden sich nach ihren Wohnungen zurückgezogen hatten, ging wieder ans Land um die Todten zu begraben. Den Leichnam des Vicekönigs fand man entblößt von allen seinen Kleidern und verstümmelt da liegen. Der Anblick einer so verehrten und erlauchten Person, in so bejammernswürdigem Zustande, bewegte die Anwesenden auf das innigste, und Alle wünschten, lieber mit ihm gestorben zu seyn, als dieses gräßliche Schauspiel erlebt zu haben. Nachdem man ihm und den übrigen Todten die letzte Ehre erwiesen, kehrte Jorge da Mello mit den Seinen auf die Schiffe zurück, lichtete noch selbigen Tages die Anker, und brachte die unglückliche Bothschaft, die das ganze Königreich in Trauer versetzte, nach Portugal.

Im Jahre 1512 besuchte Christovan da Brito, als er, um Wasser einzunehmen, in der Aguada de Saldanha landete, die Grabhügel der Gebliebenen, und ließ auf jedem derselben, statt des Grabmahls, einen Haufen Steine errichten, in dessen Mitte ein hölzernes Kreuz gesetzt wurde.

Es muß bey diesem oder einem andern gleichzeitigen Besuch gewesen seyn, daß die Portugiesen zur Rache, an den Hottentotten die schreckliche Grausamkeit verübten, von welcher spätere Schriftsteller erzählen. Sie sollen nähmlich diesen Wilden eine metallene Kanone verhandelt haben, die mit Kartätschen geladen war und abgefeuert wurde, als sich eben eine große Anzahl derselben an einen langen Strick davor gespannt hatte, um sie fortzuziehen. Es ist mir nicht geglückt, darüber irgend etwas bey meinen portugiesischen Gewährsleuten aufzufinden. Kolbe ist meines Wissens der erste, der diese Begebenheit erzählt, (S. 587 der ersten Ausgabe von 1719,) und von ihm ist sie nachher vielfältig abgeschrieben worden. Da er indessen seine Quelle nicht nennt, und in den übrigen, an eben dieser Stelle zu findenden Beyträgen zur Geschichte der Capcolonie, eben keine Beweise von Sorgfalt und Glaubwürdigkeit gibt, so wird der ganze Bericht dadurch allerdings etwas verdächtig, und es ist zu tadeln, daß man ihm diesen historischen Theil fast ein ganzes Jahrhundert so ehrlich hat nachschreiben können, ohne sich um ältere und authentischere Nachrichten zu bemühen. Indessen darf man doch fast vermuthen, daß der angeführten Thatsache irgend etwas Wahres zum Grunde liege, und wer darüber durch Zufall oder Nachforschung etwas auszumitteln veranlaßt würde, erwürbe sich ein kleines Verdienst um die noch so mangelhafte Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika.

Von dieser Zeit an verlieren die portugiesischen Geschichtschreiber die Südspitze Afrika's ganz aus den Augen, und vergebens durchsucht man die ehrwürdigen Folianten, ohne eine einzige Notiz über die weiteren Begebenheiten an dieser Küste zu finden. Selbst Faria y Sousa, dessen Nachrichten bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts reichen, läßt diese Mühe ganz unbelohnt. Es ist aber nicht glaublich, daß die Schiffer schon damahls die Reise nach Indien sollten in einem Zuge zurückgelegt haben, ohne in irgend einer Bay dieser Küste Wasser und Fleisch einzunehmen. Ihre Erfahrungen aber mögen wohl zu unbedeutend gewesen seyn, als daß jene Schriftsteller es der Mühe werth gehalten hätten, sie der Welt mitzutheilen.

Eine einzige Nachricht, welche diese Vermuthung bestätigt, findet sich in dem Tagebuche eines gewissen Odoardo Barbosa, der im Jahre 1519 den ersten Weltumsegler Magellan auf seiner Reise begleitete. „Nachdem wir, erzählt dieser, um das Vorgebirge der guten Hoffnung gesegelt waren und nun östlich steuerten, kamen wir an das Cap San Sebastiano, und fanden ein Land, reich an Bergen, mit schönen Feldern und Thälern, in welchen viele Kühe, Ochsen und auch einige wilde Thierarten weideten. Das Land ist bewohnt von schwarzen Menschen, die nackend gehen; sie tragen nur rohe Felle von Hirschen, (er meint Antilopen,) und andern wilden Thieren, so wie eine Kopfbedeckung nach französischer Art, (una cappa alla francese.) Von diesem Volk haben die Portugiesen bis auf diese Stunde noch keine nähere Kenntniß bekommen können, noch sind sie von dem unterrichtet, was sich im Innern des Landes befindet. Seine Bewohner treiben keine Schiffahrt, noch kommt ihnen sonst das Meer auf irgend eine Weise zu statten; denn weder die Mohren von Arabien und Persien, noch die Völker Indiens, haben je diese Küste beschifft und entdeckt, wegen der heftigen Ströme des Meeres, die hier besonders gefahrbringend sind."

Eben dieser Grund mag denn auch wohl die portugiesischen Schiffer veranlaßt haben, die südafrikanische Küste zu meiden, und sich andere Erfrischungsplätze, (z. B. die capverdischen Inseln und Mosambique) zu suchen. Erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts findet man in den Berichten englischer und holländischer Seefahrer des Caps wieder erwähnt. Was diese über die Natur des Landes und seiner Bewohner erkundeten, mag, wenn es der Mittheilung werth gehalten wird, zu einer andern Zeit hier, oder an einem andern Ort, seine Stelle finden; denn nicht füglich können diese Erfahrungen noch eigentlich zur Geschichte der Entdeckung des südlichen Afrika gerechnet werden.

Moden vergangner Zeiten.

Über das zu Paris unter folgendem Titel Recueil des Costumes français depuis Clovis jusqu'a Louis XIV. erschienene Buch: liefert der bekannte Gelehrte Hr. Malte Brüne eine Kritik, aus der wir folgendes ausheben. — Die einfachsten und gewöhnlichsten Dinge aus dem Alterthume kennen wir gerade am wenigsten, eben weil sie so einfach und gewöhnlich waren. Es kam den Gelehrten jener Zeit gar nicht in den Sinn, Dinge ex professo gelehrt zu behandeln, welche Jedermann kannte, oder um welche sich Niemand weiter bekümmerte. Die römischen Damen würden sich über einen armen Philosophen ziemlich lustig gemacht haben, der sich hingesetzt hätte, um die Form ihres Gewandes schreibend abzukonterfeyen, und ihnen zu sagen, aus welchem Stoffe das Schuhwerk ihrer Zeit bestanden habe. In diesem Puncte werden unsere Nachkommen weit glücklicher seyn. Heut zu Tage macht man sich über Niemand mehr lustig und schreibt über Alles. Es wäre daher wirklich ein großes Unglück, wenn aus der Masse unserer encyclopädischen Literatur nicht einige verständliche Nachrichten über die Form unserer Kleider auf die Nachwelt übergehen sollten.

Wir können von manchen Theilen der Kleidung unserer Vorfahren nichts als die Nahmen auffinden, welche zufällig in ihren Abhandlungen über wichtigere Gegenstände vorkommen, und was etwa noch die Denkmähler der Mahlerey und Bildhauerkunst davon erhalten haben, allein selten nur geben diese Denkmähler bestimmte und deutliche Begriffe davon. Gehören sie in ein sehr gebildetes Zeitalter, so haben geschickte Künstler nicht selten die Wahrheit der Grazie und dem Geschmacke aufgeopfert, und diejenigen, welche sich aus rohen Zeitaltern herschreiben, sind in zu kleiner Anzahl vorhanden, und zu grob gearbeitet, als daß man sichere Zeugnisse daraus herleiten könnte.

In dieser Verlegenheit haben sich die Gelehrten jederzeit befunden, wenn sie Untersuchungen über das Costüm und die Moden der ersten Zeit der französischen Monarchie angestellt haben. Wir haben sehr wenig Statüen, welche älter sind als das eilfte Jahrhundert; die meisten von denen, welche unsere Könige aus der ersten und zweyten Dynastie darstellen, sind

nicht in dieser Epoche verfertigt worden, und die Bildhauer haben ihnen entweder aus Unwissenheit oder Mangel an bestimmten Nachrichten, wie es scheint, nur das Costüm gegeben, welches zur Zeit, wo sie arbeiteten, gewöhnlich war. Die Statüen aus dieser Zeit zieren Grabmähler und Partale öffentlicher Gebäude; sie stellen bloß Könige und Personen von hoher Bedeutung vor, meistens in Ceremonienkleidung, welche derjenigen, die man gewöhnlich zu tragen pflegte, keineswegs ähnlich war. Diese grobgearbeiteten Statüen lagen entweder auf den Grabmählern, oder waren an Pfeiler angelehnt. Der Faltenwurf oder die Form der Bekleidung von hinten läßt sich nicht erkennen.

Daher ist auch der Anfang der oben bemerkten Sammlung mehr mühsam für den Autor, als unterrichtend für den Leser. Die Wahl der Gegenstände in den drey ersten Lieferungen verspricht indessen sehr viel für jene Zeit, wo die Materialien reichhaltiger werden.

Die Zeichnungen von Herrn Beannier sind sehr genau; dem erklärenden Texte könnte man vielleicht mehr Ausführlichkeit wünschen.

Vom Ende des neunten Jahrhunderts an, werden unsere Könige auf den Werken der Sculptur dargestellt, bekleidet mit einer oder zwey einfachen Tuniken, gegürtet mit einen ledernen Riemen, über die Schultern einen Mantel ohne alle Verzierung, der auf der Brust nicht zusammen ging. Die geringe Weite, und der Faltenwurf der Tunike und des Mantels, welche gewiß treu nachgeahmt sind, verrathen einen nicht eben leichten und feinen Stoff. Die Bekleidung der Frauen kommt im Ganzen mit der der Männer überein, und in beyden bemerkte man in den zwey folgenden Jahrhunderten wenig Veränderungen.

Allein auf den Statüen des sechsten Jahrhunderts trägt Clodowich I. über seiner Tunike eine vorn offene Robe mit weiten Ärmeln, mit einer reichen und wirklich geschmackvollen Stickerey eingefaßt. Über diesem zweyten Kleide, dessen Form sich deshalb nicht bestimmen läßt, weil man nur wenig davon erblickt, ist ein weiter Mantel auf der rechten Schulter befestigt, gleichfalls mit einer reichen Stickerey eingefaßt; die Fußbekleidung und das Diadem sind mit Edelsteinen geschmückt. Die große Masse dieser Gewänder und ihr Faltenwurf lassen nicht zweifeln, daß der Stoff dazu reich, leicht und fein gewesen sey. Man sagt freylich, dieses Costüm sey das Zeichen der konsularischen Würde gewesen, welches der Kaiser des Orients, Anastasius dem Clodowich übersandt habe. Allein man findet doch an den Statüen der Königinn Klotilde, Chilperics und Fredegundens, dieselbe Form, auch fast denselben Reichthum und auffallenden Contrast mit der Einfalt der folgenden Jahrhunderte.

Die erste Bekleidung der Königinn Klotilde ist nicht wie die der Fürstinnen, deren Bildsäulen sich aus dem zehnten und eilften Jahrhunderte herschreiben, eine mit einem Wurf vom Hals bis zu den Füßen herabfallende Tunike, welche bloß in der Mitte des Körpers durch einen Gürtel gehalten wird; sie besteht vielmehr sichtbar aus zwey mit einander verbundenen Theilen; der erstere liegt knapp am obern Theile des Körpers an, dessen Form er durchscheinen läßt; der andere, sehr weit und faltenreich, fließt von den Hüften bis zur Erde hinab; mit wenigen Abweichungen ist dieß dieselbe Form der Röcke und Corsets, welche die französischen Damen in der Folge bis auf unsere Zeiten getragen haben.

Der Leib des Kleides bey der Königinn Klotilde bedeckt ganz genau Schultern und Brust, am Halse ist er befestigt durch ein reich gesticktes oder metallenes Band, woran man eine Menge Edelsteine bemerkt. In der Mitte der Taille befindet sich ein starker Gürtel, welcher bestimmt zu seyn scheint, die Lenden und den Leib fest zusammen zu halten. Weiter unten bezeichnet ein anderer weiter Gürtel, der vorn geknüpft ist, und dessen Enden fast bis auf die Erde herabreichen, das Zusammenstoßen des Rockes und des Leibes vom Kleide. Dieser zweyte Gürtel besteht aus einer Art sehr hübschen Passementarbeit.

Der mit einer Stickerey, gleich der auf Clodowich's Mantel, gezierte Mantel verdient eben so viel Aufmerksamkeit als die ganze übrige Bekleidung. Dieser Mantel ist nicht, wie in spätern Zeiten, durch ein Band auf der Brust befestigt, er hat weite an sein Futter angeheftete Ärmel, so daß der größte Theil seiner reichen Stickerey der Bewegung der Arme der Person, die ihn trug, folgen mußte. Diese sehr weit geöffneten und herabhangenden Ärmel scheinen besetzt mit einer gefalteten Manschette von einem sehr leichten Zeuge. Das Diadem ist mit Steinen reich besetzt, der Kopf mit einem Schleyer verhüllt, und die Haare mit einem Bande durchflochten, fallen auf Schultern und Arme, bis zur Erde herab. Überhaupt gibt dieser ganze Anzug an Mannigfaltigkeit und Eleganz keinem von denen etwas nach, welche wir in den neuesten luxuriösesten Zeiten gesehen haben. Er übertrifft bey weiten Alles, was man aus dem neunten, zehnten und eilften Jahrhundert in dieser Art sehen kann.

Auch findet sich in dieser Sammlung ein Grabmahl Fredegundens, ein musivisches Werk aus dem zehnten Jahrhunderte; aus der Abtey Saint-Germain des-Prés genommen, gegenwärtig aber im Museum der Augustinerstraße.

Man findet auf diesem, sehr grob gezeichneten Bilde, einen Theil der Formen und des Reichthums der Kleidung wieder, welche wir an der Königinn Klotilde bemerkt hatten. Diese ganze Bekleidung ist ein Mosaik aus Smaragd und von verschiedenen Farben, die Krone ist es gleichfalls, und ihre Zweige haben schon Ähnlichkeit mit den Lilien, allein besonders merkwürdig ist es, daß das Gesicht keine Züge hat, so wie auch Arm und Füße keine Bezeichnung der einzelnen Theile nach der Natur haben. Vielleicht ist das Werk noch nicht vollendet, oder der Künstler hat das letztere durch seine Hülfsmittel nicht zu erreichen verstanden.

Bemerkungen über den letzten Absatz in den Miscellen von Nr. 122 und 123 des Archivs.

Von J. de Carro.

Es ist weder richtig noch billig, die Erfindung der Kuhpockenimpfung dem Unbekannten, von welchem die in Göttingen im Jahre 1768 erschienenen Allgemeinen Unterhaltungen sprechen, zuzuschreiben; obschon dieses periodische Blatt das erste ist, welches bestimmt von der Kuhpocke und ihrer Kraft gegen die Kindsblat-

tern zu schützen spricht. — Dieses Blatt erzählt, daß der Unbekannte im vorigem Jahre den Livius gelesen habe, und sehr erstaunt gewesen sey, daß dieser Geschichtschreiber erzählt, die Pest habe in der römischen Republik in den Zeitraume von drey Jahrhunderten sechszehn Mahl geherrscht. Da Livius bemerkt, daß diese Pest auch die Thiere befallen habe, so sucht er zu beweisen, daß diese Krankheit nichts anders gewesen sey, als die Kuhpocken, und daß die Verschiedenheit in dem Grade der Symptome nur von der Verschiedenheit der beyden Climate abgehangen habe. Er beschreibt im Folgenden mit vieler Genauigkeit diese Krankheit der Kühe; spricht von der Meinung, welche die Milchleute von der schützenden Kraft derselben, gegen die Kindsblattern haben; von den genauen Nachforschungen, die er, um sich von der Wahrheit dieser Erscheinung zu überzeugen, anstellte, und von der Bestätigung derselben, die er von angesehenen und aufgeklärten Personen erhalten habe.

Zu sehr mit diesem Gegenstand der Erudition beschäftiget, dachte er nicht an die Anwendung einer Thatsache, die er so gut beobachtet hatte! Allein wie war es möglich, daß diese Beobachtungen der Aufmerksamkeit der Gelehrten und Ärzte der berühmten Universität entgehen konnten, in deren Nachbarschaft sie gemacht wurden? und daß diese merkwürdige Stelle erst der Vergessenheit entrissen wurde, nachdem diese wichtige Entdeckung von Doctor Jenner gemacht, und von den Ärzten der ganzen civilisirten Welt bestätiget wurde? Da der Ruhm des englischen Arztes sich auf die Versuche gründet, die er der Erste gemacht hat, um eine Meinung zu bestätigen, von der er sein ganzes Leben hindurch reden hörte, so liegt im Grunde wenig daran, ob er (was wenig wahrscheinlich ist) die besprochene Stelle des deutschen Schriftstellers kannte, ohne Widerspruch die Einzige, in welcher deutlich von der Kuhpocke die Rede ist. Doctor Jenner sagt selbst in einem Briefe an den englischen Wundarzt und erfahrnen Impfer Herrn Ring, daß er in dieser Hinsicht viele Nachforschungen angestellt habe; und versichert, daß er nur die Behauptung der schönen Herzoginn von Cleveland kannte, welche sich bey Gelegenheit einer Blattern-Epidemie die in London (die Zeit ist nicht angegeben) herrschte, auf die Besorgniß ihrer Freunde, daß sie ihre Schönheit verlieren könnte, äußerte: „Daß sie in ihrer Kindheit eine Krankheit gehabt hätte, die sie gegen die Ansteckung der Blattern zuversichtlich sichere." Es ist überflüßig, zu bemerken, wie leer und unbedeutend diese Behauptung seye; auch führt sie Doctor Jenner nur an, um zu beweisen, wie fruchtlos seine Nachforschungen gewesen seyen. (Rhing Treatise on the Cord Pox. Vol. I. p. 166.)

Einige Personen glaubten in folgender Stelle des Marius, Bischof von Avranches, nachmahls von Lausanne, der gegen Ende des sechsten Jahrhunderts lebte, die Kuhpocken zu erkennen: „Hoc anno (570) morbus validus cum profluvio ventris et variola Italiam, Galliamque valde afflixit, et animalia bubula per loca superscripta maxime interrierunt. — Es ist in der That schwer zu begreifen, wie man die geringste Verbindung zwischen der Kuhpocke und dieser Stelle des Marius finden könne; und doch trieb Professor Nessi zu Como vor einigen Jahren seine Abneigung gegen die Kuhpocken so weit, daß er diese Stelle benutzte, um zu behaupten, daß Doctor Jenner nicht ihr Erfinder sey, weil sie schon zu selber Zeit in Italien ausgeübt worden, man sich aber genöthiget gesehen habe, dieselbe wegen den vielen Verheerungen, die sie unter Menschen und Vieh anstellte, aufzugeben.

Gewiß ist es, daß die gegen die blatternschützende Kraft der Kuhpocken, dem Landmanne in verschiedenen Gegenden Europa's, und besonders in Deutschland so gut wie in England bekannt war, allein niemahls dachte jemand darauf die Richtigkeit dieser Volksmeinung zu untersuchen. Es ist daher unmöglich zu bestimmen, welcher der erste Landmann war, der Kenntniß von der Kuhpocke und ihren Eigenschaften hatte, obschon man behaupten kann, daß der Göttinger Ungenannte der Erste schriftlich von der Kuhpocke Erwähnung gemacht habe; Jennern allein gebührt die Ehre diese Meinung durch unmittelbare und sinnreiche Versuche bestätiget, und darauf gedacht zu haben, durch die Impfung von einem Individuum zum andern, die Kuhpocke ins Unendliche fortzupflanzen. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beobachtung einer Thatsache, und deren Anwendung zu einem nützlichen Gebrauche. Was für ein Abstand zwischen dem Fall eines Apfels und den Gesetzen der Schwere! Zwischen den Schwingungen einer in den Gewölbe einer Kirche aufgehangenen Lampe und der Ausmessung unsers Erdballs! — Zwischen der Bewegung einer mit Magnet bestrichenen Nadel, und der Entdeckung der neuen Welt! — Dieß ist das Verdienst des unsterblichen Jenner; er sah, was viele vor ihm sahen, aber Er allein wußte daraus Nutzen für die Menschheit zu ziehen. Wenn er durch die Wichtigkeit seiner Entdeckung groß ist, so ist er es nicht minder durch die Vollkommenheit zu der er sie brachte, bevor er sie bekannt machte. Der göttingische Gelehrte wußte alles, was er zu wissen brauchte — ein Schritt mehr und er wäre unsterblich geworden, da jetzt nicht einmahl sein Nahme auf uns gekommen ist.

Miscellen.

Jeder Tonkünstler muß sich hoch geehrt finden durch des Doctor Martin Luther nach seiner Weise eben so sonderbares, als nachdrückliches Lobzeugniß der Musik: „Es ist kein Zweifel, daß viel Samen herrlicher Tugenden in solchen Gemüthern anzutreffen, welche von der Musik gerührt werden: die aber davon keine Empfindung haben, die halte ich, sind den Klötzen und Steinen gleich. Wer die Musik verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit dem bin ich nicht zufrieden, denn die Musik ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschen-Geschenk. So vertreibet sie auch den Teufel, und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabey alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffahrt und anderer Laster. Ich gebe, nach der Theologie, der Musik den nächsten Platz und höchste Ehre."

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Mittwoch den 19. und Freytag den 21. December 1810.

Mittey in Europa ist ein freyes Volk ohne König, ohne Statthalter, ohne Generalstaaten; so frey als die alten Griechen, so tapfer als die alten Römer, zum Theil so simpel als die Germanier des Tacitus, zum Theil so gesittet und gelehrt als die Franzosen und Engländer. Die Feinde der Griechen waren verdorbene Sclaven; die Römer waren allzeit im Krieg; Venedig wird beherrscht von einem weisen Senat; Franzosen, Engländer, Flotten, Gold und Schleusen haben Holland erhalten; England sieht im Weltmeer zugleich sein Gebieth und Bollwerk. Das Volk, von welchem ich rede, kennt das Weltmeer nicht; arm, ohne Bundsgenossen, ohne Brod, triumphirte es weiland über die streitbaren Armeen heldenmüthiger Fürsten; es versteht den Krieg, fürchtet ihn nicht und fängt ihn nicht an; viele Könige haben seine Freundschaft gesucht; vormahls hatte es keine Bundesgenossen und bedurfte keine; es hält seine Verträge und mißbraucht sie nicht. Sein Land ist kleiner als Languedok, in demselben sind bey dreyßig freye Staaten und unermeßlich viele Verfassungen, dort sieht man acht Republiken in einer Tagreise; hier reiset man sechs Tage durch das Land einer einzigen Republik. Es gibt mancherley Religionen; man redet fünf oder sechs Sprachen, beynahe jedes Dorf hat seine Mundart. An einigen Orten begegne ich Männern, wie sie im vierzehnten Jahrhundert waren, ich glaube Samniter zu sehen, die Flecken der Sabiner, den Bauernhof des Manius Curius; an andern Orten sehe ich gar wohl das achtzehnte Jahrhundert. Unter allen Völkern ist dieses Volk das wunderbarste und weiß es nicht!

Johann von Müller.

(152 und 153.)

Charakterzüge und Anecdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit.

Carl V.

1.

Note über die Pensionen, welche der Kaiser mein Herr nach England bezahlt.

Dem Herrn Legaten (Cardinal Wolsey *)) jährlich	9000	Thaler.
(Verfallzeit 1. May.)		
Dem Herzog von Suffolk	1000	—
Dem Großschatzmeister und Admiral, Herzog von Norfolk	1000	—
Dem Herrn von Boulen	1000	—
Dem Oberstkämmerer	1000	—
Dem Obersthofmeister	1000	—
Dem Messire Richard Wingfeld	500	—
Dem Messire Wilhelm Compton	500	—
An Thomas Hennuke	200	—
Dem Bischof von London	500	—

(Cf. Rymer XIII. Band.)

2.

Abschied der Erzherzoginn Margarethe, verwitweten Herzoginn von Savoyen, Statthalterinn der Niederlande von Ihrem Neffen, Kaiser Carl. dd. Mecheln, 30. Nov. 1530. († Tages darauf.)

Monseigneur! Die Stunde ist gekommen, da ich nicht mehr im Stande bin, Euch mit eigner Hand zu schreiben, denn ich fühle mich so krank, daß meiner Augenblicke wohl nur sehr wenige seyn werden. Um mein Gewissen besorgt, und nun ganz beruhigt und ganz entschlossen, mich ohne irgend ein andere Verlangen dem allerhöchsten Willen zu fügen, bedaure ich nur, Euch nicht mehr zu sehen und noch einmahl vor meinem Tode sprechen zu können, um Euere Majestät noch um Verschiedenes zu bitten, was so durch diesen meinen Brief geschehen muß, der wohl mein letzter seyn wird *). Ich habe Euch

*) Auch Franz I. war nicht sparsam in diesem wichtigsten Puncte. Wolsey zeigte mir, — schrieb Hannart, K. Carls Bothschafter in England, aus London vom 15. März 1522 — binas obligationes regis gallorum, quarum una est in Recompensam episcopatus Tornacensis; altera vero in recompensam duarum Abbatiarum, quas dictus Cardinalis circa Tornacum habere solebat. Summa unius obligationis erat 12 000 francorum, alia erat circa 8000. Calculata igitur pensione, quam habet a Majestate vestra, ascendent omnia ad Summam XXIX. M. cum quingentis, cui summae, si superaddantur pensiones, quas habeat in ecclesia Pacensi et Palentina, habebit solum a Majestate vestra 16,000, speramus tamen, quod eum Summa 12,000 erit contentus.

*) Der Erzbischof von Palermo und de la Laing schrieben an den Kaiser, aus Mecheln vom 1. Dec. 1530. — Sire! Durch die letzte Hoogstrater Post meldeten Wir Eurer Majestät die Krankheit Ihrer Frau Taute, welche so zugenommen hat, daß der Brand zu Ihrem

zum Universalerben in meinem Testamente verordnet, dessen Erfüllung ich Euch dringend empfehle. Ich lasse Euch diese Lande, die ich während Eurer Abwesenheit allein regierte, in so vollkommenem Zustand, wie bey Eurer Abreise, aber noch bedeutend vermehrt, und hoffe mich meiner Pflichten gegen Euch, Monseigneur, und zum Besten Euerer Unterthanen so redlich entlediget zu haben, daß ich dafür im Himmel meinen Lohn erwarten darf. Von ganzem Herzen empfehle ich Euch den Frieden und insbesondere mit den Königen von Frankreich und England *). Endlich bitte ich Euch noch, Monseigneur, daß Ihr die Liebe, die Ihr gegen diese irdische Hülle truget, dem frommen Andenken der Hingeschiedenen weihen wollet, und der Milde gegen meine armen Diener und Frauen. Ich sage Euch das letzte Lebewohl, Monseigneur, im Nahmen dessen, den ich bitte, Euch lange und im steten Glück zu erhalten. — Mecheln, am letzten November 1530.

Euere unterthänige Tante Marguerite.

3.

Grabschriften zweyer großen Minister Carls zu Innsbruck.

Clem. Papa VII. — 1530. — Carol. V. ex electo R. I. Aug.

Vta die mensis Junii obiit Oeniponti Reverendissimus ac illustrissimus princeps et dnus Dnus Mercurinus de Herborio, comes Gatthinariae J. V. Doctor S. S. Romanae ecclesiae tituli S. Johannis ante portam latinam Presbyter Cardinalis, Imperatoris Caesaris Divi Caroli V. intimus consiliarius magnusque cancellarius, vir gravissimarum virtutum praestantia, singularique sapientiae laude peri celebris .(De Reverendissimi hujus Cardinalis in Caesari Comitatu obitu tria doctissima pariterque elegantisse legi epicedia, quorum primum princeps ille poetarum nostri seculi Helius Lobanus Hessus, secundum clarissimus eruditissimusque vir Joachimus Camerarius Babenbergensis, tertium vero poeta elegantissimus Johannes secundus Hagiensis Belga camposuere: quae omnia epicoedia tum quod docta sint, tum quod defuncti virtutes graphice depingant in gratiam lectoris candidi praecipere quoque quod in hac inclyta civitate nostra aenipontana vir ille tantus Diem suum extremum clauserit hoc loco inserenda operae pretium duxi. Ob angustum spatium ad finem voluminis rejecta, setzt die Innsbrucker Chronik hinzu.)

....

Clemens Papa VII. — 1524. — Carolus V. electus Rom. Imp.

VII. die Mensis Aprilis in festo S. Hegesippi historiographi clarissimi et confessoris ambulavit ab his Babylonis fluminibus, ad portum aeternae quietis Oeniponti amplissimus, gravissimus ac praestantissimus vir Dominus Cyprianus a Sarenthein nobilis Tyrolensis, patriae suae perennis et nunquam interiturus honos, splendorque serenissimorum Sigismundi Archiducis Austriae, divorumque Caesarum Maximiliani ejus nominis primi, Caroli quinti simul atque Ferdinandi Hispaniarum principis, comitatus Tirolensis principum summa cum integritate per annos quadraginta duos integros existens arcanus, primariusque consiliarius ac imperatoriae aulae superiorumque Archiducatus Austriae provinciarum apud inclitum praetorium Aenipontanum cancellarius bene meritissimus: aetatis suae anno septimo supra sexagesimum postquam vitam ab omni quiete et otio alienissimam peregisset. Sepulturae traditus hic in templo parochiali D. Jacobi m. Apostoli sub lapideo monumento in Domino quiescit.

Füße kam und sich bald über den ganzen Körper verbreitete, so daß Sie diese Nacht zwischen 12 und 1 Uhr Ihren Geist aufgab. — — Sie hat in Ihrem Tode ganz jenen festen Muth bezeigt, welcher Ihr Leben auszeichnete ꝛc. ꝛc.

*) Wie ungegründet also wieder die Einstreuungen einiger neueren, französischen Schriftsteller: Margaretha sey die Haupttriebfeder des bitteren Hasses gewesen, welcher damahls Österreich und Frankreich entzweyte.

Erik XIV. König von Schweden.

„Scheut sich dieser Absalon nicht, solches vor meinen Augen zu unternehmen, was wird er nicht erst beginnen nach meinem Tode?“ so sprach in weissagendem Geiste Gustaf Wasa, Schwedens großer Wiederhersteller, als sein Erstgeborner, Erik in den Lehngütern, die ihm als Kronprinzen zugetheilt wurden, dreist und untreu seinem Worte waltete, unehrerbietig gegen des großen Vaters ruhmvoll ergrautes Haupt. Wagte es doch der unbändige Jüngling, dem Vater die Krone abzufordern, und nach der weigernden Antwort ihm des Alters Schwachheit vorzuwerfen. Darum war Gustaf entschlossen, dem Prinzen sein Erbrecht zu nehmen; denn er glaubte, ohnehin mißtrauisch in seiner letzten Lebenszeit, es könne in diesem Sprößlinge des Wasa-Stammes seinen edeln schwedischen Männern, die er aus harter Knechtschaft glorreich erlöst, kein kraftvoller Anführer, und dem Vaterlande, daß er hoch erhoben, kein würdiges Haupt erwachsen. Gustafs andrer Sohn von seiner zweyten Gemahlinn Margaretha Lejonhufwud (Löwenhaupt) fiel dem erzürnten Vater zu Füßen, und bath edelmüthig für den Halbbruder. Der König ward besänftigt, aber Erik barg in seinem Herzen den lange genährten Groll wider den großmüthigen Joann, und sein Vater ward selbst gegen des Prinzen wunderliche Ehewerbungen nachsichtig.

Für Eriks Bildung schien trefflich gesorgt zu seyn, denn auf Gustafs Gesuch sandten ihm Luther und Melanchthon den warm empfohlenen Georg Normann, Erbherrn zu Dubbenitz auf Rügen, einen wackern klugen Mann, der sich einen großen Nahmen in der schwedischen Reformationsgeschichte erwarb; und als dieser zu anderm Berufe überging, ward ein französischer Kalvinist, Dionys Beurreus (Beurré) Eriks Lehrer. In seinem zwanzigsten Jahre erregte die Gelehrsamkeit des Prinzen die Bewunderung einer Priesterversammlung in Linköping; er war kundig in Sprachen, in Tactik, Mechanik, Naturkunde und der damahligen Modewissenschaft, der Astrologie, die ihn zu manchen thörichten Unternehmungen verleitete. Aber wie gut er auch erzogen seyn mochte für sein Zeitalter, die wissenschaftliche Bildung hatte auf seine Seele nicht den mildernden Einfluß, den man oft von ihr rühmen mag. Seine auffallende Heftigkeit war die Äußerung eines schwachen Gemüths, und wie argwöhnisch und mißtrauisch er sich auch zeigte, er gab, wo einmahl Einfluß auf seinen Geist genommen war, leicht sich hin mit dem unweisesten Übervertrauen. Diese Geistesstimmung äußerte sich zuweilen, am auf

fallendsten freylich in seiner spätern Lebenszeit, in so seltsamen Erscheinungen, daß man zweifeln möchte, ob sein Verstand auch früher schon dauerhafter Gesundheit genossen habe. Mag die Sage leer oder gegründet seyn, welche die spätern Anwandlungen offenbarer Verrücktheit einer Hirnverletzung zuschreibt, die sich der wilde Jüngling bey einem zu hohen Sprunge im Saale des Schlosses durch den Stoß gegen einen Kronleuchter zugezogen; dieser Geist, schwach und gequält von ewiger Unruhe, konnte leicht zu solchen Verirrungen kommen.

Des Vaters Liebe für die Söhne, welche ihm Margaretha gegeben, weckte früh den Neid des Erstgebornen, und als Gustaf, verleitet von dieser Vorgunst und altem Herkommen gemäß, den jüngern Prinzen große Gebiethe zutheilte, worin sie dem Könige nur als Lehnsleute treu herrschen sollten, da ward dem alten Grolle neue Nahrung gegeben, und der Keim gelegt zu Hader und endlosem Mißtrauen. Die jüngsten Brüder, Moons, Herzog von Ostgothland, und Carl, Herzog von Südermannland, beyde noch nicht achtzehn Jahre alt, schienen jetzt minder gefährlich als der ältere Joann, des Vaters Liebling, mächtig als Herzog von ganz Finnland. Der Verdacht gegen den Vater und die Brüder quälte den Kronerben so lebhaft, daß er unablässig Kundschafter am königlichen Hofe unterhielt, und Gustaf hatte noch in den letzten Lebenstagen den Schmerz, in einem aufgefangenen Briefwechsel Eriks unedeln Argwohn kennen zu lernen. In heimlichem Neide aufgewachsen, verbargen seine Söhne, auch als er mit bangen Ahnungen zur Ruhe gegangen war, die unbrüderliche Gesinnung, sich gegenseitig verstellend; und die Wachsamkeit, womit jeder des andern Schritte belauschte, vermehrte in jeder Brust den Argwohn.

Bey seiner Thronbesteigung (1560) fand Erik, sieben und zwanzig Jahre alt, ein blühendes Reich und den Grund gelegt zum weitern Fortbauen. Allgemeiner Wohlstand war die Frucht des Friedens mit den Nachbarn, welchen Schweden nach dem herrlichen Erlösungskampfe lange genoß. Glückliche Hoffnungen schien der Anfang seiner Regierung zu wecken, so viel ward gesorgt für Vollendung der kirchlichen Reformation, für Verbesserung des Erziehungswesens, für Beförderung des Handels und Gewerbfleißes, für kräftige Verwaltung der Gerechtigkeit. Aber wenn auch der neue König Zuneigung zu gewinnen schien, wenn auch ein glänzender Hof sich um seinen Thron drängte, es waren die mächtigsten Geschlechter des Landes, nahe Verwandte der zweyten und dritten Gemahlinn des verstorbenen Königes, Margaretha's Söhnen gewogner, als dem Könige, den eine Fremde geboren. Das war wenigstens Eriks Verdacht, welchen die Ereignisse der Folgezeit zu rechtfertigen schienen, und darum entfernte er immer mehr die Ersten des Landes, sein Vertrauen Männern schenkend, die ihm allein ihre Erhebung dankten, und oft dieses Vorzugs unwürdig waren.

Schon bey der väterlichen Erbguts-Theilung hatte Erik, frühern Zusagen untreu, durch Machtgeboth seinen Brüdern zum Nachtheile entschieden, und es war eine seiner ersten Angelegenheiten, die Gerechtsame zu beschränken, welche sie kraft Gustafs Testament besaßen, oder nach den unbestimmten Verfügungen desselben sich anmaßen konnten. Freylich ward gegen die väterliche Verordnung gehandelt und Erik mehr noch von Argwohn und altem Neide getrieben, als von den Gründen verständiger Politik; aber wenn ein Mahl Untheilbarkeit des Gebiethes und Einheit der Staatsgewalt durch des Vaters Vorgunst verletzt waren, so konnte man's nicht tadeln, daß der König die Prinzen durch neue, von den Ständen bekräftigte Verfügungen, an ihre Abhängigkeit von der Krone und an ihre Unterthanenpflicht zu erinnern suchte. Um sich durch mächtige Verwandtschaft gegen die Übergewalt des königlichen Bruders zu schützen, war Herzog Joann eifrig bedacht, die Vermählung mit der Schwester des polnischen Königes Sigmund II. zu vollziehen, wozu schon bey Gustafs Lebzeiten Vorbereitungen gemacht waren. Erik war diesen Unterhandlungen abhold, und mahnte seinen Bruder ernstlich ab, als die Angelegenheiten Livlands den Frieden zwischen Pohlen und Schweden zu stören drohten. Denn es hatte der livländische Heermeister Kettler, als der mächtige Iwan II. die schwache Ordensherrschaft zu vernichten heranstürmte, dem Könige von Pohlen Livland abgetreten, während Reval mit dem größten Theile von Ehstland sich schwedischer Bothmäßigkeit unterwarf, und nicht minder Dänemark alte Ansprüche auf das schöne Land hervorsuchte.

Erik selbst, ein unermüdlicher Freyer, hatte noch keine Gemahlinn gefunden. In seinen Heirathswerbungen, womit er in des Vaters letzten Lebensjahren angefangen, zeigte sich schon sein seltsamer Sinn, wie seine ungeduldige Heftigkeit. Zuerst war's Elisabeth von England, damahls, als die Königinn Maria noch lebte, entfernt vom Hofe; und obgleich sie, nach ihrer Weise, den beharrlichen Bewerber öfter abstieß als anzog, gab Erik die Hoffnung doch nicht auf, und ward nicht zärtlicher gegen die mächtige Königinn, als er's gegen die Prinzessinn gewesen, deren Aussicht auf den Thron noch zweifelhaft war. Endlich, als sie vier Jahre ihr Spiel mit ihm getrieben, wandte er sich, vielleicht nur um Elisabeths Eifersucht zu wecken, an Maria Stuart, dann warb er um die Hand einer hessischen Fürstentochter, und zuletzt um Renata von Lothringen. Aber sein Unstern, und zum Theil auch die Ränke des feindlich gesinnten Königes von Dänemark, zerstörten alle seine Heirathsentwürfe. Er vergaß sein Mißgeschick in den Armen seiner Geliebten, und wußte von den Ständen die Erklärung auszuwirken, daß sie die Braut, die er sich aus den Töchtern des Landes erlesen möchte, sey sie adelig oder geringen Standes, als Königinn, und ihre Kinder für thronfähig erkennen wollten. Damahls schon war, scheint es, der Entschluß reif, die schöne Katharina, eines armen Landknechts Tochter aus Medelpad, die unter der weiblichen Hofdienerschaft seiner Schwester erzogen wurde, zur Genossinn seines Thrones zu machen.

Während das Verhältniß mit Pohlen und Dänemark immer feindlicher ward, reisete Herzog Joann wider des Königes Willen an Siegmunds Hof, wo seine Vermählung mit der pohlnischen Prinzessinn eilig vollzogen, und wahrscheinlich eine innigere Verbindung mit Siegmund geschlossen ward, als für Eriks Vortheil heilsam seyn konnte. Joann war kaum nach Abo zurückgekehrt, da brach die Zwietracht zwischen ihm und dem Könige offen aus, wie auch der Herzog sein Betragen und das Darlehn, welches er seinem Schwager gegeben, entschuldigen mochte. Erik verlangte bestimmte Erklärung, ob der Herzog seine Verbindung mit Pohlen aufgeben, oder gegen seinen König und sein Vaterland die Waffen ergreifen wolle, und als Joann nicht die unterwürfige Antwort sandte, die

Erik erwartete, ward er aufgefodert, sich vor den versammelten Ständen zu rechtfertigen. Der Herzog weigerte sich nicht zu erscheinen, aber nach Versagung sichern Geleits rüstete er sich zur Gegenwehr, und suchte Hülfe in Pohlen gegen des Königes Gewalt. Er berief, der von ihm unterschriebenen Verfassungsurkunde zuwider, die finnländischen Stände, vor welchen er seine Beschwerden darlegte, und die Versicherungen, die man ihm und seinem Bruder gegen die Anordnung des Vaters abgedrungen, ungültig erklärte. Entschlossen, sich gegen jede Gewalt zu waffnen, wollte er sein erbliches Fürstenthum vertheidigen, und die Stände verpflichteten sich eidlich zum Dienste ihres Herzogs. Als dieß in Schweden ruchbar ward, wurden alle Diener des Fürsten, die man greifen konnte, vor das königliche Hofgericht gestellt und bestraft. Die schwedischen Reichsstände sprachen dem Herzoge Leben, Ehre und Fürstenthum ab, und Erik sandte eine Kriegsmacht nach Finnland, das strenge Urtheil zu vollziehen. Unter Bedingung ewiger Gefangenschaft wird ihm Gnade zugesichert, bey dem geringsten Widerstande sollte man ihm mit Gewalt verhaften. Der Herzog hatte sich in seinem Schlosse zu Abo verschanzt, aber es kam nicht die erwartete Hülfe aus Pohlen, und nach einer standhaften Vertheidigung mußte die Burg den Kriegsvölkern des Königes geöffnet werden.

Der unglückliche Fürst ward mit seiner jungen Gemahlinn wenige Wochen nach der Hochzeit, gefangen zu Schiffe weggeführt. Als sie nicht weit von Stockholm gelandet waren, erschien des Königs Fiskal, sein Günstling Jöran (Georg) Pehrson, mit harten Worten den Herzog anredend, und erzählte dem versammelten Volke, was den König bewogen, gegen seinen Bruder, einen Feind des Staates, einen treulosen Unterthan, solche Strenge zu üben. Der Herzog achtete es unter seiner Würde, diese Beschuldigungen zu widerlegen, und sprach mit freyer unerschrockner Miene nur die wenigen Worte: Es steht das Urtheil zwischen mir und meinem Bruder bedeutendern Männern zu, als einem entarteten Pfaffensohne. — Mehr als der eigne Schmerz bekümmerte ihn der Zustand der geliebten Gattinn, die ihm mit edler Hingebung Muth einsprach. Sie sollte sich von ihrem Gemahle trennen, und fürstliche Ehre und Bedienung erhalten, oder nur von zwey Aufwärterinnen begleitet ihm ins Gefängniß folgen. Ohnmächtig schwankte die Unglückliche, als sie den Trauring vom Finger gezogen, den sie dem Diener der harten Gewalt, dem feindlich gesinnten Jöran Pehrson, schweigend vorhielt. Da standen die Worte eingegraben: Niemand als der Tod. Noch desselben Abends wurden die Gefangenen durch den Söderfluß auf das feste Schloß Gripsholm im Mälar-See gebracht. Auf beyden Ufern stand zahlreich das Volk versammelt, den Herzog zu sehen, der auf dem Verdeck sitzen mußte, um das Gerücht zu widerlegen, als sey er nach Pohlen entflohen, und viele Stimmen beklagten sein Schicksal. Herzog Mans, Gustafs dritter Sohn, jetzt der nächste Kronerbe, wenn Erik kinderlos sterben sollte, ward von dem Könige bewogen, das Urtheil gegen seinen Bruder zu unterschreiben, und seitdem, sagt man, zeigte sich bey ihm der Blödsinn, der immer zunahm, und bis an seinen Tod ihn nicht verließ.

War's allein die Verwendung des französischen Gesandten, oder des Königes Unentschlossenheit und Furcht vor dem Unwillen der Mächtigen des Landes, was die Vollziehung des Todesurtheils verhinderte? Vier Jahre, bald milder, bald härter behandelt, saß der Herzog an der Seite seiner treuen Unglücksgefährtinn im Kerker zu Gripsholm, während Erik in Livland Krieg führte gegen Pohlen, und in Südschweden gegen die Dänen und die Lübecker, ihre Verbündeten. War auch zuweilen das Glück besonders seiner Seemacht günstig, dem tapfern Anführer des dänischen Landheeres, dem Holsteiner Daniel Ranzow, welcher siegreich ins Land eindrang, konnte Erik keinen Mann von gleicher Kriegskunde entgegenstellen, und der Triumph, den er einst, nach zweydeutigem Waffenglücke in Stockholm einziehend, feyerte, war lächerliche Parodie der alten Römersitte. Er selbst, obgleich er ein Buch über Taktik geschrieben, verstand nicht Kriegsplane zu prüfen und kräftig auszuführen. Und wer hätte auch dem argwöhnischen Könige, der dem erprobten Verdienste oft mit unwürdiger Heftigkeit begegnete, oder es der schnöden Willkühr seines Günstlings preisgab, mit Lust dienen mögen, wo drohende Gefahr muthige Aufopferung forderte? Das mußte ein Jüngling aus einem geehrten Geschlechte des Landes erfahren. Nils Sture hatte sich Eriks Zorn zugezogen, weil ihm die Vollziehung des strengen Befehls, einige deutsche Reiterhaufen niederzuhauen, welche in einer unglücklichen Schlacht nicht ausharrend gefochten hatten, und ein Paar Höfe aufzubrennen, die der König für Dänisch gesinnt hielt, eines Kriegers unwürdig dünkte. Von Jöran Pehrson vor dem Hofgerichte angeklagt, verlor er durch Urtheilsspruch Ehre und Leben, und ward nur an des Königes Gnade verwiesen. Darauf führte man ihn auf einem magern Klepper schimpflich durch die Straßen der Stadt. Voran zog ein Haufen alter Weiber mit Sackpfeifen und Kuhhörnern, und eine andre Mähre schleppte einen laubigen Fichtenzweig vor ihm her, die Gassen zu fegen. Vor Pehrsons Hause ward ihm ein Strohkranz aufs Haupt gesetzt. Der Graf wandte sich an die Soldaten, ihr Zeugniß fordernd, und einmüthig riefen alle, er habe seinem Könige als wackerer Rittersmann gedient. Da drohte erbittert der übermüthige Günstling dem Grafen und den Soldaten mit Flüchen und gezücktem Degen, und erst bey des Volkes lautem Murren ward dem unwürdigen Schauspiele ein Ende gemacht. Nicht lange nachher aber, als ein heimkehrender Feldherr es gewagt, den König zu bitten, er möge nicht ferner des Staats treue Diener grausam behandeln lassen, befahl Erik, vielleicht auch um den Unmuth des beleidigten Geschlechts zu versöhnen, es solle in allen Straßen die Unschuld des jungen Grafen verkündet werden, und verboth bey Lebensstrafe gegen die Ehre des Gekränkten zu reden. Solche gesetzwidrige Willkühr, und solcher schnelle Wechsel von Ungunst und Gnade, Zeichen eines launischen Gemüths und einer schwachen Regierung, konnten dem Könige nicht Achtung und Ansehen bey den Großen erwerben. Waren ihm doch nie die ersten Geschlechter des Landes aufrichtig gewogen, und die Erinnerung an die alte Herrengewalt unter beschränkten Reichsvorstehern konnte lebhafter während seiner Regierung erwachen, als in den Zeiten seines Vaters geschah, der durch Heirathsverbindungen die Mächtigen an sein Haus fesselte. Seit der Herzog von Finnland gefangen saß, wuchs das Mißvergnügen der Großen, und immer lauter ward ihr Unmuth. Was mußten sie erwarten, wenn der König, um seine Macht zu erweitern, auch des Bruders nicht schonte! Die Einziehung adeliger Güter, worauf die Krone Anspruch hatte, war ein Angriff auf die Großen, und höher stieg

ihr Unwille gegen den König, als er, von der Noth kriegerischer Zeiten gedrängt, das alte Herkommen, welches die Besitzer adeliger Freygüter zur Stellung gerüsteter Männer verband, mit Strenge erneuerte.

Immer tiefer wurzelte in seinem Gemüthe der Argwohn, womit er seine Regierung begonnen, und so geschah, was sich oft ereignet, daß wer lange Verdacht genährt hat, leicht zu schlimmen Thaten Anlaß gibt, wenn unbescholtner Wandel nicht mehr als gültiges Zeugniß der Tugend gilt. Wie im Auslande, so ließ er auch unter seinem Volke Auflaurer umher schleichen; sorgfältig hat er in seinem Tagebuche aufgezeichnet, daß er in Stockholm Hauskundschafter angeordnet. Bey diesem unseligen Hange konnte es nicht an dienstbaren Zuträgern fehlen, die durch Belohnungen aufgemuntert wurden, und endlich stieg des Königes Mißtrauen so hoch, daß jeder Schritt, jedes Wort mit Besorgniß ihn erfüllte, und manchem die unschuldigste Handlung verderblich ward. Niemand durfte es wagen, in seiner Gegenwart leise mit andern zu reden; Erik glaubte es geschehe ihm zu Hohne, und den zierlich gekleideten Höfling traf der Verdacht, er suchte des Königes Buhlinn zu gefallen. Von seinem leidenschaftlichen Sinne ließ er sich sogar zu dem unklugen Schritte verleiten, einen armen Soldaten, den ersten Verlobten seiner geliebten Katharina, vor Gericht zu stellen, und ihm durch die Folter ein Bekenntniß abzuzwingen, weil der Unglückliche, um seine Ungetreue noch einmahl zu sehen, sich in die Königsburg geschlichen hatte. In der folgenden Nacht fand man ihn gebunden im Norderstrome. Durch solche Unweisheit und Härte mußte der König die Achtung auch der Treuesten verlieren, und sein Verdacht vollends empören, wenn Schritte ruchbar wurden, wie man sich gegen einen Schützen des Grafen Schwante Sture erlaubte, der verhaftet, gefoltert, und in die Bergwerke gesandt ward, weil er ein Gewehr zum Büchsenmacher trug, als der König zufällig des Weges kam.

Erik hatte tödtlichen Haß gegen die Sturen gefaßt. Graf Swante, argwöhnte er, sey heimlich einverstanden mit Dänemark, und das ganze Geschlecht sinne auf Rache für den Schimpf, den Nils Sture erlitten. Der König hatte sich zwar nach diesem Vorfalle mit den Sturen scheinbar versöhnt, aber nicht selten verrieth sich die geheime Gesinnung auf beyden Seiten, und des Königes wunderlicher Sinn gab Veranlassung zu manchem Worte gerechten Unmuths, das seinen Argwohn nährte. So mahlte er einst auf die weisse Wand einen schwerbeladenen Esel, als Graf Schwante Sture herintrat. Seht hier, Graf, das Sinnbild des schwedischen Volks sprach Erik; je mehr belastet, desto besser gehts einher. Wie hätte Sture bey dem unfürstlichen Scherze die Antwort unterdrücken mögen: Wie aber wenn es hinten ausschlüge und die Last abwürfe?

Die Anklage gegen das mächtige Geschlecht ward auf die Aussage eines deutschen Kaufmanns gegründet, dem ein pommerscher Edelmann gemeldet hatte, man rede im Auslande viel von einer Verschwörung gegen den schwedischen König. Erik berief die Stände nach Upsala, um die verdächtigen Großen richten zu lassen. Noch vor Eröffnung der Ständeversammlung wurden Schwante Sture, mit einem seiner Söhne und einige angesehene Edlen verhaftet, und alle nach Upsala geführt, wo auch Nils Sture, als er, unkundig des Schicksals seiner Angehörigen, in die Stadt gekommen, ergriffen ward. Zum zweyten Mahle verurtheilte der Spruch des versammelten Reichsadels den unglücklichen Jüngling zum Tode. Aber so nachgiebig die Stände, geschreckt oder verführt, sich zeigten, sie waren nicht gleich willig, über so viele der ersten Männer des Landes, welchen der König und sein Günstling Verderben geschworen, das Verdammungsurtheil auszusprechen. In dieser Zeit scheint es, ging des Königes seltsame Gemüthsstimmung in einen Anfall von Wahnsinn über. Während sein Argwohn drohende Gefahren sah, scheute er sich heimlich die Männer anzugreifen, in welchen er die Feinde seiner Krone und seines Lebens erblickte; sey's daß ihr Ansehen ihn schreckte, oder die Furcht vor der blutigen That. So ward seine Seele hin und her geworfen, bis in dem Augenblicke, wo er mit seinen Vertrauten sich berieth, plötzlich das Gerücht laut ward, es sey der Herzog von Finland aus seinem Kerker entkommen. Da rannte der König, ergriffen von heftiger Bewegung, aus der Burg. Auf der Gasse begegneten ihm einige seiner Günstlinge, und als diese den schrecklichen Entschluß in ihm befestigt hatten, eilte Erik in das Gefängniß, wo Nils Sture mit stiller Sammlung in einem Andachtsbuche las. Verräther! rief der König erbittert. Der Jüngling warf sich ihm zu Füßen, seine Treue betheuernd; aber in der wildesten Aufwallung der Leidenschaft stieß Erik dem Unglücklichen den Dolch in den Arm. Sture zog den Stahl aus der Wunde, und abgetrocknet und geküßt überreichte er ihn dem Könige. Die stille Ergebung entwaffnete nicht den Zorn des Wüthenden. Er hatte Blut gesehen, und dürstete nach Blut. Zum zweyten Mahle verwundete er den Grafen mit eigner Hand, und ließ ihn darauf durch seine Kammerdiener mit sieben Hellebardenstichen tödten. Dann ging er, verwirrt, angstvoll in das Gemach, wo Swante Sture, des Ermordeten Vater, saß. Der König fiel auf die Kniee nieder, küßte den Grafen freundlich, und bath ihn, den er Vetter nannte, ihm zu verzeihen, was er wider ihn gethan. Gerührt antwortete der Graf, gern wolle er alles vergeben, aber der König solle ihm Rede stehen vor Gottes Richterstuhle, wofern dem Leben seines Sohnes Unglück widerführe.

Ha! das dacht' ich, rief Erik, Ihr wollt es mir nicht vergeben, darum muß euch Gleiches gleiches geschehen. Schnell verließ er darauf das Gemach und rannte in wilder Raserey aus der Stadt. Es folgten ihm nur wenige Leibwächter. Sein alter Lehrer, Dionys, war ihm besorgt nachgeeilt, und als er ihn nicht fern bey einem Dorfe gefunden, bath er knieend um Schonung für die übrigen Gefangenen. Aber kaum hatte er ausgeredet, da stieß auf des Königes Geboth ein Leibwächter ihn nieder, und sogleich erhielt der Schloßvogt in Upsala Befehl, alle Gefangene zu ermorden. Die That ward so heimlich vollbracht, daß die Leichen über acht Tage verborgen lagen, bevor die wehrlosen Angehörigen der Gefallenen etwas erfuhren; denn Jöran Pehrson wollte den verübten Mord zu einer Strafe nach Urtheil und Recht machen, und theils durch Drohungen, theils durch geheime Bewegungsgründe, verleitete er die Stände zu unterzeichnen, was sie nicht untersucht hatten.

Auf allen Wegen ward indeß der verlorne König gesucht, der endlich, im Wahnsinne seine Wächter verlassend, in den Wald gelaufen war. Am vierten Tage ward er verwildert in Bauerntracht gefunden. Rings um ihn her stand ein Haufen von Edelleuten, Priestern und Bauern, unter welche er, mitleidig

angestaunt, Geld auswarf, in dem Wahne, es sey alles gegen ihn empört, wollte er wahrscheinlich die Gemüther besänftigen. Seine geliebte Katharina, die auch unter den Suchenden war, bewog ihn endlich, sich in anständiger Kleidung nach Stockholm zurückführen zu lassen.

Mit der Rückkehr seiner Besinnung kam die Reue über die blutige Schuld, die er auf sich geladen. Er war tiefgebeugt, schwermüthig, und kaum konnte man ihn überzeugen, er sey wirklich noch König. Bald aber, als er sah, daß nicht sein ganzes Volk sich gegen ihn empörte, ward sein Gemüth ruhiger, und er suchte den Unwillen des Adels durch neue Vorrechte zu besänftigen, die Angehörigen der getödteten Edeln zu versöhnen. Es sollten die Ermordeten für unschuldig erklärt, und ihnen ein anständiges Begräbniß bewilligt werden: das war's, wie die Gräfinn Sture begehrte, welche den Gatten und zwey Söhne verloren hatte. Feyerlich ward nun durch Heroldsruf das Andenken der gefallenen Männer hergestellt.

Während der König einsam auf dem Schlosse zu Swartsjö lebte, ward die Regierung von dem Schwager des Grafen Swante Sture, Sten Erikson Lejonhufwud, und dem Reichsrathe Pehr Brahe geführt. Der Einfluß dieser Männer war jetzt so mächtig, daß der König seinen Günstling gegen Anklage und Verurtheilung nicht schützen konnte; aber Erik verzögerte die Vollziehung des Todesurtheils, bis die Zeit wieder günstiger ward. Getrennt von seinen alten Vertrauten sah er sich von Männern umgeben, in welchen sein Argwohn bisher nur Feinde erblickt hatte. Er hielt sich für einen Gefangenen in Swartsjö, und als die Regenten ihn bathen, sich der Staatsverwaltung anzunehmen, antwortete er klagend, sein Ansehen sey ihm geraubt, und es werde ihm nur Verachtung bewiesen.

Diese Ereignisse öffneten endlich dem Herzog Joann das Thor seines Kerkers. Der König ließ Unterhandlung mit ihm anknüpfen, und sandte ihm einen demüthigen Brief voll seltsamer Resignation, worin sich deutliche Spuren fortdauernder Verrücktheit fanden. Noch immer quälte ihn der Gedanke, man arbeite heimlich ihm die Krone zu rauben, und in dieser unruhigen Stimmung, um sich einen mächtigen Beschützer zu sichern, faßte er den Entschluß, dem Großfürsten von Rußland seines Bruders Gemahlinn auszuliefern, um welche Iwan einst vergeblich geworben hatte. Aber Erik ergriff jetzt nur unmächtige Entschlüsse. Es ward durch Gustafs Witwe und andre Mächtige vermittelt, daß die entzweyten Brüder, gegen Geleitsbriefe von beyden Seiten, eine Zusammenkunft bewilligten. Herzog Joann stieg zu Swartsjö ans Land, da kam Erik ihm entgegen, und auf die Kniee fallend begrüßte er ihn als König; aber der Prinz, gleichfalls niederknieend, verbath jenen Titel, und als beyde nach vielen seltsamen Höflichkeitsbeweisen sich umarmt hatten, entfernte sich Erik, seinen Räthen überlassend, den Vergleich mit seinem Bruder abzuschließen. Der Herzog versprach, dem Könige fortan als treuer Lehnsmann zu dienen, und die Söhne, welche Katharina gebären möchte, als rechtmäßige Kronerben zu erkennen.

Er verdanke seine Freyheit nur der Gnade des Königes, erklärte Joann, und doch, scheint es, konnte damahls schon, wo Erik in der Gewalt der Freunde des Herzoges war, diesem die Krone genommen werden; aber wahrscheinlich hätte sein Bruder, als er kaum frey geworden, und nur erst auf wenige rechnen konnte, noch nicht mit so fester Hoffnung glücklichen Erfolge das Unternehmen wagen dürfen, als es eilf Monathe später geschah. Während dieser Zeit mag der Gedanke, wenn auch nicht erst erwacht, doch gereift seyn, und sich der mächtige Anhang um Joann und seinen Bruder, den Herzog von Südermannland, gesammelt haben. Des Königes unweises Betragen konnte solche Entwürfe nur begünstigen; denn kaum glaubte er wieder fester auf dem Throne zu sitzen, da schien er seine Reue mehr als seine Thaten zu bereuen. Seine Vertrauten wagten es neuen Muth zu fassen, und der verurtheilte Jöran Pehrson, bisher noch immer ungekränkt unter des Königs Schutze, ward durch feyerliche Verkündung für einen redlichen Mann erklärt, und in alle seine Ämter wieder eingesetzt. Ein offner Brief, den der neuerhobene Günstling in Eriks Nahmen aussandte, entehrte noch einmahl das Andenken der Sturen, und gab die verzögerte Vollziehung des rechtlichen Urtheils über Nils Sture als Ursache von des Königes unglücklicher Geistesverwirrung an; und während dieser Zeit sey freylich, gestand man, vieles geschehen, was nicht recht gewesen, denn man habe den König, hülflos in den Wald gehen lassen, wie ein unvernünftiges Thier, den Anfechtungen des Teufes ausgestellt." Der Vergleich mit dem Herzoge von Finnland ward für ungültig erklärt, und Pehrson erhielt Befehl, die Geldsummen wieder zu fordern, welche der König, die Freunde der Ermordeten zu sühnen, in seiner Verrücktheit so freygebig gespendet hatte.

Als darauf Erik selbst gegen die Dänen zu Felde gezogen war, und ruhmlos heimkehrend den Unmuth über den unglücklichen Krieg, so wie Mißachtung gegen sich, lebhafter aufgeregt hatte, da ward sein Schicksal reif zur Entscheidung. Er wollte sich mit seiner Geliebten, die ihm einen Sohn geboren, vermählen, und sie als Königinn krönen lassen. Auch seine Brüder, seit Joanns Befreyung fester verbunden, wurden durch freundliche Briefe zur Hochzeit geladen; aber, sey's daß sie selbst Argwohn gefaßt, oder warnende Winke erhalten, sie waren nicht Zeugen eines Festes, welches nur Unwillen erwecken konnte, wenn sie auch keine Gefahr gefürchtet hätten. Während die Vermählung prachtvoll gefeyert ward, und Eriks Schwestern ihre ehemalige Dienerinn als gekrönte Königinn bearüßten mußten, schloßen die Herzoge von Finland und Südermannland unter einer alten Eiche bey Wadstena einen Bund gegen den König. Schon hatten mehrere der ersten Edeln des Landes sich zur Parthey der Herzoge gesammelt, es huldigten ihnen die Kriegsvölker in Ostgothland, und der südliche Theil des Reichs stand in Aufruhr. Vergebens both der König friedliche Aussöhnung an, man wollte seinen Versicherungen nicht glauben: vergebens rief er den Herzog von Südermannland mit harten Worten zum Zweykampfe nach ritterlichem Brauche, um das Blut schwedischer Männer zu schonen, man lachte der Ausforderung, und nach unnützem Federkriege rückten die Verbündeten mit ihrer Kriegsmacht heran, den alten Zwist im Felde auszukämpfen.

Eilig berief der König die Stände nach Stockholm, aber er fand nur Klagen über den Aufruhr, und Rathschläge, die er für unwürdig achtete. Entschlossen seine Krone zu vertheidigen, schalt er Verräther alle, die ihm riethen, landflüchtig zu werden und fremden Schutz zu suchen. Er zog mit den Kriegsvölkern, welche er aufbringen konnte, den Brüdern entgegen, die siegreich voran drangen, des kleinen Vortheils ungeachtet, den Erik gewann, um bald desto tiefer zu fallen. Seine Stief-

mutter und seine Schwestern verließen den Hof, in das Lager der Herzoge eilend; es gingen Feldherrn über, die er ausgesandt, um Hülfe herbeyzuhohlen. Vergebens wollte der König, verlassen von Verwandten und Freunden, sein Kriegsvolk durch Belohnungen ermuntern, vergebens suchte er die Bürger der Hauptstadt zum Widerstande zu reitzen, als er, seltsam in allen Maßregeln, über den großen Markt ein Seil ausspannen ließ, an welchem alle schriftliche Versprechungen hingen, wodurch die empörten Vasallen sich ihm zur Treue verpflichtet hatten. Mochte man ihm auch beystimmen als er fragte, ob er nicht mit Recht Verdacht gehegt gegen den Herzog von Finland; aber der Sieger rückte heran, und alles schien verschworen zum Untergange des Königes.

Auf dem hohen Thurme des Schlosses zu Stockholm stand Erik mit seinem Günstlinge, als die Fahnen seiner Brüder sich nahten. Da sprach, erzählt man, Jöran Pehrson: Hätte mein gnädiger Herr dem Herzoge den Kopf abschlagen lassen, wie das Urtheil verfügte, so wäre dieß nicht geschehen. „Du sagst etwas" nur diese Worte erwiederte Erik. Aber den unglücklichen Vertrauten, schon einmahl dem Tode geweiht, konnte jetzt keine Gewalt mehr schützen. Von den Bürgern und der Besatzung ward er gegen des Königes Willen ergriffen, und gebunden zu den Vorposten geführt; denn dieß hatten die Herzoge als Bedingung der Unterhandlung gefordert. Tags vor der Übergabe von Stockholm ward die Todesstrafe grausam an ihm vollzogen.

Bis auf den letzten Augenblick vertheidigte sich Erik mit den Soldaten, die ihm anhingen, und verwarf alle Bedingungen, welche Herzog Joann, jetzt Reichsvorsteher genannt, ihm anboth, wenn er die Krone niederlegen wollte. Der König rechnete auf die Treue der Hauptstadt, aber geschreckt vom feindlichen Geschütze, und größeres Unheil fürchtend, unterhandelte ein Theil der Bürger mit den Herzogen. Wie hätte auch jetzt, wo fast das ganze Reich empört war, einzelner Widerstand den König retten können! Als er am Michaelstage früh in der Hauptkirche bethete, ward plötzlich gemeldet, es sey Sten Erikson Lejonhufwud, der Herzoge mütterlicher Oheim, mit seinen Kriegsvölkern Meister der Stadt geworden. Erik entfloh, aber auf dem Wege nach dem Schlosse begegnete ihm der feindliche Anführer, der ihn drohend aufforderte, sich gefangen zu geben

In diesem Augenblicke wurde Sten Erikson durch einen Soldaten von der Leibwache tödtlich verwundet, und Erik eilte ins offne Schloßthor. Plündernd zogen indeß die Kriegsvölker durch die Stadt, bis der Herzog von Südermanuland ankam, dem der verlassene König, gegen die Zusage milder Behandlung, das Schloß übergab. Darauf ging Erik in die Kirche zurück, wo er vor den Herzogen und mehrern Gliedern des Ritterstandes der Herrschaft entsagte, und um anständiges Gefängniß bath.

Tage nachher, als der entthronte König auf dem Schlosse zu Stockholm in einem vergitterten Gemache saß, hielt Herzog Joann seinen feyerlichen Einzug, und ward von den Reichsräthen und Ständen zum Könige ausgerufen. Im Anfange des folgenden Jahres (1569) stand Erik vor dem Richterstuhle der Ständeversammlung. Er selbst führte seine Vertheidigung, und als im heftigen Wortwechsel Joann ihm vorwarf, er sey nicht bey Verstande, antwortete ihm Erik: Nur einmahl, da ich Dich aus dem Kerker ließ, war ich nicht bey Verstande. — Am Ende der Untersuchung, die sein erbitterter Feind leitete, die ohne Erwägung irgend eines mildernden Umstandes geführt ward, sprachen dieselbigen Stände, die so manche seiner unweisen Herrscherhandlungen bestättigt hatten, das Urtheil: er solle sammt seinen Erben, als ein Tyrann und Feind des Reichs, der Krone verlustig seyn.

Der neue König, einst so edelmüthig gegen den Bruder, begegnete jetzt dem Gedemüthigten mit unedler Rachsucht. Vergebens flehte er aus der Tiefe seines Kerkers um milde Behandlung; Verspottung, Hunger und Durst mußte er dulden, und Einer der Reichsedeln, der Wache bey ihm hatte, scheute sich nicht, ihn grausam zu mißhandeln, und den Verwundeten in seinem Blute liegen zu lassen. Selbst der Ort, wo er gefangen saß, das Zimmer, welches bey Gustafs Tode mit Silber angefüllt war, mußte schmerzliche Empfindungen wecken, oder sie wurden aufgeregt, wo sie nicht erwachten. So erinnerte ihn Gustaf Baner an jene Schätze, welche Erik so unwürdig vergeudet hatte, daß nach sechs Jahren nicht eines Nagels werth von allem Silber übrig war. Das hab' ich solchen Schelmen als Du bist zu danken, erwiederte Erik, sie halfen mir mein Geld erschöpfen. — Das ist nicht wahr, sprach Baner, ich war damahls nicht im Lande; aber Fürsten, wie Ihr, haben immer Diebe in ihrem Dienste.

Aber noch hatte Erik viele heimliche Freunde im Lande; die geringere Volksclasse war ihm gewogen, und mancher der öffentlichen Angelegenheiten nicht so unkundig, die Schuld alles Unheils, wie's in Joanns offnem Briefe geschah, dem gefallenen Könige beyzumessen. Als nun lauter der Mißmuth gegen den neuen Herrscher ward, welcher den Krieg unglücklich fortsetzte, und seine ausländischen Soldaten die Bauern plündern ließ, da wurden weitverbreitete Verschwörungen entdeckt, und Aufstand ward bereitet, um Erik wieder auf den Thron zu setzen. Solche Bewegungen gaben Anlaß zu den häufigen Veränderungen seines Gefängnisses und zu schärferer Bewachung. Zuerst ward er von Stockholm nach Abo geführt, dann nach Castelholm auf Aland, darauf nach Gripsholm in seines Bruders ehemahligen Kerkers, zuletzt aber saß er zu Oerbyhus in Upland, und hier sieht man in dem Gefängnisse, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, noch die tiefe Spur, welche er, auf und nieder wandelnd, in den Fußboden getreten. Immer war seine geliebte Katharina, so lange man es ihr vergönnte, seines Unglücks theilnehmende Genossinn, und von ihr getrennt unterhielt er sich, zuweilen eifersüchtig sie ermahnend, mit dem Andenken an sie, mit Lesen und Musik. Mehr als einmahl berieth sich König Joann heimlich mit den Reichsräthen, ob man seinem Bruder das Leben nehmen könne, wofern seiner Befreyung wegen ein Aufruhr entstände. Drey Bischöfe zwar stimmten für den Mord, aber erst im Jahre 1577, als das Mißvergnügen des Volkes mit Joanns Regierung wuchs, reifte des Königes Entschluß. Er sandte dem Küchenmeister seines Bruders das Gift, welches auf seinen Befehl bereitet war, mit einem Briefe, worin er vorschrieb, wie die grausame That sollte vollbracht werden. Unerschrocken hörte der Gefangene die Ankündigung seines Schicksals, und als er sich von zwey Geistlichen zum Tode hatte bereiten lassen, nahm er das Gift in einer Erbsensuppe. Sein Leichnam ward in der Kirche zu Westerås begraben, wo eine hölzerne Tafel an der Wand sein Andenken

erhielt in den Worten: „Die Herrschaft ist übergegangen auf meinen Bruder; also hat es der Herr verordnet.“

Einnahme des Fürstenthum Mörs durch die Preußen 1712.

Die General-Staaten von Holland hatten die Staaten, welche zur Oranischen Erbschaft gehörten, so lange in Sequester genommen, bis der Erbtheilungsstreit, der wegen dieser Erbschaft zwischen dem Könige von Preußen und dem Fürsten von Nassau-Dietz entstanden war, ausgeglichen seyn würde. Das währte aber dem Könige Friedrich I. zu lange, und er gab dem alten, berühmten Fürsten Leopold von Dessau, der eben aus dem Feldzuge des Jahres 1712 zurück gekommen war, den Auftrag, sich der Stadt und des Fürstenthums Mörs ganz im Stillen „und ohne Rumor“ zu bemächtigen. Der Fürst brach in der Nacht vom 7. November mit einigen Regimentern aus dem Geldern'schen auf, und bemächtigte sich des Castells von Mörs auf eine so listige und glückliche Art, daß sie wohl verdient der Vergessenheit entrissen und weiter bekannt gemacht zu werden. Der holländische Commandant, Herr von Vryones, stattete über jene Begebenheit folgenden Bericht ab, den ich hier in einer deutschen Übersetzung mittheilen will:

Hochmögende Herren!

Ew. Hochmögenden mache ich hierdurch mit dem größten Leidwesen bekannt, daß am verwichenen Dienstage, als dem achten dieses, in der Morgenstunde zwischen 3 und 4 Uhr, ein preußisches Detaschement, unter dem Commando des Fürsten von Anhalt, durch Ordingen hinter dem Castell angekommen ist; daß 60 bis 70 Officiere und Soldaten, die vortreffliche Schwimmer seyn müssen, als Bauern gekleidet, jedoch mit Flinte, Bandelier und 50 Patronen versehen, unter Begünstigung der Nacht durch die Graben geschwommen sind, und am diesseitigen Ufer Ketten und Stricke befestigt haben, damit die Übrigen auf Pontons desto leichter nachkommen möchten; daß sie alsdann die Schildwachen überfallen haben, die von alle dem gar nichts gewahr geworden sind, weil der Wind ihnen zuwider war, und die beyden Mühlen, die dort stehen, die ganze Nacht unaufhörlich klapperten; daß sich hierauf die Preußen der Wache bemächtigten und die Schildwache gefährlich verwundeten, welche jedoch noch Gelegenheit fand, die Glocke zwey Mahl anzuziehen.

Zu gleicher Zeit kamen zwölf Officiere vor meine Thür und klopften mit Gewalt an. Ich ging, ohne angekleidet zu seyn, mit dem Degen in der Faust hinunter, und fragte: „Wer da?“ — „Freunde!“ — war die Antwort. Ich öffnete nun die Thür, ward aber sogleich angegriffen, entwaffnet, gefangen genommen, und mein Haus besetzt. Zu gleicher Zeit waren einige Officiere und Soldaten die Brücke passirt, um die Schildwache in der Barriere zu überrumpeln. Diese aber retirirte durch eine kleine Pforte, und machte in der Stadt Lärm. Die Brücken über den Graben nahmen die Preußen mit leichter Mühe weg, und brachen diejenige, welche zu einer Pforte des Castells führte, ab. Die Garnison suchte dieß durch etwa 30 Schüsse zu verhindern; es half ihr aber nichts. Die Preußen erwiederten es mit 20 Schüssen und verwundeten dabey 3 Soldaten, und tödteten einen Bürger. Der Preußen wurden nun immer mehr, sie kamen von allen Seiten, und beym Anbruche des Tages hatten sie die ganze Stadt und das Castell in ihren Händen.

Die Preußen verfohren sehr hart mit unsern Leuten, und trieben ihr Gespött mit ihnen; mich hat der Fürst von Anhalt aus dem Castell gehen heißen, und mich bey einem armen Bürger einquartiert. Der Baron von Kinsky, dem die Bürgerschaft den Eid der Treue und die Huldigung, unter dem Donner des Geschützes und des kleinen Gewehrs, hat schwören müssen, ist Gouverneur; denn der Fürst von Anhalt ist bald nach der Einnahme der Stadt mit lachendem Muthe wieder davon geritten.

Ich habe viel gelitten, und die üble Behandlung nicht verdient. Gedachter Fürst und alle Officiere haben mich versichert, was sie gethan hätten, sey mit Zustimmung von fünf Provinzen geschehen. Ist dieß gegründet, so bin ich doppelt unglücklich, daß Ew. Hochmögenden meine Ehre Preis gegeben haben, da ich unaufhörlich gebethen habe, mich in einen bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Jetzt erwarte ich Ew. Hochmögenden Ordre, wie ich mich bey diesem Unglücke verhalten soll.

Mörs, den 9. Nov. 1712.

Miscellen.

Bereits im Februar-Hefte dieses Archivs Nr. 17 und 18. wurde die Erscheinung des: österreichischen Beobachters (im gleichen Verlage des Anton Strauß, bey welchem vom neuen Jahre an, auch die geschätzten vaterländischen Blätter erscheinen) angezeigt, als eines Blattes, dessen Mangel bisher sowohl in der Hauptstadt, als somit auch in den Provinzen gar sehr gefühlt worden ist. — In einem Zeitpuncte, wo mehrere altgewohnte und beliebte deutsche Blätter unterdrückt wurden und nicht weiter mehr erscheinen, wo die politische Journalistik des Auslandes und überhaupt Alles, was auf eine, rücksichtlich der Treue und Vollständigkeit wahrhaft historische Darstellung der Zeitereignisse Bezug hat, mit so manchen Hindernissen und Erschwerungen ringt, wo die Preise der auswärtigen Zeitungen sich so ganz unverhältnißmäßig erhöhten, ist es doppelt erfreulich den Beobachter nicht nur fortgesetzt, sondern unter neuer Redaction wesentlich erweitert zu sehen. — Vom ersten Jänner an, wird er nicht wöchentlich drey Mahl, sondern täglich erscheinen, wodurch das wichtigste Hinderniß der Schnelligkeit in Mittheilung der Nachrichten hinweg fällt, und der Beobachter mit den gegenwärtig äusserst kostspieligen, ausländischen Blättern nicht nur vollkommen gleichen Schritt halten, sondern denselben durch seine ausgebreitete und verlässige Correspondenz noch zuvor eilen kann. Dadurch, daß alle officiellen Actenstücke und Berichte jedes Mahl vollständig nach ihrem ganzen Texte geliefert werden sollen, muß dieses Blatt für den Geschäftsmann und Gelehrten wie für jeden gebildeten Zeitungsleser nothwendig neues und bleibendes Interesse gewinnen.

Der zugleich angekündigte, literarische Anhang ergänzt für eine zahlreiche Leserclasse die Übersicht der neuesten Erscheinungen, (unter denen jene im Gebiethe der Wissenschaften und Künste an Wichtigkeit wohl keinerley anderen nachstehen). Beydes zusammen verbürgt die sichere Erreichung des angekündigten schönen Zweckes: Das Inland mit den merkwürdigsten Ereignissen und Begebenheiten des Auslandes bekannt zu machen, dem Auslande das Wissenswürdigste des Inlandes mitzutheilen.

Archiv
für
Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Montag den 24. und Mittwoch den 26. December 1810.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung dargestellt werden kann, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht, bey Staaten und bey Particularen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wo hingegen Schwäche, Furchtsamkeit und Alles, was die Entwicklung inwohnender Fähigkeiten hindert, Staaten und Einzelne stürzt. — Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey? (die Umstände ändern Alles unendlich,) als das General-Resultat der Zeiten und Nationen: „Erfülle trefflich die, von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit."

Johann von Müller.

(154 und 155.)

Biographische Züge.

Sir Thomas More.

In London ist am Ende des Jahres 1808 ein historisches Werk in zwey Quartbänden erschienen, welches allgemeine Aufmerksamkeit in England erregt hat. Es enthält eine biographische Skizze des berühmten Sir Thomas More, Lordkanzler König Heinrichs VIII. von England, mit einer neuen Übersetzung seines Schlaraffenlandes (Utopia), welches auch in Deutschland zum Sprichwort geworden ist, seiner Geschichte Richard III., und seiner lateinischen Gedichte. Der Herausgeber ist der als Schriftsteller nicht unbekannte Arthur Cayley der Jüngere *).

Schon in Macdiarmed's Leben brittischer Staatsmänner, welches kürzlich erschienen ist, befindet sich eine Biographie dieses durch seine Talente, wie durch seine Redlichkeit musterhaften Staatsmannes; aber das oben erwähnte Werk ist weit reichhaltiger, und enthält eine große Anzahl bisher unbekannter Actenstücke und Anecdoten, die selbst dem Deutschen von Nutzen seyn können, der sich bewogen fühlt, die höchst denkwürdige Regierungs-Geschichte Heinrichs VIII. ausführlich zu studieren.

Hauptsächlich aber gibt der Herausgeber neue Beyträge zur Darstellung des häuslichen Lebens und des sittlichen Charakters seines Helden. Thomas More's Vater hieß Sir John More, und war drey Mahl verheirathet. — Als Sir Thomas zu London die Rechte studierte, ward er von seinem Vater so kärglich gehalten, daß er sich kaum mit anständiger Kleidung versorgen konnte. Damit war er selbst in reifern Jahren sehr zufrieden, und versicherte, dieses habe ihn vom Müßiggange, vom Spiel und von schlechter Gesellschaft abgehalten. — Von seinen Poesien, die freylich nicht genialisch, aber doch auch keinesweges gemein sind, geben wir folgende Beschreibung des Glücks als Probe:

Fast by her side doth weary Labour stand,
Pale Fear also and Sorrow all bewept,
Disdain and Hatred on that other Hand,
Eke restless Watch, from sleep with travail kept,
His eyes drowsy, and looking as it slept.
Before her standeth Danger and Envy,
Flatt'ry, Disceit, Mischief and Tyranny.

More's erste Gattinn überlebte kaum das sechste Jahr ihrer Ehe. Drey Jahre nachher heirathete er eine Mistreß Alice Middleton, hatte mit ihr keine Kinder, und pflegte von ihr zu sagen, sie sey nec bella nec puella gewesen. Für seine Kinder erster Ehe sorgte sie mit mütterlicher Liebe.

Folgende Anecdote charakterisirt diese Lady More vollkommen. So lange er Lord-Kanzler war, hatte einer seiner Diener die Gewohnheit, nach geendigtem Gottesdienst an den Kirchenstuhl der Lady zu gehen, und ihr anzuzeigen, daß der Kanzler fortgegangen sey. Am ersten Sonntage nach seiner Abdankung kam Sir Thomas selbst an den Kirchenstuhl, machte eine tiefe Verbeugung und sprach: „Madame, der Lord ist nicht mehr da. (the Lord is gone)!" — Zuerst glaubte die Dame, es sey nur sein Scherz; aber als er ihr ernstlich versicherte, daß er das Siegel wirklich abgegeben habe, ward sie sehr erzürnt. Der fröhlichgelaunte Mann rief seine Tochter und fragte sie, ob sie irgend einen Fehler in dem Äußern ihrer Mutter entdecken könnte? Sie antwortete: Nein; er aber sagte: Seht ihr nicht, daß ihr die Nase ein wenig schief steht? Die Lady aber soll mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ausgerufen haben: Potz Velten! (Tili vally) Mr. More, was wollt ihr machen?

*) Der Englische Titel lautet: Memoirs of Sir Thomas More; with a new Translation of his Utopia, his History of King Richard the Third and his Latin Poems. By Arthur Cayley the Younger, Esq. 2 Vols 4. Cadell and Davies.

wollt ihr euch in die Asche setzen und Gänschen braten? Es thut doch viel besser zu regieren, als sich regieren zu lassen."

More kannte seinen König, Heinrich VIII., viel zu gut, um nicht das Schicksal zu ahnen, was er von ihm zu erwarten hatte. Es war sein eifrigstes Bestreben, seine Familie, mit welcher er patriarchalisch eingezogen lebte, auf dieß traurige Ereigniß vorzubereiten. Deswegen wählte er oft, wie sein Schwiegersohn Roper in einem in dem Werke angeführten Actenstück bezeugt, religiöse Gedanken und Aussichten in die Ewigkeit zu Gegenständen seines Gesprächs, und pflegte mit heiterer Seele den Wunsch zu äußern, als ein standhafter Märtyrer der Rechtschaffenheit zu seinen Vätern einzugehen. Auch ging diese Erwartung in Erfüllung. Schon zu einem hohen Alter gelangt, und in Abgeschiedenheit von allen Staatsgeschäften, begehrte der ungerechte, grausame König Heinrich VIII. von Thomas More die Zustimmung zur Ehescheidung von seiner Gemahlinn Catharina; Thomas weigerte sich, und Heinrich ließ ihn daher, und einzig deswegen — zum Tode verurtheilen.

Das oben erwähnte Werk enthält einen am 5. Julius 1535, also am Tage vor seiner Hinrichtung, geschriebenen Brief an seine Tochter Margarethe, der keine Spur von dem gewöhnlichen Gejammer darbiethet, wovon solche Briefe gemeiniglich erfüllt zu seyn pflegen. Er befiehlt seine Kinder und sich seinem Gott, und damit gut.

Als More zur bestimmten Zeit von dem Lieutenant des Towers aus seinem Gefängniß nach dem Hinrichtungsplatze geführt ward, trug er, nach damahliger Sitte, einen langen Bart; sein Gesicht war bleich und mager; in den Händen hatte er ein rothes Kreuz, und warf die Augen oft gen Himmel. Aber seine Heiterkeit blieb ihm bis zuletzt, wovon er selbst noch auf dem Schaffot drey auffallende Beweise gab. Als er dasselbe bestieg, fand er es so schwach gebauet, daß es nahe daran war, umzustürzen; er sagte also zu dem Lieutenant: Ich bitte, helft mir, daß ich gesund hinauf komme, für mein Herabkommen will ich schon selbst sorgen! (I pray see me up save, and for my coming down let me shift for myself. —) Da ihm der König Heinrich sehr klüglich Stillschweigen auferlegt hatte, so wünschte More nichts weiter, als daß die Zuschauer für ihn bethen, und Zeuge seyn möchten, daß er den Tod in und für den Glauben der katholischen Kirche dulde. Als er dieß gesagt hatte, kniete er nieder und bethete einen Psalm, entweder den 51. oder 56. oder 75sten, wovon aber der erstere am wahrscheinlichsten ist. Dann stand er freudig auf, und als sein Henker ihn um Verzeihung bath, küßte er ihn und sagte: „Du wirst mir heute eine größere Wohlthat erzeugen, als irgend ein Sterblicher mir zu erzeigen fähig ist. Sey rüstigen Geistes, Mann, und nicht bange bey der Ausübung deines Amtes. Mein Hals ist sehr kurz; nimm dich also in Acht, daß du nicht schief hauest, um deiner Ehre willen."

Als er sein Haupt auf den Block legte, bath er den Henker, zu warten, bis er seinen Bart weggenommen habe; denn dieser, fügte er hinzu, habe sich keines Verbrechens schuldig gemacht.

In jenen Denkwürdigkeiten wird uns dieser edle Mann als höchst geduldig und leutselig geschildert. Mr. Roper sagt: er habe seinen Schwiegervater während der sechszehn Jahre, die er mit ihm in einem Hause zubrachte, nicht ein einziges Mahl aufgebracht gesehen. Auch der berühmte Rotterdammer Erasmus, sein vertrauter Freund, sagt ebenfalls von ihm: comitate totam familiam moderatur, in qua nulla tragoedia, nulla rixa.

Der zweyte Band enthält More's Utopia, seine Geschichte Richard III. und seine lateinischen Gedichte und Epigramme. Von der Utopia liefert Mr. Cayley eine neue, klare Übersetzung. Die Utopia oder Beschreibung des Schlaraffenlandes, die öfter erwähnt, als gelesen worden ist, obwohl sie es sehr verdient gelesen zu werden, ist gewisser Maßen ein philosophisch-politischer Roman, worin der Verfasser seine Ideen von der besten Regierungsform einhüllt. Freylich sind seine Satyren nicht so derbe, wie unsere Zeit sie fordert, um sie zu fühlen, aber sie sind desto besser gemeint; und eben diese Bonhommie verbreitet über das Ganze einen gewissen eigenthümlichen Reiz. Merkwürdig für sein persönliches Schicksal ist die Stelle, wo er anführt: „die Utopier erlauben Ehescheidungen, nicht nur wegen eines Ehebruches, sondern auch wegen anderer Dinge, die dem Zweck der Ehe wesentlich entgegen sind."

Wir fürchten, daß die Zeiten gar bald wieder eintreten, wo auch wir die meisten politischen Wahrheiten in ein Utopia verlegen müssen, die wir wollen laut werden lassen. Dieß Buch stammt aus einer traurigen Zeit und spricht daher an alle Herzen. Es ist voll Laune und voll verdeckter Anspielungen auf Heinrichs Zeit und deren Ereignisse. Man höre nur eine Stelle:

„Einst wurden drey fremde Gesandte mit einem zahlreichen Gefolge in Utopia zugelassen. Alle waren mit bunten Kleidern angethan, die größten Theils von Seide waren. Die Gesandten selbst, die zu dem Adel ihres Landes gehörten, trugen goldene Kleider, geschmückt mit schweren Goldketten, und goldene Ringe. Ihre Kappen waren mit Diademen umgeben, die reich mit Perlen und Diamanten besetzt waren. Kurz, sie waren gerade mit solchen Dingen geschmückt, die man in Utopien für Pfänder der Sclaverey, für Merkzeichen der Schande oder für Kinderspiele hält. Die Utopier verspotteten daher auch die prächtigen Herren; ja man hörte Kinder, die ihre Juwelen wegwarfen, ihren Müttern zuschrieen: Sieh einmahl den großen Narren, er trägt Perlen und Edelstein, als wenn er noch ein Kind wäre. Still, Kindchen, antwortete die Mutter, das ist einer von den Narren der Gesandten."

Des Schwedenkönigs Carls XI. Traumgesicht.

Seit langer Zeit trug man sich in Schweden mit einem Gespenstermährchen von diesem Könige, der für sein Reich war, was der eilfte Ludewig für Frankreich. Man that sehr kostbar mit den Abschriften desselben, bis in der letzten Zeit, wo ein eisernes Schicksal so viele Verlegenheiten und Bedrängnisse über Schweden brachte, mit den düstern Glauben an alles Ungeheure und Schreckliche, auch diese Vision allgemeiner machte. Die Urschrift soll im Reichsarchive gelegen haben. Nach einem Abdruck im vaterl. Museum (I. 4. Hamburg 1810) soll sie also lauten:

„Ich Carl XI. heute König von Schweden war die Nacht zwischen dem 16. und 17. December 1676 mehr als gewöhnlich von meiner melancholischen Krankheit geplagt. Ich erwachte um halb zwölf Uhr, da ich von ungefähr meine Augen

auf das Fenster warf, und gewahr ward, daß ein starker Schein im Reichssaal leuchtete. Ich sagte da zu dem Reichsdrost Bjelke, der bey mir im Zimmer war: was ist das für ein Schein im Reichssaal? ich glaube da ist Feuer los. Er antwortete mir: o nein, Euer Majestät, es ist der Schein des Mondes, der gegen das Fenster glittert. Ich war da vergnügt mit diesen Antworten, und wandte mich gegen die Wand, um einiger Ruhe zu genießen, aber ich war unbeschreiblich ängstlich in mir, wandte mich wieder nach vorne hin, und ward des Scheins wieder gewahr. Ich sagte da wieder: hier muß es nimmer richtig zustehen. Ja, sagte der große und geliebte Reichsdrost Bjelke, es ist nichts anders, als der Mond. In demselben Augenblick kam der Reichsrath Bjelke ein, um sich zu erkundigen, wie ich mich befände. Ich fragte da diesen wackern Mann, ob er irgend ein Unglück oder Feuer im Reichssaal gewahr geworden? Er antwortete da nach dem Stillschweigen einer kleinen Weile: nein, Gott sey Lob! das ist nichts; es ist allein der Mondschein, der verursacht, daß es aussieht, als wäre im Reichssaal Licht. Ich ward wieder etwas befriedigt, aber, indem ich meine Augen wieder dahin warf, ward ich gerade wie gewahr, daß es aussah, als wären Menschen da gewesen. Ich stand dann auf und warf meinen Schlafrock um, und ging an das Fenster, und öffnete es, wo ich gewahr ward, daß es da ganz voll mit Lichtern war. Da sagte ich: gute Herren, hier steht es nicht richtig zu. Ihr verlasset Euch darauf, daß der, welcher Gott fürchtet, sich vor nichts in der Welt fürchten muß; so will ich nun dahin gehen, um zu erforschen, was es seyn kann. Ich bestellte da bey den Anwesenden, herunter zu gehen zum Wachtmeister, um ihn zu bitten, mit den Schlüsseln heraufzukommen. Als er heraufgekommen war, ging ich im Gefolge mit dem Mann zu dem geschlossenen heimlichen Gang, der über meinem Zimmer war, zur Rechten von Gustav Erichsons*) Schlafzimmer. Als wir dahin kamen, befahl ich dem Wachtmeister, die Thüre zu öffnen, aber aus Bangigkeit bath er um die Gnade, ihn damit zu verschonen. Ich bath darauf den Reichsdrost, aber auch er weigerte sich dessen. Ich bath darauf den Reichsrath Oxenstjerna, dem nie vor etwas bange war, die Thüre aufzuschließen: aber er antwortete mir: Ich habe ein Mahl geschworen, Leib und Blut für Euer Majestät zu wagen, aber nie diese Thüre aufzuschließen. Nun begann ich selbst, bestürzt zu werden, aber faßte Muth, nahm selbst die Schlüssel, und schloß die Thüre auf, da wir das Zimmer und sogar den Fußboden überall schwarz bekleidet fanden. Ich nebst meiner ganzen Gesellschaft waren sehr zitterig. Wir gingen da zur Reichssaalsthüre. Ich befahl dem Wachtmeister wieder die Thüre zu öffnen, aber er bath mich um Gnade, ihn damit zu verschonen; ich bath da die andern von der Gesellschaft, aber sie bathen sich alle die Gnade aus, es nicht zu thun. Ich nahm da selbst die Schlüssel und öffnete die Thüre, und als ich einen Fuß hineinsetzte, zog ich ihn aus Bestürzung hastig zurück. Ich stutzte so ein wenig, aber dann sagte ich: gute Herren, wollt Ihr mir folgen, so werden wir sehen, wie es sich hier verhält; vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will. Sie antworteten alle mit bebenden Worten: Ja. Wir gingen da hinein. Allzusammen wurden wir eines großen Tisches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; alle hatten große Bücher vor sich, unter ihnen ein junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Zur rechten Seite saß ein langer, schöner Herr, von ungefähr 40 Jahren, sein Angesicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu seiner linken Seite ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren. Es war besonders, daß der junge König mehrmals den Kopf schüttelte, da alle diese würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher schlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg, und ward straks neben dem Tische Richtblock bey Richtblock, und Henker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, so daß das Blut längs dem Fußboden fortzuströmen anfing. Gott soll mein Zeuge seyn, daß mir mehr, als bang war; ich sah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf sie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meistentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg, und ward hinter dem Tisch in der Ecke einen Thron gewahr, der fast umgestürzt war, und daneben einen Mann, der aussah, als sollte er Reichsvorsteher seyn; er war ungefähr 40 Jahre alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog, und laut rief: welche ist des Herrn Stimme, die ich hören soll? Gott, wann soll dieß geschehen? Es wurde mir nicht geantwortet. Ich rief wieder: o Gott, wann soll dieß geschehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König schüttelte mehrmahls den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher schlugen. Ich rief wieder, stärker denn zuvor: o Gott, wann soll dieß geschehen? so sey denn großer Gott, so gnädig, und sage, wie man sich dann verhalten soll. Da antwortete mir der junge König: nicht soll dieß geschehen in Deiner Zeit, sondern in der Zeit des sechsten Regenten nach Dir, und er wird seyn von eben dem Alter und Gestalt, wie Du mich siehest; und der, welcher hier steht, offenbart, daß sein Vormund aussehen wird, wie dieser; und der Thron wird gerade in des Vormunds letzten Jahren an seinem Fall seyn durch einige junge Edelleute; aber der Vormund, der unter seiner Regierung den jungen Herrn verfolgt, wird sich da seiner Sache annehmen, und sie werden den Thron stärker befestigen: daß nie zuvor ein so großer König in Schweden gewesen, und nie nachher kommen wird, als dieser werden wird, und daß das schwedische Volk in seiner Zeit glücklich werden wird; und er wird ein seltenes Alter erreichen; er wird sein Reich ohne Schulden, und mehrere Millionen in der Schatzkammer hinterlassen. Aber ehe er sich auf dem Thron befestigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, daß nie desgleichen im schwedischen Lande gewesen, und auch nimmer werden wird. Gib Du ihm, als König im Schwedenlande, Deine guten Vermahnungen. — Und als er dieß gesagt, verschwand alles, und allein wir mit unsern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erstaunen, wie jedermann sich vorstellen kann, und als wir in das schwarze Zimmer kamen, war es auch weg, und alles in seiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in meine Zimmer, und gleich setzte ich mich, diese folgenden Vermahnungen zu schreiben in Briefen, so gut ich konnte. (Die Vermahnungen liegen versiegelt, werden von König zu König erbrochen, gelesen, und versiegelt.) Und alles dieses ist wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eyde, so wahr mir Gott helfen soll.

Carl XI.

heute König in Schweden.

*) Gustav Wasa's I., der Erich Wasa's Sohn war.

Als auf der Stelle gegenwärtige Zeugen haben wir alles gesehen, wie Se. Königl. Majestät es aufgezeichnet hat, und bekräftigen es mit unserm leiblichen Eyde, so wahr uns Gott helfen soll.

Carl Bjelke, Reichsdrost. U. W. Bjelke, Reichsrath. A. Oxenstjerna, Reichsrath.

Peter Granslén, Vice-Wachtmeister.

Die Kaiserinn Eudoxia.

Die Geschichte von Rußland enthält eine solche Menge außerordentlicher Begebenheiten, daß man in die graue Vorzeit dieses Reichs nicht dringen darf, um auf schaudernde, Erstaunen erweckende Scenen zu stoßen, die selbst den kühnen Menschen mit Verwunderung und Entsetzen ergreifen. Sahen nicht die Generationen des verflossenen Jahrhunderts Dinge, die der Nachwelt kaum glaublich scheinen werden, so wahr sie auch an und für sich selbst sind! Plötzliche Erhebungen von der niedrigsten Stufe des menschlichen Lebens zum höchsten Gipfel irdischer Größe, schnelle Entthronungen und Vernichtungen, Herrscherstolz und tiefer Fall, schienen in diesem Reiche so sonderbar auf einander zu folgen, als wenn es die Vorsehung absichtlich dazu auserwählt hätte, um den Unbestand der menschlichen Größe, die sie mit allgewaltiger Hand gibt und wieder nimmt — auf eine fühlbare Art zu zeigen.

Das Schicksal der armen Eudoxia Feodorowna, ersten Gemahlinn Peters des Großen, gibt davon einen auffallenden Beweis. Der unverwelkliche Ruhm des genialen Fürsten, der das russische Volk bildend umschuf, durfte keinen freymüthigen Geschichtschreiber zurückschrecken, in die Ereignisse seines thatenvollen Lebens die Schicksale des edelsten Mädchens zu verweben, das der Czar zuerst auf den Thron erhob. Wer kann sie lesen, ohne Thränen über die Verirrungen ihres Gatten zu vergießen, dessen Tage sonst so großes Herrscher-Verdienst aufweisen; welcher von seinen Unterthanen, dem der Ruhm des unsterblichen Fürsten noch so sehr am Herzen liegt, wird es läugnen können, daß er zuweilen Übereilungen beging, die seine Größe verdunkelten, ohne dem Helden das bleibende Verdienst zu rauben!

Es ist bekannt, daß Peter I. durch eine Folge von Ereignissen auf den Thron gelangte, wovon die Annalen seiner Vorfahren reichliche Beyspiele aufweisen. Als ein Kind aus der zweyten Ehe seines Vaters Michel Alexiewitz, schien er auf immer von der Thronfolge ausgeschlossen zu seyn; der Weg dazu war ihm nicht nur durch die Abneigung der Nation gegen alle Kinder ihrer Beherrscher aus einer zweyten Ehe, sondern noch mehr durch das Daseyn zweyer Prinzen aus der ersten Ehe verschlossen; auch der Wille seines Vaters Alexis raubte ihm alle Hoffnungen, der ein Jahr vor seinem Tode seinen ältesten Sohn Feodor zu seinem Nachfolger erklärte.

Feodor bestieg den Thron, regierte sieben Jahr, und hinterließ aus zwey Ehen auch nicht einen Sprößling. Er hielt seinen Bruder Iwan zur Beherrschung des russischen Volks für unfähig, und erklärte deshalb Peter I. zu seinem Nachfolger, der damahls erst zehn Jahr alt war.

Die Prinzessinn Sophie, dritte Schwester Iwans, benutzte dieses Verhältniß, um sich der Strenge des Gesetzes zu entziehen, das alle Töchter des verstorbenen Czars zum ewigen Kloster verurtheilte, und machte mit Hülfe der Strelitzen, einer unruhigen, kühnen Miliz, die sehr oft über die russische Krone entschied, die Verfügungen Feodor's zum Vortheil seines Bruders Peter scheitern, dessen Erhebung sie um so weniger wünschte, als dieser Prinz schon in seiner ersten Jugend alle, die ihre Augen auf ihn gerichtet hatten, zu großen Erwartungen berechtigte. Sophiens angefangenes Werk wurde durch eine Menge Verbannungen und Todesurtheile vollendet. Sie entschied unwiderruflich, daß Iwan und Peter gemeinschaftlich regieren sollten, ernannte sich aber selbst, unter dem Vorwande der Geistesschwäche des Einen, und der großen Jugend des Andern, zur Mitregentinn des Reichs, und ergriff das Steuerruder der Staatsgewalt mit kühner Hand. Sophie hielt jedes Mittel, ihren unbegränzten Ehrgeitz zu befriedigen, für erlaubt, und glaubte, sich dadurch den Weg zum Throne zu bahnen.

In der That hing es nur von ihrer Entschlossenheit ab, sich der obersten Gewalt in einem gemeinschaftlich beherrschten Reiche zu bemächtigen; eine neue Aufwiegelung der Strelitzen konnte Petern Reich und Leben kosten, und der schwachsinnige Iwan vermochte nicht, ihre Plane zu hintertreiben.

Aber ihre Unentschlossenheit und der Scharfblick des Czars, der die Absichten seiner Schwester völlig durchschaute; retteten ihn aus der Lebensgefahr.

Er flüchtete sich in das Dreyeinigkeitskloster der Residenz, das seiner heiligen Bestimmung ungeachtet, wie eine Festung fortificirt war, und machte dort seine gerechten Besorgnisse der Welt bekannt. Alle Augen wandten sich auf ihn, und alle Herzen wurden von Mitleid hingerissen.

Von diesem Augenblick an begann er zu herrschen; lähmte durch schaudernde Marter den Muth aller Anhänger seiner Schwester Sophie, und sperrte sie selbst im Jahre 1689 in ein Kloster zu Moskau ein. Iwan hörte auf, Mitherrscher zu seyn; ihm wurden nur die äußern Ehrenzeichen der Souveränität gelassen, während Peter ihre Rechte mit unbeschränkter Gewalt ausübte.

Kurz vorher, ehe Peter zum wirklichen Besitz des Throns gelangte, hatte er sich nach der Weise seiner Vorfahren vermählt. Die Prinzessinn Sophie, die alle seine körperlichen Schwächen kannte, ohne zu errathen, zu welchen Unternehmungen ihn sein Genie, das sich zu entwickeln anfing, leiten würde, war die erste Veranlassung zu diesem Schritte. Sie ließ durch's ganze russische Reich bekannt machen, daß der Czar Peter sich entschlossen hätte, sein Herz und seinen Thron mit dem vollkommensten Mädchen, das der weite Umfang seiner Staaten aufweisen könnte, zu theilen. Hundert und hundert Mädchen die sich durch Geburt, durch Schönheit und Jugendreitz auszeichneten, und für deren ehrgeitzige Familien die drückende Regentenkrone mehr Anziehendes hatte, als für sie selbst — wurden den 19. Junius 1689 im großen Fürstensaal zu Moskau versammelt.

Da sah man den schönen Kreis der edelsten Mädchen des Reichs in den ersten Frühlingstagen des Lebens, Aller Augen wurden von tausend Reitzen entzückt, und alle Herzen im Gefühl des unnennbaren Zaubers hingerissen. Da sahe der junge Fürst alles, was nur ein fühlendes Herz rühren und seine geheimsten Wünsche plötzlich entflammen kann, dicht vor seinen Augen.

Beym Anblick des Czars, der eine perlenreiche Fürstenkrone mit seinem Herzen der Siegerinn anzubiethen kam, begannen tausend Wünsche im Kreise dieser liebenswürdigen Geschöpfe zu erwachen; tieftreffende Blicke, in denen sich schüchterne Zärtlichkeit sprechend mahlte, flogen ihm von allen Seiten entgegen. Er wurde unruhig; so viele Reitze hatte er auf ein Mahl nie gesehn.

Unentschlossen irrte sein blitzendes Auge umher; wie sollte sein Herz ohne Wanken entscheiden, wo es in jedem Augenblick von neuen Annehmlichkeiten überrascht wurde! Doch plötzlich schwand seine Unentschlossenheit; er entdeckte das schöne Ideal aller Vollkommenheiten; seine Wahl war entschieden. Es war die reitzende Eudoxia Feodorowna, Tochter des Edlen Feodor Abrahamowitz Lapuschin aus dem Großherzogthum Nowogorod, die am wenigsten gefallen wollte und dennoch alle Wünsche des Fürsten auf sich zog. Geboren aus einer Ehe, deren Band die Zärtlichkeit allein geknüpft hatte, vereinigte sie in einem Alter von siebenzehn Jahren alle Reitze ihres Geschlechts mit einem Geiste, der Schönheit und Talent noch mehr ins Licht setzte. Alle Jünglinge betheten sie an, und alle Männer-Herzen huldigten ihr. So viele Vollkommenheiten konnten dem spähenden Auge Peters nicht entgehen; es schien, als wenn sich mit diesem Augenblick sein natürlicher Tact völlig entwickelt hätte, schnell diejenigen zu unterscheiden, die seines Vertrauens werth waren. Eudoxia empfing das Geständniß ihrer Erwählung mit einer Bescheidenheit, die nur edlen Seelen eigen ist. Ihre Vermählung wurde mit einer Pracht gefeyert, die dem großen Gebieth des russischen Monarchen angemessen war. In weniger als zwey Jahren hatte sie das Glück, der russischen Krone zwey männliche Erben zu geben.

Der frühzeitige Tod des ältesten Prinzen, Alexander, ersparte ihm alle Leiden, die sein Herz bey dem Unglück seiner armen Mutter hätten ergreifen müssen. Weit trauriger war das Loos des nachgebornen Prinzen Alexis, der seinen Bruder nur darum zu überleben schien, um als Opfer stiefmütterlichen Ehrgeitzes und des ungerechtesten Mißtrauens zu fallen.

Das waren die beyden Sprößlinge aus einer Verbindung, die unter so lachenden Verhältnissen geschlossen war. Ach! nur zu bald erlosch die Flamme in dem Herzen des jungen Czars, der seiner schönen, geistreichen Gemahlinn überdrüssig wurde.

Peter hatte zufälliger Weise in Moskau's Vorstadt Stabade ein verführerisches Geschöpf entdeckt, das sein Herz mit glühender Liebe entflammte. Die Liebe macht alle Stände gleich, Die Schönheit erhebt das geliebte Mädchen über alle zufälligen Vortheile ihres Geschlechts; darum mußte Anna Maensen, die Tochter eines deutschen Bürgers in der Residenz, den Czar unwiderstehlich fesseln.

Peter war überdieß zu wenig gebildet, als daß er seine Leidenschaft hätte mäßigen können! heftig und stürmend in allen seinen Handlungen, verrieth er selbst seine geheimen Verbindungen am allerersten. Eine Intrigue dieser Art ging seine Gemahlinn zu nahe an, als daß sie ihr lange verschwiegen geblieben wäre. Leider brach ihre Eifersucht so heftig hervor, daß sie alle Regeln der Klugheit aus den Augen verlor, die ihre Maaßregeln nothwendig leiten mußten, wenn sie in dem Herzen ihres Gatten eine Änderung bewirken sollten.

Die Mutter des Czars, entsprossen aus der Familie Narischkin, einem der ersten und ältesten Geschlechter von Rußland, hatte kaum von den Mißhelligkeiten Nachricht erhalten, die unter ihren Kindern entstanden waren, als sie alle ihren Einfluß aufboth, um sie zu versöhnen. Sie stellte ihrer Schwiegertochter sehr lebhaft vor: daß der Czar mehr vom Temperament, als vom Zartgefühl hingerissen wäre, daß er gewiß von einer Leidenschaft genesen würde, die ihren Grund nur in der Hitze der Jugend hätte; daß er nothwendig auf den Weg der Tugend zurückkehren müßte, so bald er ihren Werth kennen gelernt haben würde.

Eudoxia fand den weisen Rath nicht nach ihrem Geschmack, vielleicht glaubte sie, daß Peter, dessen Gewalt noch getheilt zu seyn schien, es nicht wagen würde, einen so gefährlichen Entschluß, wie die Scheidung unter solchen Verhältnissen seyn mußte, zur Reife zu bringen. — Darum folgte sie nur den Eingebungen ihres erbitterten Herzens, und überhäufte ihren Gemahl in einer geheimen Unterredung nicht nur mit Vorwürfen in den allerhärtesten Ausdrücken, sondern erklärte ihm auch ohne alle Schonung, daß sie sein Bett nicht mehr theilen würde.

Wenn Eudoxia die Zeit dazu benutzt hätte, seinen Charakter zu studieren, dann wäre sie nicht bey ihrem letzten hartnäckigen Entschluß geblieben, der für sich allein jedes Mittel, sich dem Herzen eines von Natur so harten und heftigen Fürsten, wie Peter war, zu nähern, vernichten mußte. Diese Idee gründet sich auf die unbestrittene Thatsache, daß der Czar in demselben Augenblick, als er ihr Zimmer verließ, ihr Benehmen selbst entschuldigte und ihrem Unwillen eine Art von Achtung nicht versagen konnte, weil er ihn dem höchsten Grade von Zärtlichkeit zuschrieb, den die heiligen Rechte der Ehe verzeihlich machen. Personen, die ihn näher kannten, waren überzeugt, daß er es nie zu dem Äußersten hätte kommen lassen, so groß auch sein Widerwille gegen alle Gattung von Zwang war, wenn Eudoxia, durch unseligen Rath, seine Günstlinge nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, an ihrem Verderben zu arbeiten, um ihrer Rache zu entgehen.

Sie hatte erfahren, daß Lefort dem unregelmäßigen Leben ihres Gatten dadurch am meisten Vorschub thäte, daß er ihm die Gegenstände seines sinnlichen Vergnügens aufsuchte, und glaubte ihm darüber Vorwürfe machen zu müssen. Lefort schien zu erstaunen, als wäre Verdacht dieser Art gegen ihn sehr ungerecht, und Eudoxia, entrüstet über diese unverschämte Häucheley, die alle Änderung des Favoriten auszuschließen schien, glaubte besser zu reussiren, wenn sie ihm unter drohenden Demüthigungen deutlich merken ließe, was er von ihrem Zorn zu fürchten hätte. Dieses Betragen jagte ihm ein solches Schrecken ein, daß er sie mit dem festen Entschluß verließ, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, sie in den Augen des Czars vollends zu Grunde zu richten. Dieser berüchtigte Flüchtling von Genf, der dem Czar für alles Gute und Nützliche, daß nur civilisirte Staaten aufweisen können, Geschmack beyzubringen suchte, ohne je den geringsten Versuch zu machen, ihm einen Abscheu von der Ausschweifung beyzubringen, ließ sich jetzt mehr als je angelegen seyn, des Czars eheliche Untreue zu begünstigen, damit ihm sein boshafter Vorsatz gegen die betrogene Eudoxia desto besser gelingen möchte.

Man begann damit, die Gesinnungen des russischen Clerus zu prüfen; vergebens erhielten die Bischöfe und Archimandriten den Befehl, eine Nullität der Ehe Peters im canonischen Recht zu finden; sie blieben ihrer Pflicht getreu und erklärten

dem Günstling, daß nur ein Machtspruch das Band der Ehe auflösen könnte, welches dem Czar ein lästiges Joch zu seyn schien. Aber Peter fand diesen Schritt zu gewagt ohne die Welt wenigstens durch einen Schein des Rechts zu blenden.

Eudoria sah das Ungewitter vom Horizont sich über ihrem Scheitel sammeln und glaubte sich verloren. Die Abreise des Czars zur Belagerung von Asof schien die Wolken zu zerstreuen; denn in Mißhelligkeiten dieser Art ist jeder Aufschub ein Gewinn; aber das war gerade der Augenblick, den ihr Feind erwartete. Er zweifelte gar nicht, daß es ihm gelingen würde, Eudoxien in's Verderben zu stürzen, wenn ihr niedergeschlagener Blick Peters Herz, so lästig sie ihm auch war, nicht mehr zum Mitleid erweichen und ihm nicht mehr abhalten könnte, ihren Gram durch noch größere Kränkungen zu vermehren. Er benutzte diese Entfernung des Czars von seiner Gemahlinn mit so viel Gewandtheit, daß Peter in der Stunde gewöhnlicher Übereilungen seinen Bestürmungen nachgab und nach Moskau einen Befehl ausfertigte, der gefährliche Folgen haben konnte. Indessen begünstigte Lefort's Unternehmen der Tod Iwans noch mehr, durch welchen Peter, selbst der Form nach, alleiniger und unbeschränkter Gebiether des russischen Reichs wurde. Er schickte daher die Ukase durch einen Courier an den Onkel des Czars, Leo Narischkin, mit dem gemessenen Befehl, Eudoxien auf der Stelle in ein Kloster zu sperren, und damit keinen Augenblick zu säumen; weil der Czar nicht eher das Lager verlassen würde, bis sein Wille vollzogen wäre. Narischkin vollzog das Geboth mit Zittern: denn sein eigenes Leben war bey dem geringsten Erbarmen in Gefahr. So wurde die unglückliche Eudoxia vom Thron gerissen, und dreyßig Meilen weit von Moskau mußte sie in dem Kloster Satulsky das Diadem mit dem Schleyer vertauschen, und im Orden der Basilianerinnen das Gelübde ablegen.

Kaum sahe sich Peter von der lästigen Wachsamkeit seiner Gattinn befreyt, als er mit preisgegebenem Zügel sich dem Sinnentaumel überließ, den er im ruhigen Besitz der schönen Bewohnerinn von Staboda fand.

Die Liebe herrscht tyrannisch, vor ihr muß der Scepter und der Schäferstab sich beugen; ihr Wahnsinn bemächtigte sich des Herzens des jungen Czars in dem Grade, daß er seine Geliebte ohne alles Bedenken zu seiner rechtmäßigen Gemahlinn erhoben hätte, wenn sie nur ihre Vortheile geltend, oder nur die Gelegenheit hätte benutzen wollen, die er ihr selbst in jedem Augenblicke gab. Aber der Besitz des Diadems, das die Augen so vieler Sterblichen blendet, hatte für Annen durchaus keinen Reitz; je mehr der Thron sich ihr zu nähern schien, desto mehr entfernte sie sich von ihm. Sie nahm die ungestümen Bewerbungen des Czars um ihre Hand mit so wenig Wärme auf, daß er sie dem Mangel aller Zuneigung zuschrieb. Er wurde aufmerksamer, und es entging seinem Scharfblick nicht, daß ihre Gefälligkeiten nur dem Monarchen, aber nicht dem Geliebten galten, daß sie nur seine Freygebigkeit liebte, aber nichts weniger als seine Person liebenswürdig fand. Wer das menschliche Herz kennt, wird sich leicht überzeugen, daß Liebe ohne Theilnahme selten lange fortlodert; darum erlosch auch die Leidenschaft des Czars, der Annens Gesinnungen durchschaute, nach und nach, und sie wurde ihm zuletzt völlig gleichgültig. Seine Besuche wurden immer seltner, bis er sie gänzlich verließ. Anna war darüber nichts weniger als traurig; sie hatte Reichthümer genug gesammelt um einen Fremdling — Gesarion, glücklich zu machen, der die Würde eines Ambassadeurs nicht zu beflecken glaubte, wenn er die Maitresse eines mächtigen Monarchen heirathete, bey dessen Hofe er accreditirt war.

Die Natur hatte Petern mit einem alles umfassenden Genie ausgestattet, für dessen Kraft kein Unternehmen zu groß war. Er brütete über der Idee, den ganzen Staat umzuschmelzen und sich ein ganz neues Volk zu schaffen; in der Absicht machte er sich auf die Reise, um in fremden Ländern die Muster der Umformungen zu suchen, die er in seinen Ländern vorzunehmen beschloß. Er vertraute das Staatsruder seinem Oncle Leo Narischkin, dem Prinzen Boris Galliczyn und dem Bojaris Procarofski, und, sein Riesenproject im Kopfe, kannte Peter von nun an keine andere Leidenschaft, als den Ruhm.

Gesinnungen dieser Art ließen die Hoffnung einer bessern Zukunft in Eudoxiens Herzen nicht erlöschen; wenigstens durfte sie nicht fürchten, daß der Friede in ihrer Abgeschiedenheit auf irgend eine unangenehme Weise gestört würde.

Aber plötzlich erhielt der Czar, als er sich eben in Wien befand, die Nachricht von einer neuen Verschwörung in Moskau, deren Häupter die Absicht hatten, die Prinzessinn Sophie auf den Thron zu setzen. In demselben Augenblick gab er seinen Plan, Italien zu durchreisen, auf, kehrte im Adlerfluge nach seiner Residenz zurück, und ließ die Anführer eben so wie die Theilnehmer der Treulosigkeit unter nahmenlosen Martern sterben, ohne daß auch nur ein einziger die Prinzessinn Sophie beschuldigt hätte. Indessen hätte ihr, bey aller Unschuld, der Wille des Volks, sie zur Kaiserinn zu krönen, das Leben gekostet, hätte sich nicht Lefort Peters Entschlusse mit aller Kraft entgegengesetzt. Lefort starb kurz darauf.

Alexander Menzikof, der von der niedrigen Stufe eines Pastetenbäcker-Knaben sich zu den höchsten Ehrenstellen erhob — gewann dieselbe Gunst und dasselbe Vertrauen des Czars, welches Lefort besessen hatte. Kaum hatte ihm das Glück diesen wichtigen Posten zugeeignet, als er darauf dachte, seinen Einfluß unerschütterlich zu machen. Er beschloß, dem Czar eine Person an die Seite zu setzen, die ihm aus Erkenntlichkeit zugethan bleiben, und durch Reitze und Gewandtheit das Herz des Monarchen auf immer fesseln konnte. Eine liefländische Kriegsgefangene, die er in seinem Besitz hatte, schien ihm zu diesem Zweck alle Eigenschaften zu vereinen; sie hat sich in der Folge einen so großen Nahmen gemacht, daß es die Mühe lohnt, die Geschichte ihres Lebens aufzuzeichnen.

Catharina Alexiewna wurde in der Rigaer Statthalterschaft am See Worsteri geboren; ihr Vater war ein Bauer und Unterthan des Obersten Rosen. In einem Alter von fünf Jahren verlor sie Vater und Mutter, weshalb sie der Pfarrer der Parochie aus Erbarmen in sein Haus nahm. Da aber seine Einkünfte so beschränkt waren, daß es ihm schwer fiel, etwas auf ihre Erziehung zu verwenden, so befreyte ihn der Dechant Glück aus Marienburg von dieser Sorge, und nahm das Kind zu sich. Bey Glück blieb Catharina bis zu ihrer Mannbarkeit, und gefiel dem Pflegevater in der Art, daß er sie heirathen wollte. Ein Sergeant aus der Garnison aber, dessen Jugend Catharinens Alter mehr angemessen war, bewarb sich so eifrig um ihre Hand, daß der gute Dechant sein eigenes Glück dem Pflegekinde aufopferte, und sie dem Sergeanten gab. Die Hei-

rath wurde gerade an dem Tage vollzogen, als der General Bauer die Stadt mit Sturm einnahm. Catharinens neuvermählter Mann wurde beym ersten Angriff getödtet; so wurde sie an demselben Tage Gattinn, Wittwe und Gefangene. Der General Bauer nahm sie zuerst in seinen Dienst; Menzikof wurde sie dort ansichtig, fand sie sehr liebenswürdig, und es kostete ihm keine Mühe, sie vom General Bauer zu erhalten. Der Czar lernte sie bey seinem neuen Favorit kennen, und wurde von ihrer Schönheit und ihrem Geist so sehr überrascht, daß er es Menzikof auf die Seele band, Catharinen für ihn aufzubewahren. Der Günstling sahe auf der Stelle die großen Vortheile ein, die er aus dieser neuen Leidenschaft des Czars ziehen könnte, und suchte alle Mittel hervor, sie zu nähren. Dieß gelang ihm über alle Erwartung, denn in kurzer Zeit wurde das Marienburger Mädchen die erklärte Favorite Peters.

So erhob sich Catharina von der niedrigsten Stufe des menschlichen Lebens, während Eudoxia, die Geburt, Reitze und Talente dem Diadem näherten, ohne alle Form des Rechts vom Throne gestoßen, in der tiefsten Demüthigung unter der Last insipider Klosterbüßungen schmachten, und die vergänglichen Freuden der Menschheit in der fühlendsten Epoche des Lebens beweinen mußte. Doch diese Verbannung war nicht die höchste Stufe von Eudoxiens Unglück, es erwarteten weit schmerzlichere Prüfungen das besorgte Herz der Mutter und den zarten Sinn der fühlenden Gattinn. Catharinens Gewalt über Petern wurde von Tage zu Tage größer; die Sorgfalt, mit der sie die Nüancen seines Charakters erforschte, zeigte ihr dazu eine reichhaltige Quelle, die Zeit ihres Lebens nicht versiegen konnte. Mit dieser Überzeugung wuchs ihr Stolz, und ihre Ansprüche wurden umfassender; der Thron war jetzt das Ziel aller ihrer Wünsche, und sie ergriff jedes Mittel, um es zu erreichen. Peters Herz war ihr gewiß, sie kannte alle seine Neigungen und wußte sich ihrer zu bemeistern, nur die Religion schien sich ihren Planen in den Weg zu stellen; darum schwor sie den Glauben ihrer Väter, die lutherische Confession, ab, und ging zur griechischen Kirche über. Kaum war diese Ceremonie vollbracht, als der Czar kein Hinderniß, seine lange genährten Wünsche zu befriedigen, vor sich sah und ihr seine Hand ohne Weiteres anboth. Catharina war seit dem Jahre 1707 mit dem Czar heimlich verehelicht, aber die förmliche Vermählung unter dem imponirenden Pomp der übertragenen Majestätsrechte geschahe erst sechs Jahre später, und dieser feyerliche Act verwischte den Flecken der Geburt zweyer Töchter, die ihm Catharina als Favorite gebar, wovon die Älteste an den Herzog von Holstein vermählt und die jüngste späterhin unter dem Nahmen Elisabeth zur russischen Kaiserinn gekrönt wurde.

Seit dieser Erhebung wurde Catharinens Ehrgeitz gränzenlos; denn sie wußte wohl, daß sie Peters Herz mit demselben Despotismus, als er seine Staaten, beherrschte. Sie beschloß, den Sohn der unglücklichen Eudoxia, Alexis Petrowitz, von der Thronfolge auszuschließen, den der Czar, ein Jahr vor seiner eignen Verbindung, mit der Prinzessinn von Wolfenbüttel: Charlotte Christine Sophie, Schwägerinn des deutschen Kaisers Carl VI., vermählt hatte, obgleich diese Wahl dem, von seinen Vorfahren und von ihm selbst unabänderlich befolgten Gesetz entgegen war.

Catharinens Absicht war, auf Kosten des rechtmäßigen Erben die Kaiserkrone aufs Haupt ihrer Kinder zu setzen. Das Verderben des Alexis war in ihrem Herzen geschworen, und es galt nur der großen That, den gefaßten Entschluß zur Wirklichkeit zu bringen. Hier mußte ihr alter Vertrauter, Menzikof thätig mitwirken, und da beyde jedes Mittel für erlaubt hielten, um ihren Zweck zu erreichen, so konnte es nicht fehlen, daß sie den Prinzen in den Augen des Czars völlig verhaßt machten. Man begann damit, ihm bemerkbar zu machen, daß sich weder die Sitten noch die Neigungen des Prinzen dazu eigneten, für die Fortdauer des immer mehr wachsenden Ruhms seiner Regierung zu sorgen; daß der Prinz die großen Thaten, die ihn in den Augen der Welt unsterblich machten, heimlich tadle; daß er die alten barbarischen Gebräuche der russischen Nation begünstige, mit deren Proscription die Epoche der Bewunderung angefangen habe, welche Europa dem Czar zolle; so überzeugte man ihn bald, daß Alexis, wenn er ja den russischen Thron bestiege, den Schweden alle eroberten Provinzen, die durch seines Vaters Waffen der russischen Krone unterworfen worden, zurückgeben, den Patriarchen ihre Anmaßungen hingehen lassen, den Priesterstand in seine vorigen, gemißbrauchten Rechte wieder einsetzen, den Klöstern die confiscirten Revenüen wieder einräumen, die Mode der langen russischen Oberkleider und der unbeschnittenen Bärte wieder einführen, und alle alten, bisarren Gewohnheiten geltend machen würde, deren Ausrottung dem Czar so viele Mühe und so viele Geduld gekostet hätten.

Maßregeln dieser Art waren mit vieler Menschenkenntniß auf die Heftigkeit seines Charakters, die jede ruhige Überlegung entfernte, berechnet, und konnten ihrer Wirkung, des Czars höchsten Widerwillen gegen den Prinzen Alexis, nicht verfehlen, dessen Unthätigkeit, anscheinender Hang zur Andächteley und ein gewisses unfreundliches Äußere dem Vater lange mißfallen hatten.

Man kann nicht läugnen, daß Alexis, dessen Erziehung völlig vernachlässigt worden war, ohne seine Schuld Fehler hatte, die seinen Feinden die Waffen in die Hand gaben. Der Tod seiner Gemahlinn, den man den Kränkungen zuschrieb, die ihr seine Ausschweifungen verursachten, und sein nachheriges Betragen, als er sich mit zügelloser Leidenschaft in die Arme der Finnländerinn Euphrosine warf, machten ihm viele Herzen abwendig, die es sonst treu mit ihm meinten.

Diese Thatsachen führten Catharinen geschwinder zum Ziele; der Czar wurde völlig überzeugt, daß der Prinz sein ganzes Riesengebäude, an dessen Erhaltung ihm mehr als an seinem Leben gelegen war, zertrümmern würde, wenn er je zur Regierung gelangte. Er faßte daher den Entschluß, seinen Sohn ins Kloster zu sperren, ihn zur Ablegung des Mönchsgelübdes zu zwingen, und ihn seines Rechts zur Thronfolge für verlustig zu erklären, um es auf die Kinder Catharinens zu übertragen. Er eröffnete sein Vorhaben nur den vertrautesten Personen aus dem Staatsrath, dem Senat und der Geistlichkeit, und da dieser Monarch über alle Vorstellung gefürchtet wurde, so unterstand sich kein Mensch, ihm zu widersprechen.

So verkleidete der Czar die härteste Handlung mit dem Schein der Förmlichkeit, bereitete die Gemüther, von denen er muthmaßlich noch etwas zu fürchten hatte, darauf vor, und machte in eigner Person dem Prinzen sein unglückliches Loos bekannt. Dieser Ausspruch schlug den armen Alexis in der Art

dem Günstling, daß nur ein Machtspruch das Band der Ehe auflösen könnte, welches dem Czar ein lästiges Joch zu seyn schien. Aber Peter fand diesen Schritt zu gewagt ohne die Welt wenigstens durch einen Schein des Rechts zu blenden.

Eudoria sah das Ungewitter vom Horizont sich über ihrem Scheitel sammeln und glaubte sich verloren. Die Abreise des Czars zur Belagerung von Asof schien die Wolken zu zerstreuen; denn in Mißhelligkeiten dieser Art ist jeder Aufschub ein Gewinn; aber das war gerade der Augenblick, den ihr Feind erwartete. Er zweifelte gar nicht, daß es ihm gelingen würde, Eudorien in's Verderben zu stürzen, wenn ihr niedergeschlagener Blick Peters Herz, so lästig sie ihm auch war, nicht mehr zum Mitleid erweichen und ihn nicht mehr abhalten könnte, ihren Gram durch noch größere Kränkungen zu vermehren. Er benutzte diese Entfernung des Czars von seiner Gemahlinn mit so viel Gewandtheit, daß Peter in der Stunde gewöhnlicher Übereilungen seinen Bestürmungen nachgab und nach Moskau einen Befehl ausfertigte, der gefährliche Folgen haben konnte. Indessen begünstigte Lefort's Unternehmen der Tod Iwans noch mehr, durch welchen Peter, selbst der Form nach, alleiniger und unbeschränkter Gebiether des russischen Reichs wurde. Er schickte daher die Ukase durch einen Courier an den Onkel des Czars, Leo Narischkin, mit dem gemessenen Befehl, Eudorien auf der Stelle in ein Kloster zu sperren, und damit keinen Augenblick zu säumen; weil der Czar nicht eher das Lager verlassen würde, bis sein Wille vollzogen wäre. Narischkin vollzog das Geboth mit Zittern: denn sein eigenes Leben war bey dem geringsten Erbarmen in Gefahr. So wurde die unglückliche Eudoria vom Thron gerissen, und dreyßig Meilen weit von Moskau mußte sie in dem Kloster Satulsky das Diadem mit dem Schleyer vertauschen, und im Orden der Basilianerinnen das Gelübde ablegen.

Kaum sahe sich Peter von der lästigen Wachsamkeit seiner Gattinn befreyt, als er mit preisgegebenem Zügel sich dem Sinnentaumel überließ, den er im ruhigen Besitz der schönen Bewohnerinn von Staboda fand.

Die Liebe herrscht tyrannisch, vor ihr muß der Scepter und der Schäferstab sich beugen; ihr Wahnsinn bemächtigte sich des Herzens des jungen Czars in dem Grade, daß er seine Geliebte ohne alles Bedenken zu seiner rechtmäßigen Gemahlinn erhoben hätte, wenn sie nur ihre Vortheile geltend, oder nur die Gelegenheit hätte benutzen wollen, die er ihr selbst in jedem Augenblicke gab. Aber der Besitz des Diadems, das die Augen so vieler Sterblichen blendet, hatte für Annen durchaus keinen Reitz; je mehr der Thron sich ihr zu nähern schien, desto mehr entfernte sie sich von ihm. Sie nahm die ungestümen Bewerbungen des Czars um ihre Hand mit so wenig Wärme auf, daß er sie dem Mangel aller Zuneigung zuschrieb. Er wurde aufmerksamer, und es entging seinem Scharfblick nicht, daß ihre Gefälligkeiten nur dem Monarchen, aber nicht dem Geliebten galten, daß sie nur seine Freygebigkeit liebte, aber nichts weniger als seine Person liebenswürdig fand. Wer das menschliche Herz kennt, wird sich leicht überzeugen, daß Liebe ohne Theilnahme selten lange fortlodert; darum erlosch auch die Leidenschaft des Czars, der Annens Gesinnungen durchschaute, nach und nach, und sie wurde ihm zuletzt völlig gleichgültig. Seine Besuche wurden immer seltner, bis er sie gänzlich verließ. Anna war darüber nichts weniger als traurig; sie hatte Reichthümer genug gesammelt um einen Fremdling — Keyserling, glücklich zu machen, der die Würde eines Ambassadeurs nicht zu beflecken glaubte, wenn er die Maitresse eines mächtigen Monarchen heirathete, bey dessen Hofe er accreditirt war.

Die Natur hatte Petern mit einem alles umfassenden Genie ausgestattet, für dessen Kraft kein Unternehmen zu groß war. Er brütete über der Idee, den ganzen Staat umzuschmelzen und sich ein ganz neues Volk zu schaffen; in der Absicht machte er sich auf die Reise, um in fremden Ländern die Muster der Umformungen zu suchen, die er in seinen Ländern vorzunehmen beschloß. Er vertraute das Staatsruder seinem Oncle Leo Narischkin, dem Prinzen Boris Galliczyn und dem Bojaris Procarofski, und, sein Riesenproject im Kopfe, kannte Peter von nun an keine andere Leidenschaft, als den Ruhm.

Gesinnungen dieser Art ließen die Hoffnung einer bessern Zukunft in Eudoriens Herzen nicht erlöschen; wenigstens durfte sie nicht fürchten, daß der Friede in ihrer Abgeschiedenheit auf irgend eine unangenehme Weise gestört würde.

Aber plötzlich erhielt der Czar, als er sich eben in Wien befand, die Nachricht von einer neuen Verschwörung in Moskau, deren Häupter die Absicht hatten, die Prinzessinn Sophie auf den Thron zu setzen. In demselben Augenblick gab er seinen Plan, Italien zu durchreisen, auf, kehrte im Adlerfluge nach seiner Residenz zurück, und ließ die Anführer eben so wie die Theilnehmer der Treulosigkeit unter nahmenlosen Martern sterben, ohne daß auch nur ein einziger die Prinzessinn Sophie beschuldigt hätte. Indessen hätte ihr, bey aller Unschuld, der Wille des Volks, sie zur Kaiserinn zu krönen, das Leben gekostet, hätte sich nicht Lefort Peters Entschlusse mit aller Kraft entgegengesetzt. Lefort starb kurz darauf.

Alexander Menzikof, der von der niedrigen Stufe eines Pastetenbäcker-Knaben sich zu den höchsten Ehrenstellen erhob — gewann dieselbe Gunst und dasselbe Vertrauen des Czars, welches Lefort besessen hatte. Kaum hatte ihm das Glück diesen wichtigen Posten zugeeignet, als er darauf dachte, seinen Einfluß unerschütterlich zu machen. Er beschloß, dem Czar eine Person an die Seite zu setzen, die ihm aus Erkenntlichkeit zugethan bleiben, und durch Reitze und Gewandtheit das Herz des Monarchen auf immer fesseln konnte. Eine liefländische Kriegsgefangene, die er in seinem Besitz hatte, schien ihm zu diesem Zweck alle Eigenschaften zu vereinen; sie hat sich in der Folge einen so großen Nahmen gemacht, daß es die Mühe lohnt, die Geschichte ihres Lebens aufzuzeichnen.

Catharina Alexiewna wurde in der Rigaer Statthalterschaft am See Worsteri geboren; ihr Vater war ein Bauer und Unterthan des Obersten Rosen. In einem Alter von fünf Jahren verlor sie Vater und Mutter, weshalb sie der Pfarrer der Parochie aus Erbarmen in sein Haus nahm. Da aber seine Einkünfte so beschränkt waren, daß es ihm schwer fiel, etwas auf ihre Erziehung zu verwenden, so befreyte ihn der Dechant Glück aus Marienburg von dieser Sorge, und nahm das Kind zu sich. Bey Glück blieb Catharina bis zu ihrer Mannbarkeit, und gefiel dem Pflegevater in der Art, daß er sie heirathen wollte. Ein Sergeant aus der Garnison aber, dessen Jugend Catharinens Alter mehr angemessen war, bewarb sich so eifrig um ihre Hand, daß der gute Dechant sein eigenes Glück dem Pflegekinde aufopferte, und sie dem Sergeanten gab. Die Hei-

nieder, daß er vor Schmerz auch nicht ein Wort hervorbringen konnte; er verlor alle Fassung, und in seinen Zügen mahlte sich nichts, als der Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung. Sein Vater ließ ihm nur sechs Monathe Zeit, um das Kloster selbst zu bestimmen, in welchem er den Rest seines Lebens zubringen wollte; trauriges Recht, das nur die Art des Todes der Wahl des Verurtheilten überläßt!

So war das traurige Schicksal des Sohnes Eudoxiens, die nur in ihren Thränen Trost finden konnte, als sie mit erleichtertem Herzen die Nachricht erhielt, daß der Czar sich zu einer Reise nach Dänemark vorbereitete. Er begab sich in der That kurze Zeit darauf dahin, um mit dem dänischen Hofe die Landung in Schonen zu verabreden, über deren Nothwendigkeit beyde Theile einverstanden waren; die ihm aber seiner Seits so sehr am Herzen lag, daß er sie in Person betreiben zu müssen glaubte.

Er übertrug die Regentschaft in seiner Abwesenheit seinem Favorit Menzikof, mit dem Befehl, den Prinzen zu einer baldigen Erklärung zu nöthigen, und seine Wahl in der Art zu bestimmen zu suchen, daß sie auf ein solches Kloster fiele, dessen Prior man völlig vertrauen könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Bey Baumgärtner in Leipzig erschien vor Kurzem eine „Sammlung der merkwürdigsten Träume." Bis jetzt hatten wir in der deutschen Literatur noch keine ähnliche Sammlung; der Bibliothekar Vulpius in Jena hat sich dieß Verdienst erworben. Das Werk enthält nebst einer Abhandlung über die Träume, 55 merkwürdige Träume mit Anführung der Quellen. Hier einige der noch wenig bekannten:

Doctor Christian Rumbaum, practicirender Arzt zu Breslau, hatte einst einen Patienten, den er gar nicht zu retten wußte. Er sann auf tausend Mittel, und schlief darüber, bekümmert und besorgt, ein. Und siehe, da ward ihm im Traum ein Buch gezeigt, in welchem die Krankheit seines Patienten, die ihm so viel Sorge machte, beschrieben, und ihre Cur angegeben wurde. Er merkte Blatt und Worte genau, stellte die Cur glücklich an, und rettete den Kranken. Nach einigen Jahren erschien ein Buch im Druck, in welchem er, auf dem gemerkten Blatte alles las, was er vorher im Traume gelesen hatte.

Der Dichter Melissus war so sehr Dichter im Handwerke, daß er nicht nur wachend, sondern auch im Traume Verse machte. Einst als er schon alt war, träumte ihm der Vers: Grata superveniet, quae non sperabitur hora. Er erzählte dieß seinem Freunde Lichtenstein, der auch ein Dichter war. Dieser, den prophezeihenden Gott im Busen, setzte sich sogleich nieder, und machte aus diesem Verse, mit Versetzung der Buchstaben, folgenden Vers: Est ventura Rosina, parataque nubere pigro. Und siehe da, es fügte sich wirklich, daß Melissus sich noch in seinem 70. Jahre mit einem artigen Mädchen verheirathete, die Rosina hieß.

Andreas Püjon aus Ober-Auvergne, reiste durch Riom nach Paris, und traumte, daß durch Versetzung seines Nahmens der Sinn heraus käme: „gehangen zu Riom." Den folgenden Tag bekam er Händel, und schlug seinen Gegner todt. Sein Traum ging in Erfüllung. Er wurde als Mörder zu Riom gehangen.

....

Am Ende des XVII. Jahrhunderts trug sich zu Salon, einer kleinen Stadt in Provence, eine wunderliche Begebenheit zu, die in ganz Frankreich viel Lärm machte. Einem Bürger dieser Stadt, in welcher, wie man sagt, der berühmte Astrolog Nostradamus geboren worden, erschien ein Gespenst. „Geh," sagte es zu dem Erschrockenen, „fordere Pässe vom Gouverneur, um nach Versailles zu reisen, und mit dem Könige selbst zu sprechen. In der Nacht vor Deiner Ankunft bey Hofe werde ich Dir abermahls erscheinen, und Dich unterrichten, was Du mit dem Könige reden sollst. Bis dahin sey verschwiegen, wenn dein Leben dir lieb ist. Niemand, als der Gouverneur, darf wissen, was ich von Dir begehre."

Das Gespenst verschwand, die Frau des Bürgers trat herein und fand ihren Mann halb todt vor Schrecken. Sie drang in ihn, ihr zu entdecken, was vorgegangen; seine Weigerung vermehrte ihre Neugier, sie quälte ihn so lange, bis er das Geheimniß ihr vertraute, und seine Schwatzhaftigkeit auf der Stelle mit dem Leben büßte. — Einige Zeit nachher wandte sich das Gespenst mit gleicher Zumuthung an einen andern Bürger, der, weil er nicht reinen Mund gegen seinen Bruder hielt, gleichfalls eines plötzlichen Todes starb. In ganz Salon, und mehr als zwanzig Meilen in die Runde, erregten diese beyden Todesfälle Furcht und Schrecken.

Nicht lange, so wählte das Gespenst sich abermahls einen Vertrauten, dieß Mahl einen Grobschmidt, der, klüger als die beyden Vorigen, sich sogleich zum Gouverneur verfügte, mit Mühe eine geheime Audienz erlangte, und — natürlich verspottet wurde. Der Schmidt, Nahmens Francois Michel, ließ sich nicht abschrecken, berief sich auf seinen guten Ruf, auf das Zeugniß aller Einwohner, daß er nie ein abergläubischer Thor gewesen; und endlich auf den plötzlichen Tod seiner beyden Vorgänger. Der Gouverneur zog Erkundigungen ein, und fand die Sache doch wichtig genug, um nachzugeben. Francois Michel erhielt Briefe an den Staats-Secretairo Barbisieux, welchen die Zeugnisse der Stadtobrigkeit und die beglaubigten Aussagen der Bürger beygefügt wurden.

Der Schmidt kam glücklich nach Versailles, im April 1697, wußte aber noch immer nicht, was er dem Minister, oder dem Könige, sagen sollte. Doch in der Nacht hielt das Gespenst Wort, und unterrichtete ihn von dem Auftrage, den es, man weiß nicht warum, nicht selbst ausrichten konnte oder wollte, befahl ihm, bey dem Minister, trotz aller Hindernisse, die man ihm in den Weg legen möchte, auf eine geheime Audienz bey Sr. Majestät zu dringen, und bis dahin, bey Strafe eines plötzlichen Todes nichts zu verrathen. — Der Minister, wie voraus zu sehen war, behandelte den Schmidt als einen Verrückten, aber dieser schwur, sein Leben hänge an der Gewährung seines Verlangens. Damit jedoch der König von der Wahrheit seiner Sendung sich vorläufig überzeugen möchte, so sollte der Minister Sr. Majestät erinnern, daß Sie selbst, bey der letzten Jagd zu Fontainebleau, das Gespenst gesehen, daß das scheue Pferd einen Seitensprung gemacht, und daß Se. Majestät, weil die Erscheinung nur einen Augenblick gewährt, sich überredet, es sey nur Täuschung gewesen, und darum gegen Niemand etwas davon geäußert hätten. — Der Minister stutzte über diesen seltsamen Umstand, hinterbrachte es dem Könige, und erstaunte noch mehr, als dieser, nach einem kurzen, ernsten Schweigen, befahl, den Schmidt in sein Cabinet zu führen. — Es geschah. Der König hatte eine lange, geheime Unterredung mit ihm, von der man nichts erfahren hat. Der Prophet blieb noch drey oder vier Tage bey Hofe. Ludwig erlaubte ihm sogar, als er auf die Jagd ritt, Abschied von ihm zu nehmen, und als bey dieser Gelegenheit der Garde-Capitän, Herzog von Duras, sagte: „Sire, hätten Sie mir nicht ausdrücklich befohlen, diesen Menschen herein treten zu lassen, so würde ich es nie gewagt haben; denn wenn er kein Narr ist, so sind Sie kein Edelmann." Da erwiederte der König lächelnd: „Sehn Sie, Herzog, wie man seinen Nächsten oft falsch beurtheilt; denn dieser Mann ist klüger, als Sie und Viele sich einbilden mögen." — Man kann denken, welchen Eindruck dieses hingeworfene Wort auf den ganzen Hof machte. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, zu erforschen oder zu errathen, was Michel mit dem Könige, oder auch nur mit dem Minister, gesprochen; allein vergebens!

Der Prophet empfing eine Summe Geldes von dem Minister, sammt dem Befehl, zu schweigen, und kehrte still in sein Vaterland zurück. Während seines Aufenthalts in Paris wurde er, von einem der ersten damahligen Künstler, Roullet, gezeichnet und in Kupfer gestochen. Dieses, zwar seltene, aber doch noch in den Portefeuillen der Kunstliebhaber vorhandene, Bildniß zeigt einen Mann gegen vierzig Jahre, mit einer ehrlichen, ausdrucksvollen Physiognomie.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.

Freytag den 28. und Montag den 31. December 1810.

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschimmernde Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannichfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mongolen, Tartaren; Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken, und unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr? Die Ersten der Menschen? Selten. Die Besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke, — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung fortgeleitet hat. Bey jeder Schwingung, bey jeder Hebung, bey jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Geboth der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. — Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte.

Johann von Müller.

(156 und 157.)

Die Kaiserinn Eudoxia.

(Beschluß.)

So groß auch die Traurigkeit war, die Eudoxien niederbeugte, und so schmerzlich die Verhängnisse ihr fühlendes Mutterherz ergreifen mußten, so wurde dennoch an Peters Hofe kein Wort um die Unglückliche verloren. In ihrer Zelle eingeschlossen, konnte sie nur bethen und weinen; alle Verhältnisse, die sie sonst an die Welt ketteten, schienen jetzt auf immer zerrissen zu seyn. Desto mehr erstaunte der Czar, als er gleich nach seiner Ankunft in Kopenhagen die Nachricht erhielt, daß Eudoxia aus ihrer düstern Zelle einen Briefwechsel, nicht nur mit ihrem unglücklichen Sohn Alexis und mit ihrem Bruder Lapuschin, sondern sogar mit der Prinzessinn Marie, Schwester Peters, unterhielte. Man setzte mit vieler Bosheit hinzu, daß Marie Eudoxien ein weltliches Gewand habe zustellen lassen, damit sie es anziehen könnte, sobald sie den Schleyer wegwürfe; daß der Erzbischof von Rostof es bereits in seiner Diöcese erlaubte, für sie, wie für die wirkliche Gemahlinn des Czars, öffentliche Fürbitten zu halten; daß die büßende Eudoxia eine verbrecherische Vertraulichkeit mit einem Officier, Nahmens Glebow, der in der Nähe von Roslof auf seinen Gütern lebte, unterhielte; und man hatte Frechheit genug, dem Czar zu sagen, daß, wenn er nicht schleunige, zerstörende Maßregeln gegen diese Verschwörung ergriffe, die Folgen davon höchst traurig für ihn und seine Familie werden könnten.

Peter, der einen mißtrauischen, argwöhnischen Charakter hatte, wurde beym Lesen dieser unerwarteten Neuigkeiten heftig erschüttert; er wollte jedoch das Unternehmen, um dessen Willen er an einen fremden Hof gekommen war, nicht aufgeben, und da er zu gleicher Zeit fürchtete, daß sein Sohn und dessen Anhänger seine Abwesenheit benutzen möchten, um einen Schritt zu wagen, den die Verzweiflung beseelte, so nahm er seine Zuflucht zur Verstellung; denn er zweifelte nicht, den Prinzen zu gewinnen, wenn er Vertrauen an die Stelle der Drohungen treten ließe. Er schrieb ihm einen Brief in den zärtlichsten Ausdrücken, und lud ihn ein, sich aufs schleunigste nach Kopenhagen zu begeben, um mit ihm die Lorbeern zu theilen, die er bey der beschlossenen Landung auf Schonen zu sammeln glaubte.

Diese scheinbaren Beweise väterlicher Güte bethörten den Prinzen nicht; wahrscheinlich machten ihn seine vertrautesten Freunde auf die Schlingen aufmerksam, die unter den glatten Worten eines harten, unerbittlichen Vaters verborgen wären, und auf ihren Rath beschloß er, List mit List zu bezahlen. Er antwortete dem Czar in Ausdrücken, die von unbedingtem Gehorsam und kindlicher Verehrung erzeugt zu seyn schienen, und versprach, ohne Aufschub seinem Befehl Folge zu leisten. Er reiste auch wirklich ab, aber kaum befand er sich auf kurländischem Grund und Boden, als er linksum machte, und gegen den Rath seiner Freunde nach Wien ging, die alles aufbothen, um ihn zu einer Reise nach Frankreich zu bewegen, das vormahls gewöhnlich das Asyl unglücklicher Fürsten war.

Als das Gerücht von seiner Flucht sich in Moskau verbreitet hatte, da machten erst Eudoxiens Freunde und selbst die Familie des Czars einen Plan zur Verschwörung, die jedoch nicht eher ausbrechen sollte, als bis eine sehr günstige Gele-

genheit sich darböthe. Diese Bedenklichkeit der Verschwornen zeugt deutlich, wie furchtbar ihnen der Czar selbst in seiner Abwesenheit war.

Peter wandte tausend Mittel an, um seinen Sohn zur Rückkehr zu bewegen, und sowohl der geheime Rath Tolstoi, als der Garde-Capitän Romanzow, ersannen tausend Kunstgriffe, den Thronerben des russischen Staats sicher und muthig genug zu machen, das Castell St. Elmo in Neapel zu verlassen, welches ihm der deutsche Kaiser zum Zufluchtsort angewiesen hatte, wo er aber in der That als ein Staatsgefangener behandelt wurde. Erst als der Czar seine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich beendigt hatte, gelang es seinen Emissarien, den Prinzen zur Rückkehr in sein Vaterland zu bestimmen, indem sie ihm einen eigenhändigen Brief seines Vaters übergaben, in welchem ihm eine unbedingte Verzeihung zugesagt war.

Eine rührende Antwort des leichtgläubigen Prinzen ging seiner Rückkehr voraus, und machte auf das Herz seines Vaters einen solchen Eindruck, daß er sicher seine Gesinnungen geändert haben würde, wenn Menzikof, der alle seine Bewegungen aufmerksam beobachtete, nicht Sorge getragen hätte, die menschlichen Gefühle des Vaters zu vergiften. Der Prinz erhielt an demselben Tage, wo er in Moskau ankam, die Erlaubniß, sich zu den Füßen seines Vaters zu werfen, und als er sein Gemach verließ, verbreitete sich das Gerücht, daß der Czar ihm, seinem schriftlichen Versprechen getreu, die Verzeihung mündlich zugesagt hätte.

Wie groß war daher das allgemeine Erstaunen, als man den Morgen darauf (den 14. Februar 1717) die Garden das Schloß umringen, und die ganze Garnison unter die Waffen treten sah! Ein Adjutant des Czars begab sich, von vier Officieren begleitet, zum Kronprinzen, forderte ihm den Degen ab, und begleitete ihn, umrungen von einem Detaschement Grenadiere mit aufgepflanztem Bayonnet, wie einen Staatsgefangenen in den Pallast.

Der Czar erwartete ihn in dem großen Saal, von seinen Ministern, Bojaren und Staatsräthen umgeben. Kaum war der Prinz vor diesem Tribunal erschienen, so erklärte er sich selbst für schuldig, und verlangte nichts mehr, als daß man ihm das Leben schenken möchte.

Sein Vater, der hier als Richter seines Sohnes auftrat, begab sich mit ihm in sein Kabinet, um von ihm die geheimsten Umstände seiner Flucht und der damit in Verbindung stehenden Personen von Moskau zu erforschen. Nach Verlauf einer Stunde kehrte er mit ihm in den Staatsrath zurück, und gab ihm sein fürstliches Wort, sein Leben zu verschonen, wenn er öffentlich und aufrichtig auf alle Ansprüche des moskovitischen Throns Verzicht leisten wollte. Dem Prinzen blieb keine Wahl übrig, darum unterzeichnete er die Renunciationsacte ohne Wanken, die ihm schon fertig vorgelegt wurde. Um einer so außerordentlichen Handlung völlige Unverbrüchlichkeit zu geben, mußten die Großen des Reichs, ohne sich von der Stelle zu rühren, dem Prinzen Peter, Catharinens Sohn, als nunmehrigem Thronfolger des russischen Reichs, den Eid der Treue leisten, worauf sich die ganze große Versammlung nach der Kathedralkirche begab, wo die zusammen berufenen Erzbischöfe, Bischöfe und Archimandriten denselben Eid feyerlich schwören mußten.

So groß auch das Opfer war, welches Alexis gebracht hatte, so war es dennoch seinen Feinden nicht hinreichend. Man führte ihn unter starker Bedeckung als Staatsgefangenen in das Schloß zurück, und bald darauf wurde er nach Petersburg transportirt. Dort formirte der Czar ein aus den größesten und angesehensten Personen der Monarchie zusammengesetztes Tribunal, das, nach dem zuvor vom Klerus erforderten Gutachten, den Prinzen solcher Vergehungen für schuldig erklärte, die nach dem Gesetz die Strafe des Todes verdienten; sie überließen es aber dem Souverän, dieses Urtel zu bestätigen oder abzuändern.

Peter befahl, daß man seinem Sohn das Todesurtheil vorlesen sollte; dieser barbarische Befehl wurde vollzogen. Mag nun das schreckliche Bild des Schaffots auf die lebhafte Imagination des Prinzen, oder mögen materielle Mittel, die durch heftigen Impuls auf den Lebensgeist die Functionen des Körpers zerstören, auf seine Organisation tödtend gewirkt haben, — Rußlands verstoßener Thronerbe rang den Morgen darauf mit fürchterlichen Convulsionen, die in kurzer Zeit seinem Leben und seiner Qual ein Ende machten. Sein Tod wurde offiziell als eine Folge des Schreckens und des Schmerzens bekannt gemacht.

Und nun begann jener berüchtigte Kriminal-Prozeß, der mit dem tragischen Tode einer unzählbaren Menge von Menschen beschloß, die man für verdächtig hielt oder halten zu müssen glaubte, deren angebliche Verbrechen aber nicht einmahl zur Sprache kamen, mithin noch weniger bewiesen werden konnten.

Sehr viele Personen, die der Prinz in seiner geheimen Unterredung mit dem Czar als Theilnehmer der Verschwörung, an die er nie gedacht hatte, angegeben haben soll, um sein Leben zu retten, wurden auf die Tortur gelegt, und man behauptet, durch dieses grausame Mittel die Entdeckung gemacht zu haben, daß der Erzbischof von Roszof die unglückliche Eudoxia verführt habe.

Dieses Mährchen ist unglaublich, indessen bekannte der niedrige Pope, daß er in der Absicht, Geschenke von dem einfältigen, aber reichen Abraham Lapuschin, Bruder Eudoxiens zu erhalten, ihr eingebildet hätte, alle Tage Visionen zu haben, in welchen die Allmacht ihm Dinge entdeckte, die für die verstoßene Fürstinn sehr tröstlich wären. Nach diesen Offenbarungen sollte sich in kurzem Peters Herz Eudoxien versöhnen, sie aus der düstern Zelle wieder auf den Thron steigen, den Czar noch mit zwey männlichen Erben glücklich machen und die Freude erleben, Catharinen, die ihren Platz usurpirte, mit Schande und Spott verjagt zu sehen.

Selbst als Despot befahl der Czar der Geistlichkeit, diesen Prälaten seiner Würde zu entsetzen, und als dieses Collegium sich mit dem Mangel an Gewalt, über Dinge der Art abzusprechen, entschuldigte, antwortete ihnen der Czar drohend, daß, wenn sie das Recht hatten, Bischöfe einzusetzen, ihnen die Befugniß nicht mangeln könnte, sie zu cassiren. Seine Drohung machte die Prälaten geschmeidig, sie erklärten den Erzbischof seiner Würde und der äußern Attribute der geistlichen Weihe für verlustig, die Insignien, die dieser Mensch durch gemeinen Betrug entehrt hatte, wurden ihm abgenommen, und er wurde in Moskau mit dem Ritter Kikin, des Prinzen vertrautesten Freunde, der ihn auf der Flucht begleitet hatte, lebendig gerädert.

Wen schaudert nicht, daran zu denken, daß die zartgebildete Eudoxia, das reizende Mädchen, das der Czar, vom Zauber ihrer Vollkommenheiten hingerissen, unter Tausenden erwählte, die fühlende, zertretene Mutter, die mit ihm auf einem Throne saß, und dann von der unbarmherzigsten Hand in die Tiefe hinabgeschleudert wurde, jetzt auf Befehl desselben Fürsten, der sie einst anbetete, auf die blutbefleckte Tortur der Verworfenen gespannt werden sollte. Düstre Nacht bedeckte bey'm Anblick der scheußlichen Marterkammer ihre Augen, sie sank ohnmächtig zusammen. Als die Henker Herz genug hatten, sie wieder in's Leben zu rufen, bekannte sie alle und jede Verbrechen, die man ihr nur anzudichten Lust hatte, um der schaudernden Marter zu entgehen, selbst den angeblichen verbrecherischen Umgang mit Glebow; und ihre Imagination war von der Furcht vor der Tortur so sehr beherrscht, daß sie selbst in der Confrontation mit ihrem erdichteten Verführer bey'm ein Mahl abgelegten Bekenntniß blieb, obgleich Glebow sie mit tiefer Wehmuth fragte, wie sie mit einer solchen Unwahrheit sich beflecken könnte. Er ertrug den wüthenden Schmerz der Knute zu wiederholten Mahlen, und behauptete, daß Eudoxia völlig unschuldig wäre und nur durch Marterzurüstungen bestimmt worden sey, sich der lächerlichsten Verbrechen anzuklagen, an die sie nie gedacht hätte, auch nicht einmahl in dem streng bewachten Kloster hätte denken können. Vergebens ließ man den heldenmüthigen Glebow sechs Wochen lang unbeschreibliche Martern erdulden, er blieb standhaft, und wurde zum Lohne seines heroischen Muths auf einen Pfahl gespießt. Man behauptete, daß in diesem jammervollen Zustande zwischen qualvollem Leben und Tod sich der Czar selbst, der Eudoxien wider Willen verschonte, dem Leidenden genähert, und ihn beschworen habe, die Wahrheit zu bekennen, daß ihm aber dieses verstümmelte Schlachtopfer in's Gesicht gespieen und dann die letzten Worte gestammelt habe: „Gehe Despot, und laß mich ruhig sterben!"

Der Bruder Eudoxiens, Abraham Lapuschin, sollte zuerst lebendig gerädert werden. Das Urtel wurde in der Folge geändert und ihm das Beil zuerkannt. Als er bereits den Kopf auf den Block hingelegt hatte, der vom Blut so vieler Unglücklichen gefärbt war, das der Büttel vor ihm vergossen hatte, verwandelte der Czar seinen Ausspruch in eine noch grausamere Strafe; denn er ließ ihm die Zunge aus dem Halse reißen, zwanzig zerfleischende Knutenhiebe geben, die allein den Tod verursachen konnten, und ihn dann auf ewig nach Siberien verweisen; das nannte seine rohe Sprache das Leben schenken.

Mit so vielen Hinrichtungen nicht zufrieden, ließ er alle Erzbischöfe, Bischöfe und die übrigen angesehenen Geistlichen versammeln, befahl ihnen, den Prozeß Eudoxiens mit der allergrößesten Genauigkeit zu untersuchen, und ihr Urtel nach aller Strenge der weltlichen Gesetze und der kanonischen Constitution auszusprechen.

Ehe diese Friedensrichter die Untersuchung begannen, erklärten sie feyerlich, daß sie als friedliche Lehrer des Evangeliums nach dem Blute des Büßenden nicht dürsten, sondern nur seine aufrichtige Reue bezwecken könnten, und daß ihnen die Vorsehung kein schneidendes Schwert, sondern nur das heilige Wort der Offenbarung in die Hand gegeben hätte. Dieser Geist der Mäßigung, der in dem Augenblick die ganze Versammlung des, durch imponirendes Ansehen gewaltig wirkenden, Klerus um so mehr beseelte, als noch Scham und Reue die Herzen der heiligen Väter wegen des Bluturtels gegen Eudoxiens Sohn erfüllte, rettete der unglücklichen Mutter das Leben. Sie wurde nur zur Kirchendisciplin verurtheilt, die sie durch die Hand zweyer Nonnen erhielt; die Sentenz wurde in Gegenwart des versammelten Kapitels vollzogen, und die gemißhandelte Eudoxia in ein anderes Kloster am Ladoga-See gesperrt.

Die Prinzessinn Marie, leibliche Schwester des Czars, erhielt in Gegenwart der Hofdamen und Cavaliere, die der Czar der Execution beyzuwohnen zwang, hundert Ruthenstreiche auf Rücken und Lenden, und wurde dann in die Festung von Schlüsselburg gesperrt. Die Beichtväter, die Domestiken und alle diejenigen Personen, denen diese Prinzessinnen Vertrauen bewiesen zu haben schienen, wurden von der Hand des Büttels gegeißelt und mit aufgeschlützter Nase oder mit abgehauener Zunge in die siberischen Wüsten verbannt.

Viele litten völlig unschuldig, denn sie waren von der Verschwörung auch nicht auf die entfernteste Weise unterrichtet. Selbst der Bund der Verschwornen war erst im Werden, der freylich den Thron Peters zum Wanken gebracht hätte, wenn er zur Reife gediehen wäre. Sonderbar genug ist es, daß beynahe unmittelbar nach diesem Blutbade und diesen Proscriptionen die russische Nation dem Czar unter lautem Beyfall dem Titel Kaiser beylegte.

Das Kloster, wohin Eudoxia verwiesen wurde, war so gut als ein Gefängniß, wo die Strenge der Obern ihr den Tod mehr als das Leben wünschenswerth machte. Sie wurde in einer düstern Zelle Tag und Nacht bewacht, und erhielt zu ihrer Nahrung nichts weiter, als Hülsenfrüchte, Brod und Wasser. Aber auch das war noch nicht das volle Maß ihrer Leiden; denn nachdem sie sechs Jahr in diesem Kerker geschmachtet hatte, mußte sie mit Schrecken gewahr werden, daß die Last ihres Unglücks sich noch vermehren konnte.

Peter, der, seine Gebrechen abgerechnet, die im Mangel aller Erziehung und aller Kraft sich selbst zu beherrschen lagen, durch seine genialen Handlungen, durch seinen Durst nach Ausbildung, durch die Vertilgung der Barbarey aus Rußland, und durch so viele muthige Unternehmungen, die seine Nation blühend machten, den Nahmen des Großen dennoch wahrhaft verdiente, fühlte zuletzt, daß er sterblich war. Ein heftiges Fieber warf ihn auf's Krankenbette, und die Kunst des Arztes konnte die tödtliche Wirkungen nicht aufhalten, denn er starb den 8. Februar 1725.

Auch Catharinens Sohn war indessen verstorben, und der Czar, der in dem letzten Augenblick seines Lebens mit sich nicht einig werden konnte, wen er zu seinem Nachfolger bestimmen sollte, wurde vom Tode überrascht, ohne etwas Bestimmtes hierüber verfügt zu haben. Aber Menzikof, der sein Leben und seine Größe der Wittwe Peters zu danken hatte, war entschlossen, sie auf dem Throne zu erhalten. Er bemächtigte sich des Schatzes, versammelte die Großen des Reichs, und bestimmte sie durch die feyerliche Versicherung, daß Peter Catharinen zu seiner Nachfolgerinn ernannt hätte, sie als Kaiserinn anzuerkennen. In der Bestürzung, worin sich der Staat in diesem kritischen Augenblicke befand, hielt es jeder für gefährlich, dem Vorschlag Menzikof's zu widersprechen, weil man nur zu sehr überzeugt war, daß der Günstling die fürchterlichsten Vorbereitungen gemacht hätte, um seinen Plan durchzusetzen, und daß er selbst die grausamsten Mittel nicht unversucht lassen würde,

um seinen Willen geltend zu machen. Darum wurde Catharina zur Kaiserinn des russischen Reichs ausgerufen, obgleich die letzten gebrochenen Worte des Czars, und die wenigen Sylben, die seine welke Hand noch zu schreiben vermochte, gerade das Gegentheil zu verordnen schienen.

Diese Erhebung Catharinens brachte die höchste Gewalt in die Hand der größten Feinde Eudoriens, die nach der gewöhnlichen Neigung des menschlichen Herzens um desto mehr von ihnen gehaßt werden mußte, je mehr sie selbst Ursache hatte, Menzikof und Catharinen zu hassen.

Eudorien wurden die niederbeugendsten Wirkungen dieses Hasses nur zu bald fühlbar. Tolstoi erhielt den Befehl, sie nach Schlüsselburg abzuführen und die strengsten Maßregeln zu nehmen, um sie außer Stand zu setzen, irgend etwas gegen das neue Gouvernement zu unternehmen. Dieser treue Agent Menzikof's vollstreckte den Auftrag mit wahrer Grausamkeit. Eudorie wurde in einen düstern Kerker gesperrt und aus dieser grabähnlichen Wohnung wurden, um der armen Fürstinn das Schrecken der Einöde desto fühlbarer zu machen, alle Frauen entfernt, die sie bis zur Zeit bedient und die Leiden ihrer Gefangenschaft mit ihr getheilt hatten. Man ersetzte sie durch einen alten, häßlichen weiblichen Zwerg, der in dem Zustande körperlicher Gebrechen, worin er sich befand, Eudorien mehr lästig als behülflich wurde.

Man ließ es nicht einmahl zu, daß die Religion Eudorien in der unbeschreiblichen Niedergeschlagenheit, die sich ihres Geistes bemächtigt hatte, Trost und Stütze sey; denn man verweigerte ihr mit unerhörter Härte den Beystand eines Priesters, um den sie flehentlich bath, damit er ihr das heilige Sacrament reichen möchte.

Tolstoi mußte von dieser barbarischen Strenge nothwendig von Catharinen beauftragt worden seyn, die nicht nur während des Lebens des Czars den Platz Eudoriens eingenommen hatte, die Krone und das Leben ihrem Sohne Alexis rauben ließ, und dadurch ihrem Enkel jede Hoffnung, den russischen Thron zu besteigen, nahm, sondern jetzt ihren Erfindungsgeist ununterbrochen übte, um neue Qualen für die von aller Welt verlassene Eudoxia zu ersinnen. — In der Furcht, daß die Gefangene Versuche machen möchte, Verhältnisse außerhalb ihres Gefängnisses anzuknüpfen, wurde befohlen, jedes Mahl die Officiere und Gemeinen von der Wache, die zur Aufsicht des Kerkers den Posten wechselte, zu entkleiden, um sich zu überzeugen, daß keiner die Verwegenheit gehabt hätte, die Besorgung eines schriftlichen Auftrages an Eudorien zu übernehmen; auf den Fall einer solchen Entdeckung hatte der Commandant der Festung den gemessenen Befehl, den Schuldigen auf der Stelle aufknüpfen zu lassen, er möchte Officier oder gemeiner Soldat seyn.

Endlich erhörte der mitleidige Himmel die gepreßten Seufzer der lebendig begrabenen Eudoxia, und endigte ihren Harm; denn ihre Todfeindinn Catharina starb zwey Jahre nach dem Hintritt des Czars.

Personen von Einfluß, die das Ende Catharinens sich nähern sahen, und fürchten mußten, daß ihr Favorit Menzikof den Versuch machen würde, eine ihrer Töchter auf den Thron zu erheben, bothen alles auf, um ihn zu bestürmen, sich für den Sohn des Prinzen Alexis zu erklären. Die Hoffnung, mit der sie ihm schmeichelten, daß er seine Tochter mit dem neuen Kaiser, der ihm den Thron zu danken haben würde, vermählen könnte, blendete ihn in der Art, daß er über dieses Project schon bey Lebzeiten Catharinens mit dem Wiener Hofe, durch den österreichischen Gesandten in Petersburg, Graf von Rabutin, unterhandeln ließ. So wie Catharina die Augen geschlossen hatte, wußte der Fürst Menzikof seinen heimlichen Einfluß bey der Armee und im Allgemeinen bey der ganzen Nation in der Art geltend zu machen, daß er sie für den Sohn des Prinzen Alexis gewann, und so zum zweyten Mahl; sonderbar genug, immer unter dem Vorwande einer testamentarischen Verfügung Peters des Großen, über die moscovitische Krone verfügte. Peter II., Eudoriens Enkel, der damahls erst zwölf Jahre alt war, wurde unter der Leitung Menzikof's zum Kaiser ausgerufen, und der Favorit in demselben Augenblick zum General-Reichsvertreter und Generalissimus aller Truppen ernannt. Der Staatsrath verlor nicht einen Augenblick Zeit, den Beschluß des Premier-Ministers, seine Tochter mit dem neuerwählten Kaiser zu vermählen, zu bestätigen.

So änderte Menzikof, der geschworne Feind Eudoriens, der sie und ihre ganze Familie mit so vieler Hartnäckigkeit verfolgt hatte, plötzlich seine Prinzipien, als es darauf ankam, seine eigne Familie zu erheben; die Rache mußte seinem Ehrgeitz weichen, und er wurde nicht nur das Werkzeug ihrer Befreyung, sondern näherte die unglückliche Fürstinn demselben Throne, von dem er sie unter den beyden vorigen Regierungen immer weiter zu entfernen suchte.

Als die feyerliche Proklamation des neuen Souverains erfolgt war, schickte der Throngebiether zwey Hof-Cavaliere an Eudorien ab, wovon Einer sein nächster Verwandter war. Sie machten ihr die, für sie beynahe unglaubliche, Erhebung ihres Enkels bekannt und bathen im Nahmen Menzikof's um ihre Einwilligung in die Verbindung des jungen Kaisers mit der Tochter des allmächtigen Ministers. Eudoxia, deren Muth und Ausdauer weder Schrecken noch Verzweiflung vernichten konnten, wäre beynahe ein Opfer der frohen Gefühle geworden, die ihr zartes Mutterherz in der Stunde der unglaublichen Überraschung zersprengen wollten. Sie erlag unter ihren Empfindungen und konnte nur durch Thränenfluthen die Spannung ihres Herzens andeuten; denn ihr Mund vermochte kein Wort hervorzubringen.

In diesem Zustande, wo der Andrang unzählbarer Gefühle so groß war, daß er ihre verschiedenen Äußerungen völlig unmöglich machte, und die Züge des fühlendsten Geschöpfs unter dem Bilde der Unempfindlichkeit erscheinen ließ, wurde Eudoxia aus ihrem Kerker gezogen, um künftig hier die Zimmer zu bewohnen, welche ihr im Hause des Commandanten der Festung zubereitet wurden.

Als sie sich von ihrem ersten Erstaunen erhohlt hatte, konnte sie an ihrem Glücke nicht mehr zweifeln, das ihr mehr einer Täuschung als der Wirklichkeit ähnlich zu seyn schien. Sie wurde gewahr, daß man sie als Kaiserinn-Mutter behandlte; das feinste, kostbarste Leinenzeug, die reichsten Seidenstoffe und das schönste Silbergeschirr für ihre Tafel, wurden von allen Seiten zusammengebracht, und ihr zehntausend Thaler baar Geld für die übrigen Bedürfnisse eingehändigt. An demselben Tage kamen Kammerherren, Hofdamen, glänzende Equipage und Livrebediente für sie an, so daß diese Fürstinn, wie durch einen Zauberschlag, aus dem düstersten Kerker plötzlich in die

Mitte des glänzendsten Hofes versetzt wurde, der ihr jeden ihrer Winke abzulauern suchte.

Man überließ es ihrer Wahl, sich nach Petersburg oder Moskau zu begeben; sie wählte die letztere Stadt, wo sie bis zur Ankunft des Kaisers ihre Wohnung im adelichen Fräulein-Stift nahm.

Dort strömten die Großen des Reichs, der Adel aus der Hauptstadt und der ganzen umliegenden Gegend zusammen, um ihr die fühlendste Theilnahme zu bezeigen. Sie empfing diese Huldigungen mit einer desto größern Rührung, als sie überzeigt war, daß sie nicht die Folge des Glückswechsels, sondern des Gefühls waren, welches ihre Freunde aus Furcht so lange in ihrer Brust verschließen mußten, bis sie diesen glücklichen Augenblick, wie die schönste Abendröthe nach einem stürmischen Lebenstage, erscheinen sahen, wo sie ihre lauten Gefühle der geliebten Fürstinn ohne Rückhalt bekannt machen durften.

Ohne Streit mußte dieser laute Beweis der allgemeinen Anhänglichkeit auf das fühlende Herz Eudoxiens einen tiefen Eindruck machen; aber er läßt sich gar nicht mit der tiefen Rührung messen, die die liebende Mutter empfand, als sie zum erstenmahl in ihrem Leben den theuern Enkel, als Souverain des moscovitischen Reichs, in ihre Arme schloß. Alle, die bey der Zusammenkunft des Kaisers Peter des Zweyten und seiner Schwester Natalie mit der geliebten Mutter ihres Vaters Alexis gegenwärtig waren, schwammen bey der rührenden Scene der Natur in Thränen. Eudoxia umschlang ihre Kinder mit beyden Armen, Worte konnte ihre Lippen nicht bilden, die Freudenthränen der dankbaren Enkel benetzten die fühlende Brust der Mutter; aber dieser Genuß der höchsten Wonne des menschlichen Herzens ergriff ihre Lebensgeister so heftig, daß sie ohnmächtig in ihre Arme niedersank. Man hatte sehr viel Mühe, sie wieder ins Leben zu bringen, und ihre Seele war im Augenblick des Erwachens in dem Übermaaß ihrer Empfindungen so koncentrirt, daß über eine Stunde mit offenen Augen da saß, ohne auch nur ein einziges Wort aussprechen zu können.

Der Krönungstag des jungen Monarchen öffnete für die zärtliche Mutter eine neue Freudenquelle; sie war dabey gegenwärtig und nahm den ersten Platz nach dem Kaiser ein. Sie willigte nicht nur in die Verbindung ihres Enkels mit Menzikof's Tochter, sondern bekräftigte durch ihre Gegenwart die Rechtmäßigkeit der Verlobung des jungen Paares, welche mit außerordentlicher Pracht vollzogen wurde. Man denke sich die Stufenfolge von glücklichen Ereignissen, bey deren Erscheinung sich die Gefühle in tausend angenehmen Gestalten aneinander reihen, und begreife dann, wenn es möglich ist, das Glück Eudoxiens, deren Herz seit ganzen Jahren nur den Schmerz gekannt hatte!

Sie sahe sich nun im Besitz aller Vorrechte, auf die sie durch ihre Vermählung mit Peter dem Großen Ansprüche machen konnte; eine Pension von 60 000 Rubel wurde ihr angewiesen, öffentliche Fürbitten unmittelbar nach dem Nahmen des Kaisers für sie anbefohlen, ihr Nahmens- und Geburtstag am Hofe und im ganzen Umfange des russischen Staats, mit aller, bey Gelegenheiten dieser Art gewöhnlichen Solennität gefeyert, und nichts übergangen, was ihrem Rang, als Kaiserinn-Mutter und Gemahlinn Peters des Ersten, zukam.

Dieß allein mußte die Summe ihres Glücks erhöhen, ohne daß Menzikofs Sturz etwas dazu beytragen konnte. Eudoxiens Seele war zu groß, eignes Unglück hatte sie über die Nichtigkeit menschlicher Größe zu fühlend belehrt, als daß das tragische Ende dieses Menschen, der von der höchsten Stufe irdischen Stolzes zum tiefsten Elend herabgeschleudert wurde, ihr auch nur die geringste Freude hätte verursachen sollen. Dieser Übermüthige war von dem Weihrauch, den kriechende Höflinge ihm streuten, ganz berauscht, ihm schwindelte auf der Höhe, wohin ihn das Glück erhoben hatte; aber weit entfernt vor seiner eignen Größe zu erschrecken, suchte er sie, wo möglich noch zu verwahren, und hielt den jungen Kaiser in einer Abhängigkeit, der man ohne Scheu die Benennung Knechtschaft geben konnte. Durch diesen Übermuth machte er sich täglich neue Feinde; selbst seine ehemahligen Anhänger fingen an, ihn wegen des Mißbrauchs seiner Gewalt zu verabscheuen; aber keiner wagte es, sich öffentlich gegen in zu erklären. Der Graf Ostermann war einer seiner unversöhnlichsten Feinde, der heimlich jede Gelegenheit ausspähte, diesen Koloß zu Boden zu schlagen. Kaum hatte er in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser seinen vornehmsten Hofleuten deutlich zu verstehen gebe, wie sehr ihm die Strenge mißfalle, mit welcher ihn der übermüthige Reichsverweser behandle, so wußte er mit vieler Geschicklichkeit die beyden Prinzen Dolgoruky in sein Interesse zu ziehen, indem er es ihnen sehr wahrscheinlich machte, daß sie ihrer Schwester den Weg zum Thron bahnten, wenn Menzikofs Tochter davon entfernt würde. Eine so süße Hoffnung gewann ihm das völlige Vertrauen der Prinzen, und im Einverständniß mit der Prinzessinn Elisabeth, Tante des Czars, beschlossen sie, die Krankheit des Ministers zu benutzen, die ihm nicht erlaubte, seinen Pallast zu verlassen, um Peter den Zweyten zur Abschüttelung des Jochs zu bewegen, das ihm so drückend war. Es wurde aber zu viel Zeit mit bloßer Überlegung zugebracht, und die Genesung des Statthalters zerstreute das Ungewitter, das sich über seinem Haupt zusammen zog. Er ließ aber die beyden Prinzen Dolgoruky in den vertrauten Posten, den sie beym jungen Kaiser einnahmen, weil er entweder ihre wahren Gesinnungen nicht kannte, oder weil er sich stark genug glaubte, seinen Gegnern Trotz zu biethen. Die beyden benutzten seine Sicherheit, um die Plane des Grafen Ostermann auszuführen, und als der Kaiser eines Tages in Peterhof sich befand, wußten sie ihm mit so vieler Gewandtheit die Schande der Abhängigkeit zu schildern, in welcher ihn ein Mensch zu halten wagte, der nichts weiter als sein Unterthan war, daß sie ihn auf der Stelle zu dem Entschluß brachten, sich davon zu befreyen.

Der Kaiser entfloh mit seinen Vertrauten aus dem Schloß indem er durch ein Fenster sprang; Menzikof wurde davon auf der Stelle unterrichtet, und eilte mit der größten Schnelligkeit nach Moskau; aber er erstaunte nicht wenig, als er andere Wachen fand, die ihm den Eintritt ins Palais verweigerten. Überrascht und vor Wuth außer sich, ohne jedoch die Hoffnung zu verlieren, begibt er sich in sein Hotel, wo er sich in dem Augenblick seines Eintritts von Grenadieren umrungen sieht, deren Anführer ihm den Degen abfordert und ihm den Arrest ankündigt. Vergebens bath er um eine Audienz beym Kaiser; die einzige Antwort die er erhielt, bestand in dem Befehl, den Morgen darauf mit seiner Gattinn und mit seinen Kindern nach Renneburg abzureisen. Dieselbe Ordre, die ihm auf dieses prächtige Landgut exilirte, erlaubte ihm, alle seine Effekten mitzu-

[illegible]

Die Prinzessinn Anne, welche Peter dem Zweyten auf dem Thron folgte, suchte alles hervor, um ihre Thränen zu stillen. Sie bewog sie, bey ihrer Krönung zu erscheinen, räumte ihr alle Vorrechte der Kaiserinn Mutter ein, auf die sie bey der Thronbesteigung ihres geliebten Enkels so stolz war; aber sie sah alle diese Herrlichkeiten jetzt nur in dem Lichte der Vergänglichkeit, das ihnen allen Reitz benehmen mußte. Eine sieche Krankheit warf sie aufs Bette, wo sie beynahe sieben Jahr mit wenig abwechselnden guten Tagen zubrachte, bis der Tod ihr mattes Auge schloß, das mehr Thränen vor Schmerz, als vor Freude vergossen hatte.

Merkwürdiger Aufschluß über die Hinrichtung Carls I.

Als König Georg II. nach der Schlacht von Dettingen nach London zurückkehrte, ertrug er nur ungerne den Anblick des Lord Stair. Er konnte es diesem Lord nicht verzeihen, daß er es gewagt hatte, ihm die Gefahr nachdrücklich vorzustellen, welche der englischen Armee drohte, im Fall der König darauf bestände, das Feld nicht zu verlassen, und wo sie auch gewiß eine gänzliche Niederlage erlitten haben würde, wenn der Herzog de Grammont sie nicht durch seine zu große Eilfertigkeit gerettet hätte. Lord Stair, stolz und kriegserfahren, wie er war, bemerkte gar bald des Königs Mißfallen, und da er sehr abgeneigt war, die Schande einer förmlichen Ungnade zu ertragen, so hatte er sich bereits entschlossen auf seine Güter nach Schottland zu gehen, als er folgenden Brief empfing:

„Mylord! Ihre Tapferkeit ist wohl bekannt; aber hätten Sie wohl so viel Muth, künftige Nacht, an den Eingang des Somerset-Hauses zu gehen, wo Sie einen Mann antreffen werden, der Sie in einen wenig bewohnten Theil der Stadt führt, um dort jemand zu finden, der sie zu sehen wünscht, und Ihnen wichtigere Geheimnisse, als Sie erwarten werden, und die sich nicht in diesem Briefe mittheilen lassen, zu entdecken hat. Wenn Sie fürchten sollten, dieses sey ein Anschlag auf Ihre Börse, so führen Sie gütigst nichts von Werth bey sich."

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Lord erstaunte, als er dieß Briefchen las. Anfangs glaubte er, es sey der Versuch irgend eines geheimen Feindes, oder irgend ein galantes Abeuteuer, dessen Heldinn Gründe habe, sich in den Schleyer des Geheimnisses zu verhüllen. Dennoch entschloß er sich, zu gehen. Er versah sich aber mit einem Schwerte und einem Paar guter Pistolen, ging nach Somerset-Haus und fand dort einen Mann, der, ohne ein Wort zu sagen, ihm ein Zeichen gab, zu folgen. Nachdem sie eine Stunde gegangen waren, kamen sie in eine fast leere Straße, wo der Führer die Thüre eines kleinen alten Hauses aufschloß. Als geöffnet ward, sagte er. „Gehen Sie hinein, Mylord," und so wie sie hinein waren, ward wieder hinter ihnen zugeschlossen. Der wackre Edelmann, sein Schwert in der einen, das Pistol in der andern Hand haltend, stieg die Treppe hinan und ging in ein Zimmer hinein, dessen Mobilien sehr altfränkisch schienen. „Kommen Sie naher, Mylord," sagte eine schwache Stimme, die aus einem Bette hertönte, „kommen Sie näher, Sie haben nichts zu

fürchten. Setzen Sie sich gütigst auf den Stuhl neben meinem Bette, wir wollen mit einander reden." Sehr wohl, sagte Lord Stair, „aber eilt euch, und sagt mir den Grund dieses seltsamen Abenteuers." „Sie haben Eile, Mylord, doch haben Sie auch Geduld. Legen Sie Ihre Waffen nieder; setzen Sie sich, sehen Sie mich an!" Der Lord, über diese bestimmten Anforderungen verwundert, woran er wenig gewöhnt war, trat vor, nahm die Lampe, ging ans Bett und erstaunte, als er einen Alten erblickte, bleich und hager, mit einem langen weißen Barte, dessen Augen unverwandt auf ihn gerichtet waren. „Sehen Sie mich an, Mylord, sagte er, ich lebe noch; Ihnen danke ich die einzige wahre Freude, die mir in so vielen Jahren zu Theil wurde. Alter und Unglücksfälle haben einen Mann gänzlich unkenntlich gemacht, der nahe mit Ihnen verwandt ist, und der sich entzückt fühlt, in Ihnen Züge zu erkennen, die ihm die theuersten sind." Der Lord, noch mehr verwundert, blickt den Alten an, und, unfähig die verschiedenen Empfindungen auszusprechen, wovon er sich bewegt fühlte, vermochte er kein Wort zu antworten. „Hören Sie, sagte der Alte, hier unter meinem Bette finden Sie einen Kasten, der Papiere enthält, mittelst welcher Sie völligen Ersatz für die Verluste erhalten können, die Ihre Familie in den bürgerlichen Kriegen erlitten hat." Nachdem der Lord den Kasten aufs Bett gesetzt hatte, setzte er sich wieder. „Hier Mylord, sprach der Alte, haben Sie Abschriften der Verkaufs-Contracte der drey vornehmsten Güter, die Ihren Voraltern gehörten, und die Ihr Urgroßvater während den Unruhen verkaufte, oder vielmehr zu verkaufen vorgab. Hier sind ebenfalls Briefe von den vergeblichen Käufern, die Sie in den Stand setzen, Ihre Güter wieder zu erhalten, so bald Sie nur in Schottland anlangen. Es sind Vorsichtsmaßregeln genommen, um allen Rechtsstreite auszuweichen." Wie groß war des Lords Erstaunen, als er diese wichtigen Actenstücke sah; „Ha, rief er aus, wer bist du, redlicher, wohlwollender Greis, dem ich mehr als meinem Vater danke? Sprich, ich bitte Dich. Beglücke mich mit dem Nahmen eines so großmüthigen Wohlthäters, dem ich so einzig verpflichtet werde, und dessen Tage der Himmel verlängert zu haben scheint, damit er in mir den zärtlichsten, ehrerbietigsten Freund finde, und den dankbarsten der Menschen!" „Verlassen Sie mich, lieber Lord, sagte der Alte, ich bin zu schwach, eine längere Unterredung zu ertragen, ich bitte Sie, verlassen Sie mich. Nehmen Sie das Kästchen und sagen Sie einem Mann Lebewohl, der sich für weniger unglücklich hält, seitdem er das Glück hatte, Sie in seine Arme zu schließen." „Ha, wer Ihr auch seyd? rief Lord Stair, und was Ihr auch für Gründe haben möget den Nahmen eines so großmüthigen Mannes zu verhehlen, kennt Ihr so grausam seyn, von mir zu fordern, daß ich thun soll, was ihr verlangt? Euch verlassen, in solcher Lage, ohne Freunde, ohne Hülfe, ohne — — „Halt, Mylord, erwiederte jener, mit Freuden bemerkte ich Ihre großmüthigen Gesinnungen; doch wissen Sie, Ihr Freund (wenn Sie ihn anders dieses Nahmens würdig finden) so unglücklich er auch in andern Rücksichten ist, leidet keinen Mangel; daher, wenn Sie mich verpflichten wollen, verlassen Sie mich augenblicklich; ja noch mehr, ich glaube, ich darf es fordern, schwören Sie mir, nie wieder hierher zu kommen, noch mich aufsuchen zu lassen, bis ich Sie zu mir rufen werde!" Der Ton, womit die letzten Worte gesprochen wurden, war so unverweigerlich nöthigend, daß der Lord versprach, ihnen Gehorsam zu leisten; noch ein Mahl umarmte er den Greis, und dann verließ er ihn mit Thränen in den Augen. Bey seiner Heimkunft öffnete er sogleich das Kästchen und fand eine große Anzahl Papiere, deren Wichtigkeit für ihn er sogleich einsah. Am nächsten Morgen, als er sich, ungeachtet seines geleisteten Versprechens, anschickte, den Alten wieder zu besuchen, ward er plötzlich von dem folgenden Brief aufgehalten, der mit seinem eigenen Wappen versiegelt und zu seinem größten Erstaunen: George Stair unterzeichnet war.

„Kehrt nicht zu mir zurück, Mylord, denn Ihr findet mich nicht. Hätte ich Euch weiter nichts zu sagen gehabt, als wer ich wäre, nähmlich Euer Urgroßvater, den man so lange, und zwar so wie er es verdiente, für todt hielt, so würde ich mich Eurem gerechten Verlangen, Euren Wohlthäter kennen zu lernen, nicht widersetzt haben; aber die Folgen, die, wie ich voraus sah, eine für meinen durch ein hohes Alter geschwächten Körper zu angreifende Scene fürchten ließ, bewogen mich Eure Neugierde über Gegenstände nicht zu befriedigen, welche, weit entfernt Euch mich einem lieben und ehrenwerthen Verwandten bekannt zu machen, Euch nur einen Elenden, ein Ungeheuer hätte erblicken lassen, das weniger Eures Mitleids als Eures Abscheu's werth ist."

„Mein Vater starb wenige Monathe nach meiner Geburt. Meine Mutter folgte ihm bald. Für mich sorgte eine Tante, die Schwester meines Vaters, die mich so zärtlich auferzog, daß ich ihr, obwohl sie die Urheberinn meines Verbrechens ward, ich doch noch ihr Andenken mit innigster Dankbarkeit in meinem Herzen hege. Kaum war ich siebenzehn Jahr, als ich vom Unwillen ergriffen, meine Landsleute gegen ihren rechtmäßigen Souverain in Waffen zu sehen, mich entschloß dem Könige Carl mein Vermögen und mein Schwert anzubiethen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich, wie ich meiner Tante dieses Vorhaben eröffnete, diese zitternd die Hände gen Himmel heben, und mich mit Abscheu anblicken sah. Verwundert und bekümmert über den Zustand, worin sie sich versetzt fühlte, bath ich sie mir den Grund desselben zu entdecken, und sogleich antwortete sie, indem sie in Thränen ausbrach: „So zwingt ihr mich denn Euch ein schreckliches Geheimniß zu entdecken. Wißt, der Fürst, dem ihr zu dienen wünscht, ist der Urheber meiner Schande und des Todes Eures Vaters. Ich war noch nicht 15 Jahre alt, und unter den Damen am Hofe seiner Mutter erzogen, als Er, auf meine Jugend und Leichtgläubigkeit bauend, mich mit dem heiligsten Eide zu verführen trachtete, und kurz — ich ward seine Beute. Der treulose Prinz ging bald darauf nach Spanien, in der Hoffnung die Infantinn zu ehlichen. Ich wäre gänzlich verloren gewesen, wenn Euer Vater nicht nach London gekommen wäre. Ihm gestand ich mein Unglück, und die Folgen, die ich davon fürchtete. Dieser zärtliche Bruder, zu Thränen gerührt, eilte sogleich zur Königinn, erhielt die Erlaubniß mich zu sich zu nehmen, und mich nach einem seiner Güter in der Nähe von Edimburgh zu senden. Ach! fügte sie hinzu, es war meine Bestimmung ihn nicht wieder zu sehen. Der Kummer, den er fühlte, mich so tief erniedrigt zu wissen, tödtete ihn, und sein edles Weib gebar Euch und überlebte ihn nur einen Monath. Dieß, theurer Neffe, war der geheime, bejammernswerthe Grund der Verborgenheit, worin ich bis jetzt lebte, und die

nehmen, und sich, von so viel Domestiken, als er nur wollte, begleiten zu lassen. Menzikof gehorchte zwar, zeigte aber dabey so viel Übermuth, daß er seine Feinde aufs neue erbitterte. Er verließ Petersburg mitten am Tage mit einem Pomp, den kein Souverän zur Schau geben würde; aber kaum hatte er zwey Lieues zurückgelegt, als er ein neues Detaschement Grenadiere ankommen sahe, die ihm Halt zu machen befahlen. Der Offizier, welcher sie kommandirte, forderte ihm im Nahmen des Kaisers die russischen Orden sowohl, als die von fremden Höfen erhaltenen Ehrenzeichen ab, und nachdem er dieselben abgeliefert hatte, wurde ihm und seiner Familie angedeutet, aus dem Staatswagen in einen Leiterwagen zu steigen, der sie an den Ort ihrer Bestimmung bringen sollte.

Durch die erste Ungnade war seine stolze Seele erschüttert. aber nicht zu Boden geschlagen; denn er glaubte in Renneburg ruhig sein Leben beschließen zu können. Als ihm aber jetzt bekannt gemacht wurde, daß er nach der Wüste Jakutzk jenseit den siberischen Gränzen verwiesen worden wäre, ohne mehr acht Domestiken mitnehmen zu dürfen, da entsank ihm der Muth.

Seine Gattinn starb auf der Reise, und als er nach Tobolsk angekommen war, wurden ihm auf Befehl des Kaisers 500 Rubel ausgezahlt.

Von hier wurde er auf unbedeckten, von Hunden gezogenen Schlitten weiter gebracht, und brachte fünf Monath zu, ehe er an den Ort gelangte, wo er und seine älteste Tochter im Elend starben. So fiel Menzikof, der sich aus dem Staube zu einer solchen Höhe menschlicher Gewalt erhob, wo ihm nichts als der Titel eines Kaisers fehlte. — Seine unschuldige Tochter, die durch ihre Verlobung mit dem Kaiser das Diadem erwartete, starb in der tiefsten Noth. Seine Güter und seine Capitalien wurden confiscirt, und derselbe Mensch, der unter der Regierung dreyer Souveräne zum Mittelpunkt diente, um den sich alle Geschäfte eines großen Staats drehten und der nach seinem Gefallen damit schaltete, wurde nun, von allem entblößt in die schrecklichen Wüsteneien von Siberien verbannt wo ihn Noth und Gram tödteten.

So erreicht schon hier der Vorsehung allmächtiger Arm den Übermüthigen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen tritt, und sein erbärmliches Ich ganz allein zum Zweck seiner Handlungen macht. Oft glaubt er die nie schlummernde Nemesis noch fern, wenn sie ihn schon mit unerbittlichem Fuß zu Boden tritt.

Die edle Eudoxia war zu gut, als daß sie zu seinem Unglück etwas hätte beytragen sollen; sie konnte aber sein Schicksal nicht ändern. Sie kostete ohne Unruhe die süßen Augenblicke, die das Glück über den Rest ihres Lebens zu verbreiten schien; aber welcher Sterblicher wird Fortunen trauen, die auf dem ewig rollenden Rade durch alle Regionen irrt, ohne an einem Orte lange zu verweilen. Kaum hatte sie die Freude achtzehn Monath lang genossen, ihren Enkel auf dem Throne zu sehen, als der unbarmherzige Tod zuerst die Prinzessinn Natalie und einige Wochen später den Kaiser selbst, der traurenden Mutter raubte. Er starb den 30sten Januar 1730 an den Blattern und wurde nur 14 Jahre alt. Obgleich dieser schmerzliche Verlust in Eudoxiens äußern Verhältnissen nichts änderte, so wurde dennoch der Friede ihres Herzens mit den beyden liebenswürdigen Sprößlingen ihres Stammes begraben; sie brachte den Rest ihres Lebens in Harm hin.

Die Prinzessinn Anne, welche Peter dem Zweyten auf dem Thron folgte, suchte alles hervor, um ihre Thränen zu stillen. Sie bewog sie, bey ihrer Krönung zu erscheinen, räumte ihr alle Vorrechte der Kaiserinn Mutter ein, auf die sie bey der Thronbesteigung ihres geliebten Enkels so stolz war; aber sie sahe alle diese Herrlichkeiten jetzt nur in dem Lichte der Vergänglichkeit, das ihnen allen Reitz benehmen mußte. Eine sieche Krankheit warf sie aufs Bette, wo sie beynahe sieben Jahr mit wenig abwechselnden guten Tagen zubrachte, bis der Tod ihr mattes Auge schloß, das mehr Thränen vor Schmerz, als vor Wonne vergossen hatte.

Merkwürdiger Aufschluß über die Hinrichtung Carls I.

Als König Georg II. nach der Schlacht von Dettingen nach London zurückkehrte, ertrug er nur ungerne den Anblick des Lord Stair. Er konnte es diesem Lord nicht verzeihen, daß er es gewagt hatte, ihm die Gefahr nachdrücklich vorzustellen, welche der englischen Armee drohte, im Fall der König darauf bestände, das Feld nicht zu verlassen, und wo sie auch gewiß eine gänzliche Niederlage erlitten haben würde, wenn der Herzog de Grammont sie nicht durch seine zu große Eilfertigkeit gerettet hätte. Lord Stair, stolz und kriegserfahren, wie er war, bemerkte gar bald des Königs Misfallen, und da er sehr abgeneigt war, die Schande einer förmlichen Ungnade zu ertragen, so hatte er sich bereits entschlossen auf seine Güter nach Schottland zu gehen, als er folgenden Brief empfing:

„Mylord! Ihre Tapferkeit ist wohl bekannt; aber hätten Sie wohl so viel Muth, künftige Nacht, an den Eingang des Somerset-Hauses zu gehen, wo Sie einen Mann antreffen werden, der Sie in einen wenig bewohnten Theil der Stadt führt, um dort jemand zu finden, der sie zu sehen wünscht, und Ihnen wichtigere Geheimnisse, als Sie erwarten werden, und die sich nicht in diesem Briefe mittheilen lassen, zu entdecken hat. Wenn Sie fürchten sollten, dieses sey ein Anschlag auf Ihre Börse, so führen Sie gütigst nichts von Werth bey sich."

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr der Lord erstaunte, als er dieß Briefchen las. Anfangs glaubte er, es sey der Versuch irgend eines geheimen Feindes, oder irgend ein galantes Abenteuer, dessen Heldinn Gründe habe, sich in den Schleyer des Geheimnisses zu verhüllen. Dennoch entschloß er sich, zu gehen. Er versah sich aber mit einem Schwerte und einem Paar guter Pistolen, ging nach Somerset-Haus und fand dort einen Mann, der, ohne ein Wort zu sagen, ihm ein Zeichen gab, zu folgen. Nachdem sie eine Stunde gegangen waren, kamen sie in eine fast leere Straße, wo der Führer die Thüre eines kleinen alten Hauses aufschloß. Als geöffnet ward, sagte er, „Gehen Sie hinein, Mylord," und so wie sie hinein waren, ward wieder hinter ihnen zugeschlossen. Der wackre Edelmann, sein Schwert in der einen, das Pistol in der andern Hand haltend, stieg die Treppe hinan und ging in ein Zimmer hinein, dessen Mobilien sehr altfränkisch schienen. „Kommen Sie näher, Mylord," sagte eine schwache Stimme, die aus einem Bette hertönte, „kommen Sie näher, Sie haben nichts zu

fürchten. Setzen Sie sich gütigst auf den Stuhl neben meinem Bette, wir wollen mit einander reden." Sehr wohl, sagte Lord Stair, „aber eilt euch, und sagt mir den Grund dieses seltsamen Abenteuers." „Sie haben Eile, Mylord, doch haben Sie auch Geduld. Legen Sie Ihre Waffen nieder; setzen Sie sich, sehen Sie mich an!" Der Lord, über diese bestimmten Anforderungen verwundert, woran er wenig gewöhnt war, trat vor, nahm die Lampe, ging ans Bett und erstaunte, als er einen Alten erblickte, bleich und hager, mit einem langen weißen Barte, dessen Augen unverwandt auf ihn gerichtet waren. „Sehen Sie mich an, Mylord, sagte er, ich lebe noch; Ihnen danke ich die einzige wahre Freude, die mir in so vielen Jahren zu Theil wurde. Alter und Unglücksfälle haben einen Mann gänzlich unkenntlich gemacht, der nahe mit Ihnen verwandt ist, und der sich entzückt fühlt, in Ihnen Züge zu erkennen, die ihm die theuersten sind." Der Lord, noch mehr verwundert, blickt den Alten an, und, unfähig die verschiedenen Empfindungen auszusprechen, wovon er sich bewegt fühlte, vermochte er kein Wort zu antworten. „Hören Sie, sagte der Alte, hier unter meinem Bette finden Sie einen Kasten, der Papiere enthält, mittelst welcher Sie völligen Ersatz für die Verluste erhalten können, die Ihre Familie in den bürgerlichen Kriegen erlitten hat." Nachdem der Lord den Kasten aufs Bett gesetzt hatte, setzte er sich wieder. „Hier Mylord, sprach der Alte, haben Sie Abschriften der Verkaufs-Contracte der drey vornehmsten Güter, die Ihren Voraltern gehörten, und die Ihr Urgroßvater während den Unruhen verkaufte, oder vielmehr zu verkaufen vorgab. Hier sind ebenfalls Briefe von den vorgeblichen Käufern, die Sie in den Stand setzen, Ihre Güter wieder zu erhalten, so bald Sie nur in Schottland anlangen. Es sind Vorsichtsmaßregeln genommen, um allen Rechtsstreite auszuweichen." Wie groß war des Lords Erstaunen, als er diese wichtigen Actenstücke sah; „Ha, rief er aus, wer bist du, redlicher, wohlwollender Greis, dem ich mehr als meinem Vater danke? Sprich, ich bitte Dich. Beglücke mich mit dem Nahmen eines so großmüthigen Wohlthäters, dem ich so einzig verpflichtet werde, und dessen Tage der Himmel verlängert zu haben scheint, damit er in mir den zärtlichsten, ehrerbiethigsten Freund finde, und den dankbarsten der Menschen!" „Verlassen Sie mich, lieber Lord, sagte der Alte, ich bin zu schwach, eine längere Unterredung zu ertragen, ich bitte Sie, verlassen Sie mich. Nehmen Sie das Kästchen und sagen Sie einem Mann Lebewohl, der sich für weniger unglücklich hält, seitdem er das Glück hatte, Sie in seine Arme zu schließen." „Ha, wer Ihr auch seyd? rief Lord Stair, und was Ihr auch für Gründe haben möget den Nahmen eines so großmüthigen Mannes zu verhehlen, kennt Ihr so grausam seyn, von mir zu fordern, daß ich thun soll, was ihr verlangt? Euch verlassen, in solcher Lage, ohne Freunde, ohne Hülfe, ohne — — „Halt, Mylord, erwiederte jener, mit Freuden bemerkte ich Ihre großmüthigen Gesinnungen; doch wissen Sie, Ihr Freund (wenn Sie ihm anders dieses Nahmens würdig finden) so unglücklich er auch in andern Rücksichten ist, leidet keinen Mangel; daher, wenn Sie mich verpflichten wollen, verlassen Sie mich augenblicklich; ja noch mehr, ich glaube, ich darf es fordern, schwören Sie mir, nie wieder hierher zu kommen, noch mich aufzusuchen zu lassen, bis ich Sie zu mir rufen werde!" Der Ton, womit die letzten Worte gesprochen wurden, war so unverweigerlich nöthigend, daß der Lord versprach, ihnen Gehorsam zu leisten; noch ein Mahl umarmte er den Greis, und dann verließ er ihn mit Thränen in den Augen. Bey seiner Heimkunft öffnete er sogleich das Kästchen und fand eine große Anzahl Papiere, deren Wichtigkeit für ihn er sogleich einsah. Am nächsten Morgen, als er sich, ungeachtet seines geleisteten Versprechens, anschickte, den Alten wieder zu besuchen, ward er plötzlich von dem folgenden Brief aufgehalten, der mit seinem eigenen Wappen versiegelt und zu seinem größten Erstaunen: George Stair unterzeichnet war.

„Kehrt nicht zu mir zurück, Mylord, denn Ihr findet mich nicht. Hätte ich Euch weiter nichts zu sagen gehabt, als wer ich wäre, nähmlich Euer Urgroßvater, den man so lange, und zwar so wie er es verdiente, für todt hielt, so würde ich mich Eurem gerechten Verlangen, Euren Wohlthäter kennen zu lernen, nicht widersetzt haben; aber die Folgen, die, wie ich voraus sah, eine für meinen durch ein hohes Alter geschwächten Körper zu angreifende Scene fürchten ließ, bewogen mich Eure Neugierde über Gegenstände nicht zu befriedigen, welche, weit entfernt Euch mich einem lieben und ehrenwerthen Verwandten bekannt zu machen, Euch nur einen Elenden, ein Ungeheuer hätte erblicken lassen, das weniger Eures Mitleids als Eures Abscheu's werth ist."

„Mein Vater starb wenige Monathe nach meiner Geburt. Meine Mutter folgte ihm bald. Für mich sorgte eine Tante, die Schwester meines Vaters, die mich so zärtlich auferzog, daß ich ihr, obwohl sie die Urheberinn meines Verbrechens ward, ich doch noch ihr Andenken mit innigster Dankbarkeit in meinem Herzen hege. Kaum war ich siebenzehn Jahr, als ich vom Unwillen ergriffen, meine Landsleute gegen ihren rechtmäßigen Souverain in Waffen zu sehen, mich entschloß dem Könige Carl mein Vermögen und mein Schwert anzubiethen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich, wie ich meiner Tante dieses Vorhaben eröffnete, diese zitternd die Hände gen Himmel heben, und mich mit Abscheu anblicken sah. Verwundert und bekümmert über den Zustand, worin sie sich versetzt fühlte, bath ich sie mir den Grund desselben zu entdecken, und sogleich antwortete sie, indem sie in Thränen ausbrach: „So zwingt ihr mich denn Euch ein schreckliches Geheimniß zu entdecken. Wißt, der Fürst, dem ihr zu dienen wünscht, ist der Urheber meiner Schande und des Todes Eures Vaters. Ich war noch nicht 15 Jahre alt, und unter den Damen am Hofe seiner Mutter erzogen, als Er, auf meine Jugend und Leichtgläubigkeit bauend, mich mit dem heiligsten Eide zu verführen trachtete, und kurz — ich ward seine Beute. Der treulose Prinz ging bald darauf nach Spanien, in der Hoffnung die Infantinn zu ehlichen. Ich wäre gänzlich verloren gewesen, wenn Euer Vater nicht nach London gekommen wäre. Ihm gestand ich mein Unglück, und die Folgen, die ich davon fürchtete. Dieser zärtliche Bruder, zu Thränen gerühret, eilte sogleich zur Königinn, erhielt die Erlaubniß mich zu sich zu nehmen, und mich nach einem seiner Güter in der Nähe von Edimburgh zu senden. Ach! fügte sie hinzu, es war meine Bestimmung ihn nicht wieder zu sehen. Der Kummer, den er fühlte, mich so tief erniedrigt zu wissen, tödtete ihn, und sein edles Weib gebar Euch und überlebte ihn nur einen Monath. Dieß, theurer Neffe, war der geheime, bejammernswerthe Grund der Verborgenheit, worin ich bis jetzt lebte, und die

nur ihr kennt. Urtheilt nun selbst, mein Freund, ob ihr, da ich mich Eurer Kindheit und Eurer Erziehung mit so vieler Sorgfalt angenommen habe, noch dem Urheber so vieler Leiden Euer Vermögen und Euren Arm leihen wollt, Ihm, der den Tod in die Herzen Eurer Ältern pflanzte und in mein Herz ewigen Vorwurf." „Nein, bey Gott, rief ich, nein, Er ist des Lebens unwerth, er soll durch meine Hand fallen."

„Euch zu sagen, Mylord, durch welche eben so fein ausgedachte als gefährliche Mittel es mir möglich ward, meine immer wachsende Rache gegen den König und meinen gräßlichen Eid zu erfüllen, Euch alle Umstände und die Gewissensangst, die meinem Verbrechen bald folgte, zu erzählen, würde für mich in meinem schwachen Zustande zu angreifend seyn. Nur so viel erfahrt, damit Ihr mich eben so verabscheut, wie ich mich selbst; der Henker Carl I., der in einer Larve auf dem Schaffot erschien, war in der That kein anderer, als Euer unwürdiger, nur zu schuldiger Urgroßvater."

Sir George Stair.

Von 1649, als Carl enthauptet ward, bis zum Jahr 1743, wo die Schlacht bey Dettingen vorfiel, ist ein Zeitraum von 93 Jahr. Dieß setzt also voraus, daß Sir George Stair 20 Jahr alt war, als er sein Verbrechen beging, und als ihn sein Urenkel sah, muß er also wenigst 114 Jahr alt gewesen seyn.

Der ungenannte Verfasser dieser Denkschrift fügt hinzu, daß so wunderbar auch Lord Stair beym Lesen dieses Briefes sich bewegt gefühlt, doch seine erste Sorge gewesen sey, die Straße und das Haus aufzusuchen, wo er seinen Urgroßvater gesehen hatte. Allein er fand das Haus leer und erfuhr von der Nachbarn, daß es erst seit acht Tagen wieder bewohnt gewesen sey; daß sie aber nicht wußten, von wem, daß seit vergangener Nacht die Diener das mit Mobilien versehene Haus verlassen hätten; daß sie nicht sagen könnten, von wem der Miethsmann das Haus gemiethet habe, sondern nur so viel, daß der Eigenthümer seit langer Zeit in Amerika angesessen sey.

Der nordamerikanische Dichter Joel Barlow.

Zwar schon manchen Dichter hat die Entdeckung der westlichen Welt und Columbens gewagte romantische Fahrt über den Ocean begeistert. Aber unlängst hat ein Sohn des amerikanischen Bodens, in den heimathlichen Fluren, an den schattigen Ufern des Delawarestromes, selbst den Entdecker seines vaterländischen Welttheils in einem epischen Gedicht besungen. Dieser amerikanische Homer ist Joel Barlow. Sein großes Gedicht the Columbiad, in zehn Büchern, erschien in der andern Hälfte des Jahrs 1807 zu Philadelphia, in prächtiger Quartausgabe, mit Kupfern. Schon als erste amerikanische Epopöe verdient diese Arbeit wie eine ausgezeichnete Erscheinung in der neuesten Literatur bemerkt zu werden. Ehe wir unsern Lesern den vom Gewöhnlichen sehr abweichenden Plan des Gedichts entfalten, wollen wir sie mit einigen Lebensumständen des Sängers der Columbiade bekannt machen.

Joel Barlow, Esquire, der auch in der französischen Revolution einige Mahl als politischer Schriftsteller figurirte, ist nicht mehr ganz unbekannt. Er war im Staat Connecticut geboren, der jüngste von zehn Kindern, und Sohn wohlhabender Ältern. Sein Vater starb ihm in frühester Jugend ab. In den Collegien zu Dartmouth und Newhaven empfing er seine Erziehung. Schon hier machte er seine dichterischen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden (the Prospect of Peace) bekannt.

Während des amerikanischen Freyheitskrieges diente er mit patriotischem Eifer erst als Volontär bey den Truppen von Connecticut, dann beym Heere des Staates Massachusets, und nach dem Friedensschlusse kehrte er mit erneutem Eifer zu den Wissenschaften zurück. Einen großen Theil seiner Zeit beschäftigte ihn die Herausgabe einer Zeitung, eine Arbeit, die ihn mit den politischen Verhältnissen beyder Welttheile vertrauter machte. Zugleich beschäftigte ihn das Studium der Gesetzgebung und Rechtsgelehrtheit.

Zufällig ward er mit einer Gesellschaft Amerikaner bekannt, welche in den Gegenden des Ohio-Stroms weitläufige Ländereyen an sich gebracht hatte, von denen sie einen Theil selbst anbauen, den andern verkaufen wollte. Barlow vereinigte sich mit ihr, es war im Jahre 1785, und ward ihr Commissär, um in England oder Frankreich Käufer für die Ohioländer anzuwerben.

So kam er nach Europa. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der französischen Revolution machte ihn zu einem enthusiastischen Freunde derselben. In der Constitutionsgesellschaft zu London war kein feurigerer Redner für das französische Volk, als Barlow. Dieß war denn auch der Anlaß, daß sie ihn nach Paris schickte, um dem Nationalconvent ihre Glückwünschungsadresse zu überreichen.

In Paris verschlang nun die Politik alle seine Zeit. Er schrieb eine Broschüre über die Mängel der französischen Revolution von 1791. Sein Freund, der bekannte Thomas Payne, überreichte die Schrift in der Sitzung von 7. Nov. 1791 dem Convent. Und da er nun zwanzig Tage nachher selbst vor die Schranken der Versammlung trat, mit der Adresse der Londoner Constitutionsfreunde, empfing ihn der rauschendste Beyfall. Ja, am 7. Februar 1793 ließ Guyton-Morveau ihm die Ehre des französischen Bürgerrechts dekretiren:

Nicht so freundlich sah ihn Pitt an, als er nach London zurück kam. Pitt behandelte ihn nicht unbillig wie einen Agenten der Jakobiner, und provozirte gegen ihn sogar strenge Maßregeln, doch ohne Erfolg. Auch hielt sich Barlow nicht lange in der Insel auf, besonders da er von Washington, dem Präsidenten der vereinigten Staaten, im Jahre 1795 den Auftrag erhielt, mit den barbarischen Mächten an der afrikanischen Küste in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripoli und Algier in Gefangenschaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte hier so glücklich, daß ihm die Regierung seines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte.

Nach seiner Zurückkunft in Paris gab er ein Werk heraus: „Briefe an seine Mitbürger," welches in kraftvoller, warmen Sprache des Herzens sehr gesunde Begriffe über Regierung und Gesetzgebung, aber auch Ideen von politischer und bürgerlicher Freyheit vortrug, die ihm manchen Gegner weckten. Es war dieß eben zu der Zeit, da ein Bruch zwi-

schen Nordamerika und Frankreich unvermeidlich schien, und der Präsident Adams mit Energie gegen den tollen Schwindel französischer Republikaner verfuhr. Die Händel wurden bekanntlich aber beygelegt, und Barlow verlor nichts in der Achtung seines Vaterlandes. Sein heller Geist, sein menschenfreundlicher Charakter, die Anmuth seines Betragens, erwarben ihm auch in Paris die Freundschaft der Edlern, unter welchen wir besonders den Bischof nachmahls Senator Gregoire, und den trefflichen Condorcet nennen wollen.

Er ging späterhin in sein Vaterland zurück, wo er sich ein Landgut, nicht weit von der Bundesstadt Washington, ankaufte, dem er, wegen der reitzenden Umgebungen, den Nahmen Calorama gab. Hier arbeitete er den Plan zur Anlegung einer großen Universität oder polytechnischen Schule aus, die man, seinem Entwurf zufolge, in der Stadt Washington anlegen sollte. Damit verknüpfte er seine Ideen über Nationalerziehung. Die Amerikaner nahmen aber diese Vorschläge mit Kälte auf. Theils der immer tiefer wurzelnde Trieb der Staaten, sich in der Konföderation zu isoliren, was die Schweizer „Cantonsgeist" nennen, theils die Furcht der amerikanischen Republikaner, daß eine solche allgemeine, von der Regierung ausgestattete, von ihr geleitete Erziehungsanstalt zuletzt Distinctionen und Vorurtheile erzeugen könnte, die dem Glücke der Gesellschaft zum Nachtheil gereichen möchten, sind wahrscheinlich die Hauptursachen, welche Barlows wohlgemeintes Project vereiteln.

Den letzten Briefen zufolge, die Barlow vor kurzem erst einem seiner Freunde in Paris schrieb, hat er beschlossen, den Rest seiner Tage ruhig und harmlos auf seinem Landgute in philosophischer Zurückgezogenheit zu verleben. Er arbeitet sehr an einer Historie der amerikanischen Revolution und ihrer Folgen, und man hat Recht, in dieser Arbeit etwas Vorzügliches zu erwarten.

....

Doch wir kehren zur Columbiade zurück, von welcher wir anfangs sprachen. Dieß Prachtwerk, an typographischer Schöne das erste, was Amerika hervorbrachte, und mit den Kunsterzeugnissen der Buchdruckereyen von Paris und London wetteifernd, entspricht durch das geschmackvolle Äußere dem Werthe des Inhalts.

Schon vor mehrern Jahren hatte Barlow den rohen Umriß dieses Gedichts, unter dem Titel: The Vision of Columbus, bekannt gemacht; jetzt steht es vollendet da. Doch ist das Ganze, von der Form gewöhnlicher Epopöen abweichend, immer Vision geblieben.

Ein Ruf an die Göttinn der Freyheit eröffnet das erste Buch. Columbus trauert einsam in Valladolids Kerker, und beklagt sein Schicksal und Ferdinands Undankbarkeit. Er durchblickt mit männlichem Schmerz die Geschichte seines Lebens, seiner Entdeckungen, und weint um Isabellens, seiner königlichen Beschützerinn Tod. Plötzlich erdröhnt der Grund der Erde mit dumpfem Donner. Ein mildes himmlisches Licht verklärt die Mauern seines Gefängnisses. Hesper, der Genius der neuen Welt, erscheint dem Helden, und lächelt ihm Trost. Columbens Ketten fallen ab, und geleitet von dem Schutzgeist des occidentalischen Welttheils, tritt er aus dem Kerker, und ersteigt an Spaniens Westküste den Gipfel des Berges der Offenbarung.

Europa verschwindet; das Weltmeer liegt unter ihren Füßen: der ungeheure amerikanische Continent steigt empor mit allem Reichthum seiner Natur. Die ursprünglichen Bewohner des Welttheils erscheinen in ihrer wilden kriegerischen Sitte. Der Genius schildert dem erstaunten Helden die wunderbare Mannigfaltigkeit der amerikanischen Klimate, und läßt ihn die Grausamkeiten der spanischen Eroberer sehen. Anziehend ist die Episode von Capak und seiner Gattinn Ozella, den Gründern des peruanischen Reiches; voll Wahrheit und Lebens das Gemählde von Mexiko, Cusco und Quito.

Das dritte Buch der Columbiade ist fast ganz den Thaten des Inka Capak geweiht, und voll prachtvoller Naturgemählde. Bedrohet von den Wilden der Gebirge, sendet er ihnen seinen Sohn, als Friedensbothen. Dieser findet das Volk, zu dem er gehet, in der Nähe eines verheerenden Vulkans versammelt, wo es auf einem Altar ein Kind opfert, den Aufruhr der Natur zu besänftigen. Umsonst predigt des Inka Sohn den Barbaren eine mildere Gottheit. Er wird gefangen hinweggeschleppt. Da greift der zürnende Capak zu den Waffen, die Peruaner werden während einer Sonnenfinsterniß geschlagen. Indem Ozella noch um ihren Sohn Rocha jammert, tritt die Sonne wieder glänzend hervor, und zeigt den geliebten Rocha am Opferaltar, wo er durch die Waffen der Inka-Armee befreyet wird.

Columbus erblickt, im vierten Buche, Peru's grausame Zerstörung und die Greuel künftiger Weltalter; dann aber auch die schönen Niederlassungen der Europäer in Amerika's nördlicher Hälfte, und des alten Welttheils Aufblühen durch die Schätze des neuen. Des Delaware blühende Uferwelt wird das Asyl aller Verfolgten und Unterdrückten, die den Stürmen Europens, dem Despotismus der Großen, dem Fanatismus der Priester, dem räuberischen Grimm ehrgeitziger Eroberer entfliehen.

Dann, im fünften Buche, sieht er den Kampf Nordamerika's um seine Freyheit, Washingtons Weisheit, Warrens und Montgomery's Tod. Das sechste Buch setzt nur die Geschichten des vorigen fort. Entsetzlich ist das Gemählde der brittischen Kerkerschiffe, worin die amerikanischen Gefangenen in den ersten Jahren des Freyheitskrieges gesperrt, und einander durch ihren Odem zur Pestilenz wurden. In dem Kerkerschiff, der Jersey genannt, das bey New-York vor Anker lag, sollen, laut einer Note des Dichters, binnen achtzehn Monathen 11,000 gefangene Amerikaner gestorben seyn. Enthält diese Note historische Wahrheit (??), dann fluche kein Britte mehr der verruchten Grausamkeit der Spanier im sechszehnten Jahrhundert, ohne beyzufügen: Die Britten waren noch nicht menschlicher im achtzehnten Jahrhundert.

Der Nordamerikaner Bund mit Frankreich, des Freyheitskampfes Fortdauer, die Gefangennahme des Cornwallis und seiner Armee, dann den Triumph und unsterblichen Ruhm der nordamerikanischen Waffen, besingt das siebente Buch.

Im folgenden überläßt sich der Dichter dem Wechsel der schönsten und traurigsten Empfindungen. Aus dem Jubel der Hymne an den Frieden sinkt er in die Wehmuth um den Tod seines Bruders. Eine Reihe lachender Scenen gaukelt vorüber, geführt an den Händen des Friedens und der Freyheit. Nur der Anblick von Afrika's Kindern in der Sclaverey stört ihn.

Er empört sich gegen des Sclavenhandels Unmenschlichkeit, und mahnt seine Mitbürger an, das Heiligthum ihrer Freyheit bewährend, sie auch durch keine Barbarey zu schänden.

Hesper und Columbus Betrachtungen lenken sich, im neunten Buche, über den trägen Gang der Wissenschaft und Cultur, über die Verschiedenheit des ältern und spätern Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft, und über die Vorzüge des Föderativsystems in Amerika. Im Entzücken verklärt sich Columbens Geist. Der Blick in die Zukunft hat ihn mit seinen Leiden und großen Opfern versöhnt. — Das Gedicht endet mit einem großen Blick über den Gang der Nationen und ihre Veredlung; ein Kongreß versammelter Nationen, Harmonie der Staaten, und das Reich des allgemeinen Friedens bringt noch ein Mahl der Welt goldenes Alter zurück.

Dieß ist der Inhalt der Columbiade, die reich ist an herrlichen Scenen, wiewohl sie auch ihre Fehler trägt. Doch diese aufzuzählen ist hier der Ort nicht. Barlows Dichtung, voll Empfindungen, eines aufgeklärten Zeitalters würdig, wird lange eine der schönsten Blüthen des amerikanischen Parnasses bleiben.

Miscellèn.

Das Morgenblatt gab vor geraumer Zeit eine interessante Art Geheimschrift, welcher sich — ungeahnt von Ungeweihten, Minister, Gesandte, Polizey-Chefs und andere Staatsbeamte auf Sicherheits- und Empfehlungscharten bisweilen bedienen. Es sind dabey meist Figuren und Farben mit Buchstaben, Ziffern, Linien und Puncten verbunden, so daß man sie auch als eine Art der vermischten Geheimschrift ansehen kann.

Fast alle Bestandtheile einer solchen Charte sind geheime Merkmahle, welche nur für Eingeweihte verständlich sind. Während der französischen Revolution gehörten in diese Classe vorzüglich die Sicherheitscharten, womit oft auch die bekanntesten und unverdächtigsten Personen sich versehen mußten.

Noch jetzt pflegt zu Paris der Minister der auswärtigen Angelegenheiten manchen Fremden eine Art vou Sicherheits- und Empfehlungscharte zu geben. Hier ist eine derselben von dem Jahre 1806 beschrieben, ohne daß man jedoch die darin muthmaßlich enthaltene Geheimschrift zn erklären vermag. Es ist ein Achteck von starker aber dünner Pappe; überall mit feinem, gut aufgeleimtem Papier überzogen, ungefähr in der Größe einer großen Taschenuhr. Auf beyden Seiten läuft auf dem äußersten Rande zuerst eine schwarze Linie herum, an dem einen Orte stärker, an dem andern schwächer; auf diese Linie folgt eine rothgelbe Einfassung, einen starken Messerrücken breit; diese wird sodann abermahls begränzt durch schwarze Linien, die bald einfach, bald doppelt, bald dicker, bald dünner sind. Auf der Hauptseite steht auf weißem Papier, in Kupfer gestochen, der französische Reichsadler, auf einem gewundenen Stabe, unter der schwebenden Reichskrone, zwischen zwey Lorbeerzweigen, die unten sich kreuzen, und mit einem Bande zusammen gebunden sind. Zu beyden Seiten der Krone stehen zirkelförmig die Worte: Empire français. Die Kehrseite ist in der Mitte von oben herab durch zwey Farben getheilt; die linke (heraldisch die Rechte) Hälfte ist weiß, die linke hellgrün. Oben steht, in Kupfer gestochen, in einem Halbzirkel: Respect au droit des gens. In diesem Halbzirkel steht in drey geraden Linien geschrieben (als wäre es in Kupfer gestochen) der Nahme und Charakter des Eigenthümers der Charte. Dann ein Querstrich, und unter diesem, in Kupfer gestochen, die Worte: Le Ministre des Relations Extér.res Unter diesen, eigenhändig, die Signatur: Ch. Mau. Talleyrand. Hierunter in Kupfer gestochen, in zwey Zeilen: Par le Ministre. Le Chef de la Div.on des Rel.ons Comm.les. Und darunter eigenhändig die Signatur: D'Harmond.

Der Graf von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XVI., hatte für die diplomatischen Agenten Frankreichs eine merkwürdige Art geheimer Polizeyschrift eingeführt, welche hier, nach Anleitung einer darüber vorhandenen Druckschrift, genau angegeben zu werden verdient. Nach einigen fing das Cabinet von Versailles schon in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. an, eine geheime Polizeyschrift einzuführen, welche Graf von Vergennes nachher vervollkommnete. Dagegen behauptete Joh. Ferd. Opitz, k. k. Bankalgefäll-Inspector zu Tschaslau in Böhmen, daß er, seit 1783, der wahre Erfinder dieser Geheimschrift sey, nach dem Zeugnisse des Grafen Maximilians von Lamberg.

Der Graf von Vergennes vertraute diese Geheimschrift den französischen diplomatischen Agenten an, mit dem Auftrage, sich derselben zu Empfehlungscharten für Fremde zu bedienen, die nach Paris reisen wollten. Der Aussteller mußte darin, nach einer erhaltenen Instruction, alles Interessante über die Person des Überbringers ausdrücken, und dieser ahnte nicht, daß er in seiner Empfehlungscharte, die in dem Äußern den Visitenbillets ähnlich war, eine genaue Charakteristik seiner Persönlichkeit, vielleicht selbst einen Uriasbrief, offen trug. Kein Zug, kein Strich, kein Punct, keine Ziffer, keine Farbe, keine Figur war in dieser Charte ohne Bedeutung. Das Land, welchem der Fremde angehörte, seine Gestalt und Gesichtszüge, Religion, Stand, Alter, Temperament, Charakter, Tugenden und Laster, seine wissenschaftliche Cultur, seine Talente und Kenntnisse, ob er verheirathet oder ledig, arm oder reich, ob er verdächtig sey, die Absicht seiner Reise, ob er eigenes Haar, oder eine Perücke trage, seine körperlichen Fehler, und noch vieles andere, konnte auf einer solchen offenen Charte angezeigt seyn. Der Schlüssel zu dieser Geheimschrift war bis auf dreyzehn geschriebene Bogen angewachsen.

Bey der Ankunft des Fremden entzifferte man sein Empfehlungsbillet, verificirte nach solchem seine Person, instruirte die Polizey, nahm seine Maßregeln in Geschäften mit ihm, u. dgl. m. War er z. B. reich und ehrliebend, so hielt man ihn lange auf, damit er viel Geld in Paris zurück lassen möchte. Einen Armen fertigte man bald ab, damit er nicht etwa Schulden machen, und heimlich entweichen möge.

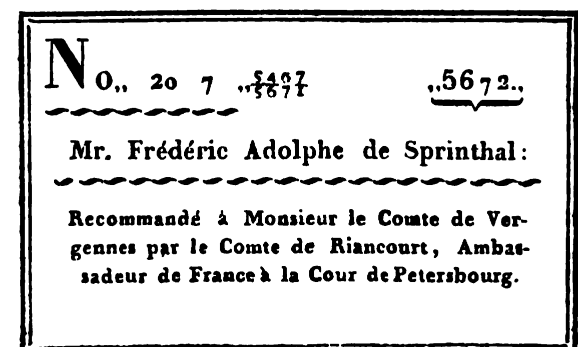
Man hatte zwey Methoden bey dieser Geheimschrift. Die erste ist mühsamer, als die zweyte. Sie erfordert Zeichnung, und allenfalls auch Illumination, welches bey der zweyten nicht nöthig ist.

Für die erste Methode dient folgende allgemeine Tabelle. Es zeigt an:

I) Die Farbe des Papiers; — das Land, aus welchem der Fremde kommt; II) die Einfassung des Billets, — die äußern Merkmahle und Verhältnisse des Fremden; III) ebenfalls die Einfassung, — die Absicht seiner Reise; IV) das Unterscheidungszeichen gleich nach seinem Nahmen, — seine Religion; V) der Zug unter seinem Nahmen; — seinen innern Charakter; VI) die Zahlen, die man für die Nummer des Billets ansehen kann, — seine Kenntnisse.

Sechs Special-Tabellen enthalten dann das Nähere über jede einzelne Rubrik der vorstehenden allgemeinen Tabelle.

Die zweyte Methode ist ungleich leichter. Es wird darin Alles durch Zahlen und Striche angedeutet; wir liefern hier unsern Lesern ein Beyspiel.


No,, 20 7 ,,5407/5671 ,,5672.,

Mr. Frédéric Adolphe de Sprinthal:

Recommandé à Monsieur le Comte de Vergennes par le Comte de Riancourt, Ambassadeur de France à la Cour de Petersbourg.

Erklärung. Nach diesem Billet war Herr von Sp,inthal, 1) groß von Person — denn das N ist groß; 2) ob er verheirathet sey, weiß der Empfehler nicht — denn es steht eine Null nach dem N; 3) vermuthlich ist er noch ledig — denn durch das N sind keine Striche gemacht; 4) er trägt eine Perücke, denn unter dem N steht eine wellenförmige Linie; 5) er ist aus Pfalzbayern — dieß folgt aus den zwey ersten an einander hängenden Zahlen, nähmlich 20, in 20 7; 6) alt zwischen 50 und 55 Jahren — dieß sagt die dritte Zahl, nähmlich 7 in 20 7; 7) verschwiegen — es sagen dieses die Striche" „, womit die Zahlen eingeschlossen sind; 8) er besitzt viel Einsicht — die Zahl 5 in dem Zähler des Bruchs; 9) ist gelehrt — die Zahl 4 in dem Zähler; 10) ein Spieler — die Zahl 6 in dem Zähler; 11) nicht arm — die 7 in dem Zähler; 12) schön gewachsen — die 5 in dem Nenner; 13) mittelmäßig schön von Gesicht — die 6 in dem Nenner; 14) von ernsthafter Miene — die 7 in dem Nenner; 15) sucht Kriegsdienste — die 1 in dem Nenner; 16) versteht Staatskunde — die 5 rechter Hand; 17) Mathematik — die 6 rechter Hand; 18) und Sprachen — die 7 rechter Hand; 19) er ist Soldat — die 2 rechter Hand; 20) kennt Wahrheit — denn die Zahlen der Kenntnisse und des Standes sind mit ——,—— unterzeichnet; 21) ist katholisch — denn hinter seinem Nahmen steht ein Colon; 22) ein Betrüger, denn sein Nahme ist mit ~~~~~~ unterzeichnet.

…………………

Doctor Martin Luther sagt in seiner Schrift von „Kaufhandlung und Wucher," die 1524 im Druck erschien, über Colonial-Waaren: „Das kann man nicht leugnen, das keufen und verkeufen ein nöthig Ding ist, das man nicht emperen, und wohl christlich brauchen kann, sonderlich in den Dingen, die zur Noth und ehren dienen; denn also haben auch die Patriarchen verkuft, und gekuft, Vieh, Wolle, Getreide, Butter, Milch und andere Güter. Es sind Gottes Gaben, die er aus der Erden gibt, und unter die Menschen theilt.

Aber der auslendische Kaufshandel, der aus Kalikut und Indien, und dergleichen Wahr herbringt, als solch köstlich Seiden und Goldwerck und Würze, die nur zur Pracht und keinem Nutz dienet, und Land und Leuten das Geld aussauget, solt nicht zugelassen werden, wo wir ein Regiment und Fürsten haben. Doch hievon will ich itzt nicht schreiben, denn ich acht, es werde zuletzt, wenn wir nimmer Gelt haben, von im selbst ablassen müssen, wie auch der Schmuck und Fras. Es wil doch sonst kein Schreiben noch leren helfen, bis uns die Not und Armut zwinge.

Gott hat uns Deudschen dahin geschlaudert, daß wir unser Gold und Silber müssen in frembde Lender stossen, alle Welt reich machen, und selbst bettler bleiben; der König von Portugal solt auch weniger haben, wenn wir im seine Würtze liessen. Rechen du, wie viel Gelts durch eine Messe zu Frankfurt aus deudschen Land gefürt wird, on Not und Ursache, so wirstu dich wundern, wie es zugehe, daß noch ein Heller in deudschen Landen sey. Aber las gehen, es will doch also gehen. Wir deudschen müssen deudschen bleiben, wir lassen nicht ab, wir müssen denn."

…………………

Welche Nation hat solche Übersetzungen aus allen Sprachen geliefert als die Deutsche? — Ein Zeichen, wie sehr sie gebildet ist! — Welche Nation hat Übersetzungen wie die des Homer, des Shakspear, des Cervantes, des Cid, des Tasso und Benvenuto Cellini, welche mit so eigenthümlicher Innigkeit in unsre Sprache übertragen sind!

Wo ist die Philosophie so neu und kräftig aufgelebt als bey uns? Leibnitz, Mendelsohn, Kant, Fichte, Schilling, Steffens, Schleyermacher — welche Nahmen! Griechenland war stolz auf seine sieben Weisen, können wir es nicht auch seyn? Doch was nenne ich alle die herrlichen Geister, welche ich nicht aufzuzählen vermag und die auch nach diesem irdischen Leben des Lobes anderer nicht bedürfen.

Doch nicht nur die Philosophie, nicht nur Musik und Poesie, die bewegtesten der Musen, durch deren innerstes Wesen leichtes, herrliches Leben fließt — auch die ernstere Clio hat bey uns ihre verehrten Priester gefunden. Aber auch die Wahrheit hat in dieser trübseligen Zeit ihre Märtyrer finden müssen!

Für die bildende Kunst ist Deutschland vielleicht nie gewesen. — Der Charakter des Volks ist zu wenig fantastisch dazu. Das Clima Germaniens, unser Nationalgeist, unsere Sitten und Religion, Alles ist mehr für ernste, ruhige Überlegung, als für einzelne glückliche Momente, wo Schwärmerey und Begeisterung den bildenden Künstler unterstützen müssen. Uns fehlt der milde Himmel des Südens! Ja! romantischer Boden und wundervolles Clima sind für die bildende Kunst nothwendig; sie muß immer von der Natur unterstützt werden. Schönheit ist die Tendenz des bildenden Künstlers, und von Schönen muß er umgeben seyn! Leichter entbehrt dieses der Dichter, der Tonkünstler, noch leichter der Philosoph, der Geschichtsschreiber. Sie müssen sich ihre innere Welt bilden. Ein heller Kopf, wenn er nur literärische Unterstützung hat, äußert sich in den Steppen Sibiriens wie in den mahlerischen Gegenden Italiens und der Schweiz auf gleiche Weise. Nicht so die bildende Kunst.

…………………

Halbe Maßregeln schaden überall, den Künsten geben sie den Todesstreich. Vereinigung von Nutzen und Schönheit, das ist die Seele (Horaz Epist. II. 3. v. 343.) — damit muß angefangen werden. Rom hatte zuerst die Mauer, die es einhegte, dann Wasserleitungen und Abzuchten; was wir jetzt in Trümmern bewundern, sind spätere Baue. Ein großer Vertrauter der Geheimnisse der Völkerwelt in Sprache, Schrift und Geschichte hat längst gesagt: „wie Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie."

…………………

Die Demuth ist des Deutschen größtes Erblaster, er achtet sich selber gering: So wird er's und die Völker umher verachten ihn. „Der Deutsche ist nun einmahl so," lieset man in allen Stubenbüchern, und der Schmähruf hallt überall wieder. Und weil er nun einmahl doch so ist, denkt jedermann dabey: so muß er auch so verbraucht werden. Stärke und Ausdauer, was doch die wahre Siegeskraft ist, wagt ihm kein Überrheiner und Überalper abzuläugnen: Denn das bloße äußere Ansehn würde zu auffallend Lügen strafen. Aber das, wodurch der Löwe den Ur besiegt, streitet man ihm ab, und der Gutgläubige spricht's und schreibt's nach; denn im überweisen Auslande sagt man es ihm so vor. Freylich von selbst, ohne eigenes Zuthun, ohne Leibesübungen kann es der Deutsche, zumahl der Nordostländer, bey schwerer Arbeit und harter Kost nicht mit den Südvölkern in Gewandtheit und Behendigkeit aufnehmen. Als er noch Jäger war, mit dem Bären Haut um Haut kämpfte, Heerden auf großen Triften weidete, und den Ackerbau nur nebenbey trieb: da staunten selbst die Römer über die Deutsche Leibesgeschicklichkeit. „Ihre Stärke beruht auf ihrem Fußvolk, das so schnell ist, um unter der Reiterey mitzufechten" sagt Tacitus. (Germ. VI.) Teutobech, der Teutonen König war gewiß allen heutigen Kunstreichen überlegen (Flor. L. III. c. 3.) Deutsche retteten den Cäsar beym allgemeinen Aufstand der Gallier, und verschafften ihm durch ihre gut geführten Gesichtshiebe die Weltherrschaft in den pharsalischen Gefilden. Römer rühmen den Anstand deutscher Jünglinge, die sich ihn freylich durch Übung erwarben. So das ganze Mittelalter hindurch bis auf Maximilian, den letzten Ritter auf dem Kaiserthron. Nur die Neudeutschen verwahrlosen den Körper, versäumen das Erwerben unentbehrlicher Leibesgeschicklichkeiten, verkennen ihre edle Naturkraft, und müssen vor Völkern knieen, die eigentlich vor uns nicht aufzustehn wagen sollten. Von einem Taugenichts sagten die Römer: „Er kann nicht schwimmen, nicht schreiben" — wir schafmüthigen Neudeutschen Philister: „Er kann nicht lesen, nicht bethen." Rufe doch jeder deutschgesinnte Vater der sorgsamen Mutter aus Schiller's Wilhelm Tell zu:

„Sie sollen Alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet seyn."

Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen sind to-

Kraftfreye Übungen, überall anwendbar, umsonst wie die Luft. Diese kann der Staat von jedem verlangen, von Armen, Mittelbegüterten und Reichen: Denn jeder hat sie nöthig.

Klettern, Steigen, Sich im Gleichgewicht halten, sind äußerst wohlfeil; daß sie mit geringer, ja unbedeutender Ausgabe des Staats überall in Gang gebracht werden können. Berge und Felsen erklimmen, ist freylich nur in Gebirgsgegenden zu üben, aber da sollte es dann doch auch nicht unterbleiben. Schwimmen müßte eine Hauptkunst des flußreichen Deutschlands seyn. Flüsse, die auch noch nicht schiffbar sind, tragen doch schon Schwimmer.

Fortsetzung dieses Archivs im Jahre 1811.

Diese Zeitschrift erschien vom verflossenen neuen Jahre an, zur Befriedigung eines der dringendsten literarischen Bedürfnisse des Augenblicks, deren gemeinnütziger Endzweck war, dem Gelehrten, wie jedwedem verständigen Zeitungsleser, schnell, vollständig und mit Auswahl, nicht nur das Vorzüglichste dessen zu liefern, was die gelesensten Journale des Auslandes im Fache der Historie, Geographie, Staatswirthschaft, Politik und Kriegskunst enthielten, sondern es auch an ausgezeichneten Originalaufsätzen, zumahl über inländische Gegenstände nicht ermangeln zu lassen.

Obgleich jede neue Unternehmung, sie sey groß oder gering, ihre Hindernisse und Mängel zu bekämpfen hat, bewies gleichwohl die so sehr ausgezeichnete und die gehegten Erwartungen noch übertreffende Aufnahme, welche dieses Archiv fand und erhielt, daß die Gemeinnützigkeit der ganzen Unternehmung, ohne irgend welche Anpreisung von selbst deutlich genug in die Augen gefallen sey. Für die Leser des österreichischen Kaiserstaates, denen dieses Journal zuvörderst geweiht wurde, ist es wohl kein Geringes, hier Alles beysammen zu treffen, was sie sonst in so vielen ephemeren Blättern des Auslandes, mit Mühe, mit Zeitverlust, mit einem, bey den jetzigen steigenden Preisen ganz unverhältnißmäßigen Aufwande zusammen suchen müßten, und selbst dann noch schwerlich vollständig überblicken würden, — daß ihnen ferners auch alles Wesentliche und Nützliche jedes ausländischen Journals erhalten bleibe, wenn auch manchmahl einzelne Nummern des einen oder andern, aus mehr als vollwichtigen Gründen nicht allgemein haben erlaubt werden können.

Was die Original-Aufsätze betrifft, so erwähnt man als ganz neu gelieferter und wichtiger Actenstücke aus der vaterländischen Vorzeit, nur der Briefe des großen Königs Mathias Huniady Corvin und Luthers, des Tagebuches Maximilians I. über seinen ungarischen Feldzug, jener von fremden und einheimischen Kunstrichtern des größten Beyfalls gewürdigten Charakterzüge aus der Epoche und aus dem wahrhaft universalhistorischen Leben Carls V. seiner Staatsmänner und Helden, durch die so viele, ganz neue Facta zu Tage gebracht, so mancher, bisher blind nachgeschriebene und fortgepflanzte Irrthum in seiner ganzen Blöße gezeigt wird, des Itinerärs eben dieses großen Kaisers, aus der Feder seines geheimen Cabinets-Secretär Vandenesse, Ridlers Anecdoten aus den schönsten Momenten des österreichischen Waffenruhms, der ersten und einzigen Übersetzung von Johann von Müllers geistvollen Essais historiques, der Geschichte des geheimen Staatsarchivs in Wien, und der viel zu wenig bekannten Smitmerisch-Löschnerischen Sphragitothek ꝛc. ꝛc. — Collin's Rudolphsade und sein Kaiser Max auf der Martinswand, ragen unter den dichterischen Geburten unserer Tage so hoch hervor, daß sie billig als das schönste Blatt dieses Kranzes geachtet werden.

Daß die, am Ende jedes Blattes stehenden Miscellen eine, um der Auswahl und Vollständigkeit willen gleich seltene und anziehende Sammlung historischer Anecdoten bilden, hat die Stimme des Publicums mehrmahls mit lautem Verlangen bewiesen.

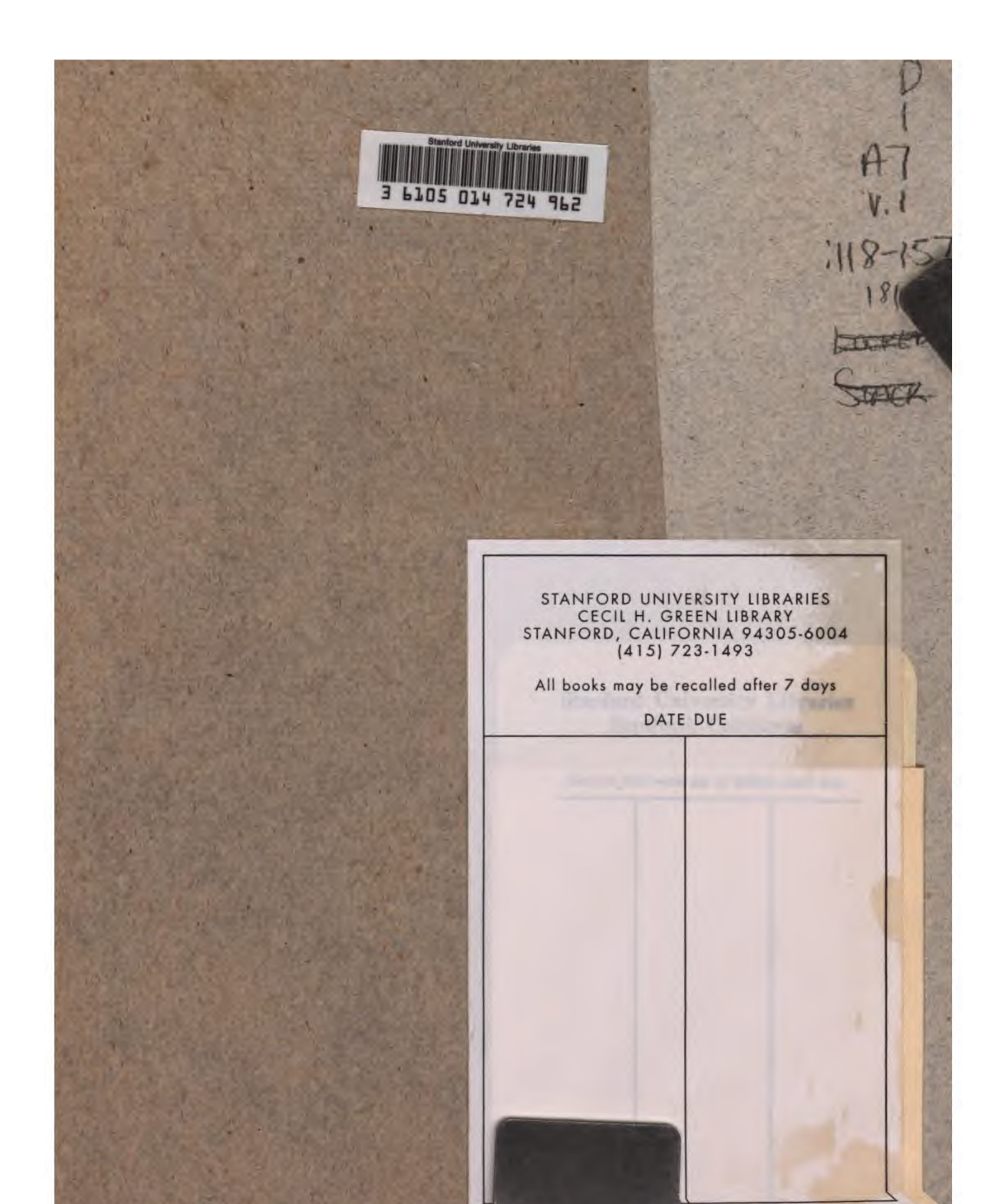
Die Sammlung öffentlicher Staatsacten, welche ganz besonders über die versprochene Bogenzahl abgegeben wurde, enthält die vollständige und diplomatisch-genaue Reihenfolge der Friedensschlüsse, Waffenstillstände, Evacuations-Tractate ꝛc., welche die vier letzten französischen Kriege geendet haben (jenen von Campo Formio, Luneville, Preßburg und Wien) die Haupturkunden des deutschen Entschädigungswerkes, Österreichs Erhebung zum Erbkaiserthum, die Auflösung des gesammten deutschen Reiches und die Rheinische Bundesacte, die zur Vollständigkeit unentbehrlichen, in die Gestaltung der Welt so tief eingreifenden Tractaten von Amiens und Tilsit ꝛc., den letzten Frieden mit der Pforte zu Szistove und die Grundlagen der so wichtigen commerziellen Relationen mit derselben, endlich Österreichs sämmtliche Freyzügigkeits-Verträge; — lauter Staatsurkunden, die der Gelehrte, der Geschäftsmann, der Zeitungsleser, mit Recht so gern zusammen gestellt findet, zu deren Inhalt man selbst in so manchen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens zu recurriren genöthiget ist.

Die Redaction des Archivs hat ferners die Idee aufgefaßt, selbes nach der Weise der Alten, mit einer Blumenlese der herrlichsten Stellen aus irgend einem deutschen Classiker als Motto's zu schmücken. Für den ersten Jahrgang wurde hierzu eine Anthologie aus Johann von Müller gewählt. Welche kühne Neuheit, welche, nicht selten prophetische Richtigkeit der Ansichten, welche Kraft des Ausdruckes, endlich welchen Schatz von Staats- und Menschenkenntnissen diese Fulgurationen eines großen Geistes in sich begreifen, bleibt selbst vom flüchtigsten Leser nicht ungefühlt. Die Wahl der kommenden Motto's wird zuerst Schiller's und Göthe's unsterbliche Werke treffen. — Dem heurigen Jahrgange wird ein prachtvolles Titelkupfer beygefügt, die folgenden werden mit wohl getroffenen und sorgfältig gearbeiteten Portraits ausgezeichneter Männer aus dem Vaterlande geziert.

Übrigens wird das Archiv nach einer wesentlich erweiterten Anlage und auch mit vermehrter Bogenzahl, wenn gleich trotz des Fortschreitens aller Preise im unveränderten Pränumerations-Betrag erscheinen. Vorzüglich wird man bedacht seyn, interessante Notizen über die neuesten politischen Ereignisse, über die besprochensten Gegenstände des Tages, und über das Leben und die früheren Thaten der dabey vorzüglich auf die große Scene tretenden Männer zu liefern.

Die Herausgabe des Archivs geschieht wöchentlich drey Mahl: Montags, Mittwochs und Freytags. — Der ganze Jahrgang kostet gegen Vorausbezahlung 25 fl., halbjährig 12 fl. 30 kr. — Die Pränumeranten in den Provinzen belieben ihre Bestellungen directe bey der hiesigen kais. kön. Oberst-Hof-Postamts-Haupt-Zeitungs-Expedition zu machen. Postfrey wird ganzjährig mit 30 fl. pränumerirt. — Die Buchhandlungen wenden sich mit ihren Bestellungen hierher an die Anton Dollische Buchhandlung, welche diese Zeitschrift in monathlichen Heften liefern wird.

Wien, gedruckt bey Anton Strauß.


Stanford University Libraries
3 6105 014 724 962
D
1
A7
V.1
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE

